

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte des Rheinlandes
von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart

in zwei Bänden

HERAUSGEGEBEN
VON DER
GESELLSCHAFT FÜR RHEINISCHE GESCHICHTSKUNDE

ESSEN AN DER RUHR
G. D. BAEDEKER, VERLAGSBUCHHANDLUNG
1922

Digitized by Google

Geschichte des Rheinlandes
von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart

von

H. Aubin, Th. Frings, J. Hansen, J. Hashagen, F. Koepp,
B. Kuske, W. Levison, W. Platzhoff,
E. Renard

*

ZWEITER BAND:
KULTURGESCHICHTE

ESSEN AN DER RUHR
G. D. BAEDEKER, VERLAGSBUCHHANDLUNG
1922

Digitized by Google

Übersetzungsrecht vom Verleger vorbehalten.
Copyright 1922 by G. D. Baedeker, Essen a. d. R.

Digitized by Google

DD491
R45G4
1922
v.2

Inhaltsübersicht.

Zweiter Band.
Kulturgeschichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verfassung und Verwaltung des Rheinlandes, seiner Territorien und Städte bis zur Auflösung des alten Reiches.

Digitized by Google

I.

Das Reich und die Territorien

von

Hermann Aubin.

Erstes Kapitel.

Die Verfassungsentwicklung.

Völkerschaftsverfassung, Gaue. — Veränderungen durch das Königtum. — Entstehung des Lehnswesens. — Verminderung der Freien, Hebung der Leibeigenen. — Anfänge der Immunitäten. — Höhepunkt des Königtums unter den großen Karolingern. — Aufkommen der örtlichen Gewalten, Herzogtümer, Pfalzgrafschaften, Erblichwerden der Grafschaften. — Geistliche Reichsfürsten. — Durchbruch der Immunitäten. — Vogtei. — Das Lehnswesen als staatliche Ordnung. — Umbildung der Stände nach Berufen: Ritter und Bauern. — Das Lehnswesen zur Territorialbildung ungeeignet. — Entstehung der Territorien aus örtlicher Gerichtsbarkeit. — Innerer Ausbau der Territorien. — Ergebnis der Territorialbildung. — Die Stellung der Rheinlande in der Reichsverfassung der Neuzeit. — Landfriedensbünde und Kreise.

Die Besitznahme des linken Rheinufers durch die Germanen führte einen völligen Umsturz seiner Verfassung herbei, welche von nun an auf denselben reingermanischen Grundlagen beruht wie in den rechtsrheinischen Landesteilen.

Als sich die Franken über den Rhein hin ausbreiteten, befanden sie sich im Übergange von der Völkerschaftsverfassung zur Monarchie. Die Völkerschaftsverfassung beruht auf der Gemeinde der gleichberechtigten Freien. Diese erfüllen die noch geringen Aufgaben des staatlichen Lebens alle durch eigene Tätigkeit. In der aufsteigenden Ordnung von Hundertschaften, Gauen und Völkerschaften treten sie zusammen, um über alle wichtigen Angelegenheiten zu beschließen und Recht zu sprechen, in derselben Ordnung bilden sie den Heerbann. An der Spitze der Hundertschaften stehen gewählte Hunnen, an der Spitze der Gaue lebenslänglich gewählte Gaufürsten. Den gesamten Heerbann führt ein im Kriegsfalle gewählter Herzog oder Heerkönig ins Feld. Bei der Wahl hält man sich tatsächlich an die durch alte Überlieferung hervorragenden Geschlechter des Adels, dessen Vorrecht es auch ist, ein Gefolge kampflustiger Jünglinge zu unterhalten. Durch jährliche Geschenke werden die Fürsten geehrt. Steuern gab es nicht.

Digitized by Google

Die Zahl der Unfreien, entstanden durch Kriegsgefangenschaft oder Schuldknechtschaft, war entsprechend der damaligen Wirtschaftsverfassung nicht groß. Der Unfreie hatte keinen Anteil am öffentlichen Leben, genoß nicht einmal Rechtsschutz. Der Knecht war vielmehr ganz Sache in der Hand seines Herrn, der für seine Vergehen eintreten mußte, ihn aber nach Belieben strafen, selbst töten durfte. Unterworfene Völkerschaften wurden in den Stand der Liten versetzt, welche an die Scholle gebunden waren, auch keinen Anteil am Staate hatten, wohl aber vom Rechte geschützt wurden. Zu Liten dürften in der Hauptsache die Reste der romanisierten Bevölkerung des linken Rheinufers gemacht worden sein. Gerade im Rheinland ist nachmals die Klasse der Liten stark vertreten.

Es mangelt fast ganz an unmittelbaren Nachrichten über die innere Verfassung der Rheinlande in dieser Zeit. Wohl aber ist vieles davon als Unterbau noch lange erhalten geblieben. Vor allem läßt sich die alte Gaueinteilung in den späteren Jahrhunderten meist deutlich genug erkennen. Was uns die Urkunden als Gaue vorführen, sind allerdings verfassungsrechtlich Gebilde verschiedener Stufen, Völkerschaftsgebiete oder Teile von solchen, manchmal nur Hundertschaften. Die Völkerschaften schieden sich nicht nur durch ihre Abstammung, sondern auch durch ihr Recht. Gewohnheitsmäßig fortgebildet, trat es als Weistum aus dem Munde des Volkes zutage. Aufzeichnungen aus merowingischer und karolingischer Zeit haben uns die Rechte der Salier, Ripuarier und Chamaver bewahrt. Auf solche Eigenart gestützt, erhielt sich das Stammesbewußtsein und schlug trotz äußerer Unterbrechung immer wieder in weltlichen und kirchlichen Verfassungsbildungen durch. Man wird aber in diesen nicht ohne weiteres die alten Stammesgebiete sehen dürfen, die sich vielmehr nur annähernd angeben lassen. Im Norden weist das bis Elten herabreichende Hamaland auf die Chamaver, der Hattergau beiderseits des Rheins bis zur Ruhr auf die Chattuarier hin. Gleich etwa dem Kölner Bistumsprengel ist Ripuarien anzunehmen. Maas- und Ardennergau — in ersterem Aachen — gehörten schon den Saliern wie zur Diözese Lüttich. Weiter im Süden, wo von alten Stammeszusammenhängen nicht gesprochen werden kann, weil sich hier die Frankenstämme untereinander und mit Alemannen vermischt niederließen, dürften die geistlichen Grenzen für staatliche Neubildungen den Ausschlag gegeben haben. Das Moselherzogtum, das bis Metz hinaufreichte und dessen Schöffen noch unter Karl d. Gr. zum Gericht zusammentraten, wird der Trierer Erzdiözese gleichzusetzen sein. Deren Grenzen deckten sich nach Norden hin vom Vinxtbach an mit der ripuarischen und mit Gaugrenzen. Im Südosten entsprach wenigstens später die Scheide der Herzogtümer Oberlothringen (etwa gleich dem alten Moselherzogtum) und Rheinfranken der Trier-Mainzer Diözesangrenze, wobei der Nahegau zu Mainz gehörte.

Die Benennung mancher Gaue weist darauf hin, daß als solche die natürlichen Einheiten der Flußgebiete zusammengefaßt wurden, welche damals noch durch breite ungerodete Waldgürtel voneinander getrennt

Digitized by Google

waren. Nach Flüssen führen u. a. der Ruhr-, Gill-, Ahr-, Schwist- und Saargau den Namen. Auch abgelegene Gebirgsgegenden bildeten eigene Gaue, wie Eifel und Ardennen. Andere Gaunamen legen eine Anknüpfung der fränkischen Verwaltungseinheiten an die römischen nahe, wie sie am Mittelrhein wahrscheinlich ist, indem sie von römischen Orten hergenommen sind: von Köln, Deutz, Bonn, Jülich, Zülpich, Mayen, Bitburg und Trier. Bei dem kleinen Carosgau um Prüm wird man an die keltischen Caeroesi erinnert. Indessen empfahlen sich diese Orte natürlicherweise als Gaumittelpunkte, weil sie fast ausnahmslos befestigt waren und an den guten Straßen lagen. Sicher ist nur die Erhaltung der römischen Provinzgrenze am Vinxtbach als Gau- und Diözesangrenze. Und soweit eine Begrenzung fränkischer Gaue in Anlehnung an die römischen Verwaltungsbezirke stattgefunden hat, ist sie sicherlich nur eine äußerliche gewesen. Das zeigt eine Betrachtung ihrer inneren Verfassung in den folgenden Jahrhunderten.

Der Drang der Völkerwanderung ließ allgemein bei den Germanen aus dem auf Zeit gewählten Heerkönigtum das erbliche Königtum hervorgehen. Ein eigenes Königshaus kennen wir am Rhein nur bei den Ripuariern um 500. Deren Könige hatten ihren Hauptsitz in Köln. Die Macht des Königtums beruhte neben seiner militärischen Führerstellung auf dem großen Grundbesitz, der ihm bei der Landnahme zugefallen war. Sie legte sich über die Völkerschaftsverfassung, ohne diese anfangs in den niederen Graden zu ändern. Allerdings, die auch erblich gewordenen Gaufürsten mußten vor ihr verschwinden, aber noch wählte sich das Volk seine Gerichtsleiter, im Gau den Thunkin, in der Hundertschaft den Hunnen, selbst. Nur die militärische Führergewalt ging zunächst an einen königlichen Beamten, den Grafen, über.

Bei der Aufnahme der Rheinlande in das große Frankenreich erweist sich noch einmal die der Volksgemeinde zustehende Hoheit. Denn wenigstens die Angliederung der Ripuarier an das Salierreich erfolgte durch die Wahl Chlodowechs seitens der Landesversammlung. Von da ab drängt aber das Königtum die Volksgemeinde immer mehr zurück. Die Königsmacht hatte sich im Westen, auch durch die römische und kirchliche Auffassung von der Monarchie, bedeutend gestärkt. Wie der König selbst oder sein Herzog an die Stelle der Landesgemeinde getreten war, so ziehen seine Beamten mehr und mehr die Rechte der Gaugemeinden an sich. Der Graf entwindet dem Thunkin zuerst die Urteilsvollstreckung, dann den Gerichtsvorsitz. Zur Einziehung der öffentlichen Gefälle und zur Urteilsvollstreckung dient ihm ein Unterbeamter, der Schultheiß. Im Niedergericht behauptet sich noch der gewählte Hunne, bis er, in immer größere Abhängigkeit vom Grafen gelangt, mit dem Schultheißen verschmilzt. Im Moselland um Trier haben sich allerdings vereinzelt von der Grafschaft unabhängige Hunnengerichte noch ins Mittelalter hinübergerettet. Stets aber wird die Volksgemeinde selber in ihrer Tätigkeit im Gerichte eingeschränkt. Bei der Vermehrung und Erschwerung der Rechtsfälle, welche

Digitized by Google

dichtere Besiedlung und Entwicklung des Wirtschaftslebens mit sich bringen, bildet sich bis zur karolingischen Epoche der Kreis der Schöffen, mindestens 7 an Zahl, heraus, welchen nun regelmäßig die Urteilsfindung obliegt. Der Richter des deutschen Rechtes ist ja nur Vorsitzender des Gerichtes, das er in den herkömmlichen Formen leitet, und zwar der Hunne das gebotene, d. h. den Parteien angesagte, Niedergericht seiner Hundertschaft. Der Graf aber umreitet dreimal im Jahr seinen ganzen Bezirk und hält jedesmal in jeder Hundertschaft ein echtes, ungebotenes Ding ab, zu welchem jeder Gerichtspflichtige erscheinen muß. Diesen echten Dingen war das Urteil über jene Fälle vorbehalten, welche Leib, Leben und Ehre, die höchsten Güter der Freien, betrafen.

Die im Gericht verhängten Bußen fallen nun dem Könige zu, der den dritten Anteil den Grafen und Schultheißen zur Besoldung überläßt. Des weiteren stützen die Einnahmen aus Zöllen, Wege-, Brückengeldern und Münzen die königlichen Finanzen, deren Rückgrat aber noch das Königsgut bildet. Steuern werden den Franken auch jetzt nicht aufgelegt. Die öffentlichen Arbeiten an Brücken, Straßen und Befestigungen werden weiter durch Naturaldienste der Bevölkerung ausgeführt. Der Graf leitet sie, und sein Vorhandensein gestattet eine regere Tätigkeit auf diesem Gebiete. Die vielleicht als Abschwächung des Sonderkönigtums erhaltene Herzogsgewalt wird, wie später auch, der Landfriedewahrung und der Zusammenfassung der militärischen Kräfte gedient haben.

Wie die Verfassung, so erlitt auch die ständische Gliederung der fränkischen Völkerschaften tiefgreifende Umwälzungen durch die Völkerwanderung und die Entstehung des großen Frankenreiches. Beide Entwicklungsreihen beeinflussen sich gegenseitig. Vor dem Königtum verschwindet der alte Adel, der Königsdienst aber bringt einen neuen Beamtenadel der Gefolgsleute, Herzöge und Grafen hervor. Die Gemeinfreien werden nicht nur durch die Königsmacht in ihrer Geltung zurückgedrängt, sondern ihr Stand beginnt sich völlig zu zersetzen. Weil ein Teil die Lasten seiner Pflichten nicht mehr zu tragen vermag, büßt er auch seine Rechte nach und nach ein. Wie sollte ein Bauer aus dem Ruhrgau an einem Märzfeld in der Champagne oder an einem Kriegszuge in Aquitanien teilnehmen? Was er in dem engen Umkreis des Stammeslebens hatte leisten können, wurde im Reichsdienst zur unerträglichen Bürde. Dieser erheischte eine breitere wirtschaftliche Grundlage, als sie das Bauerngut bot, zumal der Kriegsdienst zu Pferde notwendig wurde. Die früher in engeren Grenzen gehaltenen Besitzunterschiede hatte schon verschiedener Anteil an dem eroberten linksrheinischen Lande verstärkt. Nun aber fangen die Könige an, aus dem reichen Schatze ihres Grundbesitzes Güter gegen die Verpflichtung zur berittenen Heeresfolge auszutun, und ihnen folgten in absteigender Reihe die also Begabten, die weltlichen und geistlichen Grundbesitzer. Es entsteht das Lehnswesen, das, sehr allmählich

Digitized by Google

sich durchsetzend, im Hochmittelalter die öffentlichen Zustände beherrschen sollte.

Die Annahme von Lehen verschärft die Besitzunterschiede innerhalb des Freienstandes. Indem aber der Gefolgsmann nicht mehr unmittelbar, sondern durch seinen Herrn zur Heerfahrt aufgeboten wird, bereitet sich zugleich eine neue Gliederung des Untertanenverbandes vor. Noch die Karolinger haben die alte Verfassung insofern aufrechtzuerhalten versucht, als sie je nach dem Kriegsschauplatz die Stellung eines Kriegers von mehreren Hufen regelten. Auch die Rechtssicherheit unter den ersten Herrschern dieses Hauses kommt zweifellos gerade den kleinen Freien zugute. Aber sie haben die Zersetzung des Standes nicht aufgehalten. Viele Freie vermögen sich nicht mehr vollfrei zu behaupten, sie suchen samt ihrem Gute Schutz bei einem Herrn. Für ihre Abgaben leistete dieser nur die Heerpflicht mit seinem Gefolge. Auch religiöse Motive spielen dabei mit. Wer sich der Kirche ergibt, sorgt durch die fromme Tat zugleich für sein Seelenheil. Die Kirche legte ihren Schutzleuten einen Zins an Wachs auf. Schon im 9. Jahrhundert erscheint infolge solcher Ergebungen die Zahl der Vollfreien im Rheinland geringer als im übrigen Deutschland.

Die ehemaligen Freien bewahrten anfangs im Schutze eines Herrn ein besseres Recht als Liten und Knechte. Seit dem 8. Jahrhundert werden aber auch sie nach deren Beispiel zu Abgaben bei der Verheiratung und beim Tode — dem besten Kleid — verpflichtet. Andere Kräfte waren inzwischen am Werk, die Lage der niedersten Unfreien zu verbessern. Das karolingische Königtum schränkt die Strafgewalt des Herrn über seine Leibeigenen ein, indem es auch diese für schwere Verbrechen unter das ordentliche Gericht stellt. Vor allem haben die Humanitätsgedanken der Kirche auf Hebung des Leibeigenenstandes hingearbeitet. Ihre Erfolge sind an der Fülle von Freilassungen zu messen, durch welche Knechte zu Wachszinsern aufsteigen. So von oben und unten genährt, schwillt diese Klasse beträchtlich an. Je nach ihrer Klasse und räumlich zusammengefaßt bilden die abhängigen Leute eines Herrn Gerichte, welche dessen und ihre persönlichen Rechte wahren. Ebenso treten die Grundholden jedes Herrenhofes zusammen, um die aus der grundherrlichen Güterleihe entspringenden Rechte wahrzunehmen.

Wie durch das Lehenswesen ein Teil der oberen Schichten, so steht mithin durch die Leib- und Schutzherrschaft ein immer größerer Teil der niederen nur noch in mittelbarem Verhältnis zum Staate. Und die Zwischengewalten befestigen sich. Mit der Vertretung ihrer abhängigen Leute im öffentlichen Gericht betraut, suchen die Herren ihre Herrschaftskreise gegen den Eingriff der staatlichen Beamten abzuschließen und auch alle Hintersassen auf ihren Besitzungen, selbst die freien, hineinzuziehen, wie man sagt: Immunität zu gewinnen. Zugleich trachten sie danach, die öffentlichen Gefälle im Bereiche ihrer Grundherrschaft an sich zu bringen. Die Könige haben diese Bestrebungen besonders bei den Reichskirchen und ergebenen Anhängern

Digitized by Google

durch Privilegien gefördert. In den nach außen abgeschlossenen Immunitäten, teils persönlichen Rechtskreisen, teils räumlichen Grundherrschaften, übten nun die Gerichte der Hörigen und Grundholden auch öffentliche Gerichtsbarkeit aus. Bei den geistlichen Immunitäten übernahm ein weltlicher Vogt die Vertretung vor dem Landgericht, weil der Geistliche nicht im Gericht handeln konnte. Der Vogt hatte zugleich die Pflicht, die ihm anvertraute Kirche zu schützen. Den Reichskirchen bestellte der König den Vogt, den geistlichen Eigenkirchen deren Herr, bei weltlichen versah der Herr die Vogteibefugnisse selber.

Die Entstehung der Immunitäten entspricht wohl einmal dem Streben der Grundherrschaften nach wirtschaftlichem Selbstgenügen. Sie ist andererseits die Kehrseite der Schwäche der zentralen Staatsgewalt, der allgemeinen Rechtlosigkeit und des Unvermögens vieler Freier, ihre Stellung im Staate zu behaupten. Über die niedere Gerichtsbarkeit aber haben die großen Karolinger die Immunitätsrechte noch nicht hinauswachsen lassen. Erst später sollten sie sich zur Höhe der Grafschaften aufschwingen, aus Zwischeninstanzen ebenbürtige Staatsglieder und endlich wichtige Bausteine des Territorialstaates werden.

Die Zeit der großen Karolinger bezeichnet den Höhepunkt der Königsmacht im fränkischen Reiche. Sie streben der Fülle des antiken Imperiums entgegen. Erst sie sind wiederum imstande gewesen, die römischen Fiskalrechte, wie Zoll und Münze, dem Königtum ausschließlich vorzubehalten. Vor dem königlichen Münzregal mußte z. B. der Erzbischof von Trier zu Pipins Zeiten den Münzbetrieb einstellen. Die großen Karolinger kodifizieren die Volksrechte, entfalten selbst eine reiche Gesetzgebung und setzen ihre Anordnungen allenthalben mit Hilfe der Grafen durch: Denn die Zwischengewalten der Herzoge haben sie auch in Ripuarien und Moselland beseitigt. Die Grafen überwachen sie nun durch die Königsboten, d. h. sie überwinden die Schwierigkeiten, die Macht der Zentrale in einem ungeheuren Reiche trotz ungenügender Verkehrsmittel und Naturalwirtschaft aufrechtzuerhalten, indem sie die Gegenwart des Herrschers durch wechselnde Kommissare vervielfältigen. Diese Einrichtung wurde besonders für Karl den Großen zur unabweisbaren Notwendigkeit, als er in seinen letzten Lebensjahren das Wandern durch das Reich aufgab und auf rheinischem Boden, in Aachen, seinen bleibenden Sitz aufschlug. Aachen wurde so zur Residenz des Reiches und hat auch unter veränderten Umständen noch Jahrhunderte von dieser Überlieferung gezehrt.

Die Nachfolger Karls des Großen sind nicht imstande gewesen, diese Machtfülle, am wenigsten diesen Zentralismus, aufrechtzuerhalten, auch nachdem sie das Riesenreich durch Teilungen verkleinert hatten. Die umfassendere Tätigkeit der Regierung wird eingeschränkt, der Zweck des mittelalterlichen Staates ist nur mehr die Friedewahrung nach innen und außen.

Aber auch dieser vereinfachten Aufgabe vermochten die Könige nie mehr voll zu genügen. Das staatliche Leben zieht sich wieder auf engere

Digitized by Google

Kreise zusammen. So tüchtige Herrscher auch in den folgenden Jahrhunderten erstanden, der Inhalt der deutschen Verfassungsentwicklung, seitdem sie einmal unter Ludwig dem Frommen auf die schiefe Bahn geraten war, ist der Übergang der Hoheitsrechte vom Reich an die örtlichen Gewalten.

Zunächst gewinnen die einzelnen Stammesgebiete erhöhte Bedeutung. In ihnen kamen Herzogtümer empor, welche gerade wegen ihrer teilweisen Verankerung in alten Zusammengehörigkeitsgefühlen von den Königen oft nur mit Mühe gemeistert, manchmal zu einer Gefahr für die Reichseinheit geworden sind. Im Rheinland entsteht das Herzogtum zwar anfangs im Umfange des ganzen, durch zwei Menschenalter an seine Selbständigkeit gewöhnten Lotharingiens. Als aber 959 die Herzogsgewalt durch Teilung geschwächt werden soll, da treten wieder die alten Zusammenhänge zutage. Das Herzogtum Oberlothringen entsprach wohl dem alten Moselherzogtum, Niederlothringen umfaßte zum mindesten das Stammland der Salier im Deutschen Reiche. Zu Aachen hat sein Herzog noch in Landfriedenssachen zu Gericht gesessen. Ob auch Ripuarien ihm unterstellt wurde, ist ungewiß. Bei Köln ist ein eigenes Herzogtum zunächst jedenfalls nicht geblieben. Erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts hat die Kölner Kirche etwa im Umfange des alten Ripuariens Herzogsrechte gewahrt. Ihre jetzige Stellung beruht aber wohl eher auf tatsächlicher Macht, denn auf Verleihung.

Der Gefährlichkeit des Herzogtums, das sich zwischen den König und die Grafen schob, die Spitze abzubrechen, hatte Otto I. einen Versuch gemacht, indem er Lothringen 953 seinem Bruder Bruno von Köln übertrug. Dieser Versuch scheiterte schon 959 an dem Widerstande der Großen des Landes und es blieb als Rest seiner Tendenz nur jene Spaltung des Herzogtums übrig. Daneben ist ein weiterer Versuch, den zentripetalen Kräften der Herzogtümer entgegenzuwirken, wahrscheinlich die Einsetzung von Pfalzgrafen durch die Ottonen gewesen. Als Verwalter des Reichsgutes und der Reichsvogteien sollten sie die königlichen Rechte in den Herzogtümern wahren. Von allen Pfalzgrafschaften hat die bei Rheine die größte Bedeutung gehabt. Sie ging von der Pfalz zu Aachen aus und war für ganz Lothringen bestimmt. Im 12. Jahrhundert verschob sich ihr Schwerpunkt allerdings aus dem Rheinland an den Mittelrhein. Der erste Pfalzgraf von Aachen tritt 989 auf. Da seine Macht in Ripuarien noch durch mehrere Grafschaften gestützt war, mag sie gerade hier dem etwa geltenden niederlothringischen Herzogtum Abtrag getan haben. Auf die Dauer hat auch die Pfalzgrafschaft nicht dem Gedanken der zentralen Reichsmacht gedient. In dem Prozesse, den wir noch bei dem Grafenamte verfolgen werden, haben auch die Pfalzgrafen ihr Amt als Eigenbesitz betrachtet, das Reichsgut den Königen entfremdet.

Weder das Herzogtum noch die Pfalzgrafschaft sind indessen als solche für die schließliche staatliche Gestaltung ausschlaggebend geworden. In Lothringen haben die Herzogtümer noch weniger zu be-

Digitized by Google

deuten gehabt, als in Sachsen und Bayern. Die für das ganze Land geltenden Befugnisse der Herzoge und Pfalzgrafen haben sich für den Aufbau dauernder Herrschaft als zu schwach erwiesen. Sie bildeten nur eine dünne Decke über den Hochgerichtsbezirken, welche von deren Inhabern schon im Hochmittelalter zerrissen wurde. Die Hochgerichtsherren sind es gewesen, welche die dem Königtum entgleitende Macht dauernd an sich gezogen haben. In ihrer Geschichte liegen die entscheidenden Vorgänge der deutschen Verfassungsentwicklung.

Die Hochgerichtsbarkeit wurde am Ausgang der Karolingerzeit vorzüglich noch von den Grafen verwaltet. Der Anfang vom Ende war es, daß diese ihre Ämter als eigenen, erblichen Besitz anzusehen sich gewöhnten und die Könige dieser Auffassung je länger je weniger steuern konnten. Bei den rheinischen Geschlechtern, welche stark hervortreten, läßt sich sehr früh, wie bei den Vorfahren der salischen Kaiser seit dem Ausgang des 9., bei den nachmaligen Pfalzgrafen seit der Mitte des 10. Jahrhunderts, die Erblichkeit im Grafenamt nachweisen. Die früher gelegentlich von den Königen angeordnete Vereinigung mehrerer Grafschaften in einer Hand tritt nun öfter durch Erbgang ein. So brachten die genannten Konradiner von den rheinländischen Gauen den Nahe-, Trecher- und Mayengau an sich, vereinigte der spätere Pfalzgraf Hermann bereits unter Otto I. die Gaue quer über den Rhein von Zülpich bis Siegburg. Im 11. Jahrhundert teilen die Pfalzgrafen ihr Gebiet, wie auch andere Grafen mit ihren Gauen tun. So werden diese uralten Verwaltungssprengel gleichsam mobilisiert und zum Gegenstand dynastischer Erb- und Heiratspolitik. Das klare Netz der Gaugrafschaften beginnt sich zu vervielfältigen und zu verschieben. Die Bildung dynastischer Herrschaftsgebiete innerhalb des Reiches ist in vollem Gange. Ihre Eingliederung in die Reichsverfassung wird nun in die Form des Lehens gekleidet.

Die Inhaber mehrerer Grafschaften sind nicht imstande gewesen, ihre Rechte in einer jeden derselben in Person wahrzunehmen. Sie mußten Untergrafen einsetzen, wie die Pfalzgrafen die Vorfahren der Grafen von Ahr oder die Konradiner die Emichonen im Nahegau. Die Pfalzgrafen haben derart auch die ihrer Verwaltung übertragenen Waldgrafschaften weiterverlehnt.

Der Gefahr, welche in der Entfremdung der wichtigsten Ämter durch die Erblichkeit für ihre Macht lag, trachteten die Könige entgegenzuarbeiten, indem sie sich auf die Kirchenfürsten stützten. Seit den Ottonen ist es zu einem bewußt verfolgten System geworden, die wichtigsten Grafschaften in die Hände der Bischöfe zu legen, wie Otto der Große es auch mit dem Herzogtum Lothringen versucht hatte. Da die Könige die Bischöfe und Reichsäbte tatsächlich einsetzten, stand ihnen in diesen ein verläßliches, nie der Erblichkeit unterworfenes Beamtentum zur Verfügung. Indem die Könige dabei zugleich Landfremde bevorzugten, entrückten sie ihre Beamten den lokalen und dynastischen Interessen. Außer Grafenrechten häuften sie Zölle,

Digitized by Google

Markt-, Münz- und Geleitsrechte und die Herrschaft über die werdenden Städte auf die Häupter der Reichskirchen. Reichskirchengut blieb ja stets Reichsgut. Auf das Reichskirchengut haben die Könige immer wieder zurückgegriffen, wenn es ihnen an Grundbesitz gebrach. So hatte schon Pipin einen Teil der Trierer Kirchengüter zur Ausstattung des neugeschaffenen Trierer Grafenamtes verwandt, so säkularisierte noch Heinrich II. 6000 Hufen der Abtei S. Maximin, um die Zahl seiner heerespflichtigen Gefolgsleute im Rheinlande zu vermehren, wofür nun die Abtei vom Kriegsdienste befreit war. Durch ihre reiche Ausstattung wachsen die Kirchenfürsten zu einem Gegengewicht und zu Wächtern der Grafen heran. Auf diesem Gedanken beruht die Entstehung der geistlichen Fürstentümer, die, einst so wertvolle Stützen des Reiches, allmählich eine allseits angefeindete Abnormität geworden sind, immer aber der staatlichen Verfassung des Rheinlandes ihren Stempel aufgedrückt haben. In Köln ist der Grund zu solch weltlicher Macht wohl unter dem königlichen Bruder Erzbischof Bruno gelegt, in der Folgezeit etwa von dem mächtigen Anno erweitert worden. Der Trierer Amtsgenosse erhielt gleichfalls in ottonischer Zeit die Herrschaft über die Bischofsstadt, von Konrad II. die Grafschaft im Einrichgau an der unteren Lahn. Einzelne Begnadungen mit Rechten und Reichsgütern laufen, wie sie vorher nicht fehlten, seitdem ununterbrochen weiter. Auch die Erzbischöfe haben indessen Untergrafen, in den Städten Köln und Trier Burggrafen einsetzen müssen. Galten diese anfangs als Reichsbeamte, so machten auch sie bald Lehnsrechte geltend. Von Köln ging derart die Burggrafschaft der Hauptstadt und die Grafschaft m Gill- und Kölngau zu Lehen. Trier besaß später die Lehnshoheit über den Mayengau.

Die Stütze, welche sich der zentrale Reichsgedanke in den Häuptern der Reichskirchen geschaffen hatte, ist durch den Investiturstreit fortgeschlagen worden. Indem Heinrich V. 1122 im Wormser Konkordat die freie Wahl der Bischöfe zugestand, verlor das Königtum die volle Verfügung über diese, worauf der ganze Gedanke ihrer Verwendung als Reichsbeamte aufgebaut war. Nur noch starke Herrscher wie Friedrich Rotbart waren imstande, gestützt auf das ihnen verbliebene Recht der Investitur mit den weltlichen Hoheitsrechten die Wahl ergebener Anhänger durchzusetzen. Sonst kamen immer mehr Söhne der benachbarten Dynastien auf die Bischofssitze, und damit werden die ehemaligen Wächter der weltlichen Fürsten zu deren einfachen Mitbewerbern. Auch die ihnen übertragenen Grafschaften gehen dem Reiche verloren.

Die Grafschaften dieser Zeit sind nun freilich nicht mehr die großen geschlossenen Bezirke, nach denen sich noch die karolingischen Teilreiche so einfach abgrenzen ließen. Auch abgesehen von ihrer eigenen Spaltung, welche sich doch meist der bestehenden Einteilung in Hundertschaften natürlich angeschlossen haben wird. Vielmehr sind die Gaugrafschaften bereits allenthalben durchlöchert durch die Immunitäten. In dem geschilderten Bestreben, öffentliche, vor allem

Digitized by Google

Gerichtsrechte an sich zu ziehen, sind einige Immunitäten in den Rheinlanden bereits in spätkarolingischer Zeit dabei angelangt, eine grafschaftsgleiche Stellung einzunehmen. Die königlichen Fiskalgüter mögen damit vorangegangen sein. Verbrieft wird sie zuerst dem Kloster Werden 877. In ottonischer Zeit ist dieser Zustand allgemeiner in den königlichen Privilegien für die Reichskirchen anerkannt. Wenn die Könige diese Entwicklung bei den Reichskirchen im Zusammenhange ihrer ganzen Politik begünstigt haben, so blieb sie doch nicht auf das Reichs- und Reichskirchengut beschränkt. Auch weltliche Herren besaßen in ihren Grundherrschaften eine räumliche Unterlage, in ihren leib- und schutzherrlichen Rechten Ansätze zur Ausbildung von Immunitäten und sie sind auch ohne königliche Privilegierung auf dem Wege tatsächlicher Usurpation dazu gelangt. Es kam ihnen dabei sicher zu Hilfe, daß sie oft in reichem Maße Königsgut oder Reichskirchengut zu Lehen erhalten hatten, welchem Immunität bereits anhaftete. Dem suchten sie nun die Rechte über ihre allodialen Grundherrschaften anzugleichen. Allüberall sehen wir später die Stammgüter der Freiengeschlechter mit Hochgerichtsbarkeit ausgestattet. Der Prozeß der Immunitätsbildung ist ein ewiger Kampf zwischen den Grafen und den Grundherren um die Grafenrechte gewesen, der je nach den beiderseitigen Kräften bald vorübergehend aufgegeben, bald wieder neu aufgenommen wird, der für denselben Herrn hier mit einem Siege, dort mit einer Niederlage endet und in den einzelnen Fällen zu der verschiedenartigsten Aufteilung der gräflichen Rechte auf die beiden Gegner führt. Im ganzen nie zur Ruhe gekommen, solange das alte Reich bestand, bildet er in ermüdendem Kleinkrieg einen Hauptinhalt der Territorialpolitik.

Als Immunitätsgerichte fungieren neben den selteneren Genossenschaften der persönlich abhängigen Leute die Genossenschaften der Grundholden. Mit der Zeit kommen bei ihnen Schöffen nach dem Beispiel der Landgerichte auf. Das Niedergericht leitet der hörige Wirtschaftsbeamte des Herrenhofes. Er heißt deshalb Schultheiß wie im Hundertschaftsgericht. Dem Hochgericht aber sitzt in den geistlichen Immunitäten der Vogt vor. Denn Geistliche können den Blutbann nicht selber handhaben. Das verhilft dem Vogt zu außerordentlicher Bedeutung. Das freie Vogtwahlrecht, das die meisten rheinischen Kirchen seit dem 10. Jahrhundert erwerben, gewinnt deshalb an Wert. Aber es wird illusorisch, weil die Kirchen tatsächlich doch gebunden sind, die Vögte den mächtigsten Adelsfamilien zu entnehmen, wenn sie bei dem Versagen der Reichsgewalt wirkungsvollen Schutz genießen wollen, weshalb auch die Vogtei nicht minder Lehen und erblich wird. So vereinigten z. B. die Grafen von Kleve am Ende die Vogteien von Essen, Werden und Elten, die Jülicher die von Kornelimünster und Münstereifel. Für entferntere Besitzungen hatten die Kirchen besondere Vögte. Indem sie diese begreiflicherweise aus den benachbarten Herren wählten, rundeten sie deren Herrschaftsbereich ab. Denn der Vogt, im festen Besitze seines Amtes, suchte sich zum Herrn

Digitized by Google

des Kirchengutes, ja der Kirche selbst aufzuschwingen. Es entbrannte in jeder geistlichen Immunität der Kampf zwischen Grundherren und Vogt um die Oberhand, der mit aufreibender Betriebsamkeit um jedes kleinste Recht geführt wird. Die Kirchen suchen sich durch kaiserliche und päpstliche Schutzbriefe zu decken. Sie legen in schönen Pergamenten die Vogtsrechte möglichst genau und eng fest. Die Zisterzienser treten im 12. Jahrhundert mit dem Anspruch völliger Vogtfreiheit hervor. Aber eine gründliche Abhilfe konnte allein gebracht werden, wenn sich die Kirchen über das kanonische Hindernis hinwegsetzten und bei Gelegenheit die Vögte auskauften, um ihre Ämter von unfreien Dienstmannen verwalten zu lassen, die ganz von ihnen abhängig waren. Damit sind sie schon seit dem Ende des 11. Jahrhunderts vorgegangen.

Wo das nicht gelang, da ist der Kampf zwischen Immunitätsherren und Vogt ebenso fortgesetzt worden wie zwischen Grafschaft und Immunität. Auch er hat zu den verschiedensten Ergebnissen geführt; auch er sollte erst mit dem Ende des alten Reiches sein Ende finden. Die Zukunft aber lag bei den Vögten. Denn nur sie waren, von den Erzstiftern abgesehen, imstande, dem Bedürfnis nach Schutz zu genügen, welchen das Volk wegen der Entkräftung des Königstums eben bei den lokalen Gewalten suchte. Wenn die Kleriker klagten, daß die Vögte wie Wölfe im Kirchengut hausten, so übersahen sie, daß deren Steuerforderungen oft nur die Gegenseite ihrer Leistungen waren. Vergebens stellten sich die Kirchen auch der Einsetzung von Untervögten entgegen, welche die großen Herren doch gar nicht vermeiden konnten. Auch diese Untervogteien gingen natürlich zu Lehen.

So hat das Lehnswesen nunmehr alle Ämter ergriffen und gliederte nach unten die Verwaltung der Hoheitsrechte. Als um die Mitte des 12. Jahrhunderts noch die Anschauung durchdrang, daß auch die Investitur der Kirchenfürsten mit den Regalien lehnsrechtlichen Charakter trage, da war die Kette dieser Lehnsämter vom Könige an geschlossen. Nur in jenen durch Emanzipation vom Grafengericht begründeten weltlichen Immunitäten, soweit ihre Unterlage Allod war, und in den Vogteien der weltlichen Eigenkirchen blieb eine Sphäre allodialer Herrschaft erhalten, die im Rheinlande nicht unbeträchtlich gewesen ist.

Andererseits aber hat das Lehnswesen viel weitere Kreise geschlagen, da es ja auf jedes beliebige Gut bezogen werden konnte. Auch die höchsten weltlichen Großen nehmen von den Reichskirchen Lehen an, seitdem der Herzog von Niederlothringen-Brabant 1051 Vasall des Erzbischofs von Köln geworden ist. Die Grafen lassen sich am Rhein z. T. von anderen Grafen belehnen. Selber haben sie wieder freie Herren zu Mannen. Ja, auch diese haben hier vereinzelt ihrerseits noch freie Vasallen. Das Lehnsverhältnis, unabhängig, was der Inhalt des Lehens ist, beeinflußt zwar zunächst nur die Gliederung der Gesellschaft, dann aber scheint es, als ob es auch für den ganzen Aufbau des Staates fortan entscheidend werden sollte. Die Stellung eines jeden im öffentlichen Leben war nach seinem Geburtsstand

Digitized by Google

bestimmt gewesen. Aus den Freien hatte der Besitz der hohen Reichsämter wenige zu dem Range von Reichsfürsten erhoben, welche in erster Linie zur Teilnahme an den Reichsangelegenheiten berufen waren. Außer den geistlichen Fürsten, den beiden Herzogen und dem Pfalzgrafen waren in Lothringen auch die Grafen regelmäßig dazu gezählt worden, selbst Lehnsgrafen und die sog. neuen Grafen, welche ohne Gaugrafschaft doch an Allodial- und Vogteigerichten reich waren. Nun aber wird zur Stauferzeit hin die Lehnsverbindung entscheidend, die jemand eingeht. Vor allem weist sie ihm seinen Platz im Heere an. Der Freie als solcher verschwindet aus dem Reichsheer, er erscheint darin nur, soweit er Vasall eines Lehnsherrn ist. An Stelle des Heerbanns ist die Vereinigung von Lehnskontingenten getreten. Die Heerschildordnung will aber weiter der Ausdruck der staatlichen Gliederung überhaupt werden. Seit der Einreihung der geistlichen Fürsten in die Lehnsordnung heben sie den nächsten Heerschild nach dem Könige, den dritten heben die Herzoge und der Pfalzgraf; dann folgen im Rheinlande — eine lothringische Eigentümlichkeit — mindestens drei Heerschilde der Grafen und Freiherren. Gleichzeitig mit der vollen Ausbildung der Heerschildstufen vollzieht sich eine Verengerung des Reichsfürstenstandes. Nur noch die Träger des zweiten und dritten Heerschilds werden seit 1180 dazu gerechnet. Die Grafen sind ausgeschieden worden.

In dieser Zeit suchen die Großen ihre Herrschaft vornehmlich auf das Lehnswesen zu begründen. Ein großer Lehnshof sichert ein großes Heergefolge, sichert am besten die Macht. Aber jetzt geben die Herren meist nicht mehr eigenen Grundbesitz zu Lehen. Der war schon zu stark zusammengeschmolzen. Sondern sie kaufen mit ihren neu sich erschließenden Geldquellen der Steuern die Allode Freier an, um sie diesen als Lehen zurückzugeben. Da für die Kriegführung die Burgen ausschlaggebend geworden sind, trachten die Großen danach, über möglichst viele gerade ihrer zu verfügen. Sie lassen sich Burgen von deren Besitzern auftragen mit der Bedingung, sie ihnen bei Fehden offenzuhalten. Zu Ende des 12. Jahrhunderts hat der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg die ungeheure Summe von 50 000 Mark Silbers aufgewandt, um derart Lehen- und Öffnungsrechte im Rheinland, Westfalen und bis an die Elbe zu erwerben. Diese großzügige Herrschaftspolitik mit Hilfe des Lehnswesens hat schon seine Zeitgenossen in Staunen versetzt. Auch die Verteidigung der Burgen wird lehnsmäßig organisiert. Eine Anzahl von Rittern wird gegen Empfang von Burglehen zur Burghut verpflichtet.

Immer enger werden so die Maschen des Netzes geknüpft, mit welchem das Lehnswesen das Land überspannt. Die freien Herren, wenn ihre Herrschaften auch noch unabhängiges Allod blieben, waren doch schon alle persönlich durch irgendein Lehnsstück Vasallen geworden.

Trotzdem die Lehnsordnung die Könige als die Spitze der ganzen tief hinabreichenden Pyramide in eine neue Oberstellung rückt und durch neue Bande mit den wehrhaften Klassen verknüpft, hat sie ihnen

Digitized by Google

die schwindende Macht nicht zurückgeben können. Der erste Heerschild vermag nicht, die verlorene Verfügung über die Hochgerichtsrechte zu erzetzen. Und bei den auf anderen Wegen unternommenen Versuchen, die Königsmacht nach dem Investiturstreit neu aufzubauen, scheidet das Rheinland bald deutlich erkennbar aus. Heinrich V. hat hier nicht versucht, wie in Schwaben und Franken, die Vogteien der weltlichen Eigenklöster durch Verleihung des Blutbanns an den Vogt in das System der Reichskirchen einzubeziehen. Die Staufer haben hier nicht den Königsschutz über die vogtfreien Zisterzienser zu Herrschaftsrechten gesteigert. Auch der aussichtsreiche Versuch Friedrich Rotbarts, durch Übernahme von Kirchenlehen der Königsmacht eine neue territoriale Grundlage zu geben, hat von Südwestdeutschland nicht mehr auf die Rheinlande übergegriffen. Die Reste des Reichsgutes haben die staufischen Könige allerdings dem Reiche zu erhalten getrachtet, indem sie diese, in der Prokuratie Niederrhein mit dem Mittelpunkte der Landskrone neu organisiert, der Verwaltung verläßlicher Reichsministerialen übertrugen. Aber auch er ist in der Folgezeit fast gänzlich dahingegeben worden, um die Stimmen der Kurfürsten bei den Königswahlen zu erkaufen. So zieht sich die unmittelbare Reichsgewalt mehr und mehr aus den Rheinlanden zurück.

Die tiefgehenden Veränderungen der Verfassung konnten nicht ohne Einfluß auf die ständischen Verhältnisse bleiben. Diese wandeln sich vielmehr weiter in der schon zur Karolingerzeit beobachteten Richtung. Die Zersetzung des Freienstandes durch das Lehenswesen wird vollkommen. Die obere, Reiterdienst leistende Schicht schließt sich im 11. Jahrhundert mit dem Beamtenadel zu dem Stande der Edelleute zusammen, zu dem freien, dem hohen Adel. Die Zahl seiner Geschlechter ist nicht groß. Wenig mehr als 300 dürften ihrer im 12. Jahrhundert am Rhein gewesen sein und sie werden sehr rasch durch Fehden, Zölibat der vielen auf geistliche Pfründen gesetzten Söhne, Verarmung und Mißheirat dezimiert. Wie der Freienstand aber überhaupt nur sehr geschwächt in diese Periode herüberkommt, verschwinden die kleinen Freibauern nun fast ganz durch Eintritt in die Schutzhörigkeit, und was von ihnen übrigbleibt, gelangt in eine der Hörigkeit ähnliche Abhängigkeit von den Grafen.

Die Hörigen aber durchlaufen weiter eine aufsteigende Entwicklung. Mit der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage hält diese freilich nicht immer Schritt. Wo die Geldwirtschaft am frühesten und stärksten die älteren Wirtschaftsformen zersetzt, in der weiteren Umgebung von Köln, tritt eine Spannung zwischen der rechtlichen und tatsächlichen Lage der hörigen Bevölkerung ein, welche diese im 12. Jahrhundert zum unerlaubten Abwandern nach den aufblühenden Städten und dem östlichen Kolonialland veranlaßt. Hier öffnete sich ja unter der Verheißung der Freiheit weites Neuland, zu dessen Besiedlung die Rheinländer viel beigetragen haben. Wandten sich die Leute vom Niederrhein mehr nach den ostelbischen Landschaften, so hat das Moselland dem deutschen Siebenbürgen den größeren Teil

Digitized by Google

seiner Bewohner gegeben. Vor dieser Flucht ihrer Hörigen, welche, wie sie klagen, die Dörfer veröde, beeilen sich nun die Herren, der wirtschaftlichen Entwicklung nachzukommen und wandeln die strengere Form der Hörigkeit in eine Zins- und Sterbfallsverpflichtung um, welche die sog. Vollschuldigen den Wachszinsigen nahebringt und ihnen, weil sie überallhin mitgenommen werden kann, allmählich Freizügigkeit verleiht. Massenhaft finden auch einzelne Entlassungen in die Wachszinsigkeit statt. Durch starke Binnenwanderung gefördert, verschwinden aber in dem Gebiete der stärksten Erschütterung überhaupt alle Arten der Hörigkeit in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters vollständig. In den nicht gleichermaßen den Einwirkungen der Verkehrswirtschaft ausgesetzten Gebieten, schon wieder an der Ahr und nördlich im Kleveschen haben sich persönliche Zinsverhältnisse länger erhalten. Im Luxemburgischen, auf der Eifel und dem Hunsrück ist Leibeigenschaft bis zum Anbruch der neuesten Zeit in Geltung geblieben. Sie äußerte sich aber nur noch in Bindung an die Scholle und Zwang zur Heirat mit Hörigen desselben Herrn. Und auch sie wird später meist nicht mehr streng gehandhabt und beeinflußt kaum mehr die soziale Stellung der Pflichtigen. So entsteht im Rheinland eine ziemlich gleichförmige bäuerliche Bevölkerung, für welche die Geburtsunterschiede keine Bedeutung mehr haben. Diese Bevölkerung rückt auch in die alten Gaugerichte ein und auf deren Schöffenbänke vor, welche ja sonst bei dem Zusammenschmelzen des Freienstandes verwaist wären. Im 12. Jahrhundert lassen sich noch rein mit Freien, und zwar mit Edelfreien besetzte Schöffenbänke nachweisen, im 13. Jahrhundert finden wir nur mehr bäuerliche.

Während die meisten Hörigen Zinse und Ackerdienste leisteten, wurde ein Teil von ihnen stets für die unmittelbare Bedienung der Herren verwendet. Der Marschall, der Drost, der Schenk und der Kämmerer wurden so bald die Ersten der unfreien Familie. Im Zuge der allgemeinen Entwicklung erhielten sie Güter zur Ausstattung überwiesen. Auch in der grundherrlichen Verwaltung, als Meier, als Förster wurden Unfreie verwendet, denen der höhere Dienst besondere Vorrechte gab. Als es immer kostspieliger wurde, einen freien Lehnshof zu erhalten, da hat man diese ersten Diener als bewaffnetes Gefolge aufgeboten, dessen Dienstpflicht, anders als die der freien Lehnsleute, unbeschränkt war. Auch fand man in den Grundherrschaften Bauerngüter vor, welche zu Botendiensten zu Pferde oder zur Beistellung eines Pferdes verbunden waren, und auf diese griff man gleichfalls, um ein Gefolge unfreier Reiter zu bilden. Endlich hat man Bauerngüter eigens von den Ackerdiensten befreit, damit ihre Inhaber den ehrenvolleren Dienst am Hofe und als Reiter leisten könnten. So entsteht aus Hof-, Beamten- und Reiterdiensten die Klasse der Dienstmannen oder Ministerialen. Bei einer stark mit Reichbotendiensten belasteten Abtei, wie Prüm, sind die Ansätze schon im 9. Jahrhundert zu erkennen, im 11. Jahrhundert tritt die Ministerialität schon allgemeiner als ein gefestigtes Institut hervor, ein kleiner Herr, wie

Digitized by Google

der Graf von Ahr, erläßt erst Mitte des 12. Jahrhunderts seinen Dienstmannen die Bauernfronden, während das Kölner Dienstrecht aus dieser Zeit schon einen abgeschlossenen, angesehenen Stand zeigt.

Wie den Freienstand, so hat Ritterdienst und ritterliche Lebensweise also auch die Unfreien geschieden. Die Ministerialen mit dem weißen Rittergut überholen aber an sozialer Geltung seit Ende des 11. Jahrhunderts selbst die bäuerlich gebliebenen Freien. Die Heerschildordnung reihte die Dienstmannen als nächste Stufe an die freien Herren an. Und schon im 11. Jahrhundert sind sie am Rheine befähigt, von fremden Herren echte Lehen zu empfangen und dafür Mannschaft zu leisten gleich den freien Vasallen. Noch gilt für die Lehen vom eigenen Herren, daß sie nicht aus dessen Dienstmannenfamilie gebracht werden dürfen, noch kann der Ministeriale mit seinem Gute veräußert werden, noch bedeutet Ehe zwischen Edelfreien und Ministerialen für erstere eine Mißheirat, die Standesminderung der Kinder zur Folge hat. Aber schon wird die Dienstpflicht nicht mehr als persönliche, sondern als Gegenleistung für den Empfang eines Ministerialenlehens angesehen. Der Ministerial, der keines erhält, kann nach dem Kölner Dienstrecht dienen, wem er will. Schon geben Edelleute ihre Töchter gerne hervorragenden Dienstmannen zur Ehe. Im 11. Jahrhundert bereits treten verarmende Freie in die Dienstmannschaften ein, wenn diese auch am Rheine auf solchem Wege nur sehr geringen Zuwachs erhalten haben. So schließen sich die Ministerialen immer enger an die Edelfreien an, sie werden zum niederen Adel. Die Scheidewand zwischen niederem und hohem Adel ist nie ganz gefallen. Aber, wie alle bäuerlichen Klassen sich immer mehr angleichen, sind auch die Ritter zu einem neuen Stande verbunden. Statt der Gliederung der Gesellschaft nach der Geburt hat sich bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts die nach Berufsständen und Lebensart durchgesetzt: hie Ritter, hie Bauern. Ein dritter Stand ist inzwischen hinzugekommen, die Bürger. Doch von diesem wird im Zusammenhang des Städtewesens die Rede sein.

Die zum 12. Jahrhundert hin immer deutlicher hervortretende Aussicht, daß die Lehnsordnung das Gerippe des staatlichen Aufbaues werden würde, hat sich nicht verwirklicht. Das Lehnswesen erweist sich vielmehr als ungeeignet zur Begründung eindeutiger Herrschaftsverhältnisse. In ihm war ein persönliches und ein dingliches Moment verbunden. Das Treuverhältnis verlangte, daß jemand unmittelbar nur eines Herrn Mann sei, und so ist es anfangs auch gehalten worden. Die Güterleihe aber konnte an sich von mehreren Herren angenommen werden. Dieses Moment hat dann das andere überwuchert und entwertet. Wenn der Rheingraf Wolfram um 1200 Lehen von 35 Herren besaß, konnte im Bedarfsfalle keiner auf ihn zählen. Bei jeder Fehde kam jeder größere Vasall mit seiner Lehnspflicht ins Gedränge oder besaß stets eine Entschuldigung, sich ihr zu entziehen. Daß im 13. Jahrhundert die Grafen von Jülich, Berg, Katzenellenbogen sich Lehen

Digitized by Google

von der Stadt Köln erteilen ließen, was nur im Rheinland vorkommt entsprang der alles überragenden Stellung dieser Stadt, war aber doch einzig möglich, nachdem die Vasallität schon ihren Charakter verändert hatte und nur noch die schwache Verhüllung eines Soldvertrages geworden war.

Während so der Lehnsverband seine Eignung als Herrschaftsbereich einbüßt, besinnen sich die Großen auf einen anderen, über welchen sie allbereits verfügen, auf ihre Hochgerichtsbezirke. Die örtliche Gerichtsbarkeit über Leib und Leben ist das stärkste Recht, das einem Herrn zustehen kann. Es macht nicht an den Spitzen halt, es greift auf die ganze Bevölkerung durch. Die Beziehung auf einen bestimmten Bezirk ermöglicht eine klare und brauchbare Abgrenzung. Durch ihre innere Kraft und räumliche Begrenzung ist die Hochgerichtsbarkeit am ehesten geeignet, zur ausschließlichen Geltung zu gelangen und eine einheitliche Untertanenschaft zu schaffen. Sie hat sich darin auch in der rheinischen Verfassungsentwicklung seit dem 13. Jahrhundert allen anderen Herrschaftsrechten überlegen gezeigt. Die Herrschaft über Land und seine Bewohner tritt an die Stelle der Herrschaft über Personenverbände. Sie bestimmt die endliche staatliche Gestaltung. Deren Schwerpunkt verlegt sich, da die Hochgerichtsbarkeit bereits vom Reich an die lokalen Gewalten übergegangen ist, nun vollends in diese. Unter Friedrich II. wird 1231 schon von den Landesherren gesprochen. Die Territorialzeit ist angebrochen.

Hochgerichtsbarkeit über die Reste der alten Grafschaftsgerichte, über die eigene Grundherrschaft, die Vogtei über fremde und die Waldgrafschaft über die großen unbewohnten Forsten, das sind die Bausteine der Territorien gewesen. Freilich waren diese Bausteine nur zu oft noch erst sehr roh behauen. Die festesten Blöcke waren die unberührten Forstbezirke und unversehrter erhaltenen Grafschaftsgerichte. Aber die meisten waren durch die Immunitäten arg durchlöchert und besonders an ihren Rändern abgebröckelt. Oder es drängten zum mindesten Immunitäten von unten her an die Oberfläche der grafenebenbürtigen Gerichtsbarkeit. In den Immunitäten war die Entscheidung, ob dem Grundherren oder Vogt die Herrschaft gebühre, meist noch nicht gefallen. Vor allem stellten die Gerichtsbezirke noch keineswegs gemeinhin geschlossene Gebiete dar. Entsprechend dem Streucharakter, welcher der deutschen Grundherrschaft eigen ist, erstreckten sich auch die darauf aufgebauten Hoheitsrechte über mehr oder minder weit zerstreute Grundstücke. In einem Ort lagen oft nicht nur zwei, sondern fast regelmäßig mehrere Grundherrschaften durcheinander und im Gemenge mit freiem Eigen, welches dem Landgericht zugehörte. Dieser, eine territoriale Herrschaftsbildung außerordentlich erschwerende Zustand konnte nur allmählich durch einen Ausgleich beseitigt werden, bei welchem die Hoheitsrechte über abliegende Teile verlorengingen, über Enklaven gewonnen wurden. Daß diesen Hindernissen zum Trotz die Ausbildung geschlossener Bannbezirke an Stelle der Streurechte sich vollzog, zeigt die Stärke, mit welcher das Prinzip

Digitized by Google

reiner Territorialität auftrat. Der Vorgang hat sich ganz ohne Regel, einfach nach der jeweiligen Kräfteverteilung abgespielt. Er betraf ebenso die Immunitäten wie Immunitäten und Landgerichte untereinander. Manchmal entsteht, wenn kein Teil den anderen unterwerfen kann, eine Samtherrschaft, indem zwei oder mehr Immunitätsherren in einem Bezirke ihre Rechte über alle Insassen gemeinsam ausüben. Die Bildung von geschlossenen Bannbezirken setzt wohl schon in karolingischer Zeit als Seitenstück zur Immunitätsbildung ein. Auch sie ist nicht überall zu einem Ende gekommen und so blieb bis zur Franzosenzeit mancherorts der Zustand erhalten, daß ein Landesherr nur über einige Hausstätten gebot, nur sie besteuerte, nur über ihre Bewohner richtete und, wollte er einen Verbrecher über die offene Straße führen, der Erlaubnis von deren Landesherren bedurfte.

Endlich mußte sich das territoriale Prinzip auch erst gegenüber der Herrschaft über Personen durchsetzen. Schon im 12. Jahrhundert wollen die Gerichtsherren des Rheinlandes den Gerichtsstand der Kölner Ministerialen, welche in ihren Gerichten ansässig waren, vor dem Erzbischof nicht mehr anerkennen. Leib- und Schutzherrschaft über die bäuerliche Bevölkerung bereiteten ihnen nicht minder Hindernisse. Wo sie, wie in der Kölner Gegend, frühzeitig ihre Bedeutung verlor, da konnte sie freilich der territorialen Gerichtsbarkeit kaum mehr Konkurrenz machen. Solche auf Grund persönlicher Abhängigkeit übergreifende Hoheitsbefugnisse sind hier beseitigt worden, indem ein jeder Herr die Gerichtbarkeit des andern über seine abhängigen Leute in dessen Gerichtsbezirken meist wohl stillschweigend anerkannte. Verträge zwischen Kurköln und Jülich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts für das nördliche Eifelland, welchen dieser Gedanke zugrunde liegt, bezeichnen nicht den Anfang, eher das Ende dieses Ausgleiches. Auch rechtsrheinisch kommen solche Verträge in dieser Zeit vor. Aber noch bis in die Neuzeit hinein haben hier die Landesherren zu tun gehabt, die Durchbrechung der territorialen Geschlossenheit mittels Tauschs ihrer Eigenleute zu beseitigen. Gegen die Mark zu, ferner im Süden der Provinz, an der Ahr, dann in den reichsritterschaftlichen Gebieten an der Mosel, besonders im Bergland vom Hunsrück bis zur Saar haben sich Reste aus der Zeit der ungeklärten Herrschaftsverhältnisse zäher erhalten. Die Herren suchten hier eine über die Zinspflicht hinausgehende Hoheit über ihre abhängigen Leute zu bewahren. In größerem Stile, wie es in Südwestdeutschland geschah, ist freilich auch hier nicht der Versuch gemacht worden, auf die persönliche Abhängigkeit einen Untertanenverband zu begründen. Gegenüber dem territorialen Hoheitsgedanken blieben solche persönlichen Herrschaftsverbände Anomalien, die Herrschaft über sie wurde meist auf die Niedergerichtsbarkeit beschränkt. Die Bildung einer einheitlichen Untertanenschaft also aus den verschiedenartigen Elementen, welche die territoriale Periode als Vermächtnis der früheren Jahrhunderte vorfand, hat sich im Rheinland unter dem Zeichen der örtlichen Gerichtshoheit vollzogen. Wenn die Tatsache, daß alle Unter-

Digitized by Google

tanen von Oberstein noch im 18. Jahrhundert leibeigen waren, auf eine absichtliche Ausdehnung der Leibeigenschaft zurückzuführen sein sollte, so würde diese kleine Herrschaft damit schon einem südlicheren Verfassungskreise angehören. Nur in Kleve glaubte man am Ausgang des Mittelalters die unmittelbare Beziehung der Einsassen zum Landesherrn durch eine massenhafte Ausdehnung des Ministerialenrechtes fördern zu können. Auch hier überholte die Entwicklung im Sinne des territorialen Prinzips das Zurückgreifen auf das persönliche Herrschaftsverhältnis. Es ist bezeichnend, daß Kurköln mit einer solchen Erweiterung der Dienstmannschaft wohl im Herzogtum Westfalen, nicht aber am Rhein vorgegangen ist.

Nehmen wir nun dies alles zusammen: den Kampf der Landgerichte gegen die Immunitäten, der Vögte und Grundherren innerhalb der Immunitäten, den Kampf aller Hochgerichtssprengel um die räumliche Abrundung zu Bannbezirken und gegen die persönlichen Herrschaftsverbände, nehmen wir den Kampf gegen die geistliche Gerichtsbarkeit, gegen die mit Evokation und Appellation eingreifende des Kaisers, endlich den nur Stück für Stück erfolgenden Erwerb mancher Regalien hinzu, so können wir ermessen, warum der Prozeß der Territorialbildung am Rheine — wie überhaupt in Westdeutschland — so außerordentlich langwierig gewesen ist und jedes größeren Zuges entbehrt. Die Auseinandersetzung der verschiedenartigsten sich durchkreuzenden und rivalisierenden Rechte verschlang eine Unsumme von Kraft in kleinlichster Einzelarbeit. Sie mußte geleistet werden, wenn anders aus dem Wirrsal, welches das hohe Mittelalter hinterlassen hatte, überhaupt Gebilde hervorgehen sollten, die wenigstens einigermaßen imstande waren, staatliche Aufgaben zu erfüllen. Die erstarkenden Landesherren haben kein Mittel unversucht gelassen, den Bau ihrer Territorien zu festigen und abzurunden. Die Wege dazu haben sie im Laufe der Zeit erst allmählich erkannt. Wir betrachten nicht die äußeren Erwerbungen, sondern nur die inneren, durch die Verfassung vorbereiteten. Je stärker nun ein Fürst, desto eher konnte er den Kampf zwischen Grafen- und Immunitätsrechten zu seinen Gunsten entscheiden, welche Seite er auch jeweils vertrat. In den Landgerichten der größeren Territorien wurden die aufstrebenden Immunitäten niedergehalten. In den Immunitäten haben im allgemeinen die Vögte die Herrschaft errungen. Von den beiden Erzstiftern abgesehen, die den weltlichen Fürsten darin durchaus gleichstehen, konnten die Reichskirchen ihre Landeshoheit nur im engeren Umkreise erlangen. Einzig das Stift Essen setzte noch in der entfernten Herrschaft Breisig die Gleichstellung mit seinem Vogt, dem Herzog von Jülich, durch; hier trat der absonderliche Zustand einer Samtherrschaft ein. Es gelang den Landesherren in den neueren Jahrhunderten mehr und mehr, die Immunitätsherren auf die grundherrlichen Rechte einzuschränken und aus ihren Vogteirechten die staatliche Hoheit reiner herauszubilden. Es gelang ihnen, kleine freie Vasallen mit ihren Herrschaften in ihr Territorium hineinzuziehen. Die Lehnsabhängigkeit, welche einem Grafen nicht schadete,

Digitized by Google

wurde für jene der Anfang zum Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit. So beobachten wir in der Neuzeit eine fortschreitende Bereinigung der verwirrten innerterritorialen Verfassungszustände durch die rastlose Arbeit der Territorialmacht. Aber noch blieben ungezählte Zwitter und Mißbildungen des Mittelalters übrig. Sehr viele Adelige und geistliche Körperschaften besaßen als Immunitätsherren oder Vögte die Niedergerichtsbarkeit in verschiedenen Abstufungen, ja selbst die Hochgerichtsbarkeit war zwischen Landgerichten und Immunitäten mannigfach geteilt, bis zu der feinen Unterscheidung des Blutgerichts über der Erde durch Hängen und unter der Erde durch Lebendigbegraben. Auch alle anderen Hoheitsrechte finden wir in ähnlichen Abstufungen auf Landgerichts- und Immunitätsherren bzw. deren Vögte verteilt. Zu den Samtherrschaften des doppelten Ursprungs, die wir schon kennengelernt haben, traten besonders im Süden noch solche durch Erbteilung oder Veräußerung von Herrschaftsanteilen hinzu, so daß Herrschaft über ein Viertel oder sogar ein Siebentel eines Dorfes vorkommt.

Wenn die Landesherren oft mit Erfolg bemüht gewesen sind, diesen Zuständen gegenüber immer mehr die eine einheitliche Territorialhoheit, das jus superioritatis, durchzusetzen, wie es der Absolutismus formulierte, aus welchem alle einzelnen Rechte flossen oder im Zweifelsfalle wenigstens die Präsumption darauf gegeben war, so haben sie doch wiederum manchmal nicht verhindern können, daß eine ganz ähnliche Emanzipation von der Landeshoheit, wie einst von der Grafengewalt, ausgehend von einer oft nur unbedeutenden Grundherrschaft, sich vollzog. Sie waren zeitweise von dem Adel zu abhängig, um dessen Bestrebungen nach Hoheitsrechten Widerstand leisten zu können. Ja, sie haben solche Usurpationen formell anerkannt oder solche Herrschaften für Adelige oder geistliche Konvente bis ins 18. Jahrhundert hinein selbst geschaffen. Vor allem nützte der Adel von Jülich-Kleve und Berg seine Position gegenüber den Thronbewerbern nach 1609 weidlich zu diesem Ende aus. Allerdings konnten nun solche Herrschaften nicht mehr volle Landeshoheit erlangen. Sie traten in Jülich, Berg und Kurköln von unten her in die Reihe der sog. Unterherrschaften ein, in welche von oben einige ehemals reichsunmittelbare freie Herrschaften hinabgesunken waren. Ihr Abstand von den übrigen „Herrlichkeiten" der Geistlichkeit und des Adels ist deswegen aber nur gering. Die Häufigkeit dieser Zwischengewalten, welche einen Teil der Hoheitsrechte besaßen, ist ein charakteristischer Zug der rheinischen Verfassungszustände. Sie haben verhindert, daß nach der weitgehenden Beseitigung der persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse im Rheinland die Untertanen allgemein in eine unter dem ancien régime in Deutschland seltene unmittelbare und ausschließliche Beziehung zur Staatsgewalt getreten sind, was seinen Einfluß auf ihr Selbstbewußtsein und politisches Empfinden nicht verfehlt hätte.

Der große Kräfteverbrauch bei der inneren Bereinigung und die Notwendigkeit, die äußere Abrundung meist wieder nur in kleinen Stücken vorwärtszubringen, hat auch diese stark beeinträchtigt. Daher

Digitized by Google

ist das endliche Ergebnis der Territorialbildung im Rheinlande nur kümmerlich gewesen. Zwar haben die begünstigteren Landesherren die Reichskirchen, Reichsstädte, Reichsgüter fast verschlungen, viele der kleinen freien Herrschaften aufgesaugt. Dennoch sind in Eifel und Westerwald wie Hochwald und Hunsrück zwei Zonen verfassungsgeschichtlicher Relikte übriggeblieben, indem die Abgelegenheit der Landschaft und in der Neuzeit der Schutz der Reichsverfassung hier die ältesten, sonst meist überwundenen Typen territorialer Bildung mumifiziert hat. Diese kleinen Herrschaften und reichsritterschaftlichen Besitzungen bieten noch im 18. Jahrhundert ein Bild der Zustände, wie wir sie uns im Rheinland am Beginn der Territorialzeit allgemein zu denken haben. Hinzu kam, daß das geistliche Fürstentum als unverrückbarer Stein im Wege lag. Wenigstens die Erzstifter, fest in der Reichsverfassung verankert und seit der Reformation durch die Interessen der katholischen Partei gestützt, spotteten jeder Aufsaugung durch die weltlichen Territorien. Selber aber waren sie nicht mehr imstande, tragfähige Territorien zu schaffen. Schon daß ihnen das Mittel der Heirat und Erbschaft fehlte, brachte sie gegenüber den weltlichen Landesherrschaften ins Hintertreffen. Diese wiederum haben sich im Süden, nämlich die Pfalz und Nassau-Saarbrücken, selbst durch ewige Teilungen geschwächt. Und als endlich im 16. Jahrhundert am Niederrhein ein Territorium zusammengewachsen war, das wenigstens in Deutschland eine ansehnliche Geltung beanspruchen konnte, da ist es durch das Hineinspielen der deutschen, ja der europäischen hohen Politik wieder auseinandergerissen worden. Die Rheinlande blieben zur Kleinstaaterei verdammt, während im Osten die großen Territorialstaaten emporkamen.

Wegen der Ohnmacht ihrer fast 100 Territorialgebiete waren die Rheinlande, so sehr jeder Landesherr auch seine Prärogative zu wahren strebte, auf den engsten Anschluß an das Reich hingewiesen. Als Vertreter des Reichsgedankens im neueren Sinne, nämlich als einer Schutzanstalt für die Kleinstaaterei, stehen die Rheinlande auf einer Stufe mit Franken und Schwaben, gehören noch zu dem Gebiete, das man jetzt im besonderen Sinne als „das Reich" bezeichnete.

Mit vielen Klammern war das Rheinland in die Verfassung des deutschen Reiches eingefügt. Die stärkste Klammer war die Kurwürde von vier rheinischen Fürsten. Seit im 13. Jahrhundert der Kreis der Königswähler sich verengt hatte, war geradezu die Entscheidung über den Königsthron in die Rheinlande verlegt, wenn die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und der Pfalzgraf bei Rhein einig gingen, da sie die Mehrheit im Kurfürstenkollegium besaßen. Dafür trugen die Kurfürstentümer die Reichslasten an Steuern und Mannschaften in solchem Umfange, wie nur wenige selbst der viel größeren Territorien. Je mehr hinter diesen aber die territoriale Macht der rheinischen Erzbischöfe zurückblieb, um so wichtiger wurde für sie der Rückhalt am Reiche. Nur als seine ersten Glieder konnten sie auf Bedeutung

Digitized by Google

rechnen. Die kleineren geistlichen Fürsten gar, die Äbtissinnen und Äbte, bedurften des Reiches überhaupt zum Schutze gegen die benachbarten Territorialgewalten, welche sie zu verschlucken drohten. Die, welche sich bis in die Neuzeit reichunmittelbar behaupteten, hatten in verschiedenem Maße und zeitlich wechselnd Anteil an den Reichsangelegenheiten. Im Fürstenrate war dauernd nur Prüm vertreten. Nach der Inkorporation 1576 führte Kurtrier als Administrator diese Stimme weiter. Um dieselbe Zeit erlangte der Abt von Stablo-Malmedy Zutritt zum Reichsfürstenrat. Essen, Werden, Kornelimünster, Burtscheid und der Deutschordenskomtur zu Koblenz hatten ihren Sitz nur auf der rheinischen Prälatenbank, seit 1653 mit nur einer Kurialstimme. Das Fräuleinstift Elten, obwohl reichsunmittelbar, war am Reichstag gar nicht vertreten. Die Unsicherheit des Reichsstaatsrechtes brachte es mit sich, daß umgekehrt mediate Kirchen in den Reichssteuermatrikeln, ja z. T. selbst auf den Reichstagen erschienen, wie St. Mathias und St. Maximin zu Trier im 15. und 16. Jahrhundert, St. Pantaleon in Köln und Siegburg im 17. Jahrhundert. Andere wieder, wie Dompropst und Domkapitel, Kloster Ören und S. Simeon zu Trier und die Abtei Echternach, besaßen kleine selbselbständige Hoheitsgebiete, ohne doch selber Reichsunmittelbarkeit zu genießen.

Von den weltlichen Territorialherren sind die größeren Grafen allmählich durch Standeserhöhungen wieder in den Reichsfürstenstand aufgestiegen und haben Sitz und Stimme im Reichsfürstenrat erlangt, welchem auch die pfalzgräflichen Nebenlinien von Simmern, Veldenz und Zweibrücken angehörten. Jülich wurde 1334 zur Markgrafschaft, Geldern 1339, Jülich 1356, Berg 1380, Kleve 1417 zum Herzogtum erhoben. 1576 rückte noch der gefürstete Graf von Arenberg nach.

Die kleinen Grafen und Herren hingegen, um genossenschaftlichen Halt zu gewinnen, traten in Einungen zusammen, welche dann auch ihre Vertretung mit Kurialstimmen auf dem Reichstag übernahmen. Die südlich der Mosel fanden schon 1422 Anschluß an die Wetterauer Grafen. Die nördlicheren bildeten 1452 den Grafenverein in der Eifel, auf dem Westerwald und im Niederland, um dann in dem 1653 entstandenen westfälischen Grafenverein aufzugehen.

Während die Rheinlande durch die Fülle solcher kleinen Herrschaften ausgezeichnet sind, mangelt es ihnen fast ganz an Reichsstädten. Aus altem Reichsbesitz stammend, haben nur die Krönungsstadt Aachen und der Sitz des Reichskammergerichtes Wetzlar ihre Unmittelbarkeit bewahrt. Der Zuwachs an Freistädten, welche in der Zeit der großen städtischen Machtentfaltung die Hoheit des Stadtherrn abschüttelten, war im Rheinland gering. Und nachdem 1580 Trier vor der aufstrebenden Fürstenmacht, Essen 1670 durch Spruch des Reichskammergerichtes die Reichsunmittelbarkeit wieder verloren hatten, nahm nur noch Köln mit Aachen und Wetzlar an der dritten, der Städtekurie des Reichstages teil, wo sie mit anderen norddeutschen Städten auf der rheinischen Städtebank beisammensaßen.

Digitized by Google

Wegen der frühen Dezimierung des Reichsgutes war auch die Reichsritterschaft anfänglich im Rheinland nur sehr schwach vertreten. Die aus der Prokuratie Niederrhein hervorgegangenen Herrschaften Landskron und Ahrental-Franken sind als ihr Kern anzusehen. Sie aber erhielt starken Zuwachs durch ritterschaftliche Gebiete, welche sich der Landeshoheit zu entziehen wußten, den stärksten durch die Befreiung der Trierer Ritterschaft von der Landständigkeit. Dadurch ergab sich, daß die Besitzungen der Reichsritterschaft, welche am Ende 200 Mitglieder im Rheinlande zählte, beiderseits der Mosel aufgereiht lagen. Sie gehörten zu den Kantonen Niederrhein und Mittelrhein des Ritterkreises am Rheinstrom. Eine Vertretung auf dem Reichstag genossen die Reichsritter nicht.

Die Verfassung der Rheinlande, welche sich so herausgebildet hat, zeigte dasselbe Bild der buntesten Mannigfaltigkeit, der Unbestimmtheit im einzelnen und der Zwitterbildungen, wie sie die Territorien im Inneren aufweisen. Souveräne und halbsouveräne Herrschaften liegen nebeneinander. Landstandschaft und Reichsstandschaft gehen ineinander über und wechseln zeitlich ab. Der formelle Anteil aber, welcher dem Rheinland bei dieser Verfassung an den Reichsangelegenheiten zustand, übertraf in der Neuzeit bei weitem die wirkliche Bedeutung seiner staatlichen Gebilde. Er ist nur aus der politischen Geltung der Rheinlande im Mittelalter zu verstehen.

Als das Reich seit dem Hochmittelalter nicht mehr imstande war, auch nur der primitivsten Aufgabe der Friedewahrung zu genügen, den kleinen Territorien aber auch die Macht dazu noch fehlte, haben sie sich, oft auf Veranlassung der Kaiser, zu Landfriedensbündnissen zusammengeschlossen. Dabei kommen wieder altgewohnte, geschichtlich, geographisch und handelspolitisch bedingte Zusammenhänge zutage. Jeder Erzbischof führt in seinem Bereich. Köln vereinigt meist die Herren und Städte im Umfange des alten Ripuariens samt Aachen. Berg und Kleve stehen mehr beiseite. Dagegen tritt oft Brabant hinzu oder übernimmt auch selbst die Führung, um den flandrisch-rheinischen Handel zu schützen. Trier tritt in Verbindungen mit Lothringen oder dem Lahngebiet und der Wetterau. Zum Teil auf Grundlage dieser Zusammenhänge wurden denn nach Erlaß des ewigen Landfriedens Reichskreise als Exekutionsorgane des als Ganzem zu schwerfälligen Reiches zusammengefaßt. Das Rheinland aber hat die Kreiseinteilung nur von neuem zerrissen. Die Kurfürstentümer nämlich bildeten hier einen eigenen Kreis. Entsprechend dem nun schon so oft beobachteten Gegensatz des Nordens und Südens wurde der Niederrhein mit Westfalen zu einem Kreise zusammengelegt, kamen die Gebiete südlich der Eifelwasserscheide etwa zum oberrheinischen Kreis.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.
Die Territorialverwaltung.

Entstehung der territorialen Lokalverwaltung, — der Zentralverwaltung: Hofämter, — Rentmeister, — Kanzlei. — Festigung des Rates. — Entstehung der Ratsbehörden. — Ständewesen. — Reformperiode des 16. Jahrhunderts. — Ausbau der Zentralkollegien. — Absolutismus und Stände. — Einfügung der rheinischen Gebiete in die preußische Verwaltung. — Der Wohlfahrtsstaat des 18. Jahrhunderts. — Längsschnitte: Gerichtswesen, — Heerwesen, — Finanzwesen.

Das Wesen der kleinen rheinischen Staaten und die Bedingungen ihres Werdens und Seins werden uns noch deutlicher werden, wenn wir die Zustände der Verwaltung betrachten.

Wie die Territorien selbst nur allmählich aus den mannigfachsten Bestandteilen zusammengewachsen sind, so ist auch ihre Verwaltungsorganisation nur allmählich durch Verschmelzung verschiedener Elemente entstanden. Die Ausbildung der Territorialverwaltung stellt dabei selber ein gutes Stück Territorialbildung dar.

Von einer territorialen Verwaltung kann man eigentlich erst von der Zeit an sprechen, da der Feudalismus im Ämterwesen überwunden worden ist. Die werdenden Landesherren verfügten anfangs über eine eigene Verwaltung nur für ihre Grundherrschaften in Gestalt der Fronhofsverbände mit einem Meier an der Spitze, dann über einzelne Beamte für Zölle und Münzen. Diese Verwaltung lief in den Hofämtern zusammen. Das Heerwesen war in den Lehnshöfen und Burgmannschaften organisiert, die Gerichtsrechte wurden in den niederen Graden meist von grundherrlichen Beamten ausgeübt, die entscheidenden hohen waren verlehnt.

Als es deutlich geworden, daß die freien Lehnsbeamten die ihnen anvertrauten Ämter ihren Herren entfremdeten, haben diese ihre Ministerialen, welche in der Domänenverwaltung erprobt waren und ein Amt nach dem Willen des Herrn anzutreten und abzugeben hatten, auch zur Verwaltung ihrer öffentlichen Hoheitsrechte herangezogen. Die Absicht, durch ihre Verwendung die Ämter vom Lehnswesen freizuhalten, wird im benachbarten Westfalen im Anfange des 11. Jahrhunderts deutlich ausgesprochen. Am Rheine wird sie nicht später verwirklicht worden sein. Der Versuch aber, auf die persönliche Abhängigkeit der Ministerialen ein strenges Beamtenverhältnis zu begründen, ist wiederum durch das Lehnswesen zunichte gemacht worden, indem es eben auch die Ministerialenämter ergriff. Um 1120 bereits beansprucht der Trierer Kämmerer und Burggraf als sein Lehen den erzbischöflichen Palast und alle dahin gelangenden Einkünfte, von denen er nur Tag für Tag dem Erzbischof und seinen Kaplänen die Verpflegung zu reichen habe. Dieser krasse, aber nicht vereinzelte Fall zeigt, wie rasch die Dienstmannen als solche als Verwaltungsbeamte entwertet worden sind. Im 12. Jahrhundert macht sich in Trier und Köln bereits Erblichkeit der Hofämter bemerkbar. 1219 ist sie für die der Bischöfe durch Reichsspruch anerkannt worden. Auch bei denen der weltlichen Herren blieb sie nicht aus.

Digitized by Google

Wollten die Landesherren des dauernden Besitzes ihrer Hoheitsrechte versichert sein, so mußten sie von neuem einen von ihrem Willen abhängigen Beamtenstand schaffen. Dies ist ihnen gelungen, indem sie seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts dazu übergingen, Beamte gegen Vertrag auf Zeit einzusetzen. Die fortschreitende Geldwirtschaft kommt ihnen dabei zu Hilfe, wenn auch neben der Geldbesoldung noch bis ins 18. Jahrhundert Naturalbezüge aus den Einkünften der Ämter bestehen blieben. Durch die Schaffung dieser neuen Beamtenschaft haben die Landesherren den Feudalismus in den Ämtern endgültig gebrochen. Sie hat die Territorialbildung überhaupt erst ermöglicht.

Worauf es in den Territorien zuerst ankam, das war die Zusammenfassung der verstreuten örtlichen Rechte. Deshalb gewinnt das neue Beamtentum zuerst Bedeutung in der lokalen Verwaltung. Die lokale Ämterorganisation ist die erste Tat der werdenden Landesherren auf dem Gebiete der Verwaltung. Sie ist indessen nicht ein einmaliger organisatorischer Akt. Sie konnte sich nur Schritt für Schritt vollziehen, wie eben verlehnte Ämter zur Neubesetzung frei wurden. Deshalb gelangt sie erst im 14. Jahrhundert zu einem gewissen Abschluß. Und sie nimmt von den verschiedensten Stellen ihren Ausgang: Von den Gerichten, von den Domänen, von der Hofverwaltung. Als Kristallisationspunkte erweisen sich die Burgen. Viele der späteren Ämter sind nichts als zuerworbene, einst selbständige Herrschaften. In diesen war dem Drosten zu seinem Hofamt die allgemeine Landesverwaltung zugelegt worden, in die er ganz übergeht. Bei langsamem Anwachsen des Territoriums wird das Drostamt geteilt, wie in Kleve. Die Drosten übernehmen auch an Stelle des Herren den Vorsitz in den Land- und Vogteigerichten. Sie dürfen frühe schon Unterrichter anstellen. Wo sogleich größere Gebiete zu organisieren waren, wie in den Erzstiftern, da erfolgt die Ämterbildung sozusagen umgekehrt, von unten herauf. Einem Richter werden mehrere Gerichte unterstellt. Dann werden die in seinem Amte liegenden Verwaltungsbefugnisse herausgehoben und einem eigenen Amtmann übertragen, der zugleich in den Städten und Herrlichkeiten die landesherrlichen Befugnisse wahrnimmt. In Jülich und Berg steigen solche Amtleute unter dem Landdrosten empor, der nur eine oberste Aufsicht über das Gerichtswesen behält. Für die Domänenverwaltung hat Erzbischof Engelbert II. von Köln (1216 bis 1225) die Absicht ausgesprochen, ihr 12 Aufseher zu setzen, deren jeder in einem Monat den Hofhalt mit seinem Überschusse beliefern sollte. In dieser Form ist der Plan allerdings nicht ausgeführt worden. Aber allenthalben fand jetzt, nachdem die Grundherrschaft verfallen war (S. 124 ff.), die Zusammenfassung der Domäneneinkünfte in größeren Bezirken unter einem Kellner oder, in Kleve, einem Schlüter statt.

Die Kreise der Amts-, Gerichts- und Finanzverwaltung konnten sich entsprechend den verschiedenen zugrunde liegenden Gerechtsamen ursprünglich nicht gleichen. Aber sie erhielten meist einen gemeinsamen Mittelpunkt in den Landesburgen. Diese boten sich natürlicherweise als Sitze für die Beamten wie als Schutz für Kassen und Speicher

Digitized by Google

dar. Die einzelnen um die Burg herumgelegten Kreise gleichen sich im Laufe der Zeit aneinander an, ohne daß es freilich überall zu einer vollkommenen Deckung gekommen wäre. Die Ämter gewinnen festere Gestalt. Im 14. Jahrhundert hebt sich ein Grundtypus der Amtseinrichtung klarer heraus mit einem militärischen Amtmann an der Spitze, einem oder mehreren Richtern für die verschiedenen Dingstühle und einem Finanzbeamten. Die frühe Trennung von Verwaltung und Rechtsprechung und die ganz öffentlich-rechtlich Stellung des Amtmannes, der mit der Domänenverwaltung nichts zu tun hat, sind dabei bezeichnende und, wenn man so sagen darf, moderne Züge der rheinischen Territorialverwaltung.

Unter den Beamten, deren Namen örtlich mannigfach wechseln, entstammen die Amtleute oder Drosten regelmäßig dem Adel. Unter den Richtern tritt im Laufe der Zeit das adelige Element zurück, die lokalen Finanzbeamten sind immer bäuerlicher oder bürgerlicher Abkunft gewesen. Die Landstände haben wohl allgemein das Indigenatsrecht beansprucht, d. h., die lokalen Beamtenstellen sollten nur Landeskindern übertragen werden. Die Anstellung erfolgte anfangs aus Angst vor der Entfremdung der Ämter nur auf kurze Frist, oft nur auf ein Jahr. Erst als sich in der Neuzeit das Beamtenverhältnis befestigt hatte, konnte man zu längerer Anstellung übergehen, welche allein eine stetige Verwaltung gestattet.

Apanagierungen, Länderteilungen und vor allem die bis ins 17. Jahrhundert fortdauernden Verpfändungen ließen die noch unfertigen Ämter erstarren. Zuwächse können nicht immer den nächsten Ämtern angeschlossen werden. Indem man ferner größere Neuerwerbungen als eigene Ämter bestehen ließ, waren diese oft nicht weniger ineinander verschlungen, als die Territorien selbst. Dieser Zustand ist im Laufe der Jahrhunderte zwar in etwas bereinigt worden. Aber zu einer großzügigen Reform der Ämtereinteilung ist es nicht mehr gekommen. In Jülich-Kleve-Berg geht allerdings im 16. Jahrhundert die erstarkte Regierungsgewalt mit unverkennbarem System an die Umgruppierung und Zusammenlegung der kleinen Gerichte. Der Erbfolgestreit brachte auch hier die Stagnation. Die rheinischen Territorien fanden in sich nicht mehr die Kraft und auch nicht die Impulse zu einer durchgreifenden Umwandlung der im 13.—14. Jahrhundert geschaffenen Lokalverwaltung. So spiegelt diese noch im 18. Jahrhundert die stückweise Entstehung der Territorien wieder. Nur von außen her kam für die preußischen Provinzen 1753 eine gründliche Bereinigung durch Einführung der Landratskreise und neuerliche Zusammenlegung von Gerichtsbezirken.

Während die Lokalverwaltung aufgebaut wird, erfährt auch die Zentralverwaltung Veränderungen, welche aber nicht so grundsätzlicher Natur sind. Organisiert war anfangs nur die Hofverwaltung in den Ministerialämtern, welche die Landesherren aus der früheren Zeit der Grundherrschaft mitbrachten. Im übrigen herrschten sie ganz persönlich. Zwar bedienten sie sich dazu des Rates ihrer Umgebung, aber

Digitized by Google

der Rat ist weder nach Zusammensetzung noch Befugnissen abgegrenzt. Je nach dem Wunsch und dem Range des Herrn trat ein engerer oder weiterer Kreis zusammen. Die Erzbischöfe haben auch die hohen Prälaten und vor allem ihre Domkapitel um Rat gefragt. Allgemein berufen die Landesherren ihnen genehme Lehnsleute und die stets zur Verfügung stehenden Hofbeamten als Ratgeber.

Trotz der Zunahme der allgemeinen Landesangelegenheiten mit dem Ausbau des Territoriums wiegt noch lange die Hofverwaltung vor. Da die ministerialen Ämter erblich geworden sind und meist nur noch einen Ehrendienst bei Festlichkeiten bedeuten, rücken die im Kölner Hofdienst des 12. Jahrhunderts als Aushilfspersonal auftretenden niederen Beamten vor: Küchenmeister, Hausmarschall, Spinder, Buttler, Türwärter. Die Erzstifter, deren Dienstmannschaft früher hohes Ansehen und Selbständigkeit erlangt haben, gehen voran. Im 15. und 16. Jahrhundert mehrt sich mit dem Glanze der weltlichen Höfe auch deren Beamtenschaft. Die oberste Leitung des Hofstaates liegt jetzt aber schon, wie meist in Deutschland, in den Händen eines Hofmeisters. Am Anfange des 13. Jahrhunderts in Köln noch ein niederer Dienst, ist das Amt an seinem Ende bereits mit einem Ritter besetzt.

Den sich erweiternden Aufgaben der Landesverwaltung wird die auf den Hofhalt eingestellte Zentralregierung zunächst dadurch gerecht, daß einzelne Erb- und Hofbeamte in organischer Erweiterung ihres Hofdienstes einzelne Zweige der Landesverwaltung übernehmen. Wie der Drost der weltlichen Territorien ganz in dieser, und zwar der Lokalverwaltung, aufgegangen ist, haben wir schon gesehen. Der Erbmarschall, das gegebene Haupt der Ritterschaft, wird nun Feldhauptmann. Er behält das Kriegswesen in Jülich-Kleve-Berg auch noch unter den veränderten Verhältnissen der neuen Kriegführung, indem er im 16. Jahrhundert die Aufsicht über das Geschützwesen und die Festungen führt. Hier hat sich das Amt zudem nach der Richtung der Landespolizei erweitert. Ihm liegt die Verfolgung von Ruhestörern ob. Den Hofmeister werden wir als wichtige Persönlichkeit im Rate finden. Beim Schenken bot sich keine Anknüpfung für die Landesverwaltung. Aber auch der Kämmerer gewinnt am Rheine nicht, wie sonst mancherorts in Deutschland, Anteil an der Finanzverwaltung.

Er ist vielmehr durch einen Beamten der neuen Art verdrängt worden, den Rentmeister. Daß dieser uns zuerst — 1311 — in Kleve begegnet, ist wohl kein Zufall. Kleve zeichnete sich lange durch gute Finanzverwaltung aus. Im 14. Jahrhundert aber wird diese allgemein in die Hände der neuen, der Geistlichkeit, seit dem 16. Jahrhundert den Bürgerkreisen entnommenen Beamten gelegt. In Trier geht unter Balduin ein eigenartiger Versuch voraus, die landesherrliche Zentralfinanzverwaltung auf die großen Kapitalien der Juden zu stützen. Das gestattete Balduin, bis er im Gefolge der großen Judenverfolgung von 1349 auf diese Hilfe verzichten mußte, seine großzügige Politik und Verwaltung. Dafür lag die Finanzgebarung in den Händen des Jakob Daniels. Die Rechnungen wurden hebräisch geführt. Durch

Digitized by Google

die stille Arbeit des Rentmeisters ist viel für die Erstarkung der Zentralregierung geleistet worden. Diese gewann eine Übersicht über die gesamten Einnahmen und Ausgaben — aus Geldern liegt sie schon von 1340 vor —, indem die Lokalbeamten zu jährlicher Rechnungslegung angehalten wurden. Mit Hilfe des Rentmeisters gewann die Zentrale ferner die Verfügung über eine Zentralkasse. Hatte man bisher jede Zahlung auf lokale Hebestätten angewiesen, so gewöhnte man sich jetzt, sie von der Zentrale zu leisten. Denn diese zog die Einnahme der Ämter, Zölle und Münzen an sich, nachdem die Kellner die Überschüsse an Naturalgefällen verkauft hatten. Die Finanzgebarung an der Zentrale wird also — abgesehen von der Hofverwaltung — auf geldwirtschaftlicher Basis errichtet.

Seit dem 13. Jahrhundert erforderte die Verwaltung in Ausstellung von Urkunden, Verkehr mit fremden Höfen und den eigenen Lokalstellen in steigendem Maße Schreibarbeit. Die Erzbischöfe, welche das Beispiel der Reichskanzlei kannten und über genug schreibkundige Kleriker verfügten, besaßen für ihre geistliche Verwaltung bereits mit mehreren Schreibern unter einem Kanzler oder Protonotar besetzte Kanzleien. Den weltlichen Herren besorgte anfangs der Hofkaplan die Schreibgeschäfte. Doch kommen bei manchen Grafen daneben schon im 13. Jahrhundert eigene Notare vor, und im 14. Jahrhundert sind richtige Kanzleien vorhanden. Deren Haupt wird gleich dem Landrentmeister mit einer geistlichen Pfründe, meist einer Propstei, besoldet. Die Kanzlei leistet gleichfalls wertvolle Arbeit für die Festigung der Regierung durch Sammlung der alten Privilegien und Anlage von Registern der ausgehenden Urkunden. Dieser entscheidende Fortschritt zu größerer Stetigkeit der Verwaltung wird allgemein im 14. Jahrhundert getan. Die weltlichen Territorien holen dabei den Vorsprung der geistlichen ein, ja überflügeln sie schon, wie Kleve vielleicht unter dem Einfluß Hollands.

Kanzlei und Rentmeisterei sind nur Hilfsorgane, die Hauptlast der vermehrten Aufgaben lag auf dem Rate. Die Territorien wuchsen immer mehr in die deutsche und hier im Westen auch in die europäische Politik hinein. Gesandtschaften waren auszurichten, Verhandlungen zu führen, fast ununterbrochen Schiedstage zu besuchen. Auch die Leitung des Finanzwesens, die im Rate erfolgte, der Anleihen und Pfandverschreibungen, wurde gerade durch den Bedarf der äußeren Politik so schwierig und arbeitsreich. In der inneren sind es die Aufsicht über die neue Lokalverwaltung, die Abnahme der Rechnungen, das Anschwellen der außergerichtlichen Vergleiche und die Verwendung des Rates als oberstes Territorialgericht, welche die Arbeit der Zentrale vermehren. Immer noch fehlt indessen dem Rat die Organisation, und alle Angelegenheiten werden kommissarisch erledigt, indem von Fall zu Fall der Landesherr Räte nach seiner Wahl damit betraut. Durch die Hinzuziehung von Kanzler und Rentmeister gewinnt der Rat in 14. Jahrhundert allerdings an Geschäftskenntnis. Dann vermitteln die hohen Kleriker, welche den Erzbischöfen zur Verfügung

Digitized by Google

standen und nun auch die weltlichen Landesherren verwenden, den Übergang zu den eigens vorgebildeten, berufsmäßigen Räten. Schon Balduin von Trier hatte gerne Legisten und Kanonisten in seiner Umgebung. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts rücken allgemeiner die gelehrten, auf den Universitäten geschulten Juristen in die Räte ein. Das Aufkommen des römischen Rechts, später seine Annahme durch das Reichskammergericht machte die Juristen immer unentbehrlicher im Rate. Die Berufsräte bilden jetzt mit dem Kanzler einen festen Kern. Dazu beliebte man, zwei bis drei aus dem weiteren Kreise am Hof zu halten und die Hofbeamten regelmäßig heranzuziehen.

Mit Ratgebern, welche den Ansprüchen der neuen Zeit besser entsprechen, führt der Landesherr doch weiter ein persönliches Regiment. Von seiner Persönlichkeit hing es also in erster Linie ab, wie lange noch der unvollkommene Organismus der Zentralverwaltung den gesteigerten Anforderungen genügen würde. Der eigenwillige Kölner Erzbischof Dietrich von Mörs erklärt schon um 1440 seinen Räten, daß ihm die Geschäfte über den Kopf gewachsen seien. Damals wußten die Räte noch keine gründliche Abhilfe. Ihre Vorschläge liefen hauptsächlich auf die Bitte hinaus, der Kurfürst möge sich der Eingriffe in die Finanzen enthalten und mehr durch seine Räte regieren. Bei Dietrichs Tode aber, 1463, hatte sich das Programm schon zur Forderung eines ständigen Rates verdichtet. Und zwar wird der neue Gedanke der ständigen Ratsbehörde am Rhein zuerst von den Landständen ausgesprochen. Nur durch den Druck der Stände ist er auch nach sechs Jahren verwirklicht worden. Der Rat von zwei adeligen und zwei gelehrten Mitgliedern, darunter Hofmeister und Kanzler, den sich der schwache Erzbischof Ruprecht gefallen lassen muß, ist tatsächlich eine kollegiale Behörde, welcher alle Geschäfte übergeben werden müssen und welche sie nach geschriebener Ordnung in festen Ratsstunden erledigt. Er ist aber ebensosehr wie Regierungsbehörde auch ständisches Kontrollorgan. In den folgenden Wirren bald untergegangen, hat er doch das Vorbild des im 16. Jahrhundert wieder auftauchenden Rates abgegeben. Wegen gleicher Mißregierung zwingen 1486 die Räte dem Herzog von Kleve einen engeren Rat auf — wieder mit Kanzler und Hofmeister — und zu seinen Gunsten muß der Landesherr auf willkürliche Einmischung in die Regierung verzichten. Er soll sich „wat anders schicken ind regieren", sonst würden sie heimreiten. Die weiteren Räte, 9 klevische und 9 märkische Ritter, vertreten dabei zweifellos auch die Interessen des Landes, und 1501 setzen die Stände sogar das Recht durch, die Räte vorzuschlagen.

Die kölnische Ratsordnung von 1469 und die klevischen von 1486 und 1489 bezeichnen einen neuen Abschnitt in der deutschen Verwaltungsgeschichte, wie er so früh nur noch in Tirol anhebt. Man hat dies durch die Übernahme der hochausgebildeten Behördenorganisation der burgundischen Herzoge erklärt, welche gerade auf das Rheinland unmittelbar einwirken konnte. Wie das aber für Tirol nicht zutrifft, so sprechen auch die geschilderten Vorgänge dagegen und die Einzel-

Digitized by Google

heiten stimmen nicht überein. Der entscheidende Schritt vom losen Rat zur kollegialen Behörde wird eben überall dort getan, wo die Organisation den zu bewältigenden Aufgaben nicht mehr genügt, zuerst dort, wo die Arbeitslast besonders groß und die Regenten besonders unfähig waren. Im 16. Jahrhundert sind aber alle deutschen Territorien gefolgt. Jülich-Berg wird schon vor der Vereinigung mit Kleve-Mark kaum ohne ständigen Rat ausgekommen sein. Beide Ländergruppen behielten 1512 ihre eigenen Zentralbehörden. Der Herzog nahm nur aus beiden „bleibenden Räten" einige Mitglieder als „folgenden Rat" an seinen Hof, besonders zur Behandlung der auswärtigen Politik. Damit festigte sich einerseits der Behördencharakter des „bleibenden Rates". Zu der anderen Entwicklung, daß aus dem „folgenden Rat" die eigentliche oberste Verwaltungsinstanz für alle Länder gemeinsam geworden wäre, ist es wegen der Geisteskrankheit der beiden letzten Herzoge nicht mehr gekommen.

In dieser Zeit entscheiden, wie wir gesehen, die Landesherren nicht mehr allein über die Geschicke des Landes, es stehen ihnen die Landstände zur Seite. Zur Zeit, da das Reich die neuen Landesherren anerkennt, legt es auch, 1231, deren Verpflichtung fest, neue Rechte — zu denken wohl vor allem: Steuern — nicht ohne Zustimmung der „Besten und Größten des Landes" einzuführen. Indessen wurde diese Zustimmung zunächst nur in loserer Form eingeholt und die Epoche der Territorialbildung erscheint auch im Rheinland als eine Zeit absoluterer Fürstenmacht. Erst seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts bringen Dynastienwechsel, Erbstreitigkeiten, Doppelwahlen und die allgemein einreißende Finanznot, welche sie zu Steuerforderungen zwingt, die Landesherren in eine gewisse Abhängigkeit von den führenden Ständen, welche für die Einheit des Landes eintreten und auf Landtagen die Steuern bewilligen. Für Anerkennung ihrer Regierung und für Steuerbewilligungen müssen die Landesherren mit Privilegien für die Stände zahlen. Nur für einige Fälle, den Ritterschlag eines Fürstensohnes, die Aussteuer einer Prinzessin und die Gefangenschaft des Landesherrn, bildete sich gewohnheitsmäßig eine Pflicht der Stände zur Steuerbewilligung aus. Die Organisation der Landstände festigt sich durch Einungen, die sie untereinander schließen, so in Berg 1451, Jülich 1452, Trier 1456, Köln 1463. Die Stände von Jülich-Berg traten 1496 mit denen von Kleve und Mark in der Erbunion zusammen. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht nun die Blütezeit des Ständewesens. Wie wir sehen werden, sind die Landstände schon nach ihrer Zusammensetzung keine Vertreter des Landes im heutigen Sinne. Sie betrachteten sich zunächst selbst als Inhaber historisch erwachsener Rechte. Daneben aber erhoben sie doch auch den Anspruch, Repräsentanten des ganzen Landes zu sein, und die Untertanen erwarteten ihrerseits von ihnen die Vertretung ihrer Wünsche und Beschwerden. Darin aber erschöpfte sich ihre Stellung gegenüber dem Landesherrn noch nicht. Indem sie für das Steuerwesen eine mehr oder minder von ihnen allein abhängige Verwaltung einrichten, ja manchmal auch auf andere

Digitized by Google

Verwaltungszweige übergreifen, selbst eigene auswärtige Vertretung besitzen, sind sie Träger zugleich eines Teiles der Regierungsrechte, ja der Landeshoheit. Wo nicht Domkapitel vorhanden sind, stellen sie sogar neben den wechselnden Herrscherhäusern gewissermaßen die dauernde Staatspersönlichkeit dar. Das trat besonders bei dem Erbfall in den niederrheinischen Herzogtümern 1609 hervor. Das Verhältnis der Landstände zum Fürsten wird daher als ein Vertrag selbständiger Gewalten aufgefaßt. Deshalb können sich die Stände eigenmächtig versammeln, ja sie sind, wenn der Landesherr den Vertrag nicht einhält, vom Gehorsam entbunden und selbst zum Widerstand berechtigt. Seit dem 15. Jahrhundert herrscht also im Territorialstaat der Zustand, den man als landesherrlich-ständischen Dualismus bezeichnet.

Nicht überall ist es freilich zur Ausbildung von Landständen gekommen, in den pfälzischen Gebieten fehlen sie. Wie ihr Vorkommen hängt auch ihre Zusammensetzung von Zufälligkeiten der Entwicklung ab. In den Erzstiftern hatten sich die Domkapitel, denen ausschließlich die Wahl des Bischofs-Landesherrn zustand, das Recht des Rates und der Zustimmung zu wichtigen Regierungshandlungen durch die Wahlkapitulationen gesichert. Während sich aber das Trierer Domkapitel von da aus ganz zum Mitlandesherrn entwickelt hat, blieb es in Köln in der Zwischenstellung des Mitregenten und Landstandes. In Trier war wiederum der sonst nirgends vertretene übrige Klerus sehr stark auf den Landtagen. Durch die Landdechanten kam hier selbst der niedere Pfarrklerus zu Wort. In Jülich und Berg hat man zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch mit der Geistlichkeit gesondert um Steuerbeihilfen verhandelt, sie brachte es aber nicht zur Standschaft. Den Kern der Landstände bildeten überall Adel und Städte, der waffenmächtige und der geldmächtige Stand. In Kurköln hob sich eine besondere Grafenkurie von der Ritterschaft ab, welche sonst alle Adeligen vereinigte. In Trier ist hingegen die Ritterschaft 1576 ganz ausgeschieden, weil sie mit Berufung auf ihre Kriegsdienstpflicht keine Steuern zahlen wollte. Nach 150jährigem Streit wurde 1729 ihr Austritt aus der Landstandschaft vom Landesherrn anerkannt. Bei der Ritterschaft war die Landtagsfähigkeit einerseits an adelige Abstammung, andererseits an den Besitz eines Rittergutes geknüpft. Das Wesen des rheinischen Rittergutes bestand nicht im Großgrundbesitz, sondern im Vorhandensein eines festen Hauses oder seien es später auch nur seine Trümmer. Der Kriegsdienst gab dem Ritter sein Vorrecht. Unter den Städten nahmen im Laufe der Zeit einige wenige, meist sogenannte Hauptstädte einen Vorrang ein und besorgten die Vertretung allein. Auch der Bauer war im Rheinlande an sich keineswegs landtagsunfähig. Im 15. Jahrhundert wird er allgemeiner noch bei Steuerbewilligungen befragt, beachtenswerte Reste seiner Vertretung sind hier und da auch später selbst zu erkennen. In Kleve nahmen die Bauern wenigstens an den sogenannten Erbentagen teil, welche die vom Landtag bewilligten Steuern innerhalb der niederen Bezirke verteilten. Und in kleineren Herrschaften wie Gimborn-Neustadt oder Homberg

Digitized by Google

v. d. M. bildeten die ländlichen Schöffen und Gemeindevorsteher noch im 18. Jahrhundert die Landesvertretung; ja, durch einen Ausschuß übten sie sogar einen Teil der Landesverwaltung aus. Wie bei den kleineren Städten wird es auch bei den Bauern vor allem die praktische Schwierigkeit der Vertretung in größeren Verhältnissen gewesen sein, welche sie von den Landtagen allmählich ausschloß.

Von der modernen Repräsentation unterschieden sich die Stände auch dadurch, daß die Regierung stets mit den einzelnen Kurien verhandeln mußte und wenigstens anfangs die Überstimmung der einen durch die anderen ausgeschlossen war. Schon dadurch war der Apparat der Landtage außerordentlich schwerfällig. Es kam hinzu, daß die Städtevertreter kein freies Mandat besaßen, sondern nur nach Instruktionen handelten und daher nötigenfalls erst wieder heimberichten mußten.

Wenn die Verhandlungen mit den Landständen auch allein schon aus diesen Gründen langwierig waren, so haben die Fürsten im 16. Jahrhundert doch im allgemeinen gut mit ihnen zusammenarbeiten können. Nicht der Gegensatz, sondern das gemeinsame Interesse am Land stand im Vordergrunde. Sahen wir die Stände doch schon im 15. Jahrhundert mehr für die Verbesserung der landesherrlichen Regierung als für die Aufrichtung einer eigenen eintreten. Im 16. Jahrhundert nehmen sie zwar ratend und manchmal auch anregend an den umfänglichen Reformen teil, die damals in Angriff genommen wurden. Aber die Führung darin liegt jetzt ganz bei den Fürsten, sei es, daß sie selbst die Initiative ergreifen, sei es, daß sie klug ihre fähigen Helfer gewähren lassen. Die Organisation des Rates, und darin vor allem die gelehrten Räte, sind es gewesen, welche ihnen wieder das Übergewicht geben. Dieses neue Instrument gestattet ihnen, ihre Rechte nun von der Zentrale her auszubauen und eine allseitige Regierungstätigkeit zu entfalten. Ein frischer Zug des Reformgeistes geht durch die Verwaltung, der vor umfassenden Aufgaben nicht zurückschreckt. Man spürt die innere Verwandtschaft dieser Energie mit den großen geistigen Bewegungen der Zeit, dem Humanismus und der Kirchenreformation. Sind doch die Räte, welche den Fürsten zur Seite stehen, Männer wie Olislager, Cruser, Masius, Heresbach am klevischen Hofe unter Wilhelm dem Reichen mehr oder weniger selbst Literaten und humanistische Denker. Das Rheinland ist imstande, selbst sie zu stellen. Und sie zeichnen sich alle durch treue, jahrzehntelange Hingebung an ihren Fürsten und ihr Land aus. Das ist die zweite Periode der Territorialbildung, da die buntgemischten Landesteile von oben her zusammengeschweißt werden. In den niederrheinischen Herzogtümern reicht diese Periode bedeutsamer Leistungen auf dem Gebiete der Verwaltung bis in die siebziger Jahre. Indem dann der Adel während der Krankheit des Herzogs die gelehrten Räte zurückdrängt, welche die Träger des neuen Geistes gewesen, tritt ein langsameres Tempo, wenn nicht ein Stillstand ein. In Kurköln ist die Reformperiode fast auf Hermann von Wied beschränkt. In Kurtrier setzt sie nach Anläufen unter Jakob II. von

Digitized by Google

Baden und Richard von Greiffenklau erst recht mit der Gegenreformation und Jakob von Eltz ein. Darnach ist allgemein die bleierne Lähmung, die über Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege lagert, im inneren Staatsbetrieb auch der rheinischen Territorien zu spüren.

Während der Reformperiode aber zeigt sich Regsamkeit der Verwaltung auf allen Gebieten. Schon im 15. Jahrhundert hatten die weltlichen Landesherren nach Einfluß auf die Kirchenverwaltung gestrebt. Der Herzog von Kleve hat ihn in solchem Umfange erreicht, daß man von ihm sagte, er sei Papst in seinen Territorien. Die Reformation hat die Macht der Landesherren auf diesem Gebiete noch vermehrt, da sie die Reform von sich aus in Angriff nehmen. Johann III. von Jülich usw. erließ schon 1532 eine umfassende Kirchenordnung.

Im Gerichtswesen geht man daran, die geschichtlich erwachsene Vielgestaltigkeit der Organisation durch umfassende Gesetzgebung zu vereinheitlichen, den Gerichtszug innerhalb des Territoriums auszugestalten, Land- und Lehenrecht zu kodifizieren und gleich dem Prozeßverfahren an das neu aufgekommene römische Recht anzugleichen (Kurtrier 1515 und 1537, Kurköln 1537, Jülich-Kleve-Berg 1555—56).

Vor allem aber bildet sich unter dem Begriff der Polizei eine rege Tätigkeit der inneren Verwaltung aus. Der erstarkende Staat nimmt es auf sich, für das geistige und leibliche Wohl seiner Untertanen zu sorgen. Was bisher z. T. die Kirche erfüllt und die Städte vorgebildet haben, betrachtet er nun als seine Aufgabe. Reformation und Gegenreformation verstärkten diese Bestrebungen. Er erläßt nun Sitten- und Luxusgesetze, zusammengefaßt meist in den Polizeiordnungen (Kurköln 1538, Jülich usw. 1554), Armenordnungen (Jülich usw. 1546), und beginnt sein Territorium als Gebiet einer einheitlichen Wirtschaftspolitik zu betrachten. Die großen Bergordnungen (Kurtrier 1510, Kurköln 1533 und 1559, Jülich usw. 1542 nach sächsischem Muster) sind ein erkennbarer Niederschlag davon.

Noch im Laufe dieses Jahrhunderts werden meist die Zentralbehörden für die vermehrten Aufgaben umgestaltet, diesmal aber übernehmen die rheinischen Territorien einfach das Vorbild, das die Habsburger in ihren Erblanden ausgebildet haben. Vom Rat, der auf die Verwaltung beschränkt wird, spaltet sich das Hofgericht ab, zunächst durch Ansetzung eigener Amtsstunden für die delegierten Räte (Jülich usw. 1534), dann durch Besetzung mit eigenen Räten (Kurtrier 1569, Kleve 1597); desgleichen wird die Rechenkammer unter dem Landrentmeister verselbständigt (Jülich-Berg vor 1547, Kleve vor 1557) und dann kollegial organisiert (Kurköln 1587) oder ihr eigene Mitglieder des Rates zugewiesen (Kleve 1601). Durch diese Ausgestaltung des Rates ist die Form für die Zentralbehörden gefunden, welche im Grunde bis zum Ende der alten Zeit bestehen bleibt. Die Bedeutung dieser Behörden verändert sich allerdings unter dem Druck des landesherrlichen Absolutismus.

Steht die segensreiche Reformperiode des 16. Jahrhunderts unter dem Zeichen der gelehrten Räte und des Einvernehmens mit den

Digitized by Google

Ständen, so wird die folgende Zeit charakterisiert durch das Aufkommen der stehenden Heere und, in engem Zusammenhang damit, den Kampf zwischen Fürsten und Ständen. Erst nach einer Spanne erbitterten Ringens, in denen sich die ständische Selbständigkeit bis zur Absage vom Herrscherhaus steigert, erlangen die Landesherren das Übergewicht. In verschiedenem Umfange haben die Stände formell ihre Rechte behauptet. Aber tatsächlich hat der Landesherr das Heft in der Hand. Ohne daß der landesherrlich-ständische Dualismus wäre überwunden worden, tritt neuerlich ein Zustand ruhigeren Nebeneinanderlebens ein.

Der Dreißigjährige Krieg hat den Fürsten die Waffe des stehenden Heeres in die Hand gegeben. Zuerst bricht der Trierer Erzbischof Philipp Christoph von Sötern (1623—1653) den Kampf mit den Landständen vom Zaun. Er muß ihn durch einen Vergleich, der alle ständischen Privilegien bestätigt, in eben dem Jahre 1649 beenden, in welchem in den niederrheinischen Herzogtümern die Hohenzollern wie die Wittelsbacher vor ihren Ständen vorübergehend kapitulieren. In Trier ist seitdem das geruhsame Nebeneinanderleben von Landesherr und Ständen ernstlich nicht mehr gestört worden. In Kleve-Mark aber und Jülich-Berg gedieh der Konflikt jetzt erst zur Spitze.

Hier hatte der Erbfolgestreit, das Buhlen der Bewerber um die Gunst der Stände und der Rückhalt, welchen diese an auswärtigen Mächten fanden, die schon bedenklich angeschwollene Macht, vor allem des Adels, gefährlich gesteigert. Just nach den Kriegswirren, da auch das europäische Interesse an den niederrheinischen Angelegenheiten abgeflaut ist, gehen der Große Kurfürst wie Pfalzgraf Philipp Wilhelm daran, die Macht der Stände zu brechen. Friedrich Wilhelm erreicht 1660, der Pfalzgraf 1672 einen Rezeß, welcher das Verhältnis von Landesherrn und Ständen zugunsten des ersteren regelt. Zuletzt kommt es in Kurköln, 1696 durch Josef Clemens, zum offenen Konflikt mit den Ständen, der erst nach des Kurfürsten Rückkehr aus dem Exil durch beiderseitiges Nachgeben beigelegt wird.

Der Kampf mit den Ständen entzündete sich meist gerade an der Frage des stehenden Heeres. Die Landstände erkannten recht wohl dessen Gefährlichkeit für ihre eigene Stellung und gebrauchten ihr Steuerbewilligungsrecht, um den Landesherrn zur Beschränkung des miles perpetuus zu zwingen. Die Landesherren aber können sich das Heer in diesen gefahrvollen Zeiten nicht entwinden lassen und sie verteidigen dabei die Sicherheit des Landes gegen die Kurzsichtigkeit der Stände. Ihren Sieg verdanken sie z. T. der Hilfe des Reiches. Waren schon im 16. Jahrhundert die Landstände von Reichs wegen verpflichtet worden, die Steuern für Reichs- und Kreisbedürfnisse zu bewilligen, so konnten die Fürsten seit 1648 auf ihre im westfälischen Frieden anerkannte Souveränität pochen und in der Folgezeit legten die Reichsabschiede die Verpflichtung der Landstände zu Beihilfen für die Unterhaltung von Festungen, Garnisonen und Gesandtschaften fest. Unter den Ständen aber hatte die Ritterschaft ihren militäri-

Digitized by Google

schen Wert eingebüßt, waren die Städte wirtschaftlich in Verfall geraten.

In den geistlichen Fürstentümern kommt dem Kampf mit den Ständen keine so große Bedeutung zu. Hier war die Regierung schon durch die Domkapitel gehemmt. Diese Adelsrepubliken, die sie eigentlich waren, vegetierten recht und schlecht weiter. Den Ständen gebührt freilich gerade hier das Verdienst, die Länder vor den skrupellosen Finanzkünsten schlechter Fürsten bewahrt zu haben. In den niederrheinischen Herzogtümern mußten sich hingegen die Landesherren durch Zurückdrängung der Stände den Weg freimachen zu freierer Verfügung über die Landeskräfte, um ihre Mission, den Aufbau des Großstaates aus den unbehauenen Blöcken des mittelalterlichen Trümmerfeldes, zu erfüllen. Preußen ist ja dieser Mission am Ende auch gerecht geworden; mit reinem Absolutismus aber nur in den östlichen Provinzen. Am Rheine hatte es auch nach dem Rezeß von 1660 immerwährend mit dem Vorhandensein der Landstände zu rechnen. Das Verhältnis gestaltet sich jetzt hier wie in den anderen rheinischen Territorien so, daß die Stände gewohnheitsmäßig die Steuern bewilligen, daß sie aber auch weiter mit mancherlei Anregung und Rat auf die Regierung einwirken. Sinn für die Aufgaben des preußischen Gesamtstaates haben die klevischen Stände allerdings ebensowenig bewiesen, wie die jülich-bergischen für die Fragen der wittelsbachischen Macht.

Aber es bedeutete doch etwas, und besonders für die hinter der Zwangserziehung zum modernen Einheitsstaat liegende Zukunft, daß hier am Rhein aus der Zeit des Ständestaates Organe vorhanden waren, durch welche auch die Untertanen zu Worte kamen. Es ist richtig, die Stände hielten sich nicht frei von einseitiger Interessenpolitik. Die Privilegierten, besonders der Adel, der nun, da er gezähmt, von der Regierung begünstigt wurde, benutzten ihre Stellung zur eigennützigen Ausschlachtung ihrer Privilegien. In Köln ist es noch eben vor dem Ende des Kurstaates zu einem häßlichen Zwist mit den Städten um den Anteil der Ritterschaft an den Steuern gekommen. Und das ständische Leben versandete, wo ihm kein weiterer Betätigungskreis offenstand. Die Landtage wurden immer schlechter besucht. Indessen wo die Not es verlangte, da haben die Stände doch nicht schlecht ihren Mann gestellt. Während des Siebenjährigen Krieges haben die von Kleve und Geldern — letztere noch aus der spanischen Zeit her stark — in der Abtrennung vom übrigen Preußen die Lande vertreten, fast allein regiert. Der plötzliche Abbruch der rheinischen Staatenentwicklung durch die Fremdherrschaft hat es verhindert, daß die Reste der ständischen Vertretung in den neuen Staat übergegangen sind, um dort vielleicht umgebildet als Ansätze einer modernen Volksvertretung wirksam zu werden, wie die Entwicklung in England gegangen ist. Aber das darf man nicht vergessen: Wenn der Freiherr vom Stein beim Wiederaufbau des zusammengebrochenen Preußens die Erweckung aller Volkskräfte zu reger Teilnahme am Staate voranstellte, so schwebten ihm dabei, er hat es selbst oft bekannt, auch die Landstände und

Digitized by Google

Erbentage der niederrheinischen Provinzen vor Augen, deren Wirksamkeit er aus eigener Erfahrung kannte. So ist die innere Verfassung der rheinischen Territorien doch noch beim Aufbau des neuen deutschen Großstaates zur Wirkung gelangt.

Schon während der Ständekämpfe haben sich die Landesherren die Regierung fester in die Hand gerichtet, indem sie die Zentralbehörden zu ausführenden Organen hinabdrückten und selber mit einem kleinen Kreis vertrauter Räte die wichtigen Geschäfte erledigten. Aus dem Hofrat hebt sich der Geheime Rat heraus. Aber auch dieser wird in den Hintergrund gedrängt durch allmächtig werdende Günstlinge. Günstlingsherrschaft, stets die eine Seite des persönlichen Regiments, hat z. B. am Bonner Hof im 17. und 18. Jahrhundert gewiß so schamlos gewaltet, wie nur irgendwo. Die hohen Günstlinge werden nun mit dem Ministertitel ausgezeichnet. Indessen sind auch die Minister es nicht immer, welche die Staatsaktionen leiten. Willkürlich greift der Landesherr aus seinem Kabinett heraus in den Gang vor allem der oft nicht sauberen auswärtigen Angelegenheiten ein, die Kabinettssekretäre gelangen zu einer außerordentlichen und wegen ihrer Bestechlichkeit traurigen Bedeutung. Die Mittel des Staates werden immer einseitiger für eine sinnlos üppige Hofhaltung vergeudet, für welche das Versailles Ludwigs XIV. das hinreißende Beispiel abgibt.

Im einzelnen werden die Zentralbehörden noch weiter ausgebaut. Ein Kriegskollegium und Generalstab treten zur Leitung des Kriegsstaates, in Düsseldorf ein Kollegium für die geistlichen Angelegenheiten und ein concilium medicum, in Kleve ein Konsistorium hinzu. In den größeren Territorien wird der Instanzenzug der Gerichte durch Schaffung einer eigenen dritten Instanz ganz territorialisiert. Allgemein schwillt die Beamtenzahl an, auch wenn wir ganz von dem Hofstaat absehen. In allen Ämtern scheiden sich mehr und mehr die Adeligen, welchen der Glanz der Stellung und die höchsten Gehälter zukommen, von den Bürgerlichen, welche die Arbeit leisten. Die Amtmänner werden je länger je mehr zu lediglich repräsentativen Persönlichkeiten, die eigentliche Verwaltung geht an die sogenannten Amtsverwalter über. Bedeutete schon die wegen der Vielzahl der Territorien notwendige Fülle der Zentralbehörden für die Rheinlande eine schwere Belastung, so wurde der Beamtenstaat durch die maßlose Vermehrung der Hofämter und die vielen Sinekuren schier erdrückend. Die der Zeit eigentümliche Vielregiererei machte sich auch am Rheine breit. Die Untertanen wurden in allem und jedem gegängelt, das freie Spiel der Kräfte unterbunden, durch den raschen Wechsel der Verordnungen Unruhe verbreitet.

Besondere Bedingungen der Verwaltung waren in den niederrheinischen Herzogtümern entstanden, seit sie zu Nebenländern größerer Staaten geworden. Die Wittelsbacher, welche zeitweise in Düsseldorf residiert hatten, ließen die Zentralkollegien von Jülich-Berg im ganzen unverändert als oberste Landesbehörden weiterarbeiten, auch als sie sich vom Niederrhein ganz zurückzogen. Hier fand lediglich Personalunion und eine allgemeine Übereinstimmung der Regierungsgrund-

Digitized by Google

sätze statt. Ganz anders haben die Hohenzollern ihren rheinischen Besitz gerade durch Veränderungen in der Verwaltungsorganisation in den Gesamtstaat eingegliedert. Anfangs wird auch hier der „Regierung" (dem alten Rat) unter einem hochgeborenen Statthalter größere Selbständigkeit gelassen. Die Erstarkung des Berliner Einflusses vollzieht sich dann bezeichnenderweise von der Militär- und dei damit zusammenhängenden Steuerverwaltung aus. Das „Kommissariat" entzieht schon unter dem Großen Kurfürsten ein Befugnis nach dem andern der Regierung, die seit 1690 nur noch der Vermittler der von Berlin kommenden Befehle ist. 1723 wird wie in den anderen Provinzen die Verwaltung in die Hände einer Kriegs- und Domänenkammer gelegt, 1724 werden die Drosten beseitigt, die sich noch im ständischen Sinne als Vertreter ihrer Amtsbezirke ansahen, und nach einer vorübergehenden schädlichen Verbindung von Verwaltung und Rechtsprechung in der Person der Richter 1753 die Landratsverfassung eingeführt, wie sie im Osten bestand. Eigentümlicherweise ist aber anders als dort gerade am Rhein, wo die Landstände sich noch am stärksten behaupteten, das Landratsamt nicht ein halbständisches, sondern ein rein bürokratisches geworden. Der Adel fand sich hier nicht bereit, in den niederen Bezirken dem Staate mit seinem Ansehen zu Hilfe zu kommen. Die Regierung war inzwischen mit dem Hofgericht vereinigt und ganz zu einer Justizbehörde geworden. Die Organisation des Staates hatte allenthalben die des Territoriums verdrängt.

Auch für Geldern (und Mörs) hatte man 1765 eine Kriegs- und Domänenkammer eingerichtet. 1770 aber gab Friedrich der Große den Ständen so weit nach, daß ein Landesadministrationskollegium an ihre Stelle trat, in welchem neben drei königlichen auch drei ständische Räte saßen. Die Rücksicht auf die Stände hat also hier die Unifizierung der Verwaltung und die Eingliederung des Territoriums in den Staat aufgehalten.

Die großen Leistungen der preußischen Verwaltung unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sind bekannt. Aber auch in den anderen Territorien prägte sich unter dem Einfluß der Aufklärung der Gedanke des Wohlfahrtsstaates deutlicher aus. Gegen das Ende des Jahrhunderts lernen die Landesherren mehr und mehr, die ihnen zugewachsene Machtfülle weniger zur Befriedigung der eigenen Wünsche und Lüste, als zum Wohle ihrer Untertanen zu verwenden. Das Vorbild Friedrichs des Großen und Josefs II. verdrängte das glanzvollere, aber hohlere des Sonnenkönigs. Max Franz in Köln, Clemens Wenzeslaus in Trier, Karl Theodor von der Pfalz sind Beispiele sorgender Regenten, welche sich bestreben, eingefressene Übelstände zu beseitigen, ihre Länder zu entwickeln, ihre Untertanen zu beglücken, und dafür deren dankbare Anhänglichkeit ernteten.

Verwaltung und Justiz der rheinischen Territorien am Schlusse des ancien régime wird man nicht rundweg als schlecht bezeichnen können. Sie waren nun mehr patriarchalisch als gewaltsam geworden. Sie zeigten zum mindesten am Kopfe guten Willen. Aber es fehlte die Kraft,

Digitized by Google

welche durchgreifend den Willen der Regierung an allen Stellen zur Geltung bringt. Überall herrschten die Gewohnheiten, der jahrhundertealte Schlendrian, der grenzenlose Eigennutz der Beamten, die allseitige Bevorzugung der privilegierten Stände. Und sie waren zu sehr belastet mit dem Erbe der Vergangenheit, das sie allenthalben in abgelebten Einrichtungen und unausgeglichenen Zuständen fortschleppten. Die Energie, welche notwendig ist, um immer von Neuem die Widerstände des Überkommenen zu überwinden und den Staat dauernd auf der Höhe der Leistungsfähigkeit zu erhalten, konnte sich in diesen Klein- oder Zwergstaaten nicht entwickeln. Trotz der unzähligen entgegenstehenden Hemmnisse, welche wir kennengelernt haben (S. 16ff.), hatten die rheinischen Territorien im Mittelalter sehr ansehnliche Leistungen der staatlichen Organisation vollbracht, waren sie noch an dessen Ende mit an der Spitze marschiert. Bei allem im 16. Jahrhundert noch bewiesenen Willen zu reger staatlicher Tätigkeit bleiben sie von nun an hinter den entstehenden Großstaaten zurück. Ihre Fortschritte sind nicht mehr originär, sondern die schwache Nachahmung größerer Beispiele. Obwohl mehr als sonstwo die Vertreter des Landes noch Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten besitzen, weiß der Staat seine Bürger nicht mit innerer Teilnahme am öffentlichen Leben zu erfüllen. Wie die Staatsmaschine, so läuft auch das Ständewesen in veralteten Bahnen weiter. Eigennutz herrscht auch hier vor. Eine trostlose Lethargie ist über das Land gebreitet. Als der Sturm der Revolution alle alten Einrichtungen zusammenwarf, da zeigte sich wohl allenthalben Anhänglichkeit an die alten Zustände, „unter denen man so glücklich gewesen," Anhänglichkeit auch an manche Regenten; aber kein entschlossener Widerstand, eher eine Scheu vor jeder Regung größerer staatlicher Energie.

Ein Längsschnitt durch die drei wichtigsten Gebiete des inneren Staatslebens: das Gerichtswesen, das Heerwesen und die Finanzen soll den Überblick über die Entwicklung der territorialen Verwaltung ergänzen und, indem er einzelne Punkte ausführt, den Grundcharakter der einzelnen Epochen noch schärfer beleuchten.

Im Gerichtswesen behaupteten sich während der Territorialzeit die altübernommenen Grundzüge der deutschen Volksgerichte in den ansehnlicheren Städten völlig und auf dem Lande wenigstens zum Teil. Daneben kommt aber eine Rechtsprechung kraft Amtsrecht in bürokratischen Gerichten auf, welche die Schöffengerichte in den Hintergrund drängt. Allgemein erhalten diese einen rein territorialen Oberbau.

Die Teilung der Grafschaften und ihre Zersetzung durch die Immunitäten hatte die Zahl der Gerichte außerordentlich vermehrt. Auch die Hofgerichte, welchen öffentliche Gerichtsbarkeit zustand, haben bis zum späteren Mittelalter die Urteilsfindung von dem Umstand aller Hofleute regelmäßig auf eine Schöffenbank übertragen, so daß sie nun auch in der Organisation den Landgerichten gleichstanden. Die Vermehrung der Gerichtsstätten war zweifellos dem Bedürfnis der

Digitized by Google

anwachsenden Bevölkerung entgegengekommen, aber noch darüber hinausgegangen. Diese Zwerggerichte waren am wenigsten geeignet, den Forderungen eines sich mehr und mehr komplizierenden Rechtslebens zu genügen. Deshalb fanden auch (S. 25) im 16. und 18. Jahrhundert Zusammenlegungen statt, ohne doch den Schaden gründlich zu beheben.

Die kleinen Gerichte mit ihrem geringen Gesichtskreis und Spruchmaterial sind nicht imstande gewesen, Träger des Fortschritts in der Rechtsprechung zu werden. Die Rechtskenntnis ihrer ungebildeten bäuerlichen Schöffen beruhte auf Überlieferung und Erfahrung. Seit der letzten Kodifizierung der Volksrechte in karolingischer Zeit hatte keine Aufzeichnung des geltenden Rechts mehr stattgefunden. Selbst private Arbeiten dieser Art, wie der Sachsen- und Schwabenspiegel, fehlen den Rheinlanden. Nur in örtlichen Weistümern wurden einzelne Rechtssätze von Mund zu Mund überliefert und seit dem Spätmittelalter aufgezeichnet, um jährlich im Herrengeding verlesen zu werden. Sie sagen aber sehr wenig über Straf- und Zivilrecht aus. Ihr Hauptinhalt ist die Fixierung der grundherrlichen und der öffentlichen Hoheitsrechte.

Es ergab sich bei diesen Zuständen, daß die Landesherren, als sie sich erstarkt und berufen zu größeren Aufgaben in der Rechtsprechung fühlten, diese durch ihre Beamten durchführten und dabei auf keinen nachhaltigen Widerstand der Schöffenbänke stießen. Für die Strafrechtspflege entwickelte sich das alte echte Ding ganz einseitig zum Rügegericht und zur Polizeiangelegenheit. Da es keine öffentlichen Ankläger gab, hatten alle Gerichtsinsassen oder die Vertreter der Kirchspiele oder Ortsgemeinden hier alle vorgefallenen Vergehen anzuzeigen, zu „rügen". Zu den nach Landesbrauch und seit 1532 nach der Halsgerichtsordnung Karls V. zu bestrafenden Verbrechen trat mit der Erweiterung des Begriffs der „Polizei" die immer größere Zahl der „Exzesse", für welche der Amtmann polizeiliche Geldstrafen, die sogenannten „Brüchten", verhängte. Anfangs diskretionär bemessen, wurden sie im 16. Jahrhundert durch Brüchtentaxen geregelt. Die Verhängung der schwereren und der unterminierten Brüchten blieb — in Kurköln schon 1469 — dem Rat vorbehalten. Sie wurden durch eigene Kommissare, die Brüchtenmeister, in besonderen Brüchtenverhören oder an der Zentrale selbst bestimmt. Die Herrengedinge sinken so zu einer bloßen Vorbereitung des Brüchtenverhörs herab und beginnen einzugehen. In Kurköln wurden im 18. Jahrhundert Strafrechtsfälle jedesmal nach der Anzeige von den Schöffen bis zur Feststellung von Schuld oder Unschuld behandelt, das Strafausmaß aber im Brüchtenverhör verhängt. In Kurtrier wurde auch dieses 1782 abgeschafft, der Amtmann setzte allein die Brüchten nach Anzeige des Gerichtes fest.

Des größeren Anteils an der Strafrechtspflege, den sich die Schöffen in Kurköln bewahrt hatten, erfreuten sich die in anderen Territorien nicht gleichermaßen. In Jülich-Berg waren Verbrecher nach dem

Digitized by Google

ersten Verhör an die Hauptgerichte in Jülich bzw. Düsseldorf abzuliefern und auch in Kurtrier hat die Gerichtsreformation von 1719 nur mehr die Voruntersuchung bei den Landgerichten belassen. Das Urteil sprachen die Stadtschöffen von Trier und Koblenz. Allgemein aber gab es Herrlichkeitsgerichte, deren Herren nicht volle Gerichtshoheit besaßen (S. 19), so daß sie ergriffene Verbrecher mit oder ohne Urteil an ein landesherrliches Gericht ausliefern mußten (Schubgerichte).

Die Bedeutung der Schöffen trat auch in den gebotenen Dingen zurück, welche bei vermehrter Bevölkerung und reicherem Verkehrsleben nun meist in öfterer, regelmäßiger Wiederkehr abgehalten wurden. Die kurkölnische Gerichtsreformation von 1537 bestimmte vierzehntägigen Turnus. Der Richter rückte dabei in den Vordergrund. Er verfügte, fast stets für mehrere Gerichte amtierend, über reichere Erfahrung und Rechtskenntnis. Dann spielt entscheidend das römische Recht hinein, das seit dem 15. Jahrhundert von den gelehrten Räten der landesherrlichen Hofgerichte und von dem 1495 errichteten Reichskammergericht zur Richtschnur der Urteile genommen wird, weil es gegenüber dem zersplitterten deutschen Recht eine einheitliche Grundlage bot. Bei jeder Berufung an ein höheres Gericht wirkte seitdem das römische Recht auf die niederen zurück. Die Gerichte des flachen Landes sind nun noch lange nicht auch nur in der Mehrzahl mit gelehrten, römisch-rechtlich gebildeten Juristen besetzt worden, obwohl schon Mitte des 16. Jahrhunderts die Kölner Stifter das Schultheißenamt ihrer verschiedenen Herrschaften gerne Kölner Advokaten übertrugen. Aber die erwähnten Reformationen des Landrechts im 16. Jahrhundert (S. 32), denen andere im 17. folgten, schalteten das örtlich überlieferte Recht aus. Neben ihnen galt subsidär das römische Recht. Es ist begreiflich, daß sie den Richtern einen neuen Vorsprung vor den Landschöffen gaben, welche auf die Urteilsfindung kaum noch Einfluß nehmen konnten. In den Formen des alten deutschen Schöffengerichts amtierten in der Neuzeit Vogt oder Schultheiß tatsächlich fast als Einzelrichter.

Die Volksrichter wurden indessen bei der Zivilrechtspflege z. T. noch weiter zurückgedrängt. Ist es bei der Strafrechtspflege die staatliche Machtkonzentration, welche sie ausschaltet, so hier das Bedürfnis der Rechtsuchenden selbst. Bei der Rechtsverwirrung und dem schleppenden Gang der Prozesse, denen die Landschöffen nicht gewachsen waren, gewöhnten sich die Parteien, ihre Streitfälle den Beamten zur gütlichen Einigung vorzutragen oder unmittelbar an den Landesherren zu gehen. Schon 1440 ist der Kölner Erzbischof mit solchen Vergleichen überlastet, die vor die Gerichte oder wenigstens lokalen Amtleute gehörten. Die Regierungen haben sich zu diesem immer mehr in Übung kommenden Extrajudizialverfahren verschieden gestellt. Im Süden der Provinz es ganz augenscheinlich begünstigt. In Kurtrier spricht dabei das Verlangen nach einer kostenlosen Rechtsprechung mit. 1586 wurden die früher bewilligten Aufwandsgebühren der Beamten aufgehoben und 1719 gegenüber allgemein eingerissenen Miß-

Digitized by Google

bräuchen das nobile judicum officium kostenloser Amtsverhöre eingeschärft. Den genügend besetzten Schöffengerichten — meist der Städtchen — blieben seitdem nur wenige Zivilsachen vorbehalten, den nicht vollbesetzten nur die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit, d. h. Beurkundung von Güterauflassungen, Kontrakte und Ähnliches, eine auch sonst überall unangetastete Domäne der Schöffen. Die Wild- und Rheingräfliche Landesordnung von 1754 schrieb nur für einfache Klagen die Behandlung durch Schultheiß und Schöffen vor und ließ auch da mit einem „tunlichst“ dem weiteren Vordringen des Amtsverhörs die Tür offen. Am Niederrhein hat man hingegen, wie auch in der Pfalz und Sponheim die Schöffengerichte zu stützen gesucht. Freilich konnte man sich auch hier dem Vorteil der billigeren und prompteren Justiz nicht verschließen, hat das Amtsverhör anerkannt und seit dem 16. Jahrhundert durch Gebührentaxen geregelt. In das Amtsverhör hält allmählich das kollegiale Prinzip Einzug, das sich in den Zentralbehörden bereits als eine wertvolle Kontrolle gegen die Übergriffe von Einzelbeamten und zur Erziehung des Beamtennachwuchses bewährt hat. Der Amtmann soll mit Vogt oder Schultheißen und dem immer wichtiger werdenden Gerichtsschreiber per maiora vota Recht sprechen. Am reinsten wird die kollegiale Organisation der Untergerichte in den preußischen Provinzen durch die Coccejische Gerichtsreform von 1753 herausgebildet. Hier hatten aber auch bisher die Richter ganz als Einzelrichter fungiert und um der Sporteln willen die Bauern geradezu zum Prozessieren verleitet. Die erwähnte Vertretung des Amtmanns oder Drosten durch den Amtsverwalter (S. 35) ist auch aus dem Grunde notwendig geworden, weil man nun für das Amtsverhör einen gebildeten Juristen brauchte. Durch sein Eintreten wurde erst dem dringenden Bedürfnis nach einer mit den Obergerichten konformen Rechtsprechung Rechnung getragen und es ist klar, daß gerade dieser Umstand den Amtsverhören eine große Überlegenheit über die Landgerichte sichern mußte. Nur daß diesen derart ein Teil der Rechtsprechung abgenommen worden ist, hat aber überhaupt die Erhaltung der Schöffengerichte ermöglicht, wodurch sich das Rheinland vor anderen Teilen Deutschlands auszeichnet.

Außer dem Nebeneinander von Schöffenbänken verschiedenster Kompetenz und Amtsverhör hat auch das Bestehen von Sondergerichten die Gerichtsverfassung verwirrt. Zwar die alten Gerichte für persönliche Rechtskreise, für die Wachszinser und die Ministerialen sind teils mit dem Verschwinden des Standes eingegangen, teils von den Ortsgerichten aufgesogen, teils in die territoriale Gerichtsorganisation eingereiht worden, indem der Adel sein Forum erster Instanz vor dem Hofgericht erhielt. Aber es blieben Gerichte für besondere Güterarten bestehen, für die Mannlehen die Manngerichte oder Mannkammern, für die Bauernlehen die Fronhofs- oder Latengerichte. Diese hatten sich mit allen aus der Güterleihe entspringenden Rechtsverhältnissen: Besitzrecht, Dienstleistung und Pachtzahlung zu befassen und die freiwillige Gerichtsbarkeit bei Güterübertragungen wahrzunehmen.

Digitized by Google

Auch diese Sondergerichte hat der Territorialismus und Zentralismus angegriffen. Mit den Manngerichten konkurrierten die Hofräte, so daß die Anrufung eines Manngerichtes, ins Belieben der Parteien gestellt, in Kurtrier im Jahre 1701 als eine Ausnahme erscheint. Jülich hat die Mannkammern seiner einzelnen Späterwerbungen seit 1650 ganz zu Unterorganen der zentralen Lehnskanzlei herabgedrückt. Das von den Besitzern von Bauernlehen selbst ausgehende Bestreben, diese vors Landgericht zu ziehen, haben die Landesherren sicherlich nicht ungern gesehen. Wenn sie auch auf Anstehen der Grundherren noch im 18. Jahrhundert ihren Beamten die Annahme solcher Fälle verboten, so sind trotzdem viele Bauernlehen den Hofgerichten entzogen worden und diese z. B. im Oberbergischen z. T. ganz eingegangen.

Weit wichtiger noch als die Beseitigung oder Eingliederung innerterritorialer Sondergerichte war die Abschließung des territorialen Justizwesens nach außen. Es hat den Landesherren einen schweren und lang andauernden Kampf gekostet, bis es ihnen gelang, das Eingreifen fremder Gerichte auszuschließen und einen möglichst vollständigen territorialen Instanzenzug aufzubauen. Die geistliche Gerichtsbarkeit haben sie niemals ganz auszuschließen vermocht, aber seit dem Spätmittelalter doch auf die eigentlich geistlichen Sachen und die Justiz über Geistliche eingeschränkt. Leichter sind sie mit den Femgerichten fertig geworden, welche als kaiserliche Freigerichte mit dem Anspruch auf Geltung im ganzen Reich hervortraten und im 15. Jahrhundert auch in die Rechtsprechung der rheinischen Territorien einzugreifen versuchten.

Aus sehr alten Zusammenhängen her ging der Rechtszug vieler Gerichte nicht an ein anderes desselben, ja erst zusammenwachsenden Territoriums, sondern etwa an ein anderes des gleichen Immunitätsherrn oder an ein bedeutenderes Stadtgericht. Die Schöffen der großen Reichshöfe Aachen und Ingelheim besaßen derart eine weitreichende Stellung als Oberhöfe für ehemaliges Reichsgut. Viele bergische Städte suchten in Siegburg und durch dieses in Köln Rechtsbelehrung. Unmittelbar oder durch das damit bewidmete Neuß wirkte das Kölner Recht auch auf viele linksrheinische Gerichte ein. In Neuß gingen z. B. die mörsischen von Krefeld und Mörs zu Haupt. Als mit dem römischen Recht an Stelle der Rechtsbelehrung und Urteilsschelte die Appellation aufkam und damit die Gerichte in stärkere Unterordnung unter die Oberhöfe gerieten, begannen die Landesherren, den Rechtszug nach außerterritorialen Gerichten zu hindern, und richteten dafür einen Instanzengang im eigenen Lande ein. Als zweite, für den Adel erste Instanz fungierten die Hofgerichte, als dritte stand darüber ursprünglich das Reichshof- oder Reichskammergericht. Aber die Territorialfürsten gingen schon früh darauf aus, ihre Gerichte von dieser Unterordnung zu lösen. Den Kurfürsten war schon in der Goldenen Bulle von 1356 das Vorrecht verbrieft worden, daß ihre Untertanen nicht vor auswärtige Gerichte evoziert werden könnten. Praktisch wurde dieses

Digitized by Google

Privileg freilich erst, als sie genügende eigene Einrichtungen getroffen hatten, wie seine Erneuerung für Trier zeigt, als Johann von Baden 1458 den Rat als Hofgericht organisierte. Die nun erteilte Befreiung von der Appellation an die Reichsgerichte war aber, wie 1562 ausgesprochen wurde, auf Klagsachen unter 500 fl. beschränkt. Solcher Privilegien erfreuten sich auch die anderen größeren Territorien und sie erreichten allmählich eine Hinaufsetzung der Appellationsgrenze (Kurköln 1613 auf 1000 fl., Preußen für Kleve 1690 auf 2250 fl., allgemein 1702 auf 2500 fl.). Für die nun notwendige dritte Instanz behalf man sich Anfangs mit Versendung der Akten an eine Juristenfakultät oder Befragung einzelner Rechtsgelehrter. In Kleve wurde aber 1661 der Statthalter mit zwei Regierungsräten als Revisionsinstanz bestellt. 1703 trat das Oberappellationsgericht in Berlin in diese Stellung ein. Auch die rheinischen Territorien folgten im 18. Jahrhundert dem Beispiel des werdenden Großstaates. Nachdem Franz Hugo von Trier 1719 ein Revisionsgericht in Koblenz eingerichtet hatte, erlangte er 1721 ein unbeschränktes Appellationsprivileg. Kurköln, das ein solches schon seit 1653 besaß, konnte es erst 1786 voll ausnützen, als das Oberappellationsgericht in Bonn geschaffen worden war.

Die Territorialzeit fand ein Heerwesen vor, das vorzüglich auf dem Lehnsverband beruhte. Die Lehnsgeschwader der freien und ministerialischen Ritterschaft bildeten den Kern des Feldheeres, belehnten Burgmannschaften war die Obhut der Burgen anvertraut. Wieder waren ihren weltlichen Mitbewerbern, die ja selbst ihre Vasallen waren, die Erzbischöfe an Kräften überlegen, solange der Vasallitätsgedanke lebendig blieb. Mit der Ausbildung der Landesherrschaft aber geriet die Treue gegen den Lehnsherren mit der gegen den Landesherren, welche ja keineswegs immer eine Person waren, in Konflikt. Es siegt im Laufe einer langen Auseinandersetzung der Gedanke der territorialen Zugehörigkeit. Die Lehnsritterschaft schließt sich territorial ab. Indem diejenigen Vasallen, welche selbst Landesherren sind, ihre Gefolgspflicht nicht mehr erfüllen, stehen am Ende des Mittelalters die Ritterschaften aller Territorien auf einer Stufe. Die Heerschildordnung ist zerschlagen.

Der Kriegsdienst, welchen die Vasallen für den Empfang der Lehen zu leisten hatten, war nicht unbeschränkt. Selbst die Dienstmannen waren nach dem Kölner Dienstrecht des 12. Jahrhunderts restlos nur zur Landesverteidigung verbunden. Beim Römerzug mußte ihnen der Erzbischof die Ausrüstung und jenseits der Alpen auch Sold geben. Die Ritterschaft von Jülich und Berg saß nur bei Landesnot für sechs Wochen und drei Tage auf. Ein Mehr lag in ihrem Belieben und dafür verlangten sie natürlich Sold. Für Angriffskriege stellt das Lehnsgefolge so mehr nur ein Reservoir von Soldrittern dar, welches die Aufbringung des Heeres erleichtert. Trotz der ihm anhaftenden Mängel wird indes das Lehnswesen noch im späteren Mittelalter als die Form zur Verstärkung der territorialen Streitmacht verwendet. Balduin von

Digitized by Google

Trier hat allein in den Jahren 1314—1322 für die Gewinnung von Lehnsmannen 7700 Pfund und 2350 Mark aufgewandt. Seitdem aber mischen sich mehr und mehr fremde Soldritter in das Lehnsaufgebot.

Rein territorial ist im Gegensatze zu den älteren Reitergeschwadern das Fußvolk, das durch das Aufgebot der Bürger und Bauern gebildet wurde. Es dient nur zur Landesverteidigung. Dabei hat es sich manchmal auch den schwergepanzerten Rittern gewachsen gezeigt. Die harten Fäuste der bergischen Bauern haben 1288 den Tag von Worringen entschieden und die Bürger von Wesel haben ein Gutes zum Siege von Kleverhamm (1397) beigetragen. Später sind solche Ehrentage dem rheinischen Landesaufgebot nicht mehr beschieden gewesen. Daß die Städte ihre Wehrhaftigkeit nicht einbüßten, bewiesen freilich die tapferen Neußer in der ruhmvollen Verteidigung gegen Burgunds Belagerung. Auch das Landvolk war keineswegs ungeübt in den Waffen. Die Musterrollen des kleinen Erpel weisen mehr als die Hälfte Vollgerüsteter mit Eisenhemd, Panzer und Helm auf. Die Freude am Armbrustschießen, später am sicheren Zielen mit dem Gewehr, war auch nicht auf die Städte beschränkt. Aber es mangelte dem Landesaufgebot die Durchbildung im Massenkampf, durch welche das Fußvolk seit den Schweizer- und Hussitenkriegen seine Überlegenheit über die im Einzelkampf aufgehende Reiterei gewann. Kaum hatten die Hussiten den Wert eines eingeschulten Fußvolkes erwiesen, als sich Dietrich von Mörs in der Soester Fehde (B. I, S. 191) böhmischer Söldner in großer Zahl bediente. Bei den hohen Kosten der Soldheere sahen sich die Landesherren indessen wieder genötigt, auf ihr Landvolk zur Ergänzung des Lehnsaufgebots zurückzugreifen. Trier führte so 1497 gegen Boppard u. a. auch aufgebotenes Fußvolk heran, und als Sickingen 1522 Trier überfiel, leistete das rasch aufgebrachte Aufgebot der Ämter von 2000 Mann gute Dienste. Man bereitete das Aufgebot und überhaupt die Heerfahrt durch Ordnung der Wagen- und Proviantbeistellung durch die Untertanen vor, wie es von dem Trierer Erzbischof Kuno von Falkenstein berichtet ist. Einen so vollkommenen Mobilisierungsplan wie die Pfalz 1504 scheinen die anderen rheinischen Fürsten allerdings nicht ausgearbeitet zu haben.

Die Verpflichtungen bei der Reichsheerfahrt erfüllten sie nun durch Söldner. Die Matrikel von 1422, dann die „jüngste" von 1521 haben die Höhe der Kontingente bezw. Soldzahlungen dafür geregelt und die Kurfürsten vergleichsweise schwer belastet. Sie hatten je 60 Mann zu Pferde und 277 zu Fuß zu stellen. Kurtrier mußte später Ermäßigung erbitten. Auch die Ansprüche, welche man zu Ausgang des Mittelalters in bezug auf die neuaufgekommene Artillerie an die Kurfürsten erhob, beweisen, daß diese für damalige Zeit innerhalb Deutschlands zu den ansehnlichsten Militärmächten gehörten. Ja, die rheinischen Kurfürsten sind mit unter den ersten, welche schon vor Ablauf des 14. Jahrhunderts über Artillerie verfügten.

Digitized by Google

Mit dem Auftreten der Fußsöldner und der Feuerwaffen verliert die Lehnsreiterei mehr und mehr an Wert. Doch ist sie in Jülich-Kleve-Berg noch im geldrischen Erbfolgekrieg aufgeboten worden, hat bei Sittard ihr Blut gelassen und die trierische Ritterschaft stützte ja auf ihre Kriegsdienstpflicht seit 1576 den Anspruch auf Steuerfreiheit. Aber die Lehnsreiterei ist doch nur noch ein Auskunftsmittel der finanziell dem Krieg mit Soldheeren nicht gewachsenen Kleinstaaten. Stark einst an wehrhaften Rittern und Bürgerschaften, tritt die militärische Kraft des Rheinlandes sofort zurück, als die Großstaaten mit den Mitteln der Geldwirtschaft große Heere aufzustellen fähig wurden. Die rasche Niederlage Wilhelms des Reichen gegenüber Karl V. zeigt den Umschwung an. Seither hat man eine Geldleistung statt des persönlichen Lehndienstes gestattet. Zur grundsätzlichen Dienstablösung ist aber nur der Große Kurfürst in Kleve geschritten (1664). Die brandenburgische Militärmacht stieß den Rest überlebter Einrichtungen energischer ab, als die unkriegerischen Kleinstaaten.

Aus den gleichen finanziellen Gründen haben die deutschen Territorien, als die große Auseinandersetzung der Protestanten und Katholiken immer unvermeidlicher drohte, eine Anpassung des Landesaufgebotes an die veränderte Kriegführung versucht. In Trier wurde so 1609 die Bildung etlicher Landregimenter zu 2000 Mann durch Aushebung des dritten Manns angeordnet. Der Kurfürst schaffte auf Kosten der Ämter eine gleichartige Ergänzung der Ausrüstung an. Aber der Eifer, mit welchem die Mitglieder vor allem der Union die Musterung und Einübung dieser Milizen betrieben, ist im Rheinland nicht zu spüren. Die staatliche Energie ist hier auch auf diesem Gebiet gering. Man hat die Aufgebote meist nur zu Wachtdiensten herangezogen. Die Ordnung und der Streit über deren Ausmaß spielen im 17. Jahrhundert eine wichtige Rolle. Während der Franzosenkriege festigte die Not der Zeit die Organisation. Die bergischen Schützen haben 1675 die Plünderung des Landes verhindert, obwohl der Feind schon Düsseldorf, Bensberg und Siegburg besetzt hatte, 1702 hüteten sie die Rheinschanzen und 1703 nahmen sie sogar offensiv an der „Franzosenhetze“ Jan Willems teil. So ganz abhanden gekommen war auch in der Zeit des wirtschaftlichen Niederganges und der landesherrlichen Bevormundung die Wehrhaftigkeit der rheinischen Bevölkerung nicht.

Die Soldtruppen machen in jener Zeit die Wandlung zum stehenden Heere durch. Meist wurden die im Dreißigjährigen Krieg jahrelang gemieteten Regimenter nicht ganz wieder entlassen. In Kurtrier hat Johann Hugo 1680 in der Zeit der französischen Bedrohung das stehende Heer in Stärke von 2400 Mann geschaffen. Das klevische Heerwesen ist fortan nur ein Teil des preußischen und durch die Lebensbedürfnisse der werdenden Großmacht bestimmt. Soweit die übrigen rheinischen Fürsten ihre Heere aus eigenen Kräften erhielten, waren diese

Digitized by Google

begreiflicherweise gering. Aber sie benutzten die Gelegenheit, ihre Regimenter etwa im Solde des Kaisers in Ungarn kämpfen zu lassen, um ihre Truppenmacht auf größerer Höhe zu halten. Und Kurköln brachte ein ansehnliches Heer in der Sollstärke von 10 000 Mann auf, als es, von Frankreich gekauft, in den Krieg gegen Kaiser und Reich eintrat. Dabei stützte sich der Kurfürst freilich auch auf die Kontingente seiner übrigen Bistümer. Die fremden Subsidien ermöglichten ihm und seinem Nachfolger, dauernd einen weitläufigen „Kriegsstaat" zu unterhalten, der schon mit seinen drei hellblauen und scharlachroten Leibgarderegimentern dem erzbischöflichen Hof einen durch die Landesmittel niemals zu erzielenden Glanz gab.

Aus den stehenden Heeren stellten die rheinischen Fürsten nun auch ihre Kontingente zum Reichs- und Kreisaufgebot, die noch immer bescheiden genug waren. Kurköln trug z. B. zur Streitmacht des kurrheinischen Kreises 192 zu Pferd und 863⁷/₉ zu Fuß bei. Die noch kleineren Reichsstände überließen gegen Geldbeihilfen die Truppenaufbringung ihren „armierten" Mitständen. Was ihr Kriegswert einer wirklichen Armee gegenüber war, beweisen diese buntscheckigen Kontingente — geschlagen und nicht schlagend — bei Rosbach, wo das kurkölnische Bataillon gefangen wurde. Der Wahlspruch der kölnischen Fahnen: Pietate et sapientia, spornte ja auch nicht gerade zu mutvoller Tat an.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts sind die rheinischen Territorien nach dem Beispiel der Großstaaten von der Werbung zur Aushebung im Lande übergegangen, wobei besonders Handwerk und Industrie geschont wurden. In Jülich-Berg betrug die Dienstzeit nur 3 Jahre. In Kleve haben die Stände vermocht, die größten Härten des preußischen Werbe- und Rekrutierungssystems abzuwehren. Die lange Friedenszeit nach dem Siebenjährigen Kriege gestattete, die Truppenstärke herabzusetzen. Kurtrier hielt noch 1200 Mann. Als der Feind von Westen einbrach, konnten die Rheinlande aus eigener Kraft fast gar nichts zu ihrer Verteidigung beitragen. In letzter Stunde, als die französischen Spitzen schon am Hunsrück standen, bot Clemens Wenzeslaus am 27. Januar 1794 eine Miliz von 6000 Mann auf, gewiß, daß 50 000 Landeskinder zur Verteidigung der trierischen Heimat bereit wären. Es fand aber niemand mehr Gelegenheit, sich die silberne Medaille der „Verteidiger des Vaterlandes" zu verdienen.

Unter den Finanzquellen der Territorien behaupteten die Domäneneinkünfte lange Zeit die erste Stelle, wie sie deren ältesten Bestandteil darstellten. Ein Teil dieser Einkünfte wurde am Ort von den Lokalbeamten aufgezehrt, ein Teil an den Hof zu dessen Unterhalt geliefert, Überschüsse wurden verkauft. Eine sorgfältige Domänenverwaltung, wie sie Kleve früh geführt und durch die Pachtordnung von 1431 befestigt hat, drückt sich in der größeren Leistungsfähigkeit des gesamten Territoriums aus. Die Vergabung von Grundbesitz als

Digitized by Google

Lehen, um das ritterliche Gefolge zu vermehren, und der Verfall der Grundherrschaft (s. Abschnitt III) haben das Domanium im Laufe der Zeit sehr geschmälert. Immerhin muß es z. B. in Kleve, wo allerdings die Alluvionen und Eindeichungen im 13. und 14. Jahrhundert Zuwachs gebracht hatten, noch im 17. und 18. Jahrhundert als sehr ansehnlich bezeichnet werden. Im Haushaltsplan traten seine Erträge nun freilich vor allem hinter den Steuern zurück.

Den Domäneneinkünften nahe stehen die auf Grund der Gerichtshoheit geforderten „Rauchhühner" von jedem Haus, aus dem Rauch aufgeht, Dienste, besonders Wagendienste im Kriegsfall, und Ablösegelder dafür. Die eigentlichen Gerichtsgefälle, die Brüchten, stellten jederzeit einen nicht zu verachtenden Einnahmeposten.

Als nächste Schicht schließen sich die Regalieneinkünfte (Münze, Zoll, Geleit) an, welche von den Königen erst in Einzelfällen verliehen, allmählich als Zubehör der Landeshoheit angesehen wurden.

Das Münzrecht ist von den Landesherren sehr oft in einer das Wirtschaftsleben schwer schädigenden Weise als Finanzquelle ausgenützt worden, indem sie sich durch häufige Neuprägungen einen öfteren Schlagschatz, durch die damit gegebenen Münzverrufe die Entwertung der umlaufenden Sorten und durch schlechte Ausprägung einen Gewinn sicherten. Den rheinischen Kurfürsten gebührt aber das Verdienst, die Münzzersplitterung hier, wo sie bei regstem Verkehrsleben am schwersten empfunden wurde, zuerst überwunden zu haben durch den Münzverein von 1386, der den rheinischen Gulden einführte.

Unter den Zöllen waren natürlich die Rheinzölle die ertragreichsten. Hinter ihnen treten die Landzölle ganz zurück. In 13 Monaten der Jahre 1421/22 bezog Kurköln von ersteren 24 220 Gulden, von letzteren 490 Gulden. In der Zeit des blühenden Rheinverkehrs im späteren Mittelalter stellten die Rheinzölle geradezu das Rückgrat wie zugleich als reine Geldeinnahme die modernste Form der landesherrlichen Finanzen dar. Eine fast vollständige Einnahmeübersicht Kleves von 1481 führt außer 19 000 Malter Getreide 29 500 Goldgulden auf, von denen fast die Hälfte (14 300) auf die Rheinzölle entfallen. Die übermäßige Belastung der großen Verkehrsader mit Zöllen indessen und der Rückgang des deutschen Wirtschaftslebens haben später die Zolleinnahmen sehr herabgedrückt. Dennoch hat zuerst Jülich-Kleve-Berg im 16. Jahrhundert nach dem Beispiel der Niederländer den Lizent, einen Ausfuhrzoll, hinzugefügt und Kurköln ist ihm gefolgt.

Ihren vermehrten Aufgaben gerecht zu werden, haben sich die Landesherren schon in der Entstehungszeit der Territorien neue Finanzquellen durch die bisher unbekannten Steuern erschlossen. Außer Naturaldiensten und -abgaben bedurften sie vor allem zum Burgen- und Städtebau in der Zeit fortschreitender Geldwirtschaft baren Geldes. Die Gerichtshoheit gab ihnen die Macht, der geleistete Schutz die innere Berechtigung, ihre Untertanen zu Beihilfen für die Landesausgaben her-

Digitized by Google

anzuziehen. Ohne Geld könne er den Frieden im Lande nicht wahren, begründete Engelbert d. Hl. von Köln mit vollem Recht seine Steuerforderungen. Zunächst erbitten die Gerichtsherren freiwillige Beihilfen der Untertanen, woher die Steuern den Namen Bede behalten. Schon Ende des 12. Jahrhunderts wird die Bede mancherorts eine regelmäßig eingeforderte Steuer, im 13. Jahrhundert ist sie allgemein verbreitet. Da das Territorium noch unfertig ist, ist auch die Bede oder der Schatz noch keine einheitliche Landessteuer. Hier liegt sie auf Personenkreisen, dort auf vereinzelten Vogteigütern als Reallast. Nur in geschlossenen Bezirken kann sie nach den Untergerichten, Kirchspielen oder Ortsgemeinden umgelegt werden. Oft ist sie hier geradezu Gemeindelast geworden. Diese älteste Steuer war eine grob veranlagte Vermögenssteuer, nämlich Grundsteuer, da das Vermögen meist noch im Grundbesitz bestand. Bonitierung des Bodens fand dabei erst spät und höchst selten statt. Die Geistlichkeit erhob einen kirchlichen Anspruch auf Bedefreiheit. Sie hat ihn für Eigenwirtschaften und Pachtgüter, wenn auch zum Teil nur durch Einzelprivilegierung, durchgesetzt. Der Adel war im selben Umfang seines Reiterdienstes wegen von der Bede befreit. Diese wurde auf dem Lande also ausschließlich von den Bauern getragen, aber auch mit den Gütern, für die sie Grundholden der privilegierten Stände waren. Schon im 13. Jahrhundert beginnen die Landesherren den Übergang von Schatzgut an Privilegierte zu verhindern, bzw. die Schatzpflicht als Reallast an das Grundstück zu nageln. Die Städte, von denen die höchsten Beden zu erwarten waren, leisteten sie nur zum geringen Teil gleich dem flachen Lande. Gerade in die frühprivilegierten suchte man Einwanderer anzulocken, indem man die Bede fixierte oder ganz darauf verzichtete, bzw. sie den Bürgern zum Mauerbau überließ. Aber auch Dörfer erfreuten sich andererseits der Pauschalierung.

Die rheinischen Landesherren haben frühe schon ihr Augenmerk auch auf die Besteuerung des gewerblichen und Handelsverkehrs gerichtet. Schon Ende des 13. Jahrhunderts ist von Umsatzsteuern (Akzisen) die Rede. Jülich ließ sich das Recht dazu 1338 vom König neu verbriefen. Doch konnte die Akzise auf dem Lande wenig tragen und in den Städten war deren Selbständigkeit zu überwinden.

In den späteren Jahrhunderten des Mittelalters erlahmte die Kraft der landesherrlichen Steuerforderung vor dem Widerstand der bevorzugten Stände. Die alten Beden, meist stabil geblieben, hatten keine entscheidende Bedeutung mehr in den anschwellenden Landeshaushalten. Das zeigt ein Vergleich ihrer Höhe in Kurköln von 1421/22 mit 6458 Gulden gegenüber den oben angeführten Zollerträgen. Gerade in dieser Zeit aber ist das Geldbedürfnis der Landesherren für die sich ausweitende Regierungstätigkeit im steten Steigen begriffen. Man muß Schulden machen. Die Ämterverpfändung an kapitalkräftige Adelige setzt schon gleich nach der Ämterbildung ein, vor allem, um flüssige Mittel für den Burgenbau zu gewinnen. Die Einlösung der Ämter fällt

Digitized by Google

immer schwerer. Manche sind jahrzehntelang versetzt gewesen. Das hinderte natürlich die gleichmäßige Durchsetzung der landesherrlichen Gewalt bedenklich, wenn man sich auch bemühte, den öffentlichrechtlichen Charakter des Pfandamtmanns in den Pfandbriefen herauszuarbeiten. Daneben griff man zum Kredit auf Faustpfand in Gestalt der Kleinodien, die teuer genug von den Juden oder auch Bürgern belehnt wurden. Wie großzügig darüber hinaus Balduin von Trier das jüdische Kapital als „Betriebsfond der erzbischöflichen Hauptkasse" zu gebrauchen verstand, wurde erwähnt (S. 26). Nach der Judenverfolgung von 1349 treten die Lombarden an erste Stelle, welche man schon seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts auch des staatlichen Anleihebedarfs wegen ins Land gelassen hat. Sie geben große Summen, vornehmlich gegen Verpfändung der am meisten geldwirtschaftlichen Einkünfte, der Rheinzölle, her. Bei dieser Anleihewirtschaft stopfte man aber doch nur ein Loch zu, indem man ein anderes aufriß. Deshalb sehen sich die Landesherren gezwungen, ihre Stände um Hilfe anzugehen. Und zwar verhandeln sie zunächst mit jedem getrennt um eine Bewilligung. Den Erzbischöfen kommt dabei zugute, daß sie in ihrer geistlichen Eigenschaft dem Diözesanklerus Einkommensteuern auflegen können, welche, ursprünglich als freiwillige Beiträge gedacht, in erster Linie zwar kirchlichen Zwecken, der Bestreitung der hohen römischen Taxen, dienen, aber doch auch für die Erzstifter allgemein verwandt werden. In Kurköln blieb der Klerus immer bei seinen freiwilligen Beiträgen stehen. In Trier sind die einzelnen Beihilfen erst im 18. Jahrhundert zu einer einheitlichen Landsteuer verschmolzen. Bis dahin trugen Klerus und dritter Stand nach einem bestimmten Schlüssel zum Landesbedarf bei, indem sie die Steuern je nach ihrer Weise umlegten. Der Schlüssel wandelte sich im Laufe der Zeit so, daß die Geistlichkeit statt der Hälfte seit 1630, durch ein Machtwort des Erzbischofs, nur noch $^2/_{11}$ aufzubringen hatte. Erst die Landvermessung von 1718 bis 1723 schuf dann die Grundlagen für eine allgemeine Landessteuer. Solche ist sonst schon lange üblich. In Jülich wurde sie schon 1447 angewandt, in Kurköln zuerst 1469 geplant. Die Landsteuern der verschiedenen Territorien weisen, unter einander in Einzelheiten abweichend, doch gemeinsame Züge auf. Sie sind meistens Grundsteuern. Die Anlage fußte z. T. auf den alten Schatzregistern. Nach Anläufen, die ins 16. Jahrhundert zurückreichen, wurden die Matrikeln in Kurköln und Jülich-Berg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Landesdeskriptionen mit Bonitierung auf einen gerechteren Fuß gebracht. Zur Ergänzung traten Gewinn- und Gewerbesteuern, also Einkommensteuern hinzu. Indirekte Steuern, Akzisen, wurden von den Ständen oft erfolgreich bekämpft; der Große Kurfürst hat von 1667 bis 1687 neunmal vergeblich versucht, diese eine Säule seines östlichen Steuersystems auch in Kleve einzuführen. Doch kommen immer wieder Akzisen vor. Für den Bedarf des Reiches wurde in Kurköln noch im 18. Jahrhundert gelegentlich sehr summarisch eine grobgestaffelte Kopfsteuer angewandt.

Digitized by Google

Ganz abgesehen von diesem Rest primitivster Steuertechnik litt das territoriale Steuerwesen vor allem an der ungerechten Verteilung der Lasten. Aus obigen kurzen Notizen ist schon ersichtlich, daß diese wiederum ganz überwiegend auf den Schultern der landbestellenden Klassen lagen. Die Domkapitel, z. T. die Geistlichkeit allgemein, zahlten von ihren Einkünften keine Steuern, ihre Pachtbauern trugen nur bei Gewinn und Gewerb mit, nicht bei der Grundsteuer. Die Ritterschaft war für ihre Burgsitze und zugehörige Ländereien meist überhaupt steuerfrei. Die Trierische hat sich seit 1576 völlig der Besteuerung entzogen.

Auf den von den Ständen bewilligten Steuern ruhte nun ganz vorzüglich das Finanzwesen der Territorien, ohne sie war das Gleichgewicht im Landeshaushalt nicht mehr herzustellen. Man bedurfte ihrer ebenso zur Entschuldung wie für die laufenden Ausgaben. In Jülich wurde 1558 eine allgemeine Ablösung der auf den Ämtern ruhenden Pfandverschreibungen durch besondere Steuern der einzelnen Ämter durchgeführt. Ehe noch die Gesundung der Finanzen bei den wachsenden Ansprüchen der territorialen Verwaltung, vor allem der äußeren Politik und der Hofhaltungen erreicht werden konnte, haben die Kriegswirren des 16. und 17. Jahrhunderts den Territorien Lasten aufgebürdet, vor denen die ordentlichen Einnahmen völlig verschwanden. Kurköln wies 1596 eine Schuldenlast von 2 460 000 Gulden auf, deren Verzinsung allein 54 000 Gulden erforderte, während die laufenden Einkünfte der Kammer im Jahr vorher nur 26 000 Gulden betragen hatten. Für die Landesverwaltung, die Beamtengehälter war kein Pfennig verfügbar. Ein Teil der Schuld ging noch in die Zeit Dietrichs von Mörs (1414 bis 1463) zurück, der Truchsessenkrieg hatte neue schwere Verschuldung gebracht. Ebenso zerrüttet waren nach dem Dreißigjährigen Kriege die klevischen Finanzen. Der Kammeretat von Kleve-Mark für 1685/86 gibt bei 63 300 Taler Einnahmen 79 600 Taler Ausgaben und 2 377 000 Taler Schulden an. Neben 300 000 Taler rückständiger Beamtenbesoldungen waren auch hierunter z. T. sehr alte, vorbrandenburgische Verpflichtungen. Es erhellt, welche Fessel diese Zustände für jede staatliche Tätigkeit bedeuteten und wie eine gründliche Sanierung der Finanzen von den landständischen Bewilligungen abhing.

Als nun gar manche Fürsten, welche Umfang und Verfassung ihrer Ländchen wahrlich nicht dazu berechtigte, glaubten, eine Rolle in der europäischen Politik spielen zu müssen, und dazu einen unverhältnismäßigen Aufwand des Militärs und vor allem und am liebsten des Hofhaltes entfalteten, hätten die Landesmittel niemals ausgereicht. Jetzt wurden die Kleinen die Kostgänger der großen Mächte, welche sie durch Subsidien in das Schlepptau ihrer Politik nahmen. Die Subsidien, welche damals allgemein üblich waren, bilden eine sehr wichtige Finanzquelle, welche die Landesherren zugleich von der ständischen Kontrolle unabhängig machte. Joseph Clemens von Köln (1688—1723)

Digitized by Google

soll mindestens 14 Millionen Franken von Frankreich, dem Kaiser und den Seestaaten bezogen haben. Nirgends war das Subsidienwesen anrüchiger wie hier, wo der Staat sich doch nicht mehr zur Größe entfalten konnte, wo die Millionen der Baulust und Verschwendung des Kurfürsten dienten und zum größten Teil vom Reichsfeinde herkamen. In dem Umfange, wie im weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts die übermäßigen Ausgaben für die Hofhaltungen eingeschränkt wurden, die Stände regelmäßig Steuern bewilligten und Deutschland sich wirtschaftlich zu erholen begann, gesundeten auch die Finanzen und konnten Mittel für die Hebung des Landes aufgewandt werden. So genoß vor allem Kleve den Segen der sparsamen Wirtschaft Friedrich Wilhelms I., die dann unter seinem großen Sohne Früchte trug.

Digitized by Google

II.

Die rheinischen Städte

von

Bruno Kuske.

Erstes Kapitel.

Die Entstehung der Städte.

Die römischen Grundlagen und das frühe Mittelalter. — Die Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts und der späteren Zeit.

Die rheinischen Städte gehen als Siedelungen wohl zum großen Teil auf vorgeschichtliche Höfe und Dörfer zurück, denn die das Rheinland der Reihe nach bewohnenden Völker mußten schon in alten Zeiten die zur dauernden Bewohnung und Wirtschaft geeigneten Landstellen herausfinden. Manche dieser Siedelungen waren schon befestigt, manche haben als Märkte gedient. Häufig haben die Römer, als sie in unserem Lande scheinbar die ersten Städte in unserem Sinne des Wortes gründeten, an diesen alten Gebilden angeknüpft und sie weiterentwickelt.

Die römischen Städte entstanden als Grenzfestungen gegen den freien germanischen Osten und hielten daher die Linie des linken Rheinufers inne. Mit dieser Gründung begannen die Römer die Einrichtung der großen linksufrigen Städteparallelen, die im Mittelalter von den Deutschen gegen die Slawen und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts von den Russen an den großen Strömen tief nach Asien bis nach Ostsibirien hinein immerzu ostwärts weitergetragen wurden. Da sich die Eroberung ostwärts richtete, mußte eben die Deckung in der Regel links der Ströme gesucht werden. Es ist dieser rheinische Städtegürtel gemeinsam mit der Limesgrenze das westliche Seitenstück des Römerreiches zu der wenig vorher entwickelten chinesischen Mauer des Reiches der Han im Osten gewesen. Zwischen beiden blieb den Völkern ein ungeheurer Bewegungsraum; an ihnen stauten sich die Völker, wurden abgelenkt und zur Seßhaftigkeit gezwungen.

Westlich vom Rhein war diese Linie durch Etappenorte und Garnisonen zu stützen, deren Anordnung sich naturgemäß nach den Straßen richten mußte, unter denen die Eifelstraße Trier—Köln und der die Berge am Nordrand umgehende Weg Aachen—Köln besonders stark auf die Entstehung solcher Plätze einwirkten. Was an diesen Straßen und am linken Rheinufer an Städten und vielfach auch an Dörfern liegt, ist mit seltenen Ausnahmen entweder römischen Ursprunges, oder mindestens von den Römern gefördert worden.

Digitized by Google

Das rechte Ufer des Stromes war Glacis, von dem die Römer jede auffallendere Besiedelung durch die Eingeborenen fernhielten, in das sie kleine Kastelle und Posten vorschoben und das sie z. T. vom linken Ufer her wirtschaftlich ausnutzten.

Die Gefahren der Grenzlinie veranlaßten, daß die großen, mit vielseitigerem städtischen Leben erfüllten Orte, die Verwaltungszentren, Hauptquartiere und kaiserlichen Residenzen nicht am Rhein, sondern in der sichereren Lage von Trier und wohl auch von Aachen entwickelt wurden. Trier ist in der römischen Zeit die Hauptstadt des Rheinlandes und weiter belgisch-gallischer Gebiete gewesen und wahrte sich auch in fränkischer Zeit eine hervorragende Stellung, die besonders Köln übertraf. Auch in Zukunft bis in die Zeit der französischen Herrschaft und bis in unsere Tage hinein gilt, daß sich der politische oder militärische Schwerpunkt des Rheinlandes nach Aachen oder Trier verschiebt, wenn der Strom zur Grenze oder wenigstens im Kriege zur strategischen Linie wird. Trier blieb noch lange die Hauptstadt auch in erzbischöflicher Zeit, und oftmals schlugen westliche feindliche Heere dort ihr Hauptquartier auf. Aachen ist von Gallien aus gesehen deutsche Königs- und Krönungsstadt geworden und wurde in der Franzosenzeit Departementshauptstadt mit allem Zubehör, während sich die rheinische „Metropole" Köln damals mit der Stellung einer Arrondissementsstadt an der Grenze zu begnügen hatte. Erst als das Rheinland nach Überwindung der römischen Zeit und ihrer Nachwirkungen wieder endgültig mit Deutschland verschmolzen wurde, traten Mainz, Koblenz, Bonn und Köln als Verwaltungs- und Lebenszentren dauernd in den Vordergrund.

Die fränkisch-merowingische Zeit, die den Einfluß rechtsrheinischer deutscher Stämme quer über den Rhein lagerte, hat diese Entwicklung bereits angebahnt. Schon damals residierten Frankenkönige oft in Andernach, Sinzig, Köln und anderen Plätzen am Rhein, und zum erstenmal trat die rechtsrheinische Pfalz zu Duisburg bedeutungsvoll auf. Seit Karls des Großen rechtsrheinischen Eroberungen übernahm Köln immer endgültiger die Führung unter den rheinischen Städten, zum Zeichen dafür, daß der Strom nicht mehr Grenze war. Seit dieser Zeit gliederten sich auch neue rechtsrheinische Plätze dem rheinischen Stadtsystem an: die von Karl d. Gr. ostwärts entwickelten Etappenorte Essen, Dortmund, Soest und Paderborn und damit die Keime neuer künftiger städtischer Entwicklung.

Bis ins 12. Jahrhundert begnügte sich aber das Rheinland mit den von den Römern geschaffenen Städten, besonders soweit sie zugleich militärisch bezweckt waren. Wie wichtig sie aber schon gewesen sind, geht daraus hervor, daß sie Gauen und Grafschaften und damit zum Teil den späteren Ländern links des Rheines vielfach ihre Namen lieferten.

Die Entwicklung der Städte mag dadurch gehemmt worden sein, daß diese nicht nur in der Völkerwanderungs- und Frankenzeit, sondern auch in den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts durch

Digitized by Google

die Normannen mannigfach zerstört wurden und durch zahlreiche Perioden der Erneuerung hindurch mußten. Besonders aber haben die Stärke des älteren Königtums und die damit gegebene innere Ruhe den Bedarf nach neuen befestigten Orten nicht belebt; soweit er stieg, wurde er durch Anlage von Burgen gedeckt. Auch als Organe einer besonderen Kultur scheinen die alten Städte genügt zu haben.

Das änderte sich seit dem 12. Jahrhundert.

Die neue große Epoche der Städtegründungen beruhte auf einer erheblichen Volksvermehrung, die zu neuen Wirtschafts- und damit auch Siedelungsformen drängte, wenn auch gerade die Steigerung der städtischen Kultur weniger durch die Einrichtung neuer, als vielmehr die Erweiterung und die innere Ausgestaltung der alten Städte erreicht wurde, die bis ins Merkantilzeitalter durchaus die Führung behielten.

Am meisten kamen die wirtschaftlichen Triebkräfte wohl am Niederrhein zum Ausdruck, wo die Kolonisationspolitik der klevischen Grafen weithin neues Land dem Wasser und dem Walde abrang und damit auch die Grundlage zu neuen Siedelungen gewann, die bald oftmals in Städte übergeführt worden sind.

Wichtiger als das wurden wieder die Anregungen, die, wie in römischer Zeit, von den staatlichen Entwicklungen herkamen, und zwar davon, daß die einzelnen Gaue zu Grafschaften verschmolzen wurden, und daß sich seit dem 12. Jahrhundert die neu aufkeimenden rheinischen Einzelstaaten sowohl gegen den König als auch gegeneinander richteten.

Durch die Gauvereinigungen gingen zahlreiche bisher zersplittert liegende Burgen, Höfe und Dörfer an größere politische Körper über und wurden nun unter die Gesichtspunkte neuer staatlicher und zugleich auch wirtschaftlicher Notwendigkeiten genommen, hatten für die neuen Staaten neue Funktionen im Heerwesen, in Verwaltung, Gewerbe, Handel und Verkehr zu übernehmen. Sie wurden daher vielfach in Städte verwandelt.

Besonders die mit dem Tode Kaiser Heinrichs VI. beginnenden Kämpfe um das Königtum, die Zeit Friedrichs II., das Interregnum und die sich daran entzündenden kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den rheinischen Fürsten um Machterweiterung und Vorherrschaft, sowie die sich dabei ergebenden territorialen Verschiebungen sind der Nährboden der neuen Stadtbildungen gewesen. Damit aber mußte zugleich das militärische Motiv darin bei weitem überwiegen. So wurden seit dem 12. Jahrhundert die alten Römerstädte, deren Mauern entweder zerfallen oder zu eng geworden waren, neu befestigt, Burgen nun durch Umgürtung ihrer Dörfer erweitert, Höfe und offene Dörfer, Klostersiedelungen und Marktflecken in Festungen verwandelt. Überall, auf den Höhen des Hunsrück und der Eifel, drüben im Bergischen Lande und vor allem in den offenen Niederungen rechts und links des Stromes das nämliche gleichzeitige Schauspiel! Ein Staat rüstete gegen den anderen, und das Befestigungsfieber beschränkte

Digitized by Google

sich nicht auf das Rheinland allein, es stand in Wechselwirkungen zu den Nachbarstaaten im Osten und Westen, wo sich Gleiches vollzog.

Besonders stark hat den Vorgang gefördert die planmäßige Festungspolitik des Kölner Erzbischofs Heinrich I. in den 1220er und 1230er Jahren sowie später die unruhige Politik des Kölner Erzbischofs Siegfried von Westerburg. Sind doch Befestigungsfragen der letzte Anstoß zu dem Kriege gewesen, der zur Worringer Schlacht (1288) führte, und wurde doch noch nicht zehn Wochen nach dieser Schlacht, die den Kölnern die endgültige Entwicklung zur Reichsstadt öffnete, Düsseldorf gegen den Revanchegeist des geschlagenen Erzbischofs zur Stadt und künftigen Festung erhoben!

Insbesondere wurden die Grenzplätze der einzelnen Länder von diesem Prozeß erfaßt, und man hat sich noch heute die alten rheinischen Grenzlinien klarzumachen, wenn man unser Städtesystem besser verstehen will. Vielfach wird dann die Wirkung einer alten Grenzlage als Sinn der Stadt deutlich erkennbar. Trotz enger nationaler Zusammengehörigkeit und längst vollzogener wirtschaftlicher Verwachsung der Uferstaaten prägte sich nun ganz neu aus ein doppelseitiger Festungsgürtel am Strom, angeregt durch die Entwicklung einer das rechte Ufer bedrohenden kurkölnischen Linie, in deren Mitte aber frei und unüberwindlich das gewaltige Köln stand.

Orte wie Wipperfürth, als älteste bergische Stadt überhaupt, Xanten, Rees, Rheinberg, Emmerich, Lennep, Wesel, Kleve, Essen, Zülpich, Ahrweiler, Mayen, Bernkastel, Saarburg, Sobernheim, Ürdingen, Linz und zahlreiche andere gehen aus diesen Zuständen als Städte hervor.

Politische Spannungen des 14. Jahrhunderts haben die Entwicklung nicht unwesentlich ergänzt, wiewohl ihr Höhepunkt mit dem 13. Jahrhundert überschritten war. Die Einführung der Feuerwaffen veranlaßte besonders eine Verstärkung der Mauerringe, wie sie z. B. in den Bauten des Kölner Erzbischofs in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an seinen Städten bekannt ist.

Die Bildung neuer Städte wurde aber seitdem seltener. Sie belebte sich hier und da, und zwar nun meist unter wirtschaftlichem Einfluß, im Merkantilzeitalter, wie die Erhebung von Elberfeld (1610), Neuwied (1662), die Gründung von Ronsdorf zeigen. Danach aber brachte das 19. Jahrhundert eine großartige Wiederholung der Aufschwungszeit vor 600 Jahren mit einem ungeahnten Ausbau vieler der alten Städte und mit der Stadterhebung von Dörfern von der industriellen Entwicklung aus.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Grundlagen und treibende Kräfte der städtischen Entwicklung.

Burgen- und Festungsstädte. — Hofstädte. — Residenzstädte. — Kirchenstädte. — Markt- und Brückenstädte. — Zollstädte. — Badestädte. — Verbindung und Isolierung der Grundlagen. — Der leere Raum um Köln. — Absterben. — Freiheiten.

Seit der Zeit, da die Quellen sprechen, wurden im Rheinland verhältnismäßig wenige Siedelungen neu gegründet; bei weitem die meisten bestanden schon. Es handelte sich bei der städtischen Entwickelung daher in der Regel um die stärkere Betonung bestimmter Orte, ihre innere Umgestaltung und äußere Erweiterung, ihre funktionelle und rechtliche Umwandlung in eine Stadt.

Die Stadtentstehung und -erhebung waren aber stets von besonderen, an der entsprechenden Stelle wirksamen Ursachen und Kräften abhängig, die entweder einzeln oder vereinigt auftraten und je nach ihrer Stärke und Fülle kleine oder große, einseitige oder vielseitige Städte verursachten und noch heute irgendwie in diesen weiterwirken, oftmals aber auch abgestorben oder im günstigen Falle dann durch andere ersetzt worden sind.

Die Städte sind der Ausdruck einer höheren Differenzierung des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, und staatliche und wirtschaftliche Notwendigkeiten bilden daher ganz besonders ihre Grundlagen.

Der Ausgang war bei den einzelnen verschieden. Bei zahlreichen Städten lag er mehr bei den Staatszwecken, zu denen auch die kirchlich-religiösen gehörten, bei anderen wirkten zuerst die wirtschaftlichen.

Vielfach ging die Entwicklung von einer Burg aus, neben der eine Siedlung entstand, die militärisch und wirtschaftlich später zur Stadt erweitert wurde. Befestigte Punkte mit ihren Fronhöfen mußten anziehend auf die Bevölkerung wirken und boten auch von ihrem konzentrierteren Bedarf aus neue Ernährungsmöglichkeiten. Der Anreiz zu ihrer Besiedelung stieg, wenn sie zugleich der Sitz einer weiter reichenden Verwaltung waren. Die Burg war z. B. Ausgang der Stadtentwicklung in Zülpich, Kleve, Kranenburg, Duisburg, Isselburg, Lechenich, Kaiserswerth und zahlreichen anderen Orten.

Es wurde schon erwähnt, daß die Burg namentlich seit dem 12. Jahrhundert durch die Stadtfestung ergänzt wurde, die nicht nur von jener, sondern auch vom freien Dorf ausging, das in eine „gemurte stat und slosze" verwandelt worden ist.

Das militärische Motiv, das außerordentlich stark die Stadtbildung beeinflußte und das öffentliche und soziale Leben der rheinischen Städte vielseitig durchsetzte, hat auch in nachmittelalterlicher Zeit bis zur gegenwärtigen Schleifung der rheinischen Festungen darin

Digitized by Google

fortgewirkt. Seit dem 16. Jahrhundert begann sich die höhere militärische Bedeutung bestimmter Punkte im Ausbau eigentlicher Festungen auszuprägen, die besonders im 18. Jahrhundert erheblich verstärkt wurden. Zum Teil gehörten die Residenzstädte zu ihnen. So hoben sich Düsseldorf, Koblenz und St. Goar, aber auch Rheinberg, Wesel, Jülich und Trier neuartig aus dem Kreise der übrigen Städte heraus.

Zum Teil drückte sich in dieser Zusammenziehung auch die Vereinigung der rheinischen Einzelstaaten zu größeren Gebilden aus, was naturgemäß auf das vom 13. und 14. Jahrhundert geschaffene dichte Stadtsystem wirken mußte. Als im 19. Jahrhundert die Vereinigung mit Preußen erfolgte und ein militärischer Schutz nicht mehr nach innen, sondern nach Westen notwendig wurde, übernahm schließlich allein die alte Reichsstadt Köln die Aufgaben und Opfer der großen rheinischen Festung. Die Strategie konzentrierte sich also auf einen Punkt von großgespannten Rücksichten aus.

Der Festungscharakter bestimmte nicht nur, wie noch zu zeigen sein wird, die rechtliche Stellung der Bürger, sondern wirkte auch auf das Städtebild ein. Besonders die seit dem 16. Jahrhundert damit hervortretenden Städte waren deshalb mit zahlreichen, zur Einquartierung besonders vorgerichteten Häusern, mit großen Speichern und vielen Brunnen versehen.

In vielen rheinischen Städten ließ man aber seitdem die Mauern und Tore verfallen oder man pflegte sie nur, soweit sie als Steuerschranken und Steuerhäuser dienen konnten; denn die Akzise beruhte auf der Mauer und war von ihr abhängig. Oft aber wurden die Städte im 18. Jahrhundert überhaupt entfestigt, wie z. B. Bonn oder Lennep und andere bergische Städte. Die Friedensschlüsse der Franzosenzeit machten dann namentlich die Entfestigung der rechtsrheinischen Städte zur Bedingung. Im 19. Jahrhundert blieb, nachdem Koblenz, Jülich und Wesel mehr und mehr zurücktraten, schließlich nur noch Köln baulich auf das nachhaltigste durch die Festungswerke beeinflußt. Auf sie ist hier besonders die auffallend starke Citybildung und die wirtschaftliche und kulturelle Unselbständigkeit der Vororte zurückzuführen, die für das gesamte Leben der Stadt und seine Gewohnheiten von einschneidender Bedeutung sind.

Das 17. Jahrhundert begann bereits offene Städte zu bauen, wie Neuwied, und namentlich das Bergische Land ist dann der Bahnbrecher in der Entwicklung der neuzeitlichen Städteformen im 18. Jahrhundert gewesen, bei denen der früher so wichtige militärische Grundgedanke im Wesen der Stadt dem wirtschaftlichen und rechtlichen völlig Platz machte.

Häufig ging die Entwicklung der rheinischen Städte auch aus von großen grundherrlichen Höfen, bei denen der Schwerpunkt auf der wirtschaftlichen Seite, der Ausnutzung und Verwaltung eines umfangreichen Grundbesitzes für den König oder andere Grundherren lag. Das war z. B. der Fall bei Saarbrücken, Kochem, Düren, Kempen,

Digitized by Google

Orsoy, Solingen, Elberfeld, Mettmann, Essen, Duisburg und manchen anderen. Auch in den ehemaligen Römergründungen wirkte nach deren langjährigem Stillstand und Verfall die Einrichtung fränkischer Pfalzen und Königshöfe allmählich wieder stark belebend, wie in Boppard, Koblenz, Andernach, Sinzig, Zülpich, Köln, Aachen und Neuß.

Die Entstehung der rheinischen Landeshoheiten hat dann die ihnen entsprechenden Residenzen mit ihrem besonderen städtischen Charakter geschaffen, namentlich seitdem die Landesherren begannen, einen Wohnort dauernd zu bevorzugen. Das geschah bekanntlich zuerst durch die an ihre Metropolitankirche gebundenen geistlichen Fürsten in Mainz, Trier und Köln. Kleve wurde im 12. Jahrhundert, Düsseldorf seit 1348 Residenz. Zu diesen gehörten auch jahrhundertelang — teilweise bis zur Franzosenzeit — Saarbrücken, Kreuznach, St. Goar, Neuwied, sowie die Sitze der fürstlichen Abteien Prüm, Essen und Werden, und die übertriebene rheinische Kleinstaaterei hat noch manch anderem Städtchen fürstlichen Schimmer verliehen.

Politische Strömungen und Veränderungen brachten auch Verschiebungen bei den Residenzen. So vergrämte das emporstrebende Trier seit dem 12. Jahrhundert seinen Erzbischof nach Pfalzel und schließlich nach Ehrenbreitstein, an dessen Stelle seit Klemens Wenzeslaus und seinem großen Schloßbau endgültig Koblenz trat. Der Aufstieg Kölns zur Reichsstadt hatte schon um 1270 den Auszug des Erzbischofs nach Brühl und Bonn zur Folge, das endgültig seit Ende des 16. Jahrhunderts kurkölnische Haupt- und Residenzstadt wurde, obwohl Köln wie Trier der Sitz der kirchlichen Verwaltung und manch anderer Staatseinrichtung blieben. Die Vereinigung der Territorien bewirkte im Norden das Absterben der oberbergischen und linksrheinischen Fürstensitze, und Kleve wurde schließlich von Berlin, Jülich-Berg oft lange Zeit von Süddeutschland aus regiert. Aachen verlor seinen Residenzcharakter schon tief im Mittelalter und starb seit den Habsburgern auch als Krönungsstadt zugunsten Frankfurts ab, um schließlich nur noch als Schatzkammer der Kroninsignien zu dienen.

Die Residenzen wurden naturgemäß die Zentralen der Verwaltung und die Stadtsitze des Adels und dementsprechend in ihrem äußeren Bilde beeinflußt. In ihnen tagten die Stände, und auch sonst hatten sie viel Zulauf, der irgendwie dem Landesherrn galt, ein Umstand, der erhebliche Einquartierungspflichten zur Folge hatte, die durch die gleichzeitige Neigung der Residenz, Festung zu sein, sehr gesteigert wurden, aber den Landesherrn veranlassen mußte, für eine reichliche bauliche Entwicklung der Stadt zu sorgen und sie auch sonst mit wirtschaftlichen Freiheiten zu bevorzugen. Auf der anderen Seite aber war die ständige fürstliche Einmischung in städtische Fragen und die geringe öffentlich-rechtliche Freiheit eigentümlich für die Residenzen.

Die Blütezeit der rheinischen Fürstenstädte als solche lag, wie auch anderwärts, in der Rokokozeit. Gerade sie waren damals die

Digitized by Google

Träger des städtebaulichen Fortschrittes, und die kleinen rheinischen Dynastien suchten ebenfalls mit ihren beschränkten Mitteln und über diese hinaus ihren Hauptstädten einen gewissen Glanz zu verleihen, ohne aber darin ihre großen östlichen Vettern in Berlin, Dresden, München und Wien erreichen zu können. Charakteristisch wurde in dieser Zeit auch die Entwicklung der neuen Rokokosommersitze bei der Residenz, die mit dieser meist durch die bekannte stattliche Baumstraße verbunden waren: Jägerhof und Benrath, Poppelsdorf, Herzogenfreud und Brühl, Kärlich und Schönbornslust. Und das alles war belebt durch den ganzen bunten Glanz eines Watteau und eines Casanova!

Die Französische Revolution hat auch diesen Zug aus der rheinischen Stadtentwicklung beseitigt, und als Preußen kam, behielt allein Koblenz etwas davon übrig, wahrte ihn mit einem gewissen Stolze bis zuletzt. In der Verteilung der höheren Verwaltungsbehörden wirkte aber der Residenzcharakter teilweise weiter.

Der Ausgang der städtischen Entwicklung von einer Kirche, der im Rheinland, als dem Sprungbrett des Christentums für Deutschland, ganz besonders häufig war, enthält zwar zum Teil die gleichen staatlichen Momente wie die von Heerwesen, Verwaltung und Königshof ausgehenden, er wird aber für sich durch die religiösen Kräfte besonders betont. Diese führten sehr oft mit der Gründung von Kirchen und Klöstern bei alten unscheinbaren Dorfsiedelungen oder auch auf völlig neuer Rodung in Wald und Bruch zu selbständigen neuen Entwicklungen, und sie wirkten manchmal mindestens sehr erheblich mit in der Bereicherung und im Aufstieg anders begründeter Städte, nicht zuletzt besonders von Römerstädten, wie Mainz, Trier, Köln und Aachen. Seit den Tagen des heiligen Suitbert (um 700) übertrugen sich die Kirchengründungen vor allem sehr zahlreich auf das rechtsufrige Rheinland, um hier oftmals dann später Städte um sich herum anzuregen. Der weltgeschichtlich so bedeutsame, mit der Ausbreitung des fränkischen und später des deutschen Staates in engsten Wechselbeziehungen stehende Christianisierungszug nach dem Osten, dieses Gegenstück zu der fast gleichzeitig im Süden vor sich gehenden Ausbreitung arabischer Macht und islamitischen Glaubens, wirkte somit auch noch auf die rheinische Stadtgeschichte ein.

Solche von Kirchengründungen ganz oder überwiegend bedingte Städte sind z. B. Prüm, Malmedy, St. Vith, Münstermaifeld, Münstereifel, Burtscheid, München-Gladbach, Siegburg, Grefrath bei Solingen, Gerresheim, und an der Entwicklung von Städten wie Essen, Werden oder Xanten ist die Kirche wenigstens sehr stark beteiligt gewesen.

Sie hat sich bei sehr vielen Städten seit dem frühen Mittelalter durch die Eigenart ihrer Lehren in ganz bestimmter Weise auch äußerlich zu großer Wirkung gebracht. Die Lehre von der moralischen Verdienstlichkeit der guten Werke und ihrer Nützlichkeit für das Heil der Seele hat schon zeitig die Könige vermocht, ihre Städte, Pfalzen und Höfe an kirchliche Herren zu vergeben, ganz abgesehen von der

Digitized by Google

hierbei weitgehend mitspielenden staatlichen Fürsorge für die religiöse Versorgung des Volkes und die daraus erwachsende Förderung staatlicher Macht, sowie von der politischen Rücksicht auf die Sympathien der Kirche im Kampfe gegen aufstrebende weltliche Herren. Jene Lehre hat weiter den Übergang großer Teile des städtischen Privateigentums an die Kirche durch Stiftung verursacht, so sehr, daß schon im Mittelalter selbst kirchentreueste Städte um der Erhaltung ihrer Finanzen willen gegen diese Überhandnahme der „Toten Hand" einschreiten mußten, die keine dinglichen und persönlichen Lasten, soweit sie nicht unmittelbar aus ihrem Wesen flossen, tragen wollte. Die Kirche, als die Vertreterin dieser Lehre, sah sich aber auch als deren tätiges Organ an, insofern als sie die sozialpolitische Instanz war, der die Armenpflege und andere karitative Zweige ganz überwiegend zufielen. Trotz starker Abschwächung infolge der Reformation, des Währungsverfalles, der Verminderung des Stiftungseifers auch in katholischen Kreisen und der Erstarkung des Staates gegenüber der Kirche und des daraus folgenden Eintrittes in manche ihrer Aufgaben hat sie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Rheinland eine sehr wichtige Stellung auf diesen Gebieten des städtischen Lebens gehabt. Im Vergleiche zu anderen Teilen Deutschlands ist sie darin bei uns noch heute verhältnismäßig sehr einflußreich geblieben.

Weiterhin wirkte die Kirche auf viele Städte fördernd ein durch die Lehre von der Reliquienverehrung, die ja aus der der Heiligen teilweise herauswuchs. Hat es doch das Rheinland verstanden, schon seit dem früheren Mittelalter beinahe alle Gegenstände in seinen Städten und Domen zu versammeln, die angeblich einst von den Zentralpersonen der heiligen Familie getragen wurden oder an denen diese leiden mußten! Und dieser Bestand ist dann durch unzählige Reste von berühmten und einflußreichen Heiligen ergänzt worden. Schon Karl der Große sammelte solche zugunsten seiner Stadt Aachen, und die späteren Stadtherren folgten seinem Beispiel in Trier, Köln, Koblenz und Düsseldorf und namentlich in den eigentlichen „Kirchenstädten". In Köln und Aachen hat vor allem dann das reichsstädtische Regiment, das ja noch mehr als die Landesherren Verständnis für alles haben mußte, was eine Stadt nur fördern konnte, eine große Reliquiensammel- und -verehrungspolitik bei seinen Kirchen unterstützt. Ließ sich doch Köln sogar ein päpstliches Reliquienausfuhrverbot bewilligen, um die Übertragung nach den banachbarten Städten des Kurstaates verhindern zu können. Zur Zeit der entsprechenden Heiligentage oder der besonderen Wallfahrtsperioden waren dann solche Städte übervoll von Pilgern jeden Standes, vom deutschen König, deutschen und ausländischen Fürstenfamilien bis hinunter zu polnischen und ungarischen Proletariern. Alle Plätze an den Pilgerstraßen waren an dem wirtschaftlichen Vorteil, der von diesen ausging, mitbeteiligt.

Äußerlich haben mittelalterliche Gläubigkeit, gute Werke und Reliquienpflege für die rheinischen Städte die Folge gehabt, daß sie

Digitized by Google

teilweise außerordentlich mit Kirchen, Kapellen, Klöstern, Stiftern, Konventen usw. besetzt waren, denen dann ein verhältnismäßig sehr großer Anteil der geistlichen Personen an der Gesamtbevölkerung entsprach, der in Köln z. B. in die 2—3000 ging. Je kostbarer die Reliquien waren, desto mehr wurden oft auch die sie schützenden Kirchen in Größe und Schönheit betont, zumal da ihre Mittel dann der von den Heiligtümern ausgehenden Anziehungskraft entsprachen. Am großartigsten kamen diese Beziehungen im Dom zu Köln, dem Grabmal über den heiligen drei Königen, zum Ausdruck.

Die Reformation brachte später neue Gründe zu einer Beeinflussung der Stadtentwicklung durch kirchlich-religiöse Vorgänge auf. Insbesondere führte die verschieden sich entfaltende Toleranz gegenüber den Evangelischen zu deren verschiedener Verteilung, und da diese vielfach zugleich Kräfte mit einer neuzeitlichen wirtschaftlichen Initiative waren, so mußte das die von ihnen besiedelten Orte in neuartiger Weise fördern. In vielen Fällen handelte es sich dabei zugleich um westeuropäische Ausländer. In der Hauptsache kamen die von den Evangelischen ausgehenden Wirkungen den Städten von Jülich, Kleve, Berg und Mörs zugute, wo selbst katholische weltliche Landesherren die Vertreter der neuen Lehre begünstigten, während die großen und kleinen geistlichen Staaten und besonders die Reichsstädte Aachen und Köln sie benachteiligten, fernhielten, ja sogar vertrieben. In der Regel ist der Kampf gegen sie in diesen Städten zugleich eine Auseinandersetzung zwischen dem veraltenden zünftlerischen Handwerkergeist und dem kapitalistischen Unternehmertum gewesen, bei der die Idee der katholischen Verteidigung mehr nur Vorwand war.

Die benachbarten rheinischen Landesherren aber nahmen die Vertriebenen auf und entwickelten mit ihrer Hilfe in der Nähe der Reichsstädte neuartige Industrieorte, von denen sogar bald eine gewisse wirtschaftliche und soziale Machtstellung über die Bevölkerung der Mutterstädte errungen wurde, indem deren Handwerk und Proletariat für jene Plätze Heimarbeit verrichtete. So erklärt sich das Aufkommen von Stolberg und Düren seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts gegenüber Aachen, von Krefeld wenigstens teilweise auf Kosten von Rheydt in den 1690er Jahren, von Mülheim am Rhein gegenüber Köln seit 1714. Die Vertreibung der Evangelischen aus Trier hat im 16. Jahrhundert benachbarte pfälzische Städte gefördert, und im 18. Jahrhundert scheint an der Mosel das pfälzische Trarbach eine sich abhebende neue wirtschaftliche Tatkraft von evangelischer Grundlage aus entfaltet zu haben. Die rheinischen Städte haben besonders im 16. Jahrhundert wertvolle Kräfte aber auch nach Frankfurt getrieben, das damals eine beachtliche Einwanderung von Protestanten aus Köln, Aachen, Neuß, Düsseldorf usw. erfuhr, die zu seiner wachsenden wirtschaftlichen Überlegenheit gegenüber Köln nicht wenig beigetragen haben dürften.

Besonders auffallend aber wurde der Einfluß des Protestantismus in Solingen, Remscheid, Elberfeld, Barmen und Neuwied und deren

Digitized by Google

ganzer Umgebung. Die Wuppertaler Sektenentwicklung veranlaßte sogar im Jahre 1737 die Neugründung von Ronsdorf, das 1745 schon zur Stadt erhoben wurde.

Ähnlich, wiewohl besonders in den äußerlichen Erscheinungen abgeschwächt, lagen die Dinge beim Verhältnis zu den Juden, die in manchen Städten, wie z. B. in Köln, später überhaupt nicht geduldet waren und daher zum Teil mit ihren Handelsbetrieben nach den Landstädten und selbst auf die Dörfer abgedrängt werden mußten.

Das 19. Jahrhundert hat das kirchlich-religiöse Motiv in der rheinischen Stadtentwicklung verhältnismäßig stark abgeschwächt. Die französische Herrschaft wirkte geradezu vernichtend auf die äußere Stellung der Kirche in den Städten, indem sie deren reichen Grundbesitz hier ebenso wie draußen auf dem Lande versteigerte, die Kirchen und Klöster abbrach oder dauernd den Verwaltungs- und Wirtschaftzwecken des Staates und des Unternehmertums zuwies. Die Karitas ging überwiegend an die Gemeinden über und ersetzte die entsprechenden kirchlichen durch städtische Einrichtungen. Verehrung von Heiligtümern und Wallfahrten haben sich erheblich vermindert und damit der sie betreffende Verkehr der älteren Zeit.

Seit uralten Zeiten hat es wohl im Rheinland Marktverkehr gegeben, der sich bis ins frühe Mittelalter besonders auch auf dem Lande in den Dörfern entwickelte und zugleich in den Römerstädten selbstverständlich war. Seit der Höhe des Mittelalters hielt er sich aber auch bei uns mit Vorliebe an die Städte, und zwar um so enger, je lebhafter und differenzierter er wurde. Die klarer und größer sich abhebende Ausgestaltung gewerblicher Berufe neben den landwirtschaftlichen mußte hierauf von entscheidendem Einfluß sein. Handwerksentwicklung und Markthandel bedingten sich hier wechselseitig und trugen gemeinsam dazu bei, daß ein neuer Zug in die Siedlungsgestaltung kommen mußte, wie er bisher wohl nur in wenigen der alten Römerstädte schon früher gepflegt wurde. Da beide zugleich einen starken Sinn für Lage haben, so mußte sie das mit den staatlichen und teilweise auch mit den kirchlichen Motiven zur Städtebildung zusammenführen, die ja gleichartig gerichtet waren; denn Festungen und Verwaltungszentralen sind ihrer Natur nach bestrebt, Verkehrspunkte zu suchen. Fast immer üben sie daher auch auf Handel und Gewerbe ihre Anziehungskraft aus, die mit der Verkehrskraft des Ortes steigt.

Die Stadt als militärisch-politisches Staatsorgan war darum auch im Rheinland mit einem Markt und seinem gewerblichen und kommerziellen Zubehör in der Regel identisch. Sie übernahm für ihr Nachbargebiet dann bestimmte wirtschaftliche Funktionen. Diese waren um so reichhaltiger, je kräftiger dieses Gebiet war und je günstiger es mit seiner Stadt zu weiten Fernen lag. Das ergab dann besonders ausgeprägte Handels- und Gewerbestädte.

In dieser Hinsicht waren namentlich betont zahlreiche Plätze am Rhein, die nicht nur als Brückenstädte, sondern zugleich auch als

Digitized by Google

Ein- und Ausfuhrorgane ihres Hinterlandes bedeutend wurden. Das gilt für Emmerich, Wesel, Duisburg, Ürdingen und Neuß am Niederrhein, für Andernach, Koblenz und Bacharach oben am Strome, bei denen längst im Mittelalter die Marktfunktion ganz besonders im Vordergrund stand. Vor allem häuften sich die zum Wirtschaftsleben drängenden Kräfte in Köln, bei dem obendrein der Strom seinen Lauf änderte und nach dem Stande der alten unvollkommenen Wasserbau- und Schiffahrtstechnik zur Umladung nötigte, eine Tatsache, die durch politische Maßnahmen der Stadt noch wesentlich unterstrichen wurde.

Die Neigung der älteren Zeit, sich im Verkehr soviel wie möglich der Binnenschiffahrt zu bedienen, hat auch an den Nebenflüssen und ihren Mündungen die Städteentwicklung gefördert. Als Anfang und Ende der alten Naheschiffahrt erklären sich Bingen und Kreuznach; ähnlich sind Trier, Oberlahnstein, Koblenz, Siegburg, Ruhrort, Mülheim an der Ruhr und Wesel als alte Schiffahrtspunkte der Nebenflüsse zu verstehen.

Im Binnenland mußten als bedeutendere Märkte die Städte zur Geltung kommen, bei denen sich die die Gebirge umgehenden oder verlassenden Straßen untereinander oder mit den Schiffahrtswegen kreuzten. Unter ihnen traten Trier und Aachen ganz besonders hervor. Auch sonst läßt sich unter den kleineren rheinischen Städten manche von ihrer Lage aus als irgendwie wirtschaftlich herausgehoben nachweisen.

Im ganzen war aber die Mehrzahl als Markt nur von örtlicher Bedeutung und unterschied sich damit, sowie naturgemäß dann auch in ihrem Gewerbewesen, sehr deutlich von den weiterhin wirkenden Städten.

Damit hing eng zusammen, daß sie dafür mehr landwirtschaftlichen Charakter hatte und in vielen also das städtische Bauerntum überwog, das entweder rein auftrat oder mit gewerblichen Anwandlungen versehen, weil entweder der Handwerker nicht allein vom Gewerbe oder der Bauer nicht nur von der Landwirtschaft leben konnte. In diesen Ackerstädten war damit das militärisch-politische Motiv weit stärker als das wirtschaftliche ausschlaggebend für die Stadtentstehung, ein Umstand, der zugleich auch eine nur kümmerliche Entwicklung der die Stadt charakterisierenden Rechts- und Verfassungsinstitute brachte.

Die eigentliche große internationale Handelsstadt des Rheinlandes war nur Köln, das in dieser Hinsicht anderen bedeutenden Städten des Welthandels kaum nachstand und auch in seinem Aufbau schon seit dem früheren Mittelalter mit Fremdenvorstädten und großen Bazarvierteln die Kennzeichen großer europäischer und asiatischer Wirtschaftszentren trug.

An den bedeutsamsten Brückenstellen des Rheines wurde die Siedelungs- und Stadtbildung bereits im Mittelalter beidufrig, wie Koblenz-Ehrenbreitstein, Köln-Deutz und Wesel-Büderich, an der Mosel Traben-Trarbach und Bernkastel-Cues zeigen.

Digitized by Google

Von nicht unwesentlichem Einflusse auf die Stadtentwicklung waren die Zölle, und zwar wegen ihrer im Vergleich zu denen auf dem Lande größeren Neigung zur Konzentration die Wasserzölle. Durch sie ist besonders am Rheine, teilweise auch an den Nebenflüssen, manche Stadt sehr gefördert worden, insofern, als ihre Verwaltung besondere Behörden und sonstige Einrichtungen einschließlich von Garnisonen brachte, die Güter ans Ufer nötigte und die Marktentwicklung förderte. Bezeichnenderweise waren viele Römergründungen zugleich Zollstädte; sie wurden mit der Vermehrung der Zölle im Mittelalter durch weitere ergänzt, bei denen manchmal der Zoll sehr überwiegend die Grundlage ihrer Entstehung als Stadt wurde, wie bei Zons, Ruhrort, Rheinberg und Schmitthausen, oder wenigstens ihres wirtschaftlichen Aufschwunges, wie in Griethausen, Orsoy, Düsseldorf, Büderich, Kaiserswerth, Bonn, Andernach, Koblenz, Boppard, Bacharach und anderen. Der Zoll förderte naturgemäß ihre Entwicklung als Hafen, veranlaßte ihre bessere Ausstattung mit Werft- und Umschlagseinrichtungen, regte zum Abschluß von Geschäften mit den Zollgütern an, förderte also die Entstehung von Handelsfirmen.

Schließlich hat die geologische Eigenart des Rheinlandes noch eine Grundlage zur Stadtentwicklung von ihren Heilquellen aus geliefert. Schon im Mittelalter sind Aachen und Burtscheid bekannte Badestädte. Nachdem schon einmal im 16. Jahrhundert darin ein deutlicher Aufschwung zu verzeichnen gewesen war, hob sich im 18. Jahrhundert das Interesse für Badekuren und den damit verbundenen geselligen Verkehr aus der Gesamtstimmung dieser Zeit heraus bei uns sehr bemerkenswert und wirkte belebend auf Städte wie Kreuznach, Birkenfeld und Kleve ein, von der Entwicklung von Dörfern, wie z. B. Bertrich, ganz abgesehen. Noch in den 1870er Jahren wurden an der Ahr drei Quellengemeinden zu dem stadtähnlichen Badeort „Neuenahr“ zusammengefaßt. Im 19. Jahrhundert ist dann als neuer, die Entwicklung mancher Orte sehr bestimmender Faktor der einzelne Fabrikgroßbetrieb hinzugekommen, der neue Städte schuf, alte von sich weitgehend abhängig machte. Es sei beispielsweise an die Beeinflussung von Essen durch Krupp, von Oberhausen durch die Gutehoffnungshütte, von Hamborn durch Thyssen, von Wiesdorf durch Friedr. Bayer & Co. erinnert.

Fast immer ist die rheinische Stadt in ihrer Entstehung und besonders ihrer weiteren Entwicklung von mehreren Faktoren zugleich beeinflußt worden, und manche von diesen bedingten und erforderten sich gegenseitig aufs engste. Die großen grundherrlichen Höfe sind wohl alle zugleich Burgen gewesen oder mußten durch solche gedeckt sein, das gleiche galt für Märkte, Brücken, Fähren und Zölle, oft vielleicht auch für Kirchen, sofern sie Sitz einer weithin reichenden Verwaltung waren, die große Einnahmen hatte. Der Umsatz und die Lagerung größerer wirtschaftlicher Werte mußten im Mittelalter fast stets an Festungen gebunden sein. Daher war z. B. der Zoll,

Digitized by Google

auch wenn er nicht in einer Stadt saß, mindestens mit der Burg versehen; und manches der Schlösser am Rhein findet seinen nüchternen Sinn darin, daß es als Depot der unten am Strom eingehenden goldenen Zollgelder zu dienen, mindestens den diese vermehrenden Verkehr im Tale zu schützen hatte. Auch im Rheinland pflegten, wie in der ganzen Welt, zugkräftige Gotteshäuser stets zugleich Märkte zu bilden und von deren weltlichem Gewimmel umgeben zu sein, um damit die Stadt auch als Sitz von Gewerbe und Handel dauernd zu fördern.

Oftmals traten aber auch die scheinbar unzertrennbaren und für die Stadt wesentlichen Erscheinungen ohne sie für sich auf. Es sei darauf hingewiesen, daß das Rheinland Märkte hatte, bevor es Städte gab, und oftmals sind die betreffenden Orte nicht zu Städten geworden, sondern Marktflecken — oder, wie das Mittelalter sagte, „Kaufdörfer" — geblieben. Neuere Jahrhunderte haben, je mehr das militärische Motiv abstarb, deren Zahl sogar vermehrt. Mancher Platz, der im 12. und 13. Jahrhundert Stadt wurde, wie z. B. die Märkte am Strom — Emmerich, Wesel — hatte schon vorher ein voll entwickeltes Wirtschaftsleben im städtischen Stil. Umgekehrt wuchs der befestigten Stadt manchmal sehr viel später erst ein Markt zu. Aber häufig erfolgten auch Befestigung, Marktgründung und Stadterhebung zu gleicher Zeit.

Manche ausdrücklich vollzogene Einrichtung eines Marktes mit Münze und Zoll erwies sich als erfolglos und führte nicht zur Stadtentwicklung, wie das Beispiel von Gillenfeld bei Daun oder Rommersheim bei Prüm zeigt.

Das gleiche gilt für Plätze, die durch bedeutende Burgen oder Kirchen und damit oft auch als Verwaltungsmittelpunkte stark betont waren. Das ist schon für römische Kastelle und Lagerorte wie Commern, Worringen, Dormagen, Bürgel, Grimlinghausen oder das berühmte Asberg zu sagen. Die alten Hauptsitze der bergischen Grafen, Altenberg und Burg, sind keine Städte geworden, und trotz mehrfacher ausdrücklicher Erhebung im Mittelalter und noch im 17. Jahrhundert ist bei der bedeutenden Burg Hülchrath keine Stadt erwachsen. Diese Erscheinung wiederholt sich bei so wichtigen Eifelburgen wie Daun, Manderscheid, Nürburg, Monreal und Virneburg. Ebenso war es bei so großen Klöstern und Stiftern wie Maria-Laach, Brauweiler, Cornelimünster, Heisterbach oder Himmerode, bei denen allerdings manchmal die gesuchte Weltabgeschiedenheit die selbstverständliche Erklärung liefert.

Die Reichsstadt Köln schuf weit im Umkreise planmäßig einen großen städteleeren Raum, unterdrückte oft genug blutig und durch Zerstörung und Brand alle Versuche von Brühl, Mülheim, Frechen, Worringen und anderen Orten, wirtschaftlich und militärisch hochzukommen. Diesen Plätzen nützte selbst ihre ausdrückliche Erhebung zur Stadt durch ihre Landesherren nichts. So erklärt sich der auffallend weite Abstand der nächsten Städte, der große 30—40 Kilometer entfernte Ring von Bonn über Euskirchen und Düren nach Neuß, Düsseldorf, Elberfeld, Solingen und Siegburg.

Digitized by Google

Manche Städte, wie z. B. Stadtkyll und andere, sind zu Marktflecken und Dörfern herabgesunken, und namentlich die Franzosenzeit, in der der Stadtcharakter infolge der Bildung der „Gemeinde" sehr verwischt wurde, hat das Absterben der Kleinstädte in stadtrechtlicher Hinsicht verursacht.

Vielfach, und zwar besonders im Bergischen Lande, wohl in Fortsetzung gleicher westfälischer Erscheinungen, fand man einen öffentlich-rechtlichen Ausweg in der Einrichtung der sogenannten „Freiheiten", die sich durch die Exemtion von den Lasten des Dorfes und die Einsetzung eines Rates ausdrückte, manchmal städtisches Leben ohne Mauern hatte, manchmal aber auch (wie z. B. Mettmann) befestigt war. Oft, wie z. B. bei Elberfeld, Solingen, Remscheid, Mettmann, Mülheim a. Rh., ist sie der Durchgang zur Stadterhebung gewesen.

Drittes Kapitel.

Allgemeine Entwicklung.

Die Aufschwungszeit des 13. Jahrhunderts. — Allgemeine Hemmungen. — Brände. Veränderungen des Rheinlaufes. — Beziehungen zur Landwirtschaft. — Industriestädte der älteren Zeit. — Der neue Typ. — Städtebau im 18. Jahrhundert. — Größe in der älteren Zeit. — Die neue Entwicklung im 19. Jahrhundert. — Umfang der Stadtbevölkerung. — Rechtes und linkes Rheinufer.

Eine neue Entwicklung der rheinischen Städte hob unverkennbar im 12. Jahrhundert an und kam, wie schon gezeigt wurde, im 13. Jahrhundert in großen Schwung, der sich teilweise noch ins 14. Jahrhundert fortsetzte, um dann in einen fortwährenden langsameren Aufstieg bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts überzugehen.

Alte Plätze, wie z. B. Köln, erhielten im 12. und 13. Jahrhundert einen sehr starken Zuzug aus der ganzen „Provinz" und von ferneren Ländern her, ja sogar besonders aus dem westeuropäischen Ausland. Ähnlich war es in den anderen Römerstädten, wie z. B. in Trier, Bonn, Aachen, Andernach. Dieser Drang der überschüssigen Menschen vom Lande in die Stadt hat zugleich auch die vom Staat aus seinen besonderen Absichten verfolgte Gründungstätigkeit außerordentlich begünstigt, gab ihr gleichsam natürliche Grundlagen.

Der Abzug der Landbevölkerung war in manchen Gebieten so erheblich, daß deren Regierungen sich zu Gegenmaßnahmen genötigt sahen, und das um so mehr, wenn die Stadtgründungen benachbarter fremder Staaten ihre Anziehungskraft äußerten. Es entstand zugleich ein lebhafter Wettbewerb der neuen Städte um das Volk und um die Marktbesucher, der die beteiligten Regierungen zu modernen Einrichtungen, zur Gewährung verlockender Freiheiten veranlaßte, ja sogar zur Reklame für ihre neuen Städte und Märkte, indem sie durch Rundschreiben weithin zu Ansiedelung und Besuch einluden. Den schon gekennzeichneten militärischen Wechselwirkungen gingen

Digitized by Google

demnach die wirtschaftlichen in nicht geringerer Stärke parallel. Am stärksten war diese Entwicklung am Niederrhein. Hier hatten zuerst die geldrischen Stadtgründungen die Bevölkerung an sich gezogen und in Bewegung gebracht. Bald darauf wirkten die klevischen in gleicher Weise und beunruhigten nunmehr die Verhältnisse in Geldern, wirkten weiterhin aber auch auf die kurkölnischen Gebiete ein.

Das 12. und 13. Jahrhundert sind daher auch Zeiten bedeutender Stadterweiterungen gewesen, bei denen die alten Städte wie Aachen, Köln oder Trier ihre Vororte einverleibten und in die Befestigungen einbezogen. Diese Vorgänge wurden zugleich von einer lebhaften Grundstücks- und Bauspekulation der Städtegründer und Grundbesitzer begleitet, die neue Stadtteile, Straßen und Läden bauten, die Parzellen gegen Grundzins und Mieten vergaben oder teuer verkauften. Sicher ist der neue Reichtum besonders der Ministerialengeschlechter nicht nur aus großen Handelsgewinnen, sondern auch aus der Steigerung der städtischen Grundrente entstanden. Aber auch der Landesherr und die Kirche haben als Herren des städtischen Bodens an diesem Segen reichlich teilgenommen.

In Bonn vermehrte sich z. B. die Bevölkerung Ende des 13. Jahrhunderts, wie die gleichzeitige Quelle sagt, „täglich", so daß die Verwaltung sich diesem Zustande beschleunigt anpassen mußte. In Andernach scheint anfangs des 14. Jahrhunderts geradezu Wohnungsnot geherrscht zu haben, denn im Jahre 1320 wurden hier fremde Zuwanderer vom Erwerb von Grundstücken und Häusern ausgeschlossen, die allein den Einheimischen vorbehalten wurden. Fielen sie durch Erbe an einen Auswärtigen, so hatte sie dieser binnen Jahresfrist an einen Einheimischen zu verkaufen, besonders damit sie nicht unbewohnt liegen bleiben sollten.

Diese Entwickelung spiegelte sich dazu in zahllosen Erweiterungs- und Neubauten an öffentlichen Gebäuden, Kirchen und Wohnhäusern wider, deren Glanz und Großartigkeit bis auf unsere Tage reicht, und gewiß ist zugleich die Aufnahme des ökonomischeren, stoff- und zeitsparenden gotischen Stiles damals nicht allein auf Geschmackswandlungen, sondern auch auf die Dringlichkeit der Bauleistung zurückzuführen, die durch die schnell verlaufenden sozialen Veränderungen in den Städten erforderlich wurden. Ähnlich hatte sich in unseren Jahrzehnten der Städtebau neuer, beschleunigend wirkender Verfahren unter gleichzeitiger Aufnahme neuer, die Massenleistung erleichternder Stoffe zu bedienen.

Die städtische Entwicklung ist im Rheinland seit dem Mittelalter nicht stetig verlaufen. Seit Ende des 16. Jahrhunderts bis tief ins 18. Jahrhundert hinein geriet sie ins Stocken, ja besonders auf dem linken Ufer und unten am Niederrhein fast überall in Verfall. Er wurde veranlaßt durch wirtschaftliche Gründe, indem die neuen weltwirtschaftlichen Vorgänge seit den Entdeckungen ganz neue Grundlagen für städtisches Gedeihen schufen, die überwiegend den westeuropäischen Ländern zugute kamen und Deutschland und mit ihm

Digitized by Google

das Rheinland erheblich benachteiligten, ihnen ihre ungleich zentralere Bedeutung nahmen, die sie auf dem mittelalterlichen Weltmarkt hatten. Hinzu kamen gewaltsame Ereignisse, die schon im früheren Mittelalter die rheinischen Städte heimsuchten und sie auf das schwerste störten. Das Rheinland hat als eines der deutschen Kernlande wegen seiner reichen Produktionsmöglichkeiten und seiner hervorragenden Verkehrslage in zahllosen Fällen stark anziehend auf kriegführende Heere wirken müssen und teilte dieses Los immer mit den mitteldeutschen Ländern und deren großen Straßenkreuzungen und ihrem Reichtum an Silber und Eisen. Dazu lag das Rheinland viel zu nahe zu dem Kampfe um den neuen Weltmarkt, der seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Westen ausbrach und an welchem das Land, mit dem es nach außen hin wirtschaftlich am innigsten verflochten war, — Holland — am stärksten beteiligt gewesen ist. Burgundische und später vor allem französische Expansionsbestrebungen kamen hinzu und mußten das Grenzland an erster Stelle zum Ziele haben.

Fortgesetzt zogen daher in mehr als drei Jahrhunderten die schwersten Nöte über unser Land dahin, um vor allem die Städte zu suchen, zu verheeren und zu zerstören oder mindestens durch unendliche Kontributionen, Requisitionen und Einquartierungen auszusaugen. Vor allem der 30 jährige Krieg und die französischen Einfälle in den Jahrzehnten darauf haben den Verfall unserer Städte gebracht, aus dem diese sich erst im 18. Jahrhundert langsam zu erholen begannen.

Es kamen hinzu die Störungen, die auf der allgemeinen Unzulänglichkeit der alten Technik beruhten und von ihr aus Dasein und Wohlstand der Städte bedrohten. Diese sind infolge ihrer engen und feuergefährlichen Bauweise nicht nur im Kriege, sondern auch in ruhigen Zeiten außerordentlich häufig ganz oder zum großen Teile abgebrannt, und kaum eine von ihnen blieb von diesem Unglück im Laufe der Jahrhunderte verschont. Manche ist davon oftmals betroffen worden und mußte ihre Entwicklung mehrfach neu beginnen. So ist z. B. Wipperfürth von 1333—1795 nicht weniger als zehnmal in Flammen aufgegangen, Radevormwald vom 16. Jahrhundert bis Anfang des 19. dreimal, ebenso oft Zons und Elberfeld. Kriegs- und Friedensbrände haben verursacht, daß die rheinischen Städte so auffallend arm an alten Straßen- und Gesamtbildern auf unsere Tage gekommen sind und daß auch nur wenige ihre alte Umwallung zeigen können. Die rheinische Bauromantik beschränkt sich eben deshalb mehr auf Kirchen und Klöster und Burgruinen. Die Städte sind bis auf wenige Ausnahmen im Vergleich zu den Städten weiter süd- und norddeutscher Gebiete neu und nüchtern geworden. Gedankenlosigkeit und einseitiges Gewinnstreben haben im 19. Jahrhundert ein Weiteres zur Vernichtung des Alten beigetragen.

Den Städten am Strom bereitete dieser dazu seine besonderen Gefahren. In früheren Jahrhunderten hatte der Rhein noch seine natürlichen Eigenschaften, floß ungebändigt von rechts und links, sich

Digitized by Google

teilend und verändernd abwärts. Die Zersplitterung des Laufes und die ihn verflachende größere Breite veranlaßten, daß er leicht zufror und daß darauf das Hochwasser oft schwere Eisgänge mitführte. Der Strom zerstörte dann seine Ufersiedelungen, und nach der Katastrophe bevorzugte er ein anderes Bett.

Unter diesen Vorgängen hatten namentlich die Städte unterhalb Kölns zu leiden, und manche von ihnen hat dem Strom ihren Verfall zu verdanken dadurch, daß er sie verließ, manche aber auch ihren Aufstieg dadurch, daß er zu ihr kam. Aussichtsvolle Orte wie Bürgel und Dornik bei Büderich hat er verschlungen und über ihr Weichbild fließt er noch jetzt hinweg. Dafür hat sich an Stelle Bürgels Zons entwickelt, und zwar um so mehr, da etwa um die gleiche Zeit der Strom auch von Neuß wegging, das nun seinen Zoll an Zons abgeben mußte. Der auffallende Niedergang des vorher am Niederrhein neben Köln führenden Duisburg seit Ende des 13. Jahrhunderts erklärt sich aus der Untreue des Stromes, die wohl auch das benachbarte Asberg ruinierte, dafür aber das Homberger Werth auf seiner rechten Seite landfest machte und dort an einer neuen Ruhrmündung Ruhrorts Aufkommen als Zoll- und Schifferstadt anregte.

Etwa um die gleiche Zeit mußte Ürdingen vor dem Strome landeinwärts gelegt werden. Weiter unten lagen früher unmittelbar an seinem Ufer Kleve, Kalkar, Xanten, Rheinberg und Schmitthausen. Er hat sie verlassen, um rechts abbiegend Wesel und Emmerich an ihrer Stelle zu den wirtschaftlich führenden Städten der Gegend zu machen. Xanten verlor darüber seinen Sinn als Lippemündungsstadt zugunsten Wesels. Alle diese Plätze wurden durch die Stromveränderung gezwungen, sich wirtschaftlich umzustellen, und der Landgewinn, der ihnen meist daraus zuwuchs, hat besonders veranlaßt, daß sie aus Fischer-, Schiffer- und Handelsstädten namentlich auch Viehzuchtorte wurden. Am auffallendsten war diese Wandlung wohl bei Neuß, das im 16. und 17. Jahrhundert einen Bestand von 600—700 Kühen hatte. Der Rhein aber ist erst im 19. Jahrhundert mit der Vereinheitlichung seines Laufes in preußischer Hand, die nun erst eine Regulierung ermöglichte, so gezähmt worden, daß er das Schicksal seiner Städte kaum noch durch Gewalttätigkeiten einschneidend beeinflussen kann.

Neben Brand und Wassersnot pflegten häufig Hungerzeiten und Seuchen die Stadt zu überfallen und ihre Bevölkerung zu verheeren oder in die Ferne zu treiben.

Es wurde bereits berührt, wie eng in der Mehrzahl der rheinischen Städte die Beziehungen der Bevölkerung zur Landwirtschaft blieben. Besonders in den kleineren, aber auch den mittleren, waren alle Teile einschließlich der Beamten, Ärzte und Juristen daran selbsttätig beteiligt. Je nach der Natur der Gegend war die Art dieser städtischen Landwirtschaft verschieden: im Moselgebiet und am Rhein bis Köln war sie in erheblichem Umfange Weinbau, im Bergischen Lande, in der Eifel und am Niederrhein Viehzucht, im Jülichschen Ackerbau

Digitized by Google

und Pflege von Handelspflanzen. Auch die Weltstadt Köln hatte noch ihre großen agrarischen Außengebiete, die hier zugleich die Grundlage des Transportgewerbes für den Handel wurden. Besonders aber ist zu allen Zeiten das städtische Kapital bestrebt gewesen, sich in landwirtschaftlichen Werten draußen auf dem Lande anzulegen, und je größer und wohlhabender die Stadt war, desto weiter durchsetzten solche Interessen von ihr aus das Land. Das gilt namentlich für Köln, dessen Bürger überall in der heutigen Provinz sowie in Hessen und Westfalen erheblichen Grundbesitz hatten, auf dem das Banner der heiligen drei Könige wehte oder an die Hoftore geschlagen war, ein Umstand, der zugleich aber die Stellung der Reichsstädte gegenüber den Nachbarstaaten im Streitfalle recht empfindlich machte. Köln versuchte dem Angriff gegen die Landgüter seiner Bürger draußen schon im Jahre 1247 durch ein königliches Privileg zu begegnen, das war in einer Zeit der Konflikte besonders mit dem Erzbischof. Abgesehen von der für den eigenen Bedarf einigermaßen harmonischer mit Gewerben versehenen Stadt zeichneten sich im Rheinland aber doch schon seit dem 12. Jahrhundert auch Städte ab, die sich zugleich auf eine bestimmte gewerbliche Produktion vereinigten und von ihr dann in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Stellung und Struktur besonders beeinflußt wurden. Das ist vor allem von Köln zu sagen, wo auffallend große Teile der Bevölkerung in den verschiedenen Zweigen des Textil-, Metall- und Ledergewerbes standen; und ähnlich war es in Aachen und Trier. Manche Städte am Niederrhein und im Bergischen Lande waren schon im Mittelalter als Tuchmacherorte, andere im Bergischen Lande als Eisenindustrieplätze bemerkenswert betont. An der Mosel und am Mittelrhein kamen Weinbau, Weinhandel und ihre Hilfsgewerbe im städtischen Leben und im Stadtbild sehr stark zum Ausdruck.

Die Industrie als städtebildende und umgestaltende Kraft machte sich aber besonders erst seit dem 16. Jahrhundert geltend. Sie bewirkte namentlich, daß jetzt die rechtsrheinischen Bergländer einer bedeutenderen städtischen Entwicklung zugeführt wurden, während bis dahin deren Schwerpunkt durchaus auf dem linken Rheinufer gelegen hatte, und innerhalb der bergischen Städte vollzog sich dabei eine Verschiebung nach Norden, nach dem Wupper- und Ruhrgebiet hin, zu ungunsten alter südlicher Hauptstädte wie Wipperfürth, Radevormwald, Lennep und Siegburg. Seit Ende des 17. Jahrhunderts entstand aber auch in Krefeld am Niederrhein eine neue Industriestadt, ähnlich bald darauf auch in Neuwied, und im 18. Jahrhundert begann das alte Duisburg auf der Grundlage einheimischer Produktion in seinem Hinterlande seine einstige Bedeutung zu erneuern und ward ebenfalls Industriestadt. Auch seine Nachbarn Mülheim und Ruhrort wurden von der neuen Entwicklung erfaßt. Eine ähnliche Wandlung vollzog sich nach und nach rund um Aachen, wo Stolberg, Düren, Eschweiler, Eupen und Monschau durch die Industrie aufblühten.

Digitized by Google

Namentlich sogleich nach dem Siebenjährigen Kriege, dieser großen Zäsur in der deutschen und der gesamten Wirtschaftsentwicklung, setzte der industrielle Aufschwung mit Macht ein, dämmerte die Neuzeit, wurden die Erscheinungen beflügelt, die das 19. Jahrhundert zur Reife erachte.

Der neuzeitliche Städtetyp ist bei uns im 18. Jahrhundert zuerst im Wuppertal in Elberfeld und Barmen aufgekommen. Er erhält seine Bedeutung nicht mehr durch Festung, Residenz, Behörden, Kirche, Handwerk, Landwirtschaft und Handel, sondern durch Hausindustrie, Manufakturen und Fabriken, die ihm nun auch äußerlich ein ganz anderes Bild geben. Das 17. und 18. Jahrhundert brachten hier zwar kaum schon viele „rauchende Schlote", aber doch bereits die „Packhäuser" des Verlegertums und die langen Zeilen der Heimarbeiterwohnungen. In beiden trat zugleich die neue soziale Gliederung der modernen Stadt, wo Unternehmertum und Arbeiterschaft alles überragen, durchaus in den Vordergrund. Elberfeld hat z. B. seine Einwohnerzahl von Anfang etwa 1600 bis 1800 fast verzehnfacht, zählte dann etwa 250 „Fabrikherren" und Kaufleute und galt damit als reichste Stadt im Rheinland rechts des Stromes und in ganz Westfalen. Wie sehr dort damals schon die Arbeiterschaft überwog, geht daraus hervor, daß die Häuser der Stadt durchschnittlich doppelt soviel Bewohner wie in dem stillstehenden Köln (10 gegen 5) hatten. Ähnlich war es im 18. Jahrhundert auch sonst rundum im Bergischen Lande. „Es entstanden aus einzelnen Höfen Dörfer, aus Dörfern Städte; Hütten und schlechte Häuser wurden niedergerissen und an deren Stelle Paläste gebaut", erzählen die Zeitgenossen.

So wirkten sich die sozialen Veränderungen wie auch die Wirtschaftspolitik aus; denn die auf Förderung der Industrie gerichteten Maßnahmen des Staates mußten hauptsächlich den Städten zugute kommen. Sie wurden ergänzt durch eine nachdrückliche Städtebaupolitik, die, wie gesagt, besonders die Residenzstädte bevorzugte, zugleich aber auch die neuen Industrieorte berücksichtigte.

Diese auf westeuropäischen, teilweise aber auch auf östlichen Anregungen — in Kleve von Berlin, in Kurtrier seit Klemens Wenzeslaus von Dresden — beruhende Politik, deren Stadtideal bei uns vielfach dann Mannheim wurde, gewährte den zuziehenden Einwohnern weitgehende Freiheiten. Sie blieben mehr oder weniger lange frei von Steuern und den Personal- und Einquartierungslasten des Bürgers, bekamen Grund und Boden unentgeltlich oder zu sehr billigen Preisen, dazu Darlehen, Baugelder, Baustoffe und Prämien für schnellen Bau aus öffentlichen Mitteln. In Neuwied baute der Staat selbst und vergab die Häuser zum Selbstkostenpreise an die Einwanderer auf Abzahlung. Diese wurden bei den vorhandenen Bürgern bis zu ihrer endgültigen Unterbringung zwangsweise eingemietet. In Düsseldorf setzte die Regierung im Jahre 1706 einen Ausschuß zur Prüfung der Wohnungsmieten und Bekämpfung des Wohnungswuchers ein, der zugleich auch die Zimmerpreise der Gasthöfe unter Aufsicht nahm. Bei zahlreichen

Digitized by Google

Städten entstanden damit neue Vororte, oftmals mit genau geregelten Einheitshäusern. Es entstanden neuartige gerade und breite Straßen, und neu war auch deren Benennung nach den Mitgliedern des Fürstenhauses. Aber die bergische Regierung vermochte z. B. gleichwohl auch nicht zu verhindern, daß gegen ihren Willen das 1746 abgebrannte Lennep so erneuert wurde, „wie die Hottentotten ihre Kraals aufbauen".

Die neue Entwicklung vollzog sich nur in den Landesstädten, wo der neue Staat die Städte vorwärts trug. Wo diese sich selbst überlassen waren, — in den Reichsstädten —, blieb sie aus. Aachen und Köln fielen im 18. Jahrhundert allgemein durch ihre Verwahrlosung und ihre Niedergangserscheinungen, durch die Rückständigkeit ihres Straßenbaues und zahllose baufällige Häuser auf. Ihnen entsprachen im sozialen Leben viele tausend Bettler und verkommene Proletarier, die in den Landesstädten draußen vielfach längst durch die Industrie aufgesogen worden waren.

Nach dem Siebenjährigen Kriege verfolgte Köln bei sich eine Politik, die der Städteförderung in der „Provinz" geradezu entgegengesetzt war, indem es den Abbruch von Häusern und ihre Umwandlung in Gärten anordnete!

Die Reichsstädte — bis ins 16. Jahrhundert die Blüte der rheinischen Städte — waren im Begriff, an sich selbst, ihrem engen Raum und ihrem engen Geist zugrunde zu gehen, wurden erstickt von den sie umgebenden Staaten, deren Gewalten nicht einsahen, warum sie diese „Ausländer" schonen oder gar fördern sollten.

Im ganzen war aber auch die Städteentwicklung des Merkantilzeitalters, an den neueren Verhältnissen gemessen, gering. Köln ist seit dem späteren Mittelalter mit etwa 40000 Einwohnern die größte rheinische Stadt gewesen und geblieben. Die ihm am nächsten kommenden, Aachen und Trier, zählten im Mittelalter 20000 bzw. 10000. In weitem Abstande folgten dann die übrigen mit 2—3000 Einwohnern, eine Zahl, über die sich nur wenige, wie etwa Wesel, erhoben haben. Seit dem späteren 17. Jahrhundert zog die Bevölkerungszahl, nachdem sie vorher in den meisten Städten zurückgegangen war, wieder an, und 3—5000 Einwohner fingen an häufiger zu werden. Besonders die Residenz- und Industriestädte traten auch in den Zahlen erheblicher in den Vordergrund.

Im Jahre 1815 waren die größten rheinischen Städte: Köln mit 49000 Einwohnern, Aachen (32000), Düsseldorf (22000), Elberfeld (21500), Barmen (19000), Krefeld (13000), Trier (11000) und Bonn (10000); es folgten Wesel (9500), Eupen (8600), Koblenz (8400), Remscheid (8000), Saarbrücken und Saarlouis (je 7000). Deutlich gibt diese Zusammenstellung noch die Wirkungen des 18. Jahrhunderts wieder.

Eigentümlich wurde seitdem auch der rheinischen Stadtentwicklung, daß sie in großem Umfange bei ihrer Ausgestaltung mit den Konjunkturen der Industrie verbunden wurde, insofern, als deren hervor-

Digitized by Google

ragende Aufschwungszeiten auch immer zugleich solche der Städte geworden sind. Alle übrigen Wechselbeziehungen traten dieser gegenüber durchaus zurück.

Als daher die Einverleibung in Frankreich und besonders die Kontinentalsperre die niederrheinische Textilindustrie anregte, so wirkte das fördernd auf die dortigen Städte, die im 18. Jahrhundert hinter den bergischen zurückgeblieben waren. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hoben sich seit den 1820er Jahren die Städte. Ihre Erweiterung wurde seitdem Gegenstand besonderer Maßnahmen und Organisationen, von Bauvereinen, Spekulanten und Güterschlächtern; das Unternehmertum baute neue Arbeiterviertel. Besonders seit den 1840er Jahren wurden alle diese Erscheinungen häufiger und zeitigten — wie das Beispiel Kölns und die Schwierigkeiten des Bankhauses A. Schaaffhausen 1848 zeigen — ihre ersten neuartigen Rückschläge, ihre „Baukrachs". Ganz deutlich spiegelten sich die beiden großen Jahrzehnte des neuen kapitalistischen Zeitalters, die 1850er und 1870er Jahre, in dem sprunghaften Aufschwunge auch der Städte wider. Und wenn dieser auch in der Qualität recht mäßig war und unorganische, unsolide, ja häßliche Neubildungen und Erweiterungen brachte, die fieberhaft schnell durchzuführen waren, so ergab er doch quantitativ erheblich gesteigerte Städte. Immerhin begannen in ästhetisch-gesundheitlicher Hinsicht seit den 1870er Jahren neue Anregungen von Paris aus auf den Bau der rheinischen Städte zu ergehen. Seit den 1890er Jahren setzte sich deren Aufstieg breit und unaufhaltsam fort, und zwar nunmehr bereits an vielen Stellen mit einer gesunden Verinnerlichung der Entwicklung im Gedanken an eine tunlichst allseitige Berücksichtigung menschlicher Kulturbedürfnisse. Zugleich paarte sich jetzt der Aufstieg mit eingehenden weitsichtigen Zukunftsplänen. Man ließ sich von der Konjunktur möglichst nicht mehr überraschen, sondern suchte ihr zuvorzukommen, ja, man wurde manchmal in Erinnerung an das Vergangene fast allzu weitblickend.

Die neue Zeit veranlaßte das Wiedererwachen des alten Köln, das vom preußischen Staate aus dem reichsstädtischen Marasmus befreit und dadurch seiner Führerstellung zurückgegeben worden war. Aachen erholte sich aus dem gleichen Grunde.

Die neue Entwicklung bestand aber besonders in dem ungeahnten Wachstum der Städte und Dörfer bei den Kohlenvorkommen an der Ruhr und Saar, die als neue Grundlage eine außerordentliche Kraft zur Stadtbildung entfalteten, von der aus bald weitere Wirkungen auf die Nachbargebiete ausgingen. Das Industriegebiet an der Ruhr entstand seit etwa 1840 und wurde dann, namentlich seit der Eröffnung der Köln-Mindener Bahn im Jahre 1847, mit amerikanischer Schnelligkeit aufgebaut unter der Führung von Essen, Duisburg, Düsseldorf, Mülheim an der Ruhr und Dortmund. Zahlreiche Landgemeinden wurden hier nun große Städte oder wenigstens stadtähnliche Siedelungen mit Einwohnerzahlen von vielen Tausenden. Es sei

Digitized by Google

nur an Orte wie Homberg, Oberhausen, Sterkrade, Hamborn, Altenessen, Borbeck oder Rotthausen erinnert. Ähnliche Erscheinungen wiederholten sich, wenn auch nicht in so gewaltigem Umfange, dicht bei Köln und im Saargebiet.

Eine neue Epoche der Erweiterungen und Einverleibungen setzte ein und sog Dörfer und sogar Städte auf, verursachte eigenartige Verschmelzungen gleicher und ähnlicher Orte zu neuen einheitlichen Großstadtsystemen, wie sie z. B. Duisburg-Ruhrort-Meiderich oder Saarbrücken-St. Johann-Malstatt-Burbach bildeten. Die Städte am Strom wurden teilweise von dem Aufschwung erheblich mit erfaßt, besonders, je mehr sich die Industrie auch auf ausländische Rohstoffe einzustellen hatte und daher den Standort am Wasser suchte, ein Vorgang, dem zahlreiche Städte seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch eine entsprechende neuartige Hafenbau- und Bodenpolitik entgegenkamen. Oftmals bildeten die Städte untereinander wieder große Häufungen, die einander zu Riesengebilden höherer Ordnung entgegenwuchsen.

Diesem Aufschwung stand allerdings mancher Rückgang gegenüber. Besonders in den linksrheinischen Bergländern und auch in den Niederungen verloren manche Städte, indem sie an der Entvölkerung ländlicher Gegenden durch die Anziehungskraft der Industriegebiete und neuen Großstädte mitbeteiligt wurden. Oftmals hat auch die Eisenbahn eine Vereinsamung von früher lebhaften Verkehrsknotenpunkten der Landstraßenzeit, eine Herabminderung mancher Stadt gebracht.

Charakteristisch für die neuere Zeit wurde im Gegensatz zur älteren das große Übergewicht der Stadtentwicklung auf der rechten Rheinseite gegenüber der linken, obwohl sich hier neuerdings bereits neue Entwicklungen, besonders am Niederrhein, anzudeuten scheinen.

Das Gesamtergebnis ist ein Stadtsystem von größter Vielgestaltigkeit, von zahlreichen Groß- und Mittelstädten mit neuzeitlichem organischen inneren und äußeren Ausbau, von großen, noch unorganischen Stadtsiedelungen, die rechtlich aber teils Stadt- teils Landgemeinden sind, von ländlichen Siedelungen mit Stadtrechten, von Kleinstädten, die Charakter und Bild der alten Stadt gewahrt haben, und zuletzt von Städten, die diesen Namen nur noch aus historischen Gründen führen, aber rechtlich Landgemeinden wurden. Der Stadtbegriff ist dabei im Unterschied zum Mittelalter flüssig und unbestimmt geworden, hängt hier von der Volkszahl, dort vom „städtischen Leben“, dort von der Geschichte des Ortes ab.

Im ganzen haben die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts im Rheinland das Übergewicht der Stadt über das Land gebracht, indem mehr als 55 vom Hundert der Bevölkerung in Städten wohnen, während die preußische Durchschnittszahl 47 beträgt. Am meisten trifft das auf den Regierungsbezirk Düsseldorf zu, wo fast drei Viertel auf die Städte entfallen. Die Entwicklung verschob sich dabei sehr erheblich auf die Großstädte, wie überhaupt das Rheinland in Deutschland durchschnittlich bei weitem die größten Städte hat. Zu Köln, das um 1850 die hunderttausend Einwohner überschritt, kamen seit den 1880er

Digitized by Google

Jahren nach und nach noch zehn andere Großstädte, so daß fast ein Viertel der deutschen, ein Drittel der preußischen im Rheinland liegen. Ein Drittel des rheinischen Volkes wohnt in diesen 11 Städten, und von diesen sind nur drei völlig linksrheinisch: Saarbrücken, Aachen und Krefeld. Köln ist seit Beginn seiner großen Einverleibungsära im Jahre 1888 und besonders seit der Aufsaugung der Mittelstädte Mülheim und Kalk der Fläche nach ganz symmetrisch beidufrig geworden, ähnlich wie auch Düsseldorf von der rechten Seite über den Strom griff, der seit dem 19. Jahrhundert also auch keine kommunalpolitische Grenze mehr ist. Köln ist aber zugleich mit beinahe 700 000 Einwohnern durchaus die „rheinische Metropole" geblieben.

Viertes Kapitel.

Allgemeine Rechtsentwicklung im Innern und nach Außen.

Das innere Wesen der Stadt. — Befreiung der Bewohner von öffentlichrechtlichen und grundherrlichen Lasten. — Neue Pflichten und Wirtschaftsformen = neues Recht und Gericht. — Das städtische Schöffengericht und die Untergerichte. — Stadtrechtsfamilien. — Die ältere Stadtregierung. — Verdrängung des Königs durch die Landesherren. — Kampf der Stadt gegen den Landesherrn. — Die neue Reichsstadt Köln. — Ausgestaltung und Verfall der Freiheit. — Äußere Politik. — Städtebünde. — Das System der Landesstädte. — Die Hanse.

Die Rechtsentwicklung der Städte wurde durch das Staatsinteresse an der Stadt bedingt. Dieses war, wie oben gezeigt wurde, vorwiegend militärischer Art. Es legte der Stadt und ihrer Bevölkerung große Verpflichtungen auf. Sie hatte Festungswerke zu bauen, zu erhalten, zu bewaffnen, zu bewachen und zu verteidigen. Sie war sogar genötigt, in bestimmten Formen Heeresfolge nach auswärts zu leisten. Sie hatte vor allem auch der Landbevölkerung rundum im Kriegsfall Zuflucht mit Vieh und anderer fahrender Habe zu gewähren, — unter Umständen dazu noch besondere Garnisonen aufzunehmen, einzuquartieren, zu verpflegen und zu besolden.

Daneben bestand ein wirtschaftliches Interesse des Staates an der Stadt, besonders soweit sie Markt und Sitz des gewerblichen Lebens war, zu dem in größeren Städten ein großer Teil der Bevölkerung ohne weiteres genötigt wurde und an deren Zunahme dem Staat doch wieder auch aus militärischen Gründen gelegen war. Dieses Interesse lag bei der Erhebung von Grundzinsen und Mieten und den auf dem geschäftlichen Verkehr beruhenden Einnahmen an Zöllen und Umsatzsteuern, Schlagschatz, Gebühren und Bußen aller Art.

Zur größtmöglichen Steigerung aller solcher Leistungen war der Bürger von anderen Pflichten zu befreien und unter ein neues Recht zu stellen.

Er wurde also ausgenommen von allen Leistungen des Dorfes, insbesondere von dessen naturalwirtschaftlichen Steuern und Abgaben, von seinen gemeinen und grundherrlichen Fronden und persönlichen Lasten aller

Digitized by Google

Art. Das war der allgemeinere Sinn von: „Stadtluft macht frei!“ Es war Sache des einzelnen, zu erwägen, wo für ihn der größere Vorteil lag, ob bei den Pflichten des Bauern oder des Bürgers. Vielfach scheint aber die Landbevölkerung im Mittelalter die letzteren vorgezogen zu haben, wobei noch hinzukam, daß etwaige Erbrechtsbeschränkungen draußen oder auch die wenig trostvolle Aussicht auf ein ländliches Proletarierleben den Ausweg in die Stadt um so mehr empfehlen mußten. Es wurde schon erwähnt, daß der Drang dorthin im 13. Jahrhundert so stark wurde, daß die Landesherren ihm zu steuern suchten. In der Regel machten sie ihre Hörigen und die ihres Adels bei der Abwanderung in die Stadt von besonderer Erlaubnis oder ihren Übergang ins Bürgertum von einer ausdrücklichen Freisprechung abhängig, während bekanntlich sonst die Freiheit nach Jahr und Tag oder nach einem Jahr und 6 Wochen ohne weiteres erworben war. Freilich regte das die Hörigen an, heimlich nach anderer Herren Städten auszuwandern, wo diese Ansprüche nicht galten, und mit Vorliebe namentlich nach den Reichsstädten, da diese an den bald üblich werdenden Kartellverträgen der einander benachbarten Landesherren über die Sicherung ihrer in die Städte entweichenden Hörigen nicht teilzunehmen pflegten. Zog der Bürger etwa nach seiner ländlichen Heimat zurück, so hatte er dort wieder unter die alten Pflichten zu treten. Dabei ist aber hervorzuheben, daß neben der Zuwanderung von Hörigen wohl mindestens in gleichem, wenn nicht gar viel größerem Umfange eine solche der freien Landbewohner bestand.

Das andersartige städtische Wirtschaftsleben erforderte ein ihm angepaßtes Recht und Gericht. Dieses Recht läuft darauf hinaus, die Eigentumsentwicklung im städtischen Sinne zu fördern. Dementsprechend wurde also das Erbrecht von allen naturwirtschaftlichen Hemmungen und Gesichtspunkten sowie von grundherrlicher Mitwirkung befreit. Das Schuldrecht wurde verschärft und seine Handhabung namentlich beim Marktverkehr im engeren Sinne des Wortes stark beschleunigt. Das Beweisverfahren wurde vereinfacht: statt der Aufbringung von sieben Eideshelfern, statt des Gottesgerichtes und des Zweikampfes genügten nun einfacher Eid oder wenige Zeugen. Die Gerichtstermine wurden entsprechend den sich im städtischen Leben naturgemäß sehr häufenden Rechtsfällen wesentlich vermehrt. Vor allem wurde das Gerichtsverfahren festgelegt und dem Belieben ministerialischer Richter entzogen, die willkürliche Pfändung beseitigt, klare und bestimmte Gebühren und Straftaxen eingeführt. Der neuartige Verkehr mit Grundstücken und Häusern wurde mit neuen Rechtseinrichtungen versehen. Der Bürger wurde mit dem ius de non evocando in seinem Gerichtsstand auf seine Stadt beschränkt; er konnte also vor allem nicht mehr vor das für ihn früher zuständige ländliche Gericht mit seinen unstädtischen Gepflogenheiten gezogen werden.

Für die bürgerliche Rechtspflege wurde naturgemäß ein besonderes städtisches Schöffengericht geschaffen, mit dem die Stadt aus dem bisherigen ländlichen Gerichtsverband ausschied, wie es ja auch im Rhein-

Digitized by Google

land nunmehr Grundsatz wurde, für alle besonders gearteten, in sich bestimmt abgegrenzten Lebensverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen besondere Gerichte zu organisieren. Sehr bald folgten den allgemeinen Stadtgerichten für das gewerbliche Leben die Zunftgerichte und in den Bergbaugebieten Berggerichte. Das Merkantilzeitalter regte schon Fabrik- und Monopolpacht-, Zoll- und Akzisegerichte an, und das 19. Jahrhundert bereicherte diese Entwicklung mit Handels-, Schiffahrts- und sonstigen Gerichten weiterhin. In der Stadt hielten sich in der älteren Zeit neben den neuen Bildungen auch alte: die Hofgerichte städtischer Grundherren und des Landesherren, sowie in den kirchlichen Zentralen namentlich die geistlichen Gerichte, die besonders im Mittelalter auch weitgehenden Einfluß im wirtschaftlichen Leben hatten, da ihnen das ganze weite Gebiet des Wuchers zugehörte und die zahlreichen geistlichen Personen in wirtschaftlichen und anderen weltlichen Fragen bei ihnen ihren Stand hatten.

Im städtischen Schöffengericht kam das städtische Leben des Rheinlandes zum erstenmal in einer neuartigen Organisation besonders zum Ausdruck. Die übrigen in der Stadt vom Landesherrn eingesetzten Behörden der Zoll- und Münzverwaltung waren ihm gegenüber rein staatlich und hatten lediglich den Zweck, Regalien zu handhaben.

Selbstverständlich wurde das Gericht zunächst wie diese durchaus vom Stadtherrn eingerichtet und das Schöffenkolleg, sowie die Leitung, der Richter und Schultheiß, von ihm aus seinen Ministerialen eingesetzt, zu denen aber frühzeitig auch angesehene Kaufleute kamen, die besonders sachverständig in den neuen Rechtsfällen waren. Der Vogt, als der Vorsitzende, war überhaupt meist mit dem Stadtherrn identisch, sein Vertreter, der Schultheiß, sehr oft Verwalter seiner Grundstücke und der sonstigen, auf seiner Grundherrschaft beruhenden Einkünfte.

Trotz aller Erfolge, die von den Städten vielfach gegen die Landesherren errungen wurden, ist doch das Schöffengericht, soweit es die hohe Gerichtsbarkeit vertrat, im Rheinland nirgends in städtische Hände übergegangen. Selbst in Köln und in Aachen verblieb es mit allen Rechten und Einkünften den Landesherren, dem Kurfürsten von Köln bzw. dem König, so daß also die reichsstädtische Freiheit gewissermaßen hinkte.

Die Zahl der Schöffen (scabini, senatores) betrug in kleineren Städten wie auf dem Lande sieben, in größeren bis zu zwölf und mehr. Sie löste sich in einzelne Gruppen zur Durchführung besonderer Aufgaben, besonders auch der freiwilligen Gerichtsbarkeit, auf; verminderte sich oftmals in späterer Zeit, wenn die Schöffen von ihrem Kooptationsrecht aus Eigennutz keinen Gebrauch machten und sie künstlich wegen des höheren Gebührenanteils beschränkten.

Die Schöffen führten das Hochgericht; sie waren aber auch zuständig für familienrechtliche Verträge, Schuldverschreibungen, Grundbesitzveränderungen und -belastungen. Oft besaßen sie auch die niedere Gerichtsbarkeit, wurden darin aber meist ergänzt durch besondere, rein städtische Gerichte unter dem Vorsitz der Bürgermeister oder sog.

Digitized by Google

Amtleute. Auf diese Gerichte war allmählich die Pflege des Wirtschaftsrechtes übergegangen, die der Alltag des städtischen Lebens der Bürger untereinander und in ihren Beziehungen zur städtischen Wirtschaftspolizei erforderte. Sie erledigten also z. B. Streitigkeiten und Vergehen aus dem Markt- und Geschäftsverkehr, über Schuldsachen, Zinsen, Mieten, Renten, Pachten, Löhne, Gebühren, Preise, Lieferungen, gewerbliche Fragen usw. Sie unterschieden sich aber von ihm durch ihr beschleunigtes, meist auch nur mündliches Verfahren ohne Beteiligung von Anwälten, und tagten auf dem Rathaus, bei den Märkten und in den verschiedenen Stadtvierteln.

Das Schöffengericht war für diese Gerichte Oberinstanz. Es kam dazu vor, daß seine unmittelbare Zuständigkeit auch über die Stadt hinausreichte, und daß es zugleich als Amtsgericht für das umliegende Amt, dessen Sitz die Stadt war, galt, mindestens Teile der ländlichen Nachbarschaft versorgte. Das war z. B. bei den Gerichten von Bonn, Deutz, Ürdingen und Xanten der Fall.

Besonders wurden die Beziehungen dieser Gerichte nach außen dadurch bestimmt und gefördert, daß die Rechte der Stadt auf andere, jüngere Städte übertragen worden waren, die dann in Zweifelsfällen ihre Rechtsbelehrung beim Gericht der Mutterstadt suchten, woraus sich unter Umständen dieses als Appellationsgericht entwickeln konnte.

Die große Mutterstadt der rheinischen und zahlreicher anderer Städte Nord- und Süddeutschlands, ja sogar im wallonischen Gebiet, ist Köln gewesen, ein Zeichen dafür, daß dieses Trier an Bedeutung und Ansehen wohl schon tief im früheren Mittelalter überholt haben muß. Vielleicht wirkten hier sogar römische Traditionen nach, die mit dem besonderen Charakter, den anscheinend eine „Colonia" unter den römischen Städten gehabt hat, zusammenhängen mögen. Bei Köln sollen angeblich nicht weniger als 72 Schöffenstühle ihr Recht geholt haben, und insbesondere die parallel gelagerten kurkölnischen, jülichschen und bergischen Städte empfingen ihr Stadtrecht von ihm. Häufig pflanzte es sich auf die jüngsten Städte durch Töchter und Enkelinnen hindurch fort, so daß sich Städtestammbäume aus mehreren Generationen bildeten, an deren Spitze aber immer die ehrwürdige Mutter Köln stand. Ihr Recht wurde auf der linken Rheinseite durch Neuß, auf der rechten durch Siegburg als die bevorzugten Tochterstädte fortgepflanzt. Von diesen ging es z. B. über auf Ürdingen, das wieder Muster für die Stadterhebung von Kempen wurde. Im Bergischen Lande lief die Übertragung von Siegburg über Lennep auf Ratingen und von diesem z. B. über Gerresheim auf Solingen bzw. über Düsseldorf auf Monheim (Lau, Siegburg, S. 14*). Die interterritoriale Abhängigkeit der Gerichte voneinander wurde seit dem 16. Jahrhundert durch die Landesherren beseitigt und der Rechtsweg streng auf das eigene Staatsgebiet beschränkt, unter Ergänzung durch das Reichskammergericht.

Daher wurde auch die Entwicklung Kölns als Appellationsgericht auf die Städte des kölnischen Kurstaates eingeengt und wurde endgültig abgeschlossen nach Ausschaltung der Zwischeninstanz Neuß,

Digitized by Google

indem Köln seit 1766 zweite Instanz des Niederstiftes wurde, während Bonn die gleiche Stellung im Oberstift errang. In den benachbarten Staaten entstand dagegen ein ähnlicher unmittelbarer Rechtszug an den Herzog, sein Hofgericht oder besondere neue Körperschaften. In der Neuordnung der Gerichtsorganisation durch den preußischen Staat wirkten diese alten Zustände noch nach, besonders indem Köln schließlich Sitz des Oberlandesgerichts wurde und sich in neuester Zeit mit Düsseldorf in diese Stellung teilte.

Gleichwohl hat sich die Rechtsabhängigkeit der rheinischen Städte nicht allein auf Köln zugespitzt. Gemäß der immerzu auch in anderer Hinsicht feststellbaren Strömung und Kreuzung der Einflüsse, denen das Rheinland unterliegt, lehnte sich die Stadtrechtsentwicklung auch an andere Muster an.

Im Norden wurden die klevischen Städte im 13. Jahrhundert zum Teil nach geldrischem Muster gegründet, und diese vermittelten wieder niederländische Zustände. Wesel holte mit seinen Töchtern sein Recht von dem ihm als Reichshof wesensverwandten Oberhof Dortmund, wie es ja überhaupt stark in westfälischen Beziehungen wurzelte. Eine hiermit verwandte Erscheinung ist später der Einfluß Frankfurts auf die südlichen Städte: Friedewald wurde hier z. B. im Jahre 1324, Kochem im Jahre 1332 nach seinem Recht gegründet.

Im Süden nahm Koblenz aber sein Recht von Trier, das auch sonst Mutterstadt war. Das gleiche gilt für Aachen, das namentlich auch nach Belgien hineingewirkt hat. Aus den Verbindungen mit beiden Städten ebenso wie mit Köln gehen im ganzen die offenkundige Priorität und größere Reife der Römerstädte in der Absonderung des Stadtrechts von der alten ländlichen Gerichtsorganisation hervor.

Die gemeinsame Zugehörigkeit zur Herrschaft Montjoie und Valkenburg veranlaßte ferner, daß Sittard und Euskirchen gleiches Recht hatten. Die Beeinflussung romanischer Städte von den rheinischen aus hat ihr Seitenstück in umgekehrt laufenden Beziehungen von Lothringen nach dem Moselgebiet. Jedenfalls handelt es sich aber in beiden Richtungen nur um zufällige Einzelerscheinungen. Die Stadtrechtsentwicklung ist, abgesehen von den holländischen Einflüssen, im ganzen Gebiete des heutigen Rheinlandes als durchaus selbständig zu bezeichnen.

In der Entwicklung des Stadtgerichts drückten sich also die ersten Anfänge einer selbständigen Rechtsentwicklung und einer besonderen Organisation der Stadt aus. Sie war um so bemerkenswerter, als das Schöffenkolleg auch an der Verwaltung der Stadt beteiligt wurde und deren Repräsentant vor der Einrichtung eines für sie bestimmten besonderen Körpers war.

Die Stadt und deren Verwaltung befanden sich aber zunächst völlig in den Händen des Landesherrn und seiner beamteten Ministerialen, ergänzt durch die mit ihnen zum Teil identischen oder mindestens sozial oder wirtschaftlich gleich interessierten Schöffen. Diese Elemente ergänzten sich aus zuwanderndem Adel und aus den im Handel reich werdenden Kaufleuten zu der Oberschicht der „Geschlechter". Den

Digitized by Google

Kaufleuten wurde dieser Aufstieg auch dadurch erleichtert, daß sie im früheren Mittelalter ein bemerkenswert hohes soziales Ansehen genossen, ähnlich wie in späteren Jahrhunderten etwa die Akademiker dem Adel in Ehrensachen ebenbürtig wurden.

Die Stadtherrschaft des Landesherrn war entwickelt worden aus der des Königs.

Der fränkische König hatte das römische Staatseigentum auf Grund Eroberungsrechtes übernommen und war in alle Rechte des römischen Reiches eingetreten. Hierzu gehörten an erster Stelle die Festungen, also besonders die alten Römerstädte, ergänzt durch umfangreichen ländlichen Grundbesitz, der wohl manchmal erst in seiner Hand durch Errichtung von neuen Pfalzen und Höfen einer gründlicheren Ausnutzung unterworfen worden ist. Diese Werte wurden ergänzt durch die Regalien, die der römische Staat überall auch schon entwickelt und gehandhabt hatte, besonders Zoll, Münze und Markt mit allem ihrem Zubehör. Diese Fülle an Gut und Macht ließ der König durch seine Grafen, Vögte und Schultheiße verwalten. Sie war bestimmt, die Staatszwecke zu finanzieren: militärischen Schutz, Gericht, Kirche und Verwaltung, deren Organe jene Beamten, ergänzt durch die Geistlichkeit, waren.

Schon in der Karolingerzeit begannen wichtige Rechte in den Städten von den königlichen weltlichen Beamten besonders an die geistlichen Gewalten überzugehen, und zwar zuerst in Köln und Trier. In ottonischer Zeit setzte sich dieser Prozeß im Zusammenhange mit den bekannten, zu den großen „Schenkungen“ an die Kirche führenden allgemeinen politischen Rücksichten des Königs fort. Die beiden führenden Römerstädte wurden damals samt ihren königlichen Höfen und dem dazugehörigen Grundbesitz inner- und außerhalb der Mauern fast völlig erzbischöflich. Im Jahre 1018 wurde der Königshof Koblenz mit Zoll und Münze an den Trierer Erzbischof gegeben. Schon im 10. Jahrhundert erhielt der Bischof von Metz den Hof Saarbrücken, der von Speyer den Hof Kreuznach, und wenn der König solchen Besitz auch manchmal wieder an sich zog, so war dieser damit in Bewegung gekommen, um schließlich doch verloren zu gehen. Mitunter blieben dem König noch vereinzelte Rechte, aber auch sie folgten den anderen nach, wie z. B. der Übergang der Trierer Vogtei im Jahre 1197 und der Koblenzer im Jahre 1257 an den Erzbischof zeigt. Der König knüpfte aber dann noch gelegentlich bei solchen Resten an, um von da aus in den Fragen der Stadt mitzusprechen.

Das 13. Jahrhundert vor allem hat danach die Stellung des Königs in seinen rheinischen Städten und Höfen erschüttert. Der Verfall der Hohenstaufenmacht, das Interregnum und die Zeit der Gegenkönige mit ihren schwächenden Wahlkapitulationen waren besonders der Nährboden dieses Vorganges, wobei man sich aber daran zu erinnern hat, daß auf der anderen Seite gerade in dieser Zeit durch den Übergang des Städtetums an die Landesherren die Städte sehr gefördert und vor allem stark vermehrt wurden. Besonders auch die Königshöfe wurden zum

Digitized by Google

Teil nun erst städtischer Entwicklung zugeführt (vgl. oben S. 54). Bemerkenswert war jetzt besonders, daß die weltlichen Fürsten anfingen, neben den geistlichen eine maßgebendere Stellung zu den Städten zu gewinnen. So wurden z. B. schon in den 1240er Jahren die Reichsorte und -höfe Boppard, Düren und Mettmann ganz oder zum Teil an den Landgrafen von Thüringen bzw. die Grafen von Jülich und Berg gegeben. Wesel war schon vorher klevisch geworden. Seit etwa 1270 kam die Stellung des Königs in so wichtigen Stützpunkten wie Kaiserswerth, Duisburg, Sinzig, Remagen und Kochem ins Gleiten, eine Entwicklung, in die gleichzeitig auch die berühmten benachbarten Königsorte Nimwegen und Dortmund einbezogen wurden, von denen allerdings der letzere dem Verfall unter die kurkölnische oder märkische Landeshoheit doch schließlich wieder zu entgehen vermochte. Im Jahre 1292 erhielt der Graf von Jülich das königliche Schultheißenamt in Aachen.

Im Jahre 1312 vergab König Heinrich VII. an seinen Bruder Balduin von Trier seine Städte Oberwesel und Boppard, und unter Karl IV. ging Kochem endgültig an Kurtrier verloren. Damals — in den Jahren 1347 und 48 — wurden von diesem mehr geld- als naturalwirtschaftlich gerichteten König Duisburg, Düren, Sinzig, Kaiserswerth und das Aachener Schultheißenamt endgültig um hohen Preis verpfändet, um nie wieder zur Krone zurückzukehren. Wenn sich diese auch später noch manchmal der Verpfändung erinnerte, so kam es doch nie zur Einlösung: der Pfandbesitz ging meist in Eigentum über, mit dem die Landesherren beliebig verfuhren. Duisburg und Düren blieben allerdings immer Pfandstädte und beanspruchten damit den Rang von Reichsstädten, wurden auch zu den Reichstagen eingeladen. Sie ließen sich darin aber von der Rücksicht auf ihren Nutzen leiten. Suchte der König die Stadt unmittelbar, wie bei den Reichsstädten üblich, zu Reichslasten heranzuziehen, so behauptete sie, Landesstadt zu sein; wurde ihr der Herzog unbequem, so war sie Reichsstadt! Zur Zeit des Großen Kurfürsten wurde diese Zweideutigkeit bei Duisburg zugunsten des Landesherrn behoben, und ähnlich erging es Düren. Beide waren seitdem nur noch eingebildete Reichsstädte.

Von den alten Reichsorten hat sich allein die Krönungsstadt Aachen halten können; allerdings beeinträchtigt dadurch, daß der benachbarte Jülicher Herzog die Vogtei und damit doch wesentliche Rechte besaß, die er in der Zeit der Erstarkung des Staates gegenüber der Selbstverwaltung der Städte zu erweitern suchte.

Der König suchte jedoch wenigstens auf Grund seiner Regalien noch eine gewisse Hoheit über die rheinischen Städte zu wahren, indem er z. B. Ende des 13. Jahrhunderts besonders in den südlichen linksrheinischen Gebieten Stadterhebungen vornahm, die aber alsbald praktisch den Fürsten zugute kamen. Den untergeordneteren Ländern gegenüber behielt er sich auch später anscheinend noch die Gründungshoheit vor, wie die Genehmigung zur Erhebung von Neuwied im Jahre 1653 zeigt.

Unter den Landesherren drangen die weltlichen seit dem späteren

Digitized by Google

Mittelalter auf Kosten der geistlichen dadurch vor, daß sie öfters die Vogtei in deren Städten an sich zu bringen wußten und von da aus, besonders in den kleineren geistlichen Herrschaften, auch alles Weitere übernahmen. Auf diesem Wege sind eine Reihe von Kirchenstädten ganz oder zum Teil unter weltliche Gewalt gekommen, wie z. B. das alte Prümer Münstereifel, München-Gladbach, Xanten, Siegburg, Essen und Werden. Die späteren konfessionellen Verhältnisse führten ferner dazu, daß auswärtige Landesherren die Schutzherrschaft über die Andersgläubigen ausübten. In dieser Hinsicht verständigten sich im Jahre 1666 Jülich-Berg und Preußen dahin, daß jenes die konfessionellen Rechte der Katholiken in Kleve-Mark, dieses die der Evangelischen in Jülich-Berg wahrzunehmen hatte. Im Süden nahm sich in ähnlicher Weise Kurtrier der Katholiken in den benachbarten evangelischen Kleinstaaten an.

Die Entwicklung der Rechtsstellung der Städte nach außen war mit der Verdrängung des Königtums bis auf den Aachener Rest nicht abgeschlossen. Sehr bald, ja während dieser Vorgang noch spielte, begannen vielmehr von den Städten selbst aus neue Bestrebungen, die auf Erweiterung ihrer Rechte auf Kosten des Stadtherrn hinzielten und deren Ideal in manchen Fällen die Rückkehr zum König war.

Auch hierin begannen die alten Römerstädte Köln und Trier. Die Kölner lehnten sich bereits im 11. Jahrhundert gegen Erzbischof Anno auf. Auch die „coniuratio pro libertate“ von 1112 kann sich nur gegen den Erzbischof und seine Beamten gerichtet haben und wurde veranstaltet durch einflußreiche Teile der Geschlechter, besonders wohl durch führende Kaufleute unter ihnen, von deren weitgehendem politischen Einfluß schon Lambert von Hersfeld erzählt. Das gleiche ist von der Trierer Verschwörung von 1161 anzunehmen.

Die Freiheitsbewegung der Städte wuchs aus verschiedenen Wurzeln heraus. Wieder sind auch bei dieser hervorragenden Tatsache die schon mehrfach betonten politischen Ereignisse des 12. und 13. Jahrhunderts wirksam gewesen, die in den Auseinandersetzungen des Königs mit den rheinischen Fürsten, sowie dieser Fürsten untereinander gipfeln.

Schon in den Zeiten der „coniuratio“ trieb Köln eine Politik auf der Seite des Königs gegen den Erzbischof, und oftmals hat sich das Schauspiel wiederholt, daß es derartige Gegensätze für sich ausnutzte. Der König förderte diese durch unmittelbare Eingriffe und Erteilung von Freiheiten. Das Zusammengehen mit dem Erzbischof brachte der Stadt auf der anderen Seite zu Ende des 12. Jahrhunderts ihre neue Mauer, mit deren Bau jener sich selbst gestärkt glaubte, die aber im 13. Jahrhundert eines der wesentlichen Mittel zu ihrer endgültigen Befreiung wurde. Insbesondere gab der Bau alsbald auch Veranlassung zur Entstehung einer selbständigen Steuerpolitik der Stadt, die das gewaltige Werk aus eigenen Mitteln aufzubringen hatte. Der Versuch der Kölner Erzbischöfe, auf Grund der königlichen Schwäche nun einen übermächtigen kurkölnischen Rheinstaat auf Kosten der anderen Territorien aufzurichten, hat den Aufstieg der Stadt weiter fördern müssen, da er den

Digitized by Google

Erzbischof fesselte und schwächte, und schließlich ist die Stadt als Bundesgenossin seiner Gegner im Jahre 1288 bei Worringen zur Freiheit durchgestoßen, an der die Anfechtungen der Jahre darauf nicht mehr viel für den bisherigen Stadtherrn zu ändern vermochten.

Einen nicht zu unterschätzenden Ansporn empfing diese Entwicklung von den handelspolitischen Interessen der Stadt aus. Schon im 12. Jahrhundert, in einer Zeit unleugbarer Abhängigkeit vom Erzbischof, begann die Stadt hierin selbständig vorzugehen und eigene Verträge im Ausland und mit den Nachbarländern abzuschließen. Das führte schon lange vor der endgültigen Befreiung auch zu einer erweiterten Außenpolitik und zum Abschluß von eigenen Bündnissen.

Wichtig waren für Köln bei diesen Vorgängen vor allem seine Handelsbeziehungen zu England, die bereits im 12. Jahrhundert bei seinem politischen Verhalten sehr erheblich berücksichtigt wurden und die Stadt veranlaßten, es möglichst mit Parteien zu halten, die nicht antienglisch waren. Sie ging daher mit Erzbischof Philipp auf die welfische Seite über und stellte sich einige Jahrzehnte später zu dem mit Isabella von England verheirateten Kaiser Friedrich II., als Erzbischof Konrad sich gegen diesen wandte. Die Niederlage Konrads bei Lechenich muß sie darauf bereits wesentlich weiter gestärkt haben.

Symptomatisch für die Stellung der Stadt war aber auch bereits die ihr schon im Jahre 1231 von König Heinrich auf Beschluß des Reichsrates unter der Zeugenschaft des Erzbischofs gewährte Befreiung von der Haftpflicht für dessen Schulden, die ihr in den Jahren darauf wiederholt auch vom Erzbischof selbst bestätigt worden ist.

An der Freiheitsentwicklung der Stadt waren nicht nur die deutschen Gewalten, sondern auch der Papst beteiligt, der sich während des 13. und 14. Jahrhunderts auch sonst mit rheinischer Politik befaßte und von seiner geistlichen Autorität aus z. B. die Erhöhung von Rheinzöllen und die Anwendung des Strandrechts in den rheinischen Territorien bekämpfte. Die Stadt ließ sich fortwährend von ihm die ihr allmählich durch königliche und erzbischöfliche Gewährung zuwachsenden Rechte bestätigen, und es gelang ihr manchmal, sich auf ihn gegen den Erzbischof zu stützen. Das war schon deshalb wichtig, weil sie diesem dadurch die Waffe entwand, mit der geistliche Fürsten oftmals ihre weltlichen Händel auszutragen suchten und die ihnen tatsächlich in den Auseinandersetzungen mit ihren Städten und anderen untergeordneten Gewalten einen großen Vorsprung gab: die Exkommunikation. Gleichwohl hat die Stadt, als die Niederlagen der Erzbischöfe zu Zeiten Engelberts II. und Siegfrieds allzu eklatant wurden, auch den gegen sie laufenden Eingriff des Papstes ausstehen müssen. Sie wurde z. B. nach der Worringer Schlacht von ihm mit dem Interdikt belegt: es fanden sich gleichwohl gegen gute Bezahlung genug Priester, die ihr in ihrer religiösen Versorgung über diese Schwierigkeiten hinweghalfen.

Aus solchen drastischen, wechselvollen und verwickelten Kämpfen heraus entstand im 13. Jahrhundert die neue rheinische Reichsstadt Köln neben der alten zu Aachen, ein Ereignis, das für die rheinische,

Digitized by Google

ja die gesamtdeutsche Entwicklung von großer Bedeutung wurde. Durch den Verlust der großen, reichen und starken Feste ist der Kölner Erzbischof dauernd an der Durchführung seines Planes verhindert worden, einen rheinisch-westfälischen Einheitsstaat unter seiner Führung aufzurichten.

Die Träger der Freiheitsentwicklung in der Stadt sind die Geschlechter gewesen, und zwar der neue, vorwiegend kaufmännisch orientierte Adel, auf den vielleicht zugleich allgemein-adelige, gegen den Landesherrn gerichtete Rücksichten mitgewirkt haben mögen. Er konnte sich in der Regel auch auf die Handwerker stützen, die ja teilweise in engen Beziehungen zum Großhandel standen und daher mit seinen sozialen Vertretern gleiche Interessen hatten, mannigfach auch in deren Kreis aufstiegen.

Die innere Auseinandersetzung zwischen Geschlechtern und Zünften ist in Köln erst nach der Befreiung endgültig erfolgt. Als das in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschehen war, bedeutete es auch die endgültige Sicherstellung der Reichsstadt.

Es wurde schon gesagt, daß diese gleichwohl nicht restlos erreicht worden ist, da der Erzbischof das Hochgericht behielt, dessen Überführung an den König oder gar an die Stadt nicht durchgesetzt wurde. Der ehemalige Stadtherr behielt auch sonst noch eine Reihe von Rechten in der Stadt, die, wie einige Akzisen und Zölle sowie Meß- und Wiegeeinrichtungen und der Rheinmühlenanteil, wirtschaftlicher Art waren.

Hierin ging die Stadt den friedlichen Weg, daß sie diese vom Erzbischof durch Kauf oder Verpfändung erwarb; oder daß sie von ihrem neuen Akzisesystem aus, das auch selbständige städtische Verkaufs- und Kontrollstellen erforderte, die erzbischöflichen Institute unter Wettbewerb nahm, wodurch sie verkümmern mußten.

Köln war nicht nur die bei weitem bedeutendste rheinische Stadt, es nahm im 15. und 16. Jahrhundert auch innerhalb aller deutschen Städte den ersten Rang ein; es war damals die größte von ihnen und führte seit Mitte des 15. Jahrhunderts an Stelle von Aachen den Vorsitz der Städte im Reichstag. An Leistungen stand es mit dem reichen Nürnberg ebenfalls an der Spitze. Im Konstanzer Römerzuganschlag des Reiches von 1507 hatte es überhaupt das bedeutendste Kontingent, und in der grundlegenden Wormser Reichsmatrikel von 1521 blieb es weiterhin mit Nürnberg in der Führung, so wichtige und wohlhabende Reichsstädte wie Lübeck, Straßburg, Augsburg, Metz und Frankfurt bemerkenswert übertreffend.

Das 13. und 14. Jahrhundert förderte auch in zahlreichen anderen Städten die Selbstverwaltung und ihre selbständigere Stellung nach außen. Das erklärt sich auch hier daraus, daß der Stadtherr, in die politischen Kämpfe der Zeit verstrickt, erheblich auf die bereitwillige Unterstützung seiner Städte angewiesen war und daher ihre Rechte vermehrte. Er war geldbedürftiger als je geworden und darum genötigt, sich des in Gewerbe und Handel schnell wachsenden städtischen Reichtums zu bedienen, gegen den er wichtige Rechte an die Stadt verkaufte

Digitized by Google

oder verpfändete. Besonders den größeren Handelsstädten, wie z. B. Trier, Neuß oder Wesel, gelang es daher, seit dem 13. Jahrhundert ein landesherrliches Recht nach dem andern zu kaufen. Aber auch in den kleineren Städten ist dieser Vorgang allgemein gewesen, wenn er auch nicht zu einer weitergehenden Beseitigung des Stadtherrn aus ihren Einrichtungen führte. Infolge der verschiedenen Reichtumsentwicklung fielen eben auch in dieser Hinsicht die Verhältnisse von Stadt zu Stadt sehr mannigfaltig aus.

Noch in späteren Zeiten hat starke außerpolitische Beanspruchung des Landesherrn die städtische Freiheit auf diesem friedlichen Wege gefördert, wie z. B. die Soester Fehde im 15. Jahrhundert in Kleve und Kurköln zugleich.

Bei den geistlichen Fürsten kam hinzu, daß diese seit dem 12. Jahrhundert zu höheren Gebühren an die Kurie für die Bestätigung des Amtes herangezogen wurden, die sie oft genug durch Veräußerung von Einkünften an die Städte aufbringen mußten.

In dem vom Landesherrn selbst benötigten Neu- und Ausbau der Stadtmauern lag, ganz abgesehen davon, daß diese gegen ihn selbst gebraucht werden konnten, ein weiterer starker Antrieb zur Verselbständigung. Denn weil die Stadt die militärischen Mittel selbst stellen mußte, so war er genötigt, ihr entsprechende neue Rechte zu geben. Die Mauer veranlaßte die Entstehung einer eigenen Finanzpolitik der Stadt, eines eigenen Steuersystems, von dem aus die des Stadtherrn wesentlich beeinträchtigt, ja beseitigt wurde. Daraus ergaben sich aber auch für die Zukunft Folgerungen, die der Stadt nur vorteilhaft sein konnten. Und tatsächlich sind in der Regel die oben erwähnten militärischen Gründungen die wichtigsten Hebel zur Selbstverwaltung geworden, die zugleich auch im Stadtrat das entsprechende neue Organ hervorriefen, der dann oft zugleich das leistungsfähige Kampfmittel der Stadt gegen ihren Herrn wurde. Mit dem Rat erhielt diese nunmehr eine feste, zielbewußte Führung.

Nicht selten haben außer Köln auch andere rheinische Städte gegen den Landesherrn zum Schwert gegriffen, und das erfolgreiche Kölner Beispiel hat offenbar auf manche von ihnen eingewirkt. Manche gingen so weit, ebenfalls die Rückkehr zum König versuchen zu wollen, völlig frei zu werden und Reichsstadt zu sein. Während solche Bestrebungen und Ansprüche z. B. in Koblenz, Andernach, Essen oder Wesel sich nicht durchzusetzen vermochten, gelang es doch den Städten Neuß und Trier tatsächlich, bis zum 15. Jahrhundert eine von ihren Erzbischöfen fast unabhängige Stellung zu erringen. Sie wurde z. B. in Neuß durch die großen Belohnungen gefördert, die es in den 1470er Jahren vom Kaiser für sein entscheidendes Aushalten während des Neußer Krieges erhielt und die bis zu einem eigenen Münzrecht gingen. Beiden Städten hat jedoch das staatsrechtliche Kennzeichen der Reichsstadt, die Beteiligung am Reichstag, gefehlt. Sie sind seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch wie Duisburg und Düren den Landesherren nach und nach wieder verfallen.

Digitized by Google

Auch die eigentlichen Reichsstädte Aachen und Köln wurden seitdem in ihrer Geltung als Staaten ohnmächtig und überlebten sich immer mehr. Mit Mühe und Not wehrten auch sie sich im 18. Jahrhundert gegen die beiden Landesherren, die von ihrer Stellung als Gerichtsherren aus deutlicher als je versuchten, die Stadt ganz zu unterwerfen, bis die französische Invasion ihre Freiheit kurzer Hand beseitigte.

Wenn die Entwicklung der allermeisten rheinischen Städte im Mittelalter auch nicht bis zur staatlichen Selbständigkeit durchdrang, so gelang es ihnen aber doch, auf Grund der geschilderten Sachlage auch nach außen hin eine gehobene Stellung und Rechte zu gewinnen, die den neuzeitlichen Städten fremd geworden sind und die sich in einer zeitweise weitgehenden Führung einer eigenen äußeren Politik kennzeichnen.

Auch diese Tatsache wurde durch eine der beiden Grundfunktionen der Stadt hervorgerufen, und zwar die des Marktes, und diese äußere Politik war daher Handelspolitik.

Die Stadt war früher als der Staat infolge ihres vom Verkehr abhängig werdenden Wirtschaftslebens zu Wirtschaftspolitik im neueren Sinne des Wortes genötigt und hat auch im Rheinland damit begonnen und dem Staate in mancher Hinsicht die Wege hierin gewiesen. Sie war zu selbständigem Vorgehen auch deshalb gezwungen, weil der Staat es noch nicht als seine Aufgabe ansah, ihre Sache in äußeren Wirtschaftsfragen zu führen. Er gestand ihr daher darin freiwillig nicht unbeträchtliche Befugnisse zu.

Es wurde schon auf das handelspolitische Vorgehen Kölns hingewiesen. Aber auch andere rheinische Handelsorte scheinen sich schon tief im 12. Jahrhundert und bevor sie Städte waren, durch Kaufleutevertretungen gegenseitig im Marktverkehr Erleichterungen zugestanden zu haben, wie das Vorgehen von Wesel, Rees, Xanten, Emmerich, Schmitthausen und Doetinchem im Jahre 1142 zeigt. In der ersten Zeit handelte es sich bei solchen wechselseitigen Verträgen vor allem auch um die Beseitigung der ursprünglich üblichen und auf der Auffassung des Mittelalters vom genossenschaftlichen Charakter der Gemeinde beruhenden solidarischen Haftpflicht der Bürger für ihre privaten Schulden. Die Zahl solcher Verträge der rheinischen Städte untereinander und namentlich mit denen des westlichen Auslandes und Westfalens ist besonders im 13. Jahrhundert nicht unbeträchtlich. Später haben Städtebünde und namentlich die Hanse und die Reziprozität, die einander die Reichsstädte als Angehörige eines gemeinsamen Landesherrn gewährten, diese wichtige Frage in großem Stile gelöst.

Seit dem 13. Jahrhundert fanden sich die rheinischen Städte auch untereinander zur Verfolgung wirtschaftspolitischer Ziele zusammen, suchten besonders ihre junge Macht bei den Landesherren zur Geltung zu bringen, indem sie Strandrecht, Münzverfall und Zollerhöhungen bekämpften und die Sicherung der Straßen und Ströme forderten. Der große Bund von 1254 ist der bedeutendste Ausdruck dieser Politik gewesen, und Köln war einer seiner vier führenden Vororte neben

Digitized by Google

Straßburg, Mainz und Worms. Der Bund war auch im Reiche der Vorkämpfer für die neuen fortschrittlichen Ideen, veranlaßte dort die Anfänge einer Reichswirtschaftspolitik. Er sah es auch schon als seine Aufgabe an, das städtische Kapital auf dem Lande gegen Steigerung der Belastungen in Schutz zu nehmen und eine Regelung der Darlehnszinsen anzuregen.

Die rheinischen Städte sind dann eifrige Förderer der Landfriedenspolitik gewesen und nahmen nach allen Seiten tief in die östlichen und westlichen Nachbarländer hinein an den Friedensbünden und deren Sicherungsmaßnahmen und -aufwendungen teil. Von solchen Einungen aus gingen sie oft auch zu rein politischen Verbindungen gegen ihre Landesherren und mit diesen gegen andere Parteien über, von ihnen ausdrücklich als bündnisberechtigt und -befähigt anerkannt. Öfters siegelten die Städte des Landes bis zum 15. Jahrhundert Bündnis-, Friedens- und Heiratsverträge ihrer Fürsten mit; sie wurden als Aufsichtsorgane z. B. in Münzsachen herangezogen; waren Schiedsrichter in Streitigkeiten des Fürsten mit anderen Ständen. Vor allem aber garantierten sie seine Anleihen, ein Umstand, der wohl besonders entscheidend auf ihre Stellung wirkte.

Diese vom 13. und 14. Jahrhundert vorbereitete Stellung der Städte mündete im späteren Mittelalter und im 16. Jahrhundert in die festeren Formen der landständischen Verfassungen mit deren Landtagen ein, innerhalb deren die Städte neben der Ritterschaft einen dauerndberechtigten Stand bildeten. Dafür hörten aber unter einem mehr oder weniger spielenden Druck der Landesherren ihre Sonderpolitik und ihre Bündnisse untereinander auf. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begannen auch die rheinischen Kurfürsten gegen die Bestrebungen der Städte, ihre Wirtschaftspolitik beeinflussen zu wollen, Front zu machen.

Die Zoll- und Münzpolitik wurde seitdem auch von den Kurfürsten durch regelmäßigere Kapitels- und Probationstage bestimmter geregelt, und Träger des Landfriedens wurden seit Maximilian I. allmählich die Kreise.

Der Staat erwies sich auch hierin den Städten mehr und mehr überlegen, beseitigte ihre selbständige Betätigung untereinander und nach außen hin, gliederte sie seinem größeren Ganzen ein, zwängte sie aber zugleich auch in seinen partikularistischen Gesichtskreis.

Innerhalb des Systems der Städte und ihrer ständischen Aufgaben hoben sich in den sogenannten „Hauptstädten" wieder besondere Gruppen heraus, die durch Volkszahl, wirtschaftliche Betätigung oder als Mutterstädte hervorragten. Ihre Wohlhabenheit hatte sie dem Landesherren vor allem nahegebracht, da sie ihm ergiebige Steuer- und Anleihequellen waren, von deren gutem Willen viel abhing. Sie prägten sich schon seit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts aus, ähnlich wie das schon im 14. Jahrhundert bei den Staten und Leden von Flandern, Brabant und Geldern geschah, deren Beispiel neben jenem natürlichen Grund vielleicht mitgewirkt haben kann.

Digitized by Google

In Berg waren es Lennep, Wipperfürth, Ratingen und Düsseldorf; in Kleve: Wesel, Kleve, Emmerich, Kalkar, Rees und Xanten; in Jülich: Jülich, Düren, Münstereifel und Euskirchen; in Kurköln: Neuß, Andernach, Bonn und Ahrweiler. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts übernahmen diese Städte nach und nach in ihren Ländern allein die Vertretung der Städtekurie. Die übrigen Städte gliederten sich einer von ihnen an und beauftragten sie mit der Wahrnehmung ihrer Interessen auf den Landtagen. In Kurköln traten infolge der langgezogenen Erstreckung des Landes noch Andernach und Neuß als „Direktorialstädte" und Vororte des Ober- bzw. Niederstifts hervor, die besondere Versammlungen abhielten. Köln kam übrigens für die kurkölnischen Städte auch insofern in Betracht, als bei ihm deren sogenannten Quartalskonventionen zur Rechnungsprüfung und Vorbereitung der Landtage stattfanden.

Für die west- und nordeuropäische sowie die nord- und ostdeutsche Handelspolitik der rheinischen Städte wurde seit dem 14. Jahrhundert endgültig die Hanse das maßgebende Organ. Die rheinischen Kaufleute haben unter der Führung der Kölner seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts deren Entwicklung ganz erheblich mit anbahnen und begründen helfen, und zwar vor allem an ihren ausländischen Hauptmärkten in England, Flandern und Brabant. Sie haben vermutlich aber auch durch ihre nordischen Auslandsgilden in Dänemark und im Ostseegebiet mitgewirkt. Später mögen auch die engen Beziehungen der rheinischen Städte zu denen an der Zuidersee und in Geldern mit dazu beigetragen haben, daß diese Wert auf die Zugehörigkeit zur Hanse legten.

Als die Hansesache städtische Angelegenheit und zu dem bekannten großartigen handelspolitischen System ausgestaltet wurde, schlossen sich diesem zahlreiche rheinische Städte an. Die meisten davon waren klevisch und bedienten sich des Vorortes Wesel. Es kamen hinzu die bergischen Städte und Freiheiten, ja das Bergische Land im ganzen mit dem Vorort Köln, sowie Essen, das in Dortmund seinen Vertreter fand. Köln hatte dabei im ganzen westlichen Quartier starken Einfluß, trat in der Regel als dessen Führer auf und nahm überhaupt im ganzen Bund neben Lübeck die angesehenste Stellung ein. Diese hatte ihren Vorläufer in seiner Vorortstellung im Rheinischen Städtebund, den es seinerzeit weit nach Osten durch Angliederung vieler westfälischen Städte erweitert hatte, die Köln dabei schon damals als ihr Haupt anerkannten.

Das Interesse der rheinischen Städte an der Hanse erstreckte sich namentlich auf deren Beziehungen zu den nordwestlichen Ländern. Der Bund erschloß ihnen aber auch dadurch, daß er alle Einzelverträge ersparte, summarisch einen leichten Zugang zu den nord- und ostdeutschen Städten und förderte den Verkehr mit den Ostseeländern. Es ist gleichwohl aber zu betonen, daß sich die rheinischen Städte sehr selten tiefer auf die Kämpfe des Bundes im Norden einließen. Die große Konföderation von 1367 gegen Dänemark und Norwegen

Digitized by Google

wurde zwar in Köln abgeschlossen, aber dieses, wie auch die ganze rheinisch-westfälische Gruppe, beteiligte sich weder am Kriege noch am Friedensschluß. Dagegen waren die westlichen Städte sehr empfindlich gegen alle Veruneinigungen der Hanse mit England, Flandern und Holland, und es ist mehrfach vorgekommen, daß sie den von jener angeordneten Abbruch der Handelsbeziehungen mit diesen Ländern nicht durchführten, sondern sich auf ihre alten dortigen Sonderrechte zurückzogen und es auf den Ausschluß aus der Hanse ankommen ließen. Der Nordwesten war eben immer auch eine der wichtigsten Grundlagen des Lebens und Gedeihens der rheinischen Städte, wie sehr, das zeigte sich, als sowohl mit seinem Absturz in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts wie mit seinem darauffolgenden übermächtigen weltwirtschaftlichen Aufschwung unsere Städte erheblich zurückgingen und mindestens passiv wurden.

Damit hatte sich die Hanse aber auch für sie erledigt. Nachdem Köln noch einmal zu Zeiten Heinrich Sudermans versucht hatte, sie emporzubringen und ihre westlichen Interessen zu retten, überließ es im 17. Jahrhundert Lübeck, Bremen und Hamburg allein das ertraglos gewordene Feld.

Der Rücktritt der Landesstädte von der Hanse dürfte auch durch die geschilderten, von den Landesherren ausgehenden Einflüsse gefördert worden sein.

Fünftes Kapitel.

Die Verfassung.

Der Ursprung der rheinischen Stadtverfassung. — Die Entstehung des Rates. — Demokratische Bewegung. — Die Verfassungsformen in ihren Grundgedanken. — Umgestaltungen. — Vordringen der Staatsgewalt. — Verfall des politischen Sinnes. — Französische und preußische Stadtverfassung.

Wie oben dargestellt worden ist, begann die öffentlich-rechtliche Absonderung der Stadt mit der Einrichtung einer neuen Rechts- und Gerichtsorganisation. Das Schöffenkolleg war gemeinsam mit den stadtherrlichen Beamten der erste Vertreter einer städtischen Verfassung und zugleich die erste städtische Verwaltungsbehörde. Bei der weiteren Entwicklung der Verfassung und Verwaltung handelte es sich nunmehr um die Ergänzung oder auch um die Verdrängung dieser Stellen zugunsten neuer Bildungen, die teils organisch aus ihnen herauswuchsen, teils im Gegensatz oder — und zwar besonders bei den späteren Stadtgründungen — mit dem Schöffengericht zugleich geschaffen wurden.

Die weitere Ausgestaltung der politischen und rechtlichen Persönlichkeit der Stadt fand ihren charakteristischen Ausdruck in der Einrichtung des Rates mit den Bürgermeistern.

Die Ratsverfassung ist bei uns genau so bodenständig wie das städtische Schöffengericht, wenn bei ihrer Formulierung auch mit-

Digitized by Google

unter besonders niederländische Vorbilder den Gedankengang schärften und beschleunigten. Insbesondere ist zu betonen, daß beide Erscheinungen in keinem Zusammenhang mit der römischen Stadtverfassung standen und nicht aus ihr herausentwickelt wurden.

Es ist eine alte historische Erfahrung, daß der Sieger aus naheliegenden Gründen dem unterworfenen Volk die politischen Institutionen nimmt und sie durch seine Einrichtungen mittels eigener Volksgenossen und Beamten ersetzt. So verfuhren auch die Franken. Es wurde bereits erwähnt, daß deren Könige überall in die Rechte der römischen Kaiser eintraten und sie durch ihr Gefolge weiter verwalten ließen. Das taten sie namentlich auch in den Römerstädten; denn diese sind ja vorwiegend als Festungen zu verstehen gewesen, wo die Sieger ganz besonders darauf bedacht sein mußten, eigene Kommandanten einzusetzen und sich der Verwaltung durchaus zu bemächtigen. So erklärt sich die monarchisch-aristokratische Verfassung der frühmittelalterlichen rheinischen Städte, die sich nur quantitativ, nicht qualitativ von der ländlichen unterschied.

Nur diese Staatseinrichtungen kann man gewissermaßen als Fortsetzung der römischen bezeichnen, und um so mehr, wenn man bedenkt, daß die römische Stadtgemeinde seit der Kaiserzeit unter dem Vordringen der Staatsgewalt, die sich in der Übermacht des Kurators und der anderen Staatsbeamten gegenüber den städtischen Körperschaften und Beamten ausdrückte, stark verfallen war. Sie wird dazu in den rheinischen Städten, als Festungen an einer immerfort stark bedrohten Grenze, obendrein nie sehr maßgebend gewesen sein. In solchen Gebieten wird die Stadt weitgehend durch die Militärbehörde beherrscht.

Der fränkische Staat hatte also im Rheinland wohl nicht allzuviel an städtischen Eigenorganen zu beseitigen und zu unterdrücken. Die Sachlage entsprach hier sehr erheblich seiner eigenen, durchaus auf königliche Machtentfaltung zugespitzten Beschaffenheit.

Es kommt weiter in Betracht, daß die Aufgaben der mittelalterlichen rheinischen Stadtgemeinden sich von denen der römischen in wesentlichen Punkten, wie z. B. in der Selbständigkeit der Steuerpolitik, im Verhältnis zur Kirche und zur Sozialpolitik, im Aufbau der Verwaltung und manchen anderen wichtigen Tatsachen unterschieden. Wenn die rheinische Stadtverwaltung aus jener heraus entstanden wäre, würde es auffällig sein, daß sie solche Interessen und Einrichtungen fallen ließ oder so ganz anders faßte. Was sie aber mit ihr gemeinsam hat, braucht sie nicht ausdrücklich von ihr aus weitergeführt zu haben. In der Entwicklung von Verfassung und Verwaltung pflegen aufsteigende Völker ebenso wie auf anderen Gebieten ganz selbständig gleiche Gedanken zu finden, da der sich vorwärts arbeitende menschliche Geist überall auf verwandte Zweckmäßigkeiten kommt und gleichzeitig doch in seinen Möglichkeiten einer gewissen Einengung unterliegt, die ihn darin hindert, von Volk zu Volk mit außerordentlich verschiedenen Methoden und Institutionen

Digitized by Google

vorzugehen. Es muß auch unter den europäischen Völkern nicht immer alles, was sie einzeln an Wichtigkeiten schufen, „entlehnt" sein, und namentlich nicht dort, wo es sich um die Elemente sozialen und staatlichen Lebens handelt.

Wenn man sich in den rheinischen Städten des Mittelalters besonders seit dem 12. und 13. Jahrhundert an römische Einrichtungen erinnerte und z. B. von „consules" und „senatores" sprach, so ist das nicht in deren Weiterführung von früher her begründet, sondern durch neue Bildungseinflüsse vom Studium antiker Schriftsteller aus zu erklären. Man wandte deren Begriffe nun auf die selbständig gefundenen neuen Einrichtungen an, wie dann ja auch in den sozialen Kämpfen der Städte klassische Ideen von der harmonischen Vertretung aller Volksschichten im Stadtregiment hervorgeholt worden sind.

Die Zerreißung des Zusammenhanges mit den römischen Zuständen geht auch daraus hervor, daß alle Römerstädte sich rechtlich ganz neu zu Städten zu entwickeln hatten. Viele davon sind in fränkischer Zeit zu Höfen und Villen herabgesunken, oft auch als Stadtsiedelungen verfallen gewesen und wurden erst seit dem 12. und 13. Jahrhundert zu Städten wieder erhoben. Vielleicht sind die kleineren aber auch in römischer Zeit überhaupt keine „Städte", sondern nur kleinere befestigte Kastelle ohne wirtschaftliche und rechtliche Bedeutung gewesen, so daß ein erheblicheres „Herabsinken" gar nicht erfolgen konnte.

Was sich von römischer Zeit her in den größeren rheinischen Städten lückenloser weiter fortpflanzte, waren anscheinend die wirtschaftlichen Zustände, die wir uns reifer vorzustellen haben, als das geschieht; die Rechtsentwicklung aber wurde durch die Franken neu fundiert und germanisch-bodenständig gewendet.

Die Entstehung der neuen Einrichtungen vollzog sich, wie bereits gesagt, allerdings zuerst in den führenden Römerstädten, wo sie wegen der vielgestaltigeren Zustände zuerst notwendig wurden.

Rat und Bürgermeister wurden offenkundig notwendig in Verbindung mit der neuen Bedeutung, welche die Städte als Festungen und Märkte im 12. und vor allem im 13. Jahrhundert gewannen. Ihre Aufgaben und Pflichten wurden damals so vertieft, daß sie mittels der alten naturalwirtschaftlich-aristokratischen Bureaukratie und von dem auf die Rechtspflege mehr als je verwiesenen Schöffenkolleg unmöglich erfüllt werden konnten.

Man hat sich die Aufgaben beider Organe in den neuen Festungen zunächst besonders als solche der Heeresverwaltung zu denken. Rat und Bürgermeister hatten alles in dieser Hinsicht Nötige aufzubringen und zu organisieren, und zwar auch die Geldmittel und die Verpflegung. Die Sorge für die letztere war bei der sich mehrenden Anhäufung von Menschen, die nicht mehr in der Landwirtschaft standen, wichtiger als je geworden und zumal in Plätzen mit besonderen militärischen Funktionen.

Diese Erfordernisse deckten sich zum Teil mit denen des Geschäftslebens, dem bei seinen noch wenig entwickelten Methoden und mora-

Digitized by Google

lischen Eigenschaften eine eingehende behördliche Aufsicht und die Mitwirkung neutraler Autoritäten unentbehrlich sein mußte.

Tatsächlich fielen in unseren Städten die Einrichtungen der neuen Festungswerke, eines neuen städtischen Finanzsystems und einer besonderen Behörde zu dessen Durchführung — eben des Rates — oftmals zeitlich zusammen; mindestens ist ihr logischer innerer Zusammenhang innerhalb kurzer Zeitspanne sehr häufig nachweisbar.

Heerwesen, Finanzpolitik und Wirtschaftspolitik sind die Grundlagen der rheinischen Stadtverfassung gewesen.

Die Entstehung des Rates ist in der Regel mit ausdrücklicher Billigung, ja im Interesse des Stadtherrn erfolgt. Er war um so unbedenklicher damit einverstanden, da die zum Rat berufenen Bürger naturgemäß zunächst den herrschenden Geschlechtern entnommen und zugleich durch das ganze Schöffenkolleg, das ein Teil des Rates war, ergänzt wurden.

Die Ratsentwicklung leitete sich seit dem 11. und 12. Jahrhundert zuerst in Trier, Aachen und Köln ein, und zwar zumTeil unter Übergangserscheinungen wie der Kölner Richerzeche mit ihren wirtschaftspolitischen Aufgaben. In Neuß z. B. wurde der Rat im Jahre 1259, in Bonn 1285 gegründet. Am Niederrhein entstand er in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Wesel, das damit auf die Organisation der dortigen vielen neuen Städte vorbildlich wirkte.

Der Rat war sehr bald der Träger der städtischen Rechtsentwicklung und Politik nach außen und im Innern, und seine Bildung und Zusammensetzung war nach beiden Richtungen symptomatisch für die Stellung und die Verhältnisse der Stadt.

Im Innern entstand in den größeren Städten, teils infolge der Vermehrung der städtischen Pflichten, von der alle Schichten des Volkes betroffen wurden, teils infolge groben Mißbrauches der Macht durch die Geschlechter bei Führung und Ausnutzung der Schöffen- und Ratsämter, schon seit dem 13. Jahrhundert die sogenannte demokratische Bewegung, die wenigstens den Handwerkern und anderen sozial oder wirtschaftlich bevorzugten Teilen der Bevölkerung, insgesamt allen mit Bürgerrecht versehenen mündigen und häuslich selbständigen Männern einen größeren Anteil am Stadtrat zu verschaffen suchte. Oftmals wurde diese Bewegung ausdrücklich durch den Stadtherrn gefördert, wenn dieser mit den Geschlechtern gespannt stand, wie z. B. Erzbischof Konrad von Hochstaden in Köln oder der klevische Graf in den ihm von Kurköln oder Geldern abgetretenen Städten. Öfter noch aber entlud sie sich in gewaltsamen blutigen Ausbrüchen, die in der Geschichte auch der rheinischen Städte vom 13.—18. Jahrhundert immer wiederkehrten und sich zu bestimmten Zeiten auffallend zu häufen pflegten; denn die Zustände waren einander von Stadt zu Stadt verwandt, und eine Revolution entzündete sich dann leicht an der anderen.

Fast immer waren die Entartung der Macht, die Mißhandlung der von ihr Ausgeschlossenen zugunsten einiger weniger und eine dem-

Digitized by Google

entsprechende schlechte Finanzpolitik besonders zum Vorteil der Herrschenden die Ursache, und besonders maßgeblich waren schon immer die Vorgänge in Köln und dessen Beispiel.

Schon in den 1260er Jahren standen die Erhebungen der Aachener Handwerker gegen die Geschlechter vermutlich in Verbindung mit gleichen Vorgängen, die kurz vorher in Köln stattfanden. Die dort seit dem Weberaufstand am Anfang der 1370er Jahre sich vorbereitende Revolution, die im Jahre 1396 den Sieg der Zünfte brachte, hat z. B. in Düren und Siegburg ähnliche Erhebungen zur Folge gehabt, bei denen die Zünfte ebenfalls teilweise beachtenswerte Erfolge hatten. Das Jahr 1513, in dessen Anfang zu Köln führende Persönlichkeiten wegen schlechter Finanzpolitik hingerichtet wurden, sah in den Monaten darauf Unruhen in Aachen, Neuß, Andernach, Siegburg und Duisburg.

Dann schlug der Bauernkrieg seine Wellen sowohl in die Städte oben am Mittelrhein und an der Mosel als auch unten am Niederrhein, wo das Bürgertum z. B. größere Beteiligung am Regiment und die Abschaffung der steuerlichen Vorrechte der Geistlichkeit und anderer Ungleichheiten forderte.

Im 16. und 17. Jahrhundert kam zu den üblichen Motiven das konfessionelle hinzu, das manchmal — oft wohl in mehr oder weniger unmittelbarer Verbindung mit den Ereignissen in den Niederlanden — zu tragischen Verwicklungen führte und bei dem es sich um die Zulassung der Evangelischen zur Bürgerschaft und zum Rat handelte. Sie wurde in Köln und Aachen endgültig zu ihren Ungunsten entschieden, während seitdem für die bergischen und klevischen Städte vielfach korrekt ausgedachte paritätische Vorschriften über die Beschickung des Rates eigentümlich wurden.

Auch im 18. Jahrhundert und bezeichnenderweise in dessen 1780er Jahren erwies sich dann manche der ehemals neuen „Demokratien“ als oligarchisch entartet und löste damit erneute Stürme aus.

Kaum ein Jahrhundert ist von ihnen frei gewesen: immer und überall wiederholte sich das Verhängnis der herrschenden Schichten, sich im sozialen Egoismus zu übernehmen und den benachteiligten Klassen nicht rechtzeitig entgegengekommen zu sein.

Der preußische Staat brachte zwar eine mehr vereinheitlichte Ordnung der Selbstverwaltung; aber indem er die von der Französischen Revolution verkündete Bevorzugung des Privateigentums und des Kapitals vor der Persönlichkeit bei der Verteilung der Rechte im Staat auch auf sich und auf die Gemeinden anwandte, bewirkte er, daß sich die revolutionären Bewegungen von 1848 und 1918 auch gegen die kommunale Verfassung und ihre Folgeerscheinungen richteten. Das Jahr 1918 hat auch in der Gemeinde das Recht der Persönlichkeit begründet.

Das Ergebnis der Verfassungsentwicklung war außerordentlich mannigfaltig, und obgleich sowohl in den einzelnen Staaten als auch in den größeren Teilgebieten des Rheinlandes — Niederrhein oder Oberrhein — verwandte Züge unverkennbar auftreten, so gab es doch kaum

Digitized by Google

zwei Städte, deren Verfassung völlig gleich war. Es ist ganz unmöglich, diese Fülle von Erscheinungen auch nur einigermaßen an dieser Stelle im einzelnen zu beleuchten.

Im ganzen gilt, daß seit dem 14. Jahrhundert die breiteren Bürgerschichten, und zwar vorherrschend vertreten durch die Zünfte, gegenüber den Geschlechtern zu erhöhter Geltung im Stadtrate kamen. Hierbei blieben aber stets die zahlreichen, meist proletarischen oder „andersgläubigen", nicht zum Bürgerrecht zugelassenen „Eingesessenen" ausgeschlossen. Bei der Besetzung der Ratsämter ging die Tendenz im allgemeinen dahin, die von der frühmittelalterlichen Beamtenverwaltung und ihrem Lehnssystem herkommende Erblichkeit, sowie die Lebenslänglichkeit und Kooptation zugunsten periodischer Wahlen auszuschalten. Aber solche Grundgedanken erfuhren zahllose Beeinträchtigungen und Widersprüche.

Am Niederrhein und im Bergischen Lande war die Verfassung am meisten demokratisch. Hier ging die Verdrängung der aristokratischen Elemente aus dem Rat am weitesten, während ihnen im Süden, wie z. B. in Koblenz, Andernach und ihren Nachbarstädten, ein erheblicher, ja maßgebender Anteil gesichert blieb. Hier mußte mitunter sogar einer der Bürgermeister adlig sein und führte meist auch ein landesherrlicher Beamter den Vorsitz im Rat.

Vielfach, wie z. B. in Köln, das teilweise für die linksrheinischen Nachbarstädte in ihrer Verfassungsentwicklung anregend wurde, blieben die Geschlechter und die wohlhabendsten Schichten trotz aller Demokratisierung weiterhin sehr einflußreich, ja maßgebend. Sie wurden nun einfach auch von den Zünften gewählt oder durch Kooptation vom Rate selbst. Die Verwässerung der Demokratie durch die einer landesherrlichen Organisation zugehörenden und meist auch aristokratisch bleibenden Schöffen erhielt sich fast überall. Am klarsten war deren Ausscheiden als Kolleg in Köln, wo die reichsstädtische Entwicklung nicht mehr zuließ, daß diese erzbischöfliche Körperschaft am Rat teilnahm. Aber deren einzelne Mitglieder waren als Kölner Bürger dennoch für den Rat wahlfähig und wurden tatsächlich auch gewählt. In Aachen dagegen waren die Schöffen von Amts wegen weiter am Rat beteiligt, da hier das Kolleg königlich war, sich also in seinem Charakter mit dem der Stadt deckte.

In der Regel war den breiteren Schichten nur eine fest vorgeschriebene beschränkte Anzahl Ratssitze vorbehalten, die sie durch direkte oder indirekte Wahl besetzten; die letztere konnte auch in der Weise vollzogen werden, daß ein unter Beteiligung der Bürger irgendwie zusammengesetzter Rat sich selbst ergänzte. Es kam auch vor, daß die Ratsherren lebenslänglich gewählt wurden, obwohl im allgemeinen periodische Wahlen nach Ausscheiden eines Teiles des Rates üblich waren. In Rheinberg z. B. waren die Ratsherren in späterer Zeit sogar erblich.

Die Verfassungsentwicklung erfaßte auch die Schöffen, die sich hier kooptierten, dort, wie z. B. im Bergischen und klevischen Lande, manch-

Digitized by Google

mal von der Bürgerschaft gewählt wurden. Bei ihnen war die Lebenslänglichkeit ungleich häufiger als bei den Ratsherren, obwohl z. B. am Niederrhein sonst eine jährliche Neuwahl eines Kolleganteils stattfand.

In zahlreichen Städten wurde der Rat durch andere Körperschaften, — „große", „alte" oder „weite" Räte oder durch „Gemeinsleute" — ergänzt. Durch sie verbreiterte man das im engeren Rat etwa eingeschränkte demokratische Prinzip, indem man sie in besonderen Fällen und zur regelmäßigen Rechnungsprüfung, wie überhaupt bei allen besonderen finanzpolitischen Handlungen heranzog. Sie wurden entweder durch besondere Wahl gebildet, wie die niederrheinischen Gemeindeleute, deren Zahl ohnehin nur gering war und gewöhnlich vier, sieben oder dergleichen betrug; oder sie ergaben sich z. B. aus dem Zusammentreten der früheren Ratsherren, wodurch dann sehr große, in die hundert Personen gehende Körper entstehen konnten.

Die Wahlen, die namentlich in indirekter Form höchst verwickelt sein konnten, erfolgten auf verschiedenen Grundlagen. In manchen Städten trat die ganze Bürgerschaft zusammen dazu an, in anderen beriefen die Kirchspiele oder bestimmt begrenzte Stadtviertel Ratsherren oder Wahlmänner, in dritten Fällen waren die Zünfte die wählenden Körper. Das letztere konnte naturgemäß nur in größeren Städten mit einer ausgebildeteren Gewerbeverfassung möglich sein und hatte die weitere Folge, daß dann alle Bürger, auch wenn sie kein Handwerk trieben, einer Zunft angegliedert sein mußten, um ihren politischen Rechten und Pflichten zu genügen. Die zahlenmäßige Ungleichheit der Zünfte mußte zugleich die Zusammenfassung der kleineren unter ihnen zu Wahlkörpern veranlassen, die den größeren ebenbürtiger waren. Dadurch entstanden Verbände höherer Ordnung, die sog. Gaffeln, wie sie Köln seit 1396 in einer Zahl von 22 hatte, die dann von anderen Städten, wie Aachen, Bonn und Koblenz, in ähnlicher Form nachgeahmt wurden. Die Gaffeln, Kirchspiele und Quartiere, und diese manchmal untereinander in derselben Stadt kombiniert, hatten auch sonst kommunalpolitische Bedeutung, indem sie die Vermittler und Einheiten der verschiedenen militärischen Aufgaben und Leistungen bildeten, die Steuerveranlagung besorgten, Straßenpflege, Feuerwehr, Begräbniswesen und anderes durchführten. Vielfach gingen diese Pflichten in die der Nachbarschaften als untere Einheiten über.

Die gesamte Verfassungsentwicklung wurde für die Städte im Laufe der Jahrhunderte wesentlich und kennzeichnend, und ihre Bedeutung wurde in späteren Jahrhunderten um so klarer, je mehr die ursprünglichen, für den Stadtcharakter maßgebenden Funktionen der Festung und des Marktes und damit deren äußere Einrichtungen sich verwischten, ja verschwanden. Im 18. Jahrhundert galt dann überhaupt derjenige Ort als Stadt, der einen Rat und eigene Gerichtsbarkeit hat.

Schon im späteren Mittelalter, besonders aber seit dem 16. Jahrhundert, wurde das Eindringen der Staatsgewalt in die Lösung der inneren städtischen Verfassungsfragen immer deutlicher und stärker. Es lief parallel zu der bereits behandelten Unterwerfung der Stadt

Digitized by Google

unter den Staatswillen in ihrer rechtlichen Stellung und politischen Betätigung nach außen hin. Der Landesherr knüpfte darin bei den inneren Gegensätzen der Städte an, deren Parteien ihn meist selbst durch ihre Beschwerden gegen die anderen zur Einmischung herausforderten, deren Ergebnis dann häufig genug seine dauernde Mitwirkung bei der Besetzung des Rates und der Beamtenschaft, mindestens eine Verschlechterung der Verfassung zu seinem Gunsten und der ihm ergebenen — meist der patrizischen — Gruppen war. Bereits im 14. und 15. Jahrhundert setzte z. B. der Kölner Erzbischof meist sein Bestätigungsrecht gegenüber den Ratswahlen dort durch, wo er es aufgegeben hatte; in Jülich-Berg verlief die Entwicklung identisch. Im Herzogtum Kleve hat man den Eindruck, daß dort der Landesherr später die Mannigfaltigkeit der Verfassungen geradezu förderte, weil er in jeder Stadt, je nach der Parteibildung, von Fall zu Fall anders, aber immer mit dem Grundgedanken seiner Rechtserweiterung im Auge, vorging.

Seit dem 17. Jahrhundert und besonders um 1720 beseitigte er hier und in der Grafschaft Mörs die freie Ratswahl überhaupt. Die Regierung setzte die Ratsherren als lebenslänglich einfach selbst ein oder ließ sie sich durch den Rat dazu präsentieren.

Als weiterer neuer Zug kam auch schon in diesen Zeiten hinzu die Neigung, das Schöffenkolleg von der Verwaltung zu trennen und in eine mit akademisch gebildeten, festbeamteten Juristen besetzte rein staatliche Gerichtsbehörde überzuführen.

In den zahlreichen Städten, wo immerhin die Ratswahl der Bürger bestehen blieb, verlor sie für diese im 17. und 18. Jahrhundert jedes Interesse infolge der oft geradezu naiven Rücksichtslosigkeit, mit der die herrschenden Schichten ihre Ratsämter zu ihrem Nutzen ausbeuteten, und infolge der von da aus die ganze Bevölkerung erfassenden inneren und äußeren Korruption. Die Wahl wurde oft jahrelang nicht abgehalten oder war nichts als eine leere Form zur Bestätigung des bestehenden Zustandes. Der politische Geist des rheinischen Bürgertums, der im Mittelalter geblüht und unsere Kulturentwicklung wesentlich gefördert hatte, war verkommen und hatte einem aufs Materielle, Religiöse oder seltener aufs Literarisch-Ästhetische gerichteten Geiste Platz gemacht. In den breiten Unterschichten war er überhaupt nie vorhanden gewesen. Diese wurden allenfalls von den bürgerlichen Parteien durch Bestechung oder Irreführung auf Massenwirkung ausgenützt.

Die französische Zeit hat daran nichts ändern können. Sie setzte im Gegenteil die Unterwerfung der Selbstverwaltung unter den Staat durch ihre Bureaukratisierung sehr entschieden fort und schuf darin einen wenig glücklichen Einheitszustand. Es wurde schon erwähnt, daß sie den rechtlichen älteren Stadtbegriff beseitigte und an seine Stelle Gemeinden setzte, an deren Spitze der vom Staat ernannte Maire stand, neben dem die nur zu Rechnungskontrolle und entfernter finanzpolitischer Mitwirkung befähigten Gemeinderäte einflußlos waren. Sie hatten überhaupt nur jährlich zwei Wochen lang zu tagen. Die Funk-

Digitized by Google

tionen dieser Gemeinden, in denen oftmals Städte und Dörfer gemeinsam zusammengefaßt wurden, stuften sich, besonders in ihrer Polizei- und Finanzpolitik, nach Einwohnerzahlen ab. Da der Maire durchaus von den Staatsbehörden abhängig war, so war damit die kommunale Selbstverwaltung so gut wie aufgehoben.

Dieses System wurde im linksrheinischen Gebiet endgültig durch das Gesetz vom 17. Februar 1800 und im Bergischen im Jahre 1808 eingeführt. Es hat mit zahlreichen Mißständen der älteren Zeit unstreitig aufgeräumt, wie zugleich auch das städtische Bürgertum aus seiner rechtlichen und besonders steuerlichen Benachteiligung gegenüber Adel und Kirche durch den französischen Eingriff befreit worden ist. Aber auf der anderen Seite wurde es damit mehr als früher einer schematischen Zentralisation unter einen Militärstaat unterworfen und verurteilt, seine individuellen Kräfte viel zu sehr diesem aufzuopfern, ein Verhältnis, das bis zum Ausgebeutetwerden ging. Hinzu kam, daß es der französischen Verwaltung nicht gelang, die zur Belebung des städtischen Organismus nötigen Personen zu gewinnen und die rege Mitarbeit der Bürger zu entwickeln.

Die nach manchem Hin und Her ergangene preußische Städteordnung für die Rheinprovinz vom 5. Mai 1856 ergab ein Kompromiß in der Weise, daß die Städte nach Erfüllung bestimmter Voraussetzungen in der Einwohnerzahl (10 000 Einwohner), ihrer bisherigen Stellung, in ihrer Lebensentwicklung und geldlichen Leistungsfähigkeit wieder ein weitergehendes Selbstverwaltungsrecht ausüben können, daß aber zugleich die von Frankreich überkommene Spitze des Bürgermeisters beibehalten wird, der mit weitgehenden Rechten ausgestattet, dabei aber doch auch in nicht unerheblichem Umfange an die Beschlüsse der erneut zur Geltung gebrachten Stadtverordnetenversammlung gebunden ist. Diese wurde nun nach dem Dreiklassensystem gewählt und erwarb zugleich das Recht, den Bürgermeister und die ihm untergeordneten Beamten zu bestimmen. Der Staat hat sich auf ein Aufsichtsrecht zurückgezogen, das sich an die Vorschriften der revidierten Städteordnung von 1831 anlehnt.

Sechstes Kapitel.

Verwaltung.

Heerwesen. — Botenwesen. — Lebensmittelversorgung. — Handelspolitik. — Verkehrsanstalten. — Feuerschutz. Baupolizei. Straßenbau, -beleuchtung und -reinigung. — Wasserbeschaffung. — Gesundheitspolizei. — Armenpflege. — Sittenpolizei. — Schulen. — Gemeindeeigentum und -betriebe. — Persönliche und sachliche Leistungen der Bürger. — Finanzpolitik: Indirekte und direkte Steuern, Anleihen. — Die Beamten.

Die Aufgaben der mittelalterlichen rheinischen Stadtverwaltung waren also in erster Linie militärisch und wirtschaftlich. Für sie wurden überhaupt zuerst mit dem Rat und seinen beauftragten Beamten besondere Organe gebildet.

Digitized by Google

Diese hatten für die Festungswerke und deren Ausrüstung zu sorgen, sowie für die stetige militärische Bereitschaft der Bürger, die deshalb auch verpflichtet waren, Waffen, Harnische und sogar Pferde zu halten, und je nach ihrer Wohlhabenheit darin abgestuft waren. Dazu kamen Maßnahmen zur Übung und Gliederung des ganzen militärischen Körpers. Auch hier bediente sich die Stadt daneben in den Schützengesellschaften des Genossenschaftsprinzips.

Die größeren und wohlhabenderen Städte ergänzten sich militärisch durch sogenannte Edelbürger, zu denen manchmal sogar die benachbarten Landesherren, jedenfalls immer auswärtiger Adel gehörten, die gegen jährlichen Sold verpflichtet waren, der Stadt Hilfe zu leisten und ihre Bürger in ihrem Gebiet zu schützen. Seit dem späteren Mittelalter wurde das Bürgeraufgebot in den Reichsstädten mehr und mehr durch Söldner ersetzt, in den Landesstädten durch das stehende Staatsheer, dem gegenüber die Stadt dann, wie schon erwähnt, vielseitige Verpflichtungen hatte. Militärischen Charakter hatte im Mittelalter auch das Geleitswesen, für dessen Durchführung die Städte sogar schon im 13. Jahrhundert zur ständigen Bereithaltung von Berufssoldaten genötigt wurden und dessen Organisation durch die Landfriedensbünde vertieft worden ist. Es machte bei den Reichsstädten insofern noch Verwaltungsmaßnahmen nötig, als sie eine Behörde zur Geleitserteilung einzurichten hatten.

Mit den äußerpolitischen Aufgaben hing die Einführung eines städtischen Botenwesens zusammen, dessen Vertreter oft weithin das Land durchzogen, und das selbst, als die Reichs- und Landespost und ihre Monopole aufkamen, mindestens für die Zufuhr und Verteilung der Nachrichten von deren Hauptlinien nach den einzelnen Städten hin bestehen blieb. Köln und Aachen vermochten es sogar für ihre westlichen Verbindungen trotz der Angriffe der Reichspost bis tief ins 18. Jahrhundert hinein zu behaupten. Es ist entwickelt worden für den Bedarf der Stadtverwaltung, diente aber längst auch dem der Bürger.

Der Zusammenhang der Lebensmittelpolitik mit den militärischen Aufgaben war klar, wiewohl diese aber auch aus der allgemeinen Struktur der Stadtbevölkerung heraus, besonders in den größeren Städten notwendig wurde. Es handelte sich hier darum, die Versorgung zu sichern: Die Stadt erreichte das seit dem 13. Jahrhundert durch Handelsverträge über den sogenannten „feilen Kauf" mit den umliegenden Landesherren, wodurch sich beide Parteien zu weitgehender Befreiung des Lebensmittelverkehrs von den üblichen Hindernissen verpflichten, ihre Angehörigen darin wechselseitig ungestört zuzulassen. Die fremden Verkäufer von Fleisch und Brot durften mit den einheimischen Handwerkern in Wettbewerb in der Stadt treten. Diese magazinierte schon im Mittelalter Korn und Salz für Notzeiten, verbot dann die Ausfuhr und die Verwendung zu anderen als Lebensmittelzwecken. Es kam auch vor, daß die Städte in Getreide spekulierten.

Digitized by Google

Die andere Seite dieser Politik bestand in der Fürsorge für die Lauterkeit des Lebensmittelverkaufs, in der fortwährenden Beaufsichtigung und behördlichen Regelung der Preisbildung, sowie von Maß, Gewicht und Beschaffenheit.

Die unmittelbar zuständigen Beamten für Heeres- und Lebensmittelpolitik waren die Bürgermeister, deren die rheinischen Städte in der Regel zwei hatten. Der Bürgermeister ist bei uns ausdrücklich für beide Zwecke geschaffen worden, entstand demnach teilweise gleichsam als Festungsintendant, dessen Aufgaben sich erst später mit der Erweiterung der Rechte und Funktionen des Stadtkörpers vervielfältigten und hoben und damit auch seine Gesamtstellung. Da der Rat zu dem gleichen Zweck, und zwar zur Aufbringung der hierzu nötigen Mittel und zur autoritativen Beeinflussung der Bürgerschaft in dieser Richtung, aufkam, so ergab sich von selbst, daß den ausführenden Beamten ohne weiteres der Vorsitz im Rate zufallen mußte.

Zahlreiche Quellen in den verschiedensten Städten bestätigen diesen ersten Sinn des Bürgermeisteramtes, und überall sehen wir seine Vertreter zunächst vor allem jenen beiden Hauptaufgaben persönlich in der Stadt nachgehen, die Mauern pflegen, Musterungen abhalten, Magazine besichtigen, Bäcker- und Metzgerläden und Marktstände mehrmals in der Woche kontrollieren, Beschaffungen anordnen. Zur Erleichterung dieser Verwaltung wurde der Lebensmittelkleinhandel in städtische Brot- und Fleischhallen und auf den Wochenmarkt konzentriert; er war bis ins spätere Mittelalter hinein an anderen Stellen unzulässig.

In den größeren Städten wurden die Bürgermeister darin durch Hilfsorgane ergänzt, indem ihnen Ratsherren (Wall- und Marktherren usw.) für die Aufsicht und Unterbeamte für die technische Durchführung beigegeben wurden (Brotwieger, Marktaufseher u. dgl.)

Die Gewerbe- und Handelspolitik, deren Ziel in der Stadt Lauterkeit und Frieden im Geschäft und nach außen die Entwicklung und Erhaltung des guten Rufes städtischer Erzeugnisse waren, veranlaßten weitgehende, namentlich in den größeren Gewerbe- und Handelsstädten reich gegliederte Verwaltungsmaßnahmen, zu deren Entstehung aber mindestens im gleichen Maße auch die Finanzpolitik mitwirkte, wie noch zu zeigen sein wird. Es handelte sich um die Einrichtung von Kaufhäusern und Tuchhallen sowie die Organisation von Großhandelsmärkten mit den entsprechenden Meß- und Wiegeanstalten. In den Städten an den schiffbaren Flüssen kamen hinzu Werftanlagen mit Kranen, Lagerplätzen und Eisbrechern. Der Bau von eigentlichen künstlich ausgehobenen Häfen durch die Gemeinden ist jedoch erst seit dem 18. Jahrhundert begonnen worden.

Zu den Hauptaufgaben der ältesten rheinischen Kommunalpolitik gehörten naturgemäß Vorkehrungen gegen Brand und Seuchen. Die Feuerwehr wurde in der Regel auf der gleichen Grundlage wie die militärischen Zwecke organisiert. So wie der Bürger gehalten war,

Digitized by Google

Waffen zu besitzen, so auch Wasservorräte und Löschgerät. Teilweise bediente sich die Stadt dabei der Vermittelung der Genossenschaften, der Zünfte, die solche Pflichten in ihre Bedingungen für die Meisterschaft aufnahmen, und der Nachbarschaften, die in manchen Städten überhaupt den Menschen weitgehend banden und sein Leben regelten. In späteren Jahrhunderten begannen die rheinischen Städte sich nach größeren Bränden gegenseitig durch Lieferung von Lebensmitteln, Kleidern, Leinwand, Heiz- und Baustoffen und Geld zu unterstützen. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts nahm sich auch in dieser Hinsicht der Staat der Städte an. Zuerst nötigte er Anfang der 1720er Jahre nach brandenburgischem Muster in Kleve die Städte, sich zu Assekuranzvereinen auf Gegenseitigkeit zusammenzuschließen, und im Laufe der nächsten Jahrzehnte verbreiteten sich die Feuerversicherungsorganisationen auch auf die anderen rheinischen Staaten, angeregt vorwiegend durch die Bedürfnisse der Städte, zumal, wie oben gezeigt, Städtebaugedanken das Jahrhundert erheblich beschäftigten. Die Rücksicht auf den städtischen Hypothekarkredit spielte dabei wesentlich mit. Im 19. Jahrhundert wurden diese Bestrebungen nach und nach vereinheitlicht und gingen in die im Jahre 1836 gegründete Provinzialfeuersozietät über. Die Feuerwehr als besondere ständige Einrichtung kam erst im 19. Jahrhundert in den größeren Städten auf.

Die Feuerpolitik, die sich mehr und mehr auch im Ausbau umfänglicher „Feuerordnungen" äußerte, gab schon sehr früh auch erste Anregungen auf die Entstehung der Baupolizei, die längst im Mittelalter namentlich bestrebt war, auf feuersichere Bauten zu dringen, den Kampf gegen Holz und Stroh als Baustoffe mit Nachdruck führte und die Willkür der Bauenden bekämpfte. Sie verfolgte, indem sie die Verengungen der Straßen zu verhindern suchte, zugleich Verkehrsverbesserungen.

Größere Städte pflegten für ihre baulichen Aufgaben schon im späteren Mittelalter eine besondere Behörde oder wenigstens Werkstätten unter einem Stadtbaumeister (Umlauf) einzurichten, Stadtzimmerleute einzustellen und die entsprechenden Bauarbeiter zu beschäftigen.

Straßenbau, -pflasterung, -beleuchtung und -reinigung legte die mittelalterliche rheinische Stadt, soweit sie diese überhaupt berücksichtigte, grundsätzlich in Fortsetzung der Gepflogenheiten auf dem Lande den Anliegern auf. Sie gehörten gleich den gemeinen Fronden draußen weiterhin zu den Bürgerpflichten. Später wurden sie manchmal ebenfalls Nachbarschaftssache, um seit dem 18. Jahrhundert teilweise auch schon auf die Stadt überzugehen. Diese zog dann entweder zur Ausführung oder auch zur ständigen Unterhaltung (wie z. B. der Beleuchtung) besondere Unternehmer heran. Diese Praxis übertrug sich auch auf die neuen Methoden des 19. Jahrhunderts; erst seit dessen zweiter Hälfte setzte sich darin der Gemeindebetrieb durch. Die Beschaffung von Wasser scheint die Stadt schon im Mittelalter mindestens beaufsichtigt zu haben, da genügende Brunnen auch militärisch

Digitized by Google

wichtig waren. Die zentralisierte Aufbringung durch die Gemeinde hat bereits im 18. Jahrhundert begonnen, wie z. B. der Bau der Koblenzer Wasserleitung in den 1780er Jahren zeigt. Sie wurde jedoch erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ebenso wie die öffentliche Gasversorgung allgemeiner. Die letztere, die mit privaten Anlagen für private Zwecke begann, setzte allerdings vereinzelt schon Anfang der vierziger Jahre ein. Ende der achtziger Jahre wurde sie nach und nach durch die mit Elektrizität ergänzt, die sich auch wohl restlos der Straßenbahnen bemächtigte, deren Entwicklung als Pferdebahnen bei uns nach 1870 anfing.

Sehr bald mußte die Stadt im Zusammenhang mit ihrem Wesen und zugleich mit den besonderen Gefahren der alten Zeit auch auf Verwaltungsaufgaben in gesundheitlicher Hinsicht kommen. Sie war wohl schon seit den ältesten Zeiten bestrebt, ansteckende Krankheiten zu bekämpfen. Mindestens seit dem 13. Jahrhundert isolierte sie die davon Betroffenen in Hospitälern und wies besonders die Aussätzigen (Leprosen, Lazarissen) den vor den Toren eingerichteten Melatenhäusern zu. Von der Stadt angestellte oder mindestens verpflichtete Ärzte und Chirurgen waren damals bereits häufig, ebenso wie die Verwaltungen die medizinischen Fakultäten zur Beratung in seuchenpolizeilichen Fragen heranzogen; besonders die von Köln war weithin im Rheinland hierbei beteiligt. Die Städte teilten sich im späteren Mittelalter bereits mit der Kirche in die Einrichtung und den Betrieb von Krankenhäusern, wie auch die Bürger selbst durch Stiftungen hierzu oft verständnisvoll beitrugen. In Köln konnte z. B. im 15. Jahrhundert auf diesem Wege schon eine Irrenabteilung bei dem von der Stadt verwalteten Hospital zu St. Revilien eingerichtet werden. Auch bei uns entstanden tief im Mittelalter die Häuser zum Heiligen Geist als städtische Altersheime.

Anscheinend schon mit dem 16. Jahrhundert begann sich dieser Verwaltungszweig zu vertiefen. Die Städte verfolgten weithin über die Länder hinweg das Auftreten von Epidemien, bekämpften die Zuwanderung aus verseuchten Gegenden, verlangten von den Reisenden Gesundheitspässe. Sie verboten in kritischen Zeiten z. B. die Einfuhr und den Genuß von Lebensmitteln, von denen man die Begünstigung gewisser Krankheiten befürchtete, wie z. B. von Pflaumen. Sie erließen eingehende Desinfektionsvorschriften.

Bei der schon erwähnten Beaufsichtigung des Kleinhandels durch die Bürgermeister wurden besonders auch verdorbene Lebensmittel aufs Korn genommen. Namentlich aber bekämpfte das Mittelalter auch schon Tierseuchen. Der städtische „Finnengucker" war eine in den größeren Orten häufige Erscheinung, ebenso wie das städtische Schlachthaus, das teilweise auch wegen der gesundheitlichen Gefahren ein streng durchgeführtes Schlachtmonopol behauptete. Die Viehepidemien veranlaßten nach außen hin ebenfalls weitgehende Vorbeugungsmaßregeln. Wegen ihrer Häufigkeit war der Abdecker auch eine wichtige Persönlichkeit.

Digitized by Google

Manche Städte hatten eigene Apotheken; auch von der Gemeinde angestellte Hebammen sind wenigstens im Merkantilzeitalter nachweisbar.

Es wurde an anderer Stelle schon darauf hingewiesen, daß die Armenpflege im Mittelalter größtenteils Sache der Kirche war. Die Stadt trat darin zurück, obwohl sie immerhin die Kirche darin förderte, das Almosengeben anregte, Strafen und Konfiskationen den Armen zuwies und den Gottesheller sicherte, jene Abgabe, die bei jedem Geschäftsabschluß vom „Weinkauf", d. i. von dem verpflichtenden Angeld, zugunsten der Armen durch die städtischen Makler eingezogen wurde. Seit der Reformation ging in den evangelischen Städten die Armenpflege mehr und mehr auf diese über und wurde dort unter einheitlicher staatlicher Regelung, allerdings mit der Kirche als ausführendem Organ von der Gemeinde besorgt. In den katholischen Gegenden entwickelten sich wegen des teilweisen Versagens der Kirche verwandte Zustände. Besonders der 30 jährige Krieg hat solche Aufgaben der rheinischen Gemeinden erheblich gesteigert. Seitdem wurden hier auch städtische Findel-, Waisen-, Armen- und Arbeitshäuser häufiger.

In der gleichen Zeit belebten sich auch Pläne zur Gründung von städtischen Leihhäusern nach dem Muster der franziskanischen „Montes", um jedoch erst Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts festere Gestalt zu gewinnen. Auch die Gründung von Sparkassen scheint in unseren Städten nicht vor dieser Zeit begonnen zu haben.

Die Armenverwaltung wurde seitdem endgültig Sache der Gemeinden, und es sind für ihre Organisation besonders von Elberfeld aus weithin wertvolle Anregungen ergangen. Das nach dieser Stadt genannte System kehrte mit seinen von Laien geleiteten Armenbezirken als ausführenden Stellen in gewisser Hinsicht wieder zur mittelalterlichen Nachbarschaftsidee zurück.

Die mittelalterlichen Städte kannten auch bereits Sittenpolizei zur Bekämpfung von Vagabunden, Gauklern, Zigeunern und namentlich der zahlreich vorhandenen Dirnen, die man lokalisierte oder sogar, wie z. B. in Koblenz, in städtische Bordelle verwies.

Im allgemeinen handelte es sich demnach bei der älteren Kommunalverwaltung um die Erfüllung des Stadtzweckes im engeren Sinne, wozu schließlich auch die Abwehr der natürlichen und sozialen Gefahren gehörte.

Positive allgemeine Kulturziele verfolgte sie wenig. Immerhin sind doch in manchen niederrheinischen Städten, wie in Neuß, Ürdingen, Geldern, Rheinberg und Kempen, schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich unter niederländischem Einfluß, Stadtschulen nachweisbar, während sonst im Mittelalter die Schulen entweder in kirchlichen oder Privathänden waren und zum allergrößten Teile auch bis zur französischen Zeit darin blieben. Aber bemerkenswert war doch auf diesem Gebiete, daß Köln und Trier in den Jahren 1388 und 1473 städtische Universitäten gründeten. Der preußische

Digitized by Google

Staat erst regte eine endgültige, sich großartig ausgestaltende kommunale Schulentwicklung an, die alle Arten umfaßt, bis hin zu der neuen städtischen Universität zu Köln.

Charakteristisch für die ältere Stadtverwaltung war endlich, daß sie sich fast überall mit eigenen Wirtschaftsbetrieben zu befassen hatte. Städtischer Grundbesitz an Weiden und Wäldern war sehr häufig. Die Bürger waren zu seiner Ausnützung ohne weiteres berechtigt, versorgten sich vom Walde mit Bau- und Brennholz und trieben darin Eckernmast. Ihr Vieh ging auf die städtische Weide. Damit konnte es, wie z. B. bei Koblenz, vorkommen, daß die Stadt mit ihren Nachbardörfern gemeinsam markgenossenschaftlich verbunden war. Seit dem 16. Jahrhundert gingen manche Städte dazu über, ihren Grundbesitz zu verpachten oder von den Bürgern von der Nutzung Gebühren zu erheben, oftmals ging er mit dem allgemeinen Verfall der städtischen Finanzen überhaupt verloren. In größerem Umfange ist er mehr nur im Süden auf die Neuzeit überkommen, wo besonders die Stadtwälder noch häufig geblieben sind. In anderen Teilen unseres Landes begann aber in jüngeren Jahrzehnten unter der Anregung der zahlreichen neuen Aufgaben ein Wiederaufbau solchen Besitzes, der in den Großstädten meist wieder sehr bedeutend geworden ist, nun jedoch nicht mehr land- und forstwirtschaftlichen, sondern wohnungspolitischen Zwecken dient oder als Standort der großen neuen kommunalen Betriebe und ihrer künftigen Entwicklung in Betracht kommt.

Vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts waren ferner gewerbliche Betriebe in unseren Städten sehr verbreitet, deren Einrichtung in der Regel im Zusammenhang mit den bereits erörterten Verwaltungsaufgaben erfolgte, oft auch finanzpolitisch begründet war, da es der Stadt damit gelang, steuerliche Absichten gründlich zu erreichen.

Von früheren ländlichen Zuständen her brachten die Städte Getreidemühlen mit, die meist noch lange auf Grund des Mühlenrechtes in landesherrlichen Händen blieben, jedoch später sehr häufig an die Stadt durch Kauf oder Verpfändung übergegangen waren, und mit ihnen der Mühlenbann. Damit beherrschte die Stadt die Mehlversorgung der Bürger und vermochte diese Stellung steuerlich auszunützen. Häufig waren ferner Betriebe, die die Stadt für ihr Gewerbe unterhielt und an die Zünfte im ganzen oder einen Unternehmer verpachtete, die sie den Handwerkern nach bestimmten Vorschriften und Taxen zur Benutzung überließen. So erklären sich die städtischen Öl-, Walk-, Schleif- und Lohmühlen, Wollküchen, Färbereien und Hammerwerke.

Der eigene Bedarf der Stadtverwaltung veranlaßte fast überall in den Niederungen seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts die Gründung von kommunalen Ziegeleien, die manchmal, wie z. B. in Neuß, zu einem Ziegelmonopol auch für die Versorgung der privaten Bauten führte. Bergische Städte wie Elberfeld besaßen Steinbrüche; Duisburg betrieb Kohlengruben; der Stadt Aachen gehörte bis in die 1430er Jahre das

Digitized by Google

berühmte Galmeivorkommen von Altenberg als Grundlage seiner Metallindustrie, und sie besaß auch im 18. Jahrhundert wieder eine Kohlen- und eine Galmeigrube. In späterer Zeit entwickelte sie bei ihren Heilquellen kommunale Badehäuser. Jülich hatte eine städtische Brauerei, und sehr häufig war früher in den rheinischen Städten der Ratskeller. Allgemein üblich war besonders die Herstellung der Grut, des mittelalterlichen Biergewürzes, durch die Gemeinden, die ähnlich wie die Mühlen vom Stadtherrn auf sie überging.

In den Ackerstädten war es Sache der Stadtverwaltung, geeignete Zuchtstiere („Springrinder") zu unterhalten.

Alle diese Einrichtungen sind in der Hauptsache seit der französischen Zeit den Anschauungen der individualistischen Wirtschaftsordnung zum Opfer gefallen, und die Erneuerung solcher Erscheinungen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte von anderer Grundlage aus in Verbindung mit anderen allgemeinen Zwecken.

Im ganzen wurden die rheinischen Städte seit dem 16. und 17. Jahrhundert auch in ihrer Verwaltung in mancher Richtung unter den Willen des Staates genommen. Die Militärverwaltung wurde ihnen entzogen, die Wirtschaftspolitik von seinen größeren Gesichtspunkten aus erheblich eingeengt und in andere Richtungen genötigt, die Polizei und die Wohlfahrtspolitik wurden nach Landesgesetzen bestimmt und vereinheitlicht. Im 19. Jahrhundert gab die Stadt eine Reihe neuer Aufgaben oder die Lösung der alten mit neuen Mitteln gerade bei uns mit Vorliebe zunächst in private Hände, an das Unternehmertum, um darauf wieder mit steigender Grundsätzlichkeit dieses zugunsten des kommunalen Betriebes zu verdrängen. Das 19. Jahrhundert brachte an Stelle verlorengegangener alter Aufgaben eine Fülle von neuen, und zwar namentlich in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung. Es sei nur außer neben den Schulen an Museen, Theater und Erholungsgelegenheiten aller Art sowie an die Verkehrsmittel und die Licht- und Kraftversorgung der Privaten erinnert. Eine Reihe alter Aufgaben wurde jetzt mit ganz anderer Klarheit erkannt und mit einem neuartigen, ungemein gesteigerten Aufwand verfolgt, wie z. B. die Armen- und Krankenpflege, Straßen- und Wasserbau.

Die Finanzierung der Verwaltung beruhte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf verschiedenen Grundsätzen.

Aus vorstädtischer Zeit wirkte die schon behandelte Verpflichtung zu Personalleistungen — gemeinen Fronden — aller Art auf die Bürger weiter, die noch im 18. Jahrhundert zu Schanzarbeiten bei den Festungen, zu Baufronden für stadtherrliche und Gemeindebauten, Straßen- und Leinpfadbau und zu Spannleistungen aufgeboten wurden. Befreit hiervon waren grundsätzlich jedoch die Ratsherren, die städtischen und staatlichen Beamten und Arbeiter, die Ärzte, das Hofgesinde, Adel und Geistlichkeit. Die Wohlhabenden konnten sich loskaufen oder vertreten lassen.

Die städtischen Einrichtungen aller Art erbrachten eine bunte Fülle von Gebühren und die Verstöße gegen die Verordnungen Geldstrafen.

Digitized by Google

Das städtische Steuersystem beruhte mehr auf den indirekten als den direkten Steuern.

Die Entwicklung der ersteren floß wieder aus dem Wesen der Stadt heraus: schon vor deren Entstehung wurde durch den Stadtherrn als Gebühr für die Benutzung des Marktes und den Genuß des Marktfriedens das „teloneum", der „Marktzoll" erhoben. Dieser war eine Einrichtung, die sowohl die Elemente der Umsatzsteuer als auch die des Zolles im späteren Sinne des Wortes enthielt, indem er fällig wurde teils beim Verkauf des Gutes, teils bei der Durchfuhr oder Ausfuhr. Aus ihm heraus wuchs die Akzise (im Süden „Ungeld") in ihrer Vielgestaltigkeit, und zwar wesentlich in der Hand der Stadt. Sie ging an die Stadt mit dem Ausbau ihrer Festungswerke über und wurde ihr bei zahlreichen Neugründungen des 13. Jahrhunderts sogleich mit der Erhebung verliehen, die ja meist identisch mit der Befestigung war. Die Akzise war die Steuer zu deren Finanzierung fast überall, und so wie die Mauer auf ihr beruhte, so sie hinwiederum auf der Mauer und den Toren, da sie nur mit deren Hilfe zuverlässig erhoben werden konnte. Noch im 17. und 18. Jahrhundert, als die Mauer sich militärisch erledigte, war sie doch finanzpolitisch unentbehrlich geblieben. Dieser Zusammenhang setzte sich noch ins 19. Jahrhundert bei der Erhebung des Oktroi fort. Die Akzise wirkte damit zugleich wesentlich auf das Stadtbild ein. Das ging im einzelnen so weit, daß die auf der Mauer und besonders am Rhein stehenden Häuser nach dem Strome zu keine Fenster haben durften oder solche mit dichten Eisengittern gegen den Schmuggel abzuschließen hatten. Die Stadt ergänzte den Marktzoll durch neue und höhere Sätze und ging auch dazu über, die Produktion zu besteuern, ein Umstand, der vermutlich wesentlich zur Entstehung des Sonderbegriffes „Akzise" beigetragen hat.

Auch dieses Verfahren knüpfte bei vorstädtischen Einrichtungen an, und zwar bei den stadtherrlichen Banngerechtigkeiten, die, wie gezeigt, meist auf die Stadt übergingen. Der Mühlenbann wurde die Grundlage der Mahlakzise, die Grut und der Weinbann vielfach zur Bier- und Weinsteuer.

In späteren Jahrhunderten dehnte man die Akzisen an manchen Orten auch auf die gewerbliche Produktion aus, indem jedes aus der Werkstatt hervorgehende Stück steuerpflichtig gemacht wurde. Bei den wichtigsten Gütern baute man zwei Akzisen aufeinander: Wein wurde einer Großhandels- und darauf noch einer Zapfakzise unterworfen; parallel dazu liefen Getreideumsatz- und Mahl- bzw. Malz-, Brau- und Branntweinsteuer, Vieh- und Schlacht-, Tuch- und Gewandschnittakzise.

Das ganze System wurde im Laufe der Jahrhunderte großartig und fast bis zur restlosen Erfassung eines jeden Güterumsatzes ausgebaut. Und wiewohl noch im 18. Jahrhundert sein enger Zusammenhang mit den militärischen Aufgaben der Stadt wohlbekannt war, so hatte es sich doch von diesen weit entfernt, ebenso wie es sich längst nicht mehr allein auf den Marktverkehr erstreckte. Es war die wichtigste

Digitized by Google

Grundlage der Finanzen geworden, und zwar vor allem in den größeren Handels- und Gewerbestädten.

Die Akzise ist für das wirtschaftliche und soziale Leben des Rheinlandes von einschneidender Bedeutung gewesen. Sie veranlaßte, daß alle Geschäftsabschlüsse öffentlich unter behördlicher Beteiligung stattzufinden hatten, und war daher in größtem Umfang an der bereits geschilderten Einrichtung von städtischen Kaufhäusern, Hallen und Märkten und dem Zwange, dort abzusetzen, als Ursache beteiligt. Sie gab auch den städtischen Meß- und Wiegeanstalten wesentlich mit ihren Sinn. Das gleiche gilt für den Schlachthauszwang. Sie bewirkte dazu die Entstehung einer fein ausgeklügelten Kontrollorganisation, die in den Torschreibereien begann, von da zu Markt und Kaufhaus spielte und von dort wieder zum Tor oder zu den Häusern der Verbraucher, der Kleinhändler und Gastwirte, dabei auch auf Umwegen durch Mühle, Brauerei, Brennerei und Werkstatt lief. Die Akzise verursachte ferner einen großen amtlichen Apparat von Steuerbeamten, Messern, Wiegern, Zählern, Streichern, Packern, Trägern, Viehtreibern und Schrötern, sie war eine der hauptsächlichen Grundlagen zur Entstehung von Kommissionären und Maklern mit amtlichen Eigenschaften, und je größer die Stadt war, desto vielseitiger und differenzierter war dieser Aufbau, der sich dann den Gütergattungen und -arten im einzelnen anpaßte. In Köln dürfte in späterer Zeit allein die Zahl der Personenkategorien, die damit zusammenhingen, nicht weit von hundert, die der einzelnen beschäftigten Personen nicht weit von tausend entfernt gewesen sein.

Als die Akzise Landessache wurde, war sie das Hauptmotiv für die scharfe wirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land; denn da sie an Stadtmauern und -tore gebunden war, so mußte sie weiter nur in den Städten erhoben werden. Daher aber konnte der Staat die Entwicklung eines für den Absatz nach außen arbeitenden Gewerbes ebensowenig wie die eines Großhandels auf den Dörfern dulden. Aus gleichem Grunde beschränkte er hier auch den Hausierhandel. Nur in den rechtsrheinischen Bergländern, deren ländliche Bezirke zeitig zur Industrie gezwungen waren, weil sie ihren Volkszuwachs nicht anders ernähren konnten, mußte die Akzise schon lange vor dem 19. Jahrhundert hinter den Landzoll, der größere Freiheit ermöglichte, zurücktreten. Deshalb konnte das Bergische Land auch zuerst die Mauern seiner Städte abbrechen und diese zuerst frei und neuzeitlich ausbauen.

Bei der Akzise wiederholte sich also das oft geschilderte Schauspiel, daß auch hier der Landesherr allmählich wieder vordrang.

Vielfach hatte er sich überhaupt nicht völlig von der Steuer zurückgezogen, sondern sich manche davon stets vorbehalten oder sich an allen einen bestimmten Anteil gesichert, sich mindestens ein Genehmigungsrecht für die Einrichtung neuer Arten oder die Tarifhoheit gewahrt. So war es namentlich in Kurköln, Kurtrier und Jülich-Berg. Aber seit dem 16. Jahrhundert begann der Staat die Akzise planmäßig und ausgiebig für seinen Haushalt weiter zu entwickeln und ging schließlich so weit, daß er die Städte darin zurückdrängte. In Kleve und Mörs

Digitized by Google

wurde die Akzise in Übertragung preußischer Zustände seit dem zweiten Jahrzehnt völlig Landessache und den Städten nur ein untergeordneter Anteil daran gelassen. Öfters erhob sie der Staat dann in der Form, daß er der Stadt ein von ihr aufzubringendes Kontingent auferlegte oder sich mit regelmäßigen festen Summen abfinden ließ, wodurch diese wieder freiere Hand in der Durchführung erhielt. Die Stadt hinwiederum pflegte sehr häufig die Akzise zu verpachten und damit ebenfalls zu festen Erträgen zu kommen, sie damit zugleich antezipierend. Schon im 13. Jahrhundert ist der städtische Steuerpächter eine typische Unternehmerform gewesen.

Der französische Staat beseitigte im Jahre 1798 das Akzisewesen und setzte an seine Stelle direkte Steuern: Grund-, Personal-, Mobiliar-, Tür-, Fenster- und Patentsteuern sowie die Douane, die seit 1804 durch zahlreiche indirekte Steuern im engeren Sinne des Wortes ergänzt wurden. Das kommunale Steuersystem wurde an die direkten Staatssteuern angelehnt, zu dem die Städte Zuschläge erheben konnten. Dazu erhielten sie das Recht, an den Toren einen Oktroi auf Lebens- und Futtermittel, Bau- und Brennstoffe zu erheben, von dem aber der Staat ebenfalls einen Teil an sich zog. Die preußische Verwaltung beseitigte zwar dieses System, indem sie statt dessen endgültig seit 1820 außer der staatlichen Grundsteuer die Klassen-, Gewerbe-, Mahl- und Schlachtsteuer und neben ihnen seit 1851 die manchmal schon vorher bei den Städten übliche Einkommensteuer in den Vordergrund schob. Die Klassensteuer wurde in den meisten rheinischen Städten erhoben, während statt dessen Emmerich, Kleve, Wesel, Duisburg, Düsseldorf, Jülich, Aachen, Köln, Koblenz, Kreuznach, Saarlouis, Saarbrücken und Trier die Mahl- und Schlachtsteuer erhielten. Aber die Abhängigkeit der Städte von Zuschlägen zu einzelnen Staatssteuern blieb auch jetzt in der Hauptsache ausschlaggebend, wenn sie auch schon seit den 1820er Jahren begonnen hatten, selbständig z. B. zu neuen Einkommen- und Vergnügungssteuern überzugehen. Die Städte konnten Zuschläge zu Grund- und Gebäude-, Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer und seit den 50er Jahren auch von der Einkommensteuer erheben. Dieses ältere preußische Staatssteuersystem hat die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auch in den rheinischen Städten nicht unwesentlich beeinflußt. Die Städte mit der Mahl- und Schlachtsteuer hatten verhältnismäßig mehr an Staatsabgaben aufzubringen, als die der Klassensteuer, die dazu die wohlhabenden Schichten viel zu wenig belastete. Bei jenen verschlechterte sich die Lebenshaltung besonders der Unbemittelten vom Fleischgenuß weg zu einer stärkeren Bevorzugung von Roggen und Kartoffeln. Dazu wurden die Getreide und Fette verarbeitenden Gewerbe von ihnen ferngehalten.

Nach manchen Veränderungen des ganzen — wie z. B. der Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer im Jahre 1873 — hat dann besonders das Kommunalabgabengesetz von 1893 den Städten mit der völligen Überlassung der Grund- und Gewerbesteuer neue Wege ermöglicht. Dazu trat der Grundsatz, besondere wirtschaftliche und

Digitized by Google

soziale Folgeerscheinungen der großstädtischen Entwicklung, wie den Wertzuwachs von Grund und Boden, den Großbetrieb im Kleinhandel und den Vergnügungsluxus stärker zu den Gemeindelasten heranzuziehen. Der Ausgang des Krieges hat den Stadthaushalt in außerordentlichem Umfange wieder vom Staate abhängig gemacht.

In der älteren Zeit sind die direkten Steuern, wie überall so auch in den rheinischen Städten, Ausnahmeerscheinungen gewesen. Das Vermögen war schwer zu erfassen und noch schwerer das Einkommen, das sehr stark naturalwirtschaftlich durchsetzt und dazu auch im Geschäft infolge des mangelhaften Rechnungs- und Buchungswesens der älteren Zeit sehr undurchsichtig war.

Die Städte wandten direkte Steuern in der Regel nur in Notzeiten an; sonst aber nur, um steuerlichen Anforderungen des Staates zu entsprechen. Diese traten schon im 12. und 13. Jahrhundert als „Bede“ („peticio“), und zwar bereits als fester Anspruch des Landesherrn auf.

Es ist möglich, daß diese Steuer als Gegenleistung für die Befreiung der Bauern von der lästigen allgemeinen Heeres- und besonders der Gerichtspflicht entstand, zumal sie fast immer vom Vogt erhoben wurde. Auf die militärischen Beziehungen deutet auch die selbst von den rheinischen Städten noch hier und da zu leistende besondere Futterbede an den Landesherrn hin. Es sei aber darauf hingewiesen, daß ihr Name doch wiederum eine freiwillige Leistung andeutet und für eine unwiderlegliche Verpflichtung immerhin auffällig ist. Bei der Absonderung der Städte aus der ländlichen Verwaltungsorganisation wurde die Bede gleichwohl weitergeführt. Sie wurde dabei nun meist in einem festen Geldbetrag vereinbart, und zwar, anscheinend im Hinblick auf die neuen militärischen Pflichten der Stadt, ermäßigt. Diese Festsetzung mußte aber die Folge haben, daß die Steuer mit dem schnellen Verfall der Währung bedeutungslos wurde, wie das auch anderen derartig bestimmten Einnahmen und Rechten der Landesherren in den Städten ergangen ist. Der Geldbedarf des Staates zwang diesen im späteren Mittelalter, erneut an die Städte mit Steuerforderungen heranzutreten, ein Umstand, der zur Entstehung der ständischen Verfassung wesentlich beitrug, von der aus sich wieder feste Steuerkontingente der Städte bilden konnten.

In den weltlichen Staaten forderte der Landesherr von den Städten Prinzessinnen- und Sohnessteuern ein. Im 18. Jahrhundert kamen jährliche Summen zur Befreiung der Stadt von Werbungen vor.

Neben dem Landesherrn, aber durch diesen hindurch, trat das Reich mit seinen Anforderungen auf zur Leistung des gemeinen Pfennigs, von Römerzugs- und Türkensteuern und seit dem 16. Jahrhundert daneben zur Finanzierung seiner Zentralbehörden.

Alle diese Steuern zogen die Städte von ihren Bürgern als „Schatzung“ („Schoß“) ein, und zwar gemäß ihrer ländlichen Herkunft zunächst als Grundsteuer, die bei ihr besonders auch Gebäudesteuer werden mußte. Seit dem späteren Mittelalter mußte die Eigenart des städtischen

Digitized by Google

Lebens ganz besonders den Ausbau der Schatzung zur allgemeinen Vermögenssteuer veranlassen, die nun auch auf Rentkapitalien und Immobilien (Geldvermögen, Vorräte und Hausrat) gelegt wurde, wiewohl deren einigermaßen genaue Erhebung bei der wenig entwickelten wirtschaftlichen Moral wohl viel zu wünschen übrig ließ. Sie wurde ferner ergänzt durch Kopf- und Familiensteuern von Mensch und Vieh, womit der Übergang zur Einkommensteuer immerhin gefunden war. Die Städte erhoben später auch einen meist zehnprozentigen Abzugsschoß von den auswandernden Bürgern. Sie kannten Grundstücksumsatzabgaben, die zur Akzise hinüberwiesen, und im 18. Jahrhundert auch Klassen- und Gewerbesteuern. Auch die Idee der Luxussteuer war ihnen in dieser Zeit durchaus geläufig: es gab Steuern auf Hunde, auf die Abhaltung von Bällen und Konzerten und den Betrieb von Kegelbahnen. Die Badestadt Aachen bezog erhebliche Einnahmen aus ihrer Spielbank. Manchen Städten, wie z. B. Köln, brachte die nach dem Siebenjährigen Krieg außerordentlich lebhafte Spielsucht auf längere Jahre Lottoeinkünfte.

Eigentümlich war für den älteren Stadthaushalt, daß er in seinem Geldbedarf sehr erheblich schwankte. Diese Unsicherheit hing mit den militärischen und äußerpolitischen Aufgaben sowie mit den die Stadt überfallenden elementaren Nöten zusammen. Die kommunalwirtschaftlichen Konjunkturen schaukelten mehr als im 19. Jahrhundert auf und nieder. Es war der Stadt daher unmöglich, einen sicheren Etat aufzustellen und geordnet zu wirtschaften. Das hatte zur Folge, daß sie sich fortgesetzt durch Anleihen helfen mußte, die zum Ordinarium ihres Haushaltes gehörten. Die Steuer hatte daher in ungleich größerem Umfange als später den Zweck, die Anleihen zu verzinsen und zu tilgen.

Die rheinischen Städte bevorzugten, wie alle andern, die fundierten Formen, indem sie die aus der ländlichen Prekarie hervorgehenden Leibrentenverkäufe der Kirche nachahmte und neben ihr besonders die Erbrente, die von ihren Bürgern in Anwendung der Erbleihe auf die Hergabe von Geld statt Land unter Pfandsetzung des städtischen Wohnhauses gefunden worden war. Schon im 13. Jahrhundert bahnte sich bei uns diese Entwicklung an, die im 14. und 15. Jahrhundert in voller Blüte stand. Weit über die Länder bis ins westeuropäische Ausland hinein und bis zu den baltischen und ostdeutschen Städten hin hatten die rheinischen Städte an zahllose Personen Leib- und Erbrenten zu entrichten, und sie waren bei ihrer bis zum 16. Jahrhundert bedeutenden Leistungsfähigkeit von ihren Rentverkäufen aus, — mit deren Inhaberbriefen und der Weiterbegebungsfähigkeit der Rentzahlung durch Anweisung, — sehr erheblich an der Entwicklung neuartiger Kapitalverkehrs- und Zahlungsmethoden mitbeteiligt. Die starke Nachfrage des anlagesuchenden Kapitals sowie die Möglichkeit, die Stadtkassen als Zahlungsstellen im Geschäftsverkehr wie Banken ausnutzen zu können, und ferner die Sicherheit der Stadt veranlaßten, daß im Rheinland die Erbrentfüße schon im 15. Jahrhundert mit 3—5 vom Hundert einen neuzeitlichen Stand hatten.

Digitized by Google

Da die Landesherren im Gegensatz zu den Städten nur wenig Kredit genossen und daher nur sehr selten Renten zu verkaufen vermochten, so pflegten sie die Städte für ihre Anleihewirtschaft auszunutzen. Sie machten bei ihnen schwebende Darlehnsschulden, deren Werte die Städte durch Rentverkäufe aufbrachten. Mindestens bedienten sie sich ihrer Städte als Bürgen Dritten gegenüber, ein Umstand, der die Entwicklung der ständischen Verfassung fördern mußte, da die Städte nun ein erhebliches Interesse an der Führung des Staatshaushaltes erwarben. Auf solchen Beziehungen beruhte auch die Heraushebung der wohlhabenderen von ihnen als „Hauptstädte". In den städtischen Rentverkäufen kam daher zugleich auch die staatliche Finanzpolitik zum Ausdruck, und zwar besonders in politisch kritischen Zeiten.

Allerdings hatte das zugleich zur Folge, daß die Städte finanziell und in ihren wirtschaftlichen Verbindungen oft selbst sehr gefährdet waren. Es kam sehr häufig, z. B. bei den kurkölnischen, klevischen und geldrischen Städten, vor, daß die Landesstädte ihren Rentverpflichtungen dann nicht mehr entsprechen konnten, ihren Kredit verloren, und daß dann die zu Gläubigern gewordenen Rentner gegen die Bürger der säumigen Stadt vorgingen und ihre Liegenschaften, Waren, Schiffe und Fuhrwerke draußen beschlagnahmen ließen. Die betroffene Stadt konnte dadurch in eine verhängnisvolle Lage mit all ihren Einwohnern geraten, und manche Revolution ist auf solchem Grunde gewachsen; denn die empörten und hungernden Bürger wandten sich dann gegen ihren Rat. Draußen aber entsprachen ihnen oft die notleidenden Rentner, die Rente und Kapital verloren hatten. Der öffentliche Kredit der Städte hat so weithin die Wirtschaftsinteressen und die wirtschaftlichen Abhängigkeiten eng verflechten und vertiefen helfen.

Aus dem allem gingen viele rheinische Städte stark geschwächt hervor. Ihre Verschuldung war in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert oft so erheblich, daß sie nicht mehr ausgeglichen werden konnte. Auch hierdurch mußte der Staat gestärkt werden, und tatsächlich war dieser Zustand die Ursache dazu, daß sich der Landesherr seitdem ein Genehmigungsrecht für Stadtanleihen zueignete und seine Städte überhaupt unter Finanzkontrolle nahm. Die Entwicklung eines von dem des Landesherrn unabhängigen Staatskredits hat die Bedeutung der Städte für diesen sehr vermindert.

Die Städte führten ihre Aufgaben mit einer Beamtenschaft durch, die stets ihrer Größe und Bedeutung entsprach und daher so außerordentlich verschieden wie alle anderen Seiten unseres städtischen Lebens aufgebaut war.

Die Gründe, die zur Entstehung des Bürgermeisteramtes führten, wurden bereits geschildert. Dessen Inhalt war naturgemäß von Stadt zu Stadt verschieden und gipfelte in der Stellung der Kölner und Aachener Bürgermeister als Staatsoberhäupter.

In den größeren Städten wurde im späteren Mittelalter von ihm das Amt des Rentmeisters abgezweigt, der die Finanzverwaltung führte; diese Teilung konnte sich auch auf die Einrichtung weiterer Ressorts

Digitized by Google

unter der Leitung besonderer Ratsherren erstrecken, wie z. B. der Polizei, der Marktoberaufsicht, des Militärwesens und für sonstige Hauptaufgaben. Sie war auch in diesem Falle in Köln am weitesten durchgeführt, wo die Größe und das reiche Innen- und Außenleben der Stadt das notwendig machten.

Alle diese Ämter wurden ehrenhalber versehen und wurden meist doppelt besetzt. Ihre Inhaber wurden von Jahr zu Jahr neu aus dem Kreise der Ratsherren gewählt, wobei immer nur einer der beiden Vertreter ausschied, der dann gewöhnlich weiter an wichtiger Stelle verwendet wurde. Im Bergischen Lande wurde z. B. der abtretende Bürgermeister der Richter.

Die rechte Hand des Bürgermeisters wurde sehr bald der Stadtsekretär, der eigentliche berufsmäßige Verwaltungsbeamte, der ebenso wie die übrigen ihm nachfolgenden auf Vertrag angestellt war. Er war anfangs geistlichen Standes, im späteren Mittelalter weltlicher Akademiker und wurde mitunter von auswärts, selbst aus ost- und süddeutschen Städten berufen, eine Erscheinung, bei der man damals im Rheinland nichts fand.

Je mehr sich mit dem 16. Jahrhundert die Geschäfte verwickelten, desto mehr bildeten sich weitere ständige „Oberbeamte" heraus, und zwar in Gestalt der Syndici, die als Diplomaten, Gesandte und Justitiare verwendet wurden. Köln hatte manchmal deren mehrere. Kleine Städte, wie z. B. Neuß, Rheinberg und Kempen, hielten sich einen solchen gemeinsam.

An diese herausgehobene Gruppe der „Herren" schloß sich die der Vorstände der einzelnen städtischen Betriebe, der „Meister", an: Markt-, Münz-, Kaufhaus-, Hallen-, Akzise-, Schul-, Kranen-, Büchsen-, Bau- und Botenmeister, die Kommandanten der Söldner, die Ärzte, Apotheker, Müller, Förster, Makler, Grüter, Ziegler usw. Sie geboten unmittelbar über die Unterbeamten und Arbeiter, deren wichtigste Gattungen oben schon genannt wurden und die sich z. B. durch Schreiber, Wächter aller Art, Polizeidiener, Spielleute, Feldhüter, Hirten, Boten, Erdarbeiter, Totengräber, Küster, Fuhrknechte, Sesselträger, Aufwärter, Kranenleute, Mühlen-, Münz-, Keller- und Grutknechte, Ziegeleiarbeiter, Soldaten, Spielleute, Henker, Schinder usw. ergänzten.

Soweit für alle diese Personen nicht engere Fachkenntnis- und -ausbildung selbstredend war, hielt die Stadt doch darauf, daß sie von ihrem früheren Lebensgange her dem städtischen Amt nahestanden. Es waren daher, besonders unter den Unterbeamten und Arbeitern der Wirtschaftsbetriebe, zahlreiche entsprechende frühere Handwerker und selbst Kaufleute vertreten. Manche Arten, wie z. B. die Weinmesser, hatten sich einer Prüfung vor der Anstellung zu unterwerfen; andere mußten Kaution oder Bürgen stellen. Das Röderexamen der Stadt war z. B. weithin maßgebend und anerkannt.

Abgesehen von Beamten, wie die Sekretäre, Syndici, Schreiber und ähnliche vom „Publikum" nicht beanspruchte Personen, wurden die städtischen Angestellten bis zum 18. Jahrhundert nicht besoldet. Manche

Digitized by Google

von ihnen, wie z. B. die Ärzte, Apotheker oder die leitenden Handwerksmeister, hatten ausdrückliche Berechtigung zur Privatpraxis.

Auf der anderen Seite wirkte für viele der Gesindebegriff weiter: sie erhielten daher Kost und Kleidung und manchmal — wenn mit dem Amt die Verwaltung bestimmter Baulichkeiten zusammenhing — Dienstwohnung darin oder in der Nähe. Die Lieferung von Kleidern wurde meist auch durch die Uniformierung veranlaßt, die schon im Mittelalter alle Stufen von den Bürgermeistern bis hinab zum Schinderknecht erfassen konnte. Mindestens machte man besonders gesuchte oder aber auch als unehrlich geltende Beamte (wie die Makler und Marktbeamten bez. die Schinder und Henker) durch auffällige, etwa rote, Kappen kenntlich.

In der Hauptsache hatte das Amt auch in unseren Städten seinen Träger aus den Gebühren und Bußanteilen zu ernähren, sofern es nicht, was seltener vorkam, mit besonderen Einkünften des Stadthaushaltes dotiert war. Dagegen verbot schon das Mittelalter den Angestellten, das Amt zu Privatgeschäften zu mißbrauchen. Das Gebührenprinzip hatte für den Stadthaushalt aber die Folge, daß er für Gehälter und Löhne keine entsprechenden Mittel besonders bereitzustellen brauchte. Eine ganze Reihe der Unterbeamten und Arbeiter fuhr bei dieser Art der Entlohnung recht gut und stand sich bedeutend besser als die selbständigen Handwerker, eine Tatsache, die einen ständigen starken Andrang zu solchen Posten verursachte.

Die häufiger besetzten Gattungen des Personals waren fast immer genossenschaftlich organisiert. Sie betrieben auf diese Weise die Ausbildung der Neulinge, regelten ihre Arbeit nach bestimmten Ordnungen und teilten meist auch den Ertrag in gleiche Teile, indem jeder seine Einnahme in die gemeinsame Kasse abzuliefern hatte. Sie unterhielten ferner dabei Sterbe-, Kranken-, Invaliditäts-, Alters-, Witwen- und Waisenkassen, wie überhaupt der durch Alter oder Invalidität dauernd arbeitsunfähig gewordene Arbeiter mindestens von seinem Amtsnachfolger einen wesentlichen Teil des Arbeitsertrages — meist die Hälfte — bis zu seinem Tode und oft nachreichend auf die Hinterbliebenen erhielt. Manche der Ämter waren dabei verkäuflich, ja sogar erblich; sogar Versteigerung an den Meistbietenden kam vor, wie z. B. bei den Kornmüddern in Köln.

Die Entwicklung der Entschädigung der Beamten und Arbeiter ging schon seit dem 18. Jahrhundert zu festem Gehalt über. Die ehrenamtlichen Oberbeamten, die keine Besoldung erhielten, erwiesen sich durch die unerlaubte Ausbeutung ihres Einflusses zu ihrem Nutzen sowie dadurch, daß sie bei geringster Gelegenheit Gebrauch von den ihnen auf Stadtkosten zustehenden Trink- und Eßspenden machten, doch als sehr kostspielig. Dazu waren die Geschäfte der Stadtverwaltung, besonders in juristischer und finanzpolitischer Hinsicht, so schwierig geworden, daß man mit dem bisherigen System nicht mehr durchkam. Schon vor dem 19. Jahrhundert fingen daher an wichtigen

Digitized by Google

Stellen für die Ratsherren auf längere Jahre berufene, festbesoldete Berufsbeamte einzutreten.

Die französische Zeit hat diese Entwicklung stark gefördert. Dadurch, daß sie die Akzise ebenso wie die städtischen Wirtschaftsbetriebe, ferner alle genossenschaftlichen Bindungen und alle Gerechtigkeiten beseitigte, sprengte sie den größten Teil des ganzen Personensystems überhaupt auseinander. Ein großer Teil wurde mit der Befreiung des Wirtschaftslebens völlig überflüssig, mußte in andere, nichtstädtische Berufe übertreten oder wurde proletarisiert. Ein anderer wurde ersetzt durch neue ausdrücklich ausgebildete Kräfte, ein dritter in die neuzeitliche Beamten- und Arbeiterschaft mit neuartigem Anstellungs- und Entlohnungsrecht übergeführt. Der erheblich staatliche Charakter, den die Kommunalbeamten in der französischen Zeit hatten, wurde danach jedoch vom preußischen Staat wieder beseitigt.

Die Neuzeit hat dann mit den neuen und gesteigerten Aufgaben eine entsprechend gewaltige Veränderung und Verstärkung der städtischen Angestellten bringen müssen.

Digitized by Google

Das
rheinische Wirtschaftsleben.

Digitized by Google

III.

Agrargeschichte

von

Hermann Aubin.

Erstes Kapitel.

Agrarwirtschaft der Germanen. — Die Landnahme während der Völkerwanderung. — Siedlungsformen. — Die Grundherrschaft. — Stand der Landwirtschaft im Frühmittelalter. — Rodung.

Die Wirtschaftsverfassung der Germanen hebt mit einem Zustand an, da ein jeder in seiner Hauswirtschaft fast den ganzen Lebensbedarf selbst gewann. Dabei stand die Landwirtschaft noch auf Jahrhunderte der beleuchteten Geschichte völlig im Vordergrunde der wirtschaftlichen Betätigung.

Die Landwirtschaft erhält ihren Charakter von der Fülle des zur Verfügung stehenden Landes und dem geringen Aufwand zu seiner Bearbeitung. Sie ist ganz extensiv. Die Viehzucht nimmt den breitesten Raum ein. Die menschliche Tätigkeit beschränkt sich dabei auf die Hütung in den wechselnden Weidegebieten, waldfreien Stellen und lichten Wäldern, auf Anlage von Pferchen und Gewinnung der tierischen Produkte. Im Verein mit der Jagd in den jungfräulichen Waldgebieten liefert die Viehzucht die hauptsächlichste Nahrung und die Bekleidung, sei es unmittelbar durch Felle und Häute, sei es durch die Rohstoffe des Flachses und der Schafwolle. Die Viehrassen waren für das Auge des Römers unansehnlich, die Pferde klein, aber ausdauernd, so daß die Rheingermanen selbst dem römischen Heere geschätzte Reiterei stellten. Die vorherrschenden Eichen- und Buchenwaldungen begünstigten besonders die Schweinezucht.

Daß die Germanen um Christi Geburt aber bereits ansässige Ackerbauer waren, wird heute nicht mehr bestritten. Ja, sie besaßen eine Jahrtausende alte Erfahrung in der Feldbestellung. Der Ackerbau war freilich wiederum sehr extensiv. Es herrschte die wilde Feldgraswirtschaft, bei welcher das umgebrochene Feld ein oder einige Jahre nacheinander eingesät wurde, um dann lange Zeit driesch als Weide liegen zu bleiben. Aber dieser Ackerbau war reichartig und keineswegs primitiv. Die Rheingermanen säten nicht nur schon vor der Ankunft der Römer alle Getreidearten, sondern pflanzten auch mannigfache Gemüse und Nutzpflanzen, wie Hanf, Flachs und Waid. Es fehlte ihnen Obst-, Gartenbau und Wiesenkultur. Nur der Apfelbaum wurde gehegt und von den natürlichen Wiesen Heu gewonnen. Düngung mit Mist war bei den westlichen Stämmen durchaus bekannt. Wenn die

Digitized by Google

Ubier dazu eine solche durch tiefes Umgraben, Kuhlen, anwandten, so haben sie diese Übung vielleicht vom rechten Rheinufer mitgebracht. Den Kelten ist die Mergeldüngung eigen. Die Westgermanen verfügten zudem außer über den leichten Hakenpflug noch über einen schweren, ochsengezogenen Räderpflug, der mit seiner doppelten Schar die Schollen gleich auch umwandte und dadurch dem römischen Pfluge überlegen war. Auch die Egge kam zur Anwendung. Dem Getreideschnitt diente noch jahrhundertelang die Sichel.

Die Verteilung des Ackerlandes regelten die Verbände der Volksgemeinde. Der freie Germane war in der Regel selbstwirtschaftender Bauer. Keineswegs lag er den ganzen Tag auf der Bärenhaut. Er wäre verhungert. Außer dem ihm zur Bebauung zugewiesenen Ackerfeld hatte er die Nutzung an dem gemeinsamen Weideland. Eine volle Gleichheit der Freienanteile herrschte aber schon zu Tacitus Zeiten nicht mehr. Sondern einzelne, wohl des Adels, besaßen mehr Land und ließen es von Unfreien bebauen. Diesen waren Güterteile zur selbständigen Bewirtschaftung zugewiesen, von denen sie Abgaben an Früchten, tierischen Produkten und Geweben zu leisten hatten. Es sind also Ansätze der Grundherrschaft zu erkennen. Die Grundherrschaften bildeten vom Standpunkt der Herren aus erweiterte Hauswirtschaften. Regelmäßiger Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus den Hauswirtschaften heraus fand nicht statt. Nur für seltene Gewerbeerzeugnisse und Kaufmannswaren mußten gelegentlich Erträge der Hauswirtschaft, besonders Felle, hingegeben werden, und dieser uralte Austausch nahm durch die engere Berührung mit der römischen Kultur zu. Auch als Geschenke an die Fürsten oder als Tribute verließen Eigenerzeugnisse den geschlossenen Kreis der Hauswirtschaften. Dieser wurde umgekehrt für die Bedarfsbefriedigung durchbrochen durch die nicht seltene Kriegsbeute und durch den heimgebrachten römischen Sold. Reicherer Sold, größerer Anteil an der Beute, freiwillige Geschenke der Volksgenossen und größerer Grundbesitz ermöglichten dem Adel einen größeren Aufwand, der hauptsächlich durch die Gefolgshaltung bedingt war.

Eine unmittelbare Befruchtung des germanischen Landbaus durch die Römer ist nicht zu verspüren. Aber die feste römische Grenze hat die Westgermanen zu größerer Seßhaftigkeit gezwungen und so fand hier eine stetigere Entwicklung auch der Agrarwirtschaft statt. Die erzielten Fortschritte waren indessen nicht weittragend genug, die trotz der Kriegsverluste stark anschwellende Bevölkerung zu ernähren. Rodungen im großen wurden nicht vorgenommen. So ist der Nahrungsspielraum zu eng geworden. Dies und nicht Raublust ist der stärkste Antrieb zur Völkerwanderung gewesen. In welcher Weise während dieser die Landnahme auf dem linken Rheinufer erfolgte, das bleibt im Einzelfall dunkel. Sicher ist, daß man naturgemäß die besten alten Anbaufluren weiterbestellte, und daß die Volksmenge dafür gar nicht auslangte. Wald wuchs wieder auf manchem Kulturboden. Sicher ist auch, daß dem Königtum ein sehr bedeutender Teil der Landbeute

Digitized by Google

zugefallen ist, und es liegen Anzeichen vor, daß ein grundsätzlicher Übergang des römischen Fiskalgutes an die Könige stattgefunden hat. Außerdem verfügten diese nun, wie auch rechtsrheinisch, über die größten Waldgebiete.

Bei der Ansiedlung der Freien mußten die altheimischen Gewohnheiten, welche ja auch keineswegs klar sind, hier zweifellos einige Änderungen erfahren, wo es sich um altangebautes Land handelte und noch Reste der früheren Bevölkerung, nun in abhängiger Stellung, vorhanden waren. Vieles deutet darauf hin, daß die Grundherrschaft hier gleich anfangs, wohl in Anknüpfung an die römische, eine größere Rolle gespielt hat. Aber wir treffen auch linksrheinisch die für ganz Altdeutschland so bezeichnende Verbindung des Eigentums am Ackerboden und der Nutzungsrechte am Gemeindeland. Daß durch eine systematische Ausscheidung von Marken für die einzelnen staatlichen Verbände, Gaue und Hundertschaften, diese sogleich auch als Wirtschaftsverbände, als Markgenossenschaften, aufgetreten wären, ist wenig wahrscheinlich, wenn auch spätere Beispiele, wie am Hunsrück bei dem Hundertschaftshochgericht Rhaunen, für die Deckung von Mark- und Gerichtsgemeinde vorliegen. Die Hundertschaften betteten sich naturgemäß in die von Wäldern umzogenen Kulturböden und nutzten die Wälder wohl nach Gefallen, bis zu große Inanspruchnahme zu einer Abgrenzung der Berechtigten führte. So ist es dann zu erklären, wenn z. B. beim Bürgewald bei Düren die Dörfer mehrerer Gaue *eine* Markgenossenschaft bildeten. Manche Marken sind nachweisbar ehemaliger Königswald oder ursprünglich grundherrliches Eigentum gewesen, die Markgenossen dann ursprünglich Hofgenossen.

Mitten durch das Rheinland zieht die auffällige Grenze der Dorf- und Einzelhofsiedlungen, heute etwa in der Richtung von Venlo über Gladbach auf Neuß, den Rhein hinunter ausbauchend, von Kaiserswerth bis Hilden wieder den Strom parallel hinaufsteigend und endlich nach Elberfeld umbiegend. Einst aber lag sie besonders im Bergischen Lande nicht unbedeutend südlicher und wurde erst durch den Ausbau von Höfen zu Dörfern verschoben. Mit Volks- oder Stammesunterschieden hat sie nichts zu tun. Eher ist sie auf die Verstreuung der Anbauplätze am bruchreichen Niederrhein und die Eignung dieses Landes zur Viehzucht zurückzuführen, für welche sich geschlossene Lage des Grundbesitzes um die Hofstatt empfahl. Denn der Dorf- und Hofsiedlung entspricht im allgemeinen dieser Unterschied der Flurverfassung, daß die Einzelhöfe, wie im vlämischen Belgien und nördlichen Westfalen, geschlossene Kämpe haben, die Dörfer aber, wie im übrigen Altdeutschland, Gemengelage der Felder. Daraus folgte ein wichtiger Unterschied für die Wirtschaftsführung, völlige Freiheit des Anbauplanes dort, Flurzwang hier, da nur die einzelnen Gewanne der Dorfflur eigene Zugänge hatten, nicht aber die Streifen der einzelnen Besitzer in den Gewannen. Ein Gewann mußte von allen Besitzern gleichzeitig gepflügt, gesät, geerntet, beweidet werden. Den Anbauplan stellt hier später der Grundherr oder die Gemeinde auf. Bei der Dorf-

Digitized by Google

und Hofsiedlung aber, rechts wie links des Rheines, erscheint als Maßeinheit sowohl der freien wie grundherrlichen Bauerngüter die Hufe, welche aus dem Besitz der Hofstatt und der Äcker und dem Nutzungsrecht an der freien oder grundherrlichen Mark besteht. Das Hufenland betrug je nach der Gegend 30 oder 60 Morgen, bei der Königshufe auf Rodeland das Doppelte bis 160 Morgen wegen des extensiven Anbaus. Die Hufe ist für Grundholden anfangs auch die Betriebseinheit, Freie aber besaßen ihrer oft mehrere.

Wenn ursprünglich, was wahrscheinlich ist, Gradunterschiede zwischen dem Anteil der Grundherrschaften am Landbesitz rechts und links des Rheines bestanden haben, so sind sie im Laufe der Zeit verwischt worden. Denn parallel mit der Umwandlung der staatlichen und sozialen Verfassung und in steter Wechselwirkung mit dieser schreitet nun die Umwandlung der Agrarverfassung in der Richtung fort, daß sich die grundherrlichen Elemente verstärken und die Gleichartigkeit der freien bäuerlichen Wirte zersetzen. Aus verschiedenen Gründen vermehrt sich diejenige Schicht der Bevölkerung, die nicht mehr in der Urproduktion aufgehen kann und von dem Ertrag des Landes leben muß, das andere bebauen, der freie Bauer aber kann seine Stellung im Staate nicht mehr behaupten. Die Könige sind vor allem auf die Einkünfte der Domänen angewiesen, die sie von Pfalz zu Pfalz reisend verzehren. Was vom Könige gilt, gilt in Abstufung auch von seinen Beamten, den Herzogen, Grafen, Bischöfen, von den berittenen Kriegern. Sind hier die Veränderungen der Verfassung und die größeren Ansprüche des staatlichen Lebens maßgebend, so von der anderen Seite die neuen Aufgaben des geistlichen und geistigen Lebens, welche die christliche Kirche mit sich brachte. Dem Pfarrklerus hatte Pipin den Unterhalt durch den Kirchenzehnten sichergestellt. Die Chorherren aber an den Hauptkirchen, die Stiftsfräulein und die Klöster bedurften der Ausstattung mit Land. Zuerst wirkten neben den alten einheimischen Stiftern und Klöstern in dieser Weise auf die Agrarverfassung der Rheinlande die belgischen und nordfranzösischen ein, die hier viel Grundbesitz erwarben. Seit der karolingischen Zeit kommen immer mehr geistliche Institute im Lande selbst dazu. Der Andrang zu ihnen ist stark, der Grundbesitz muß wachsen, wenn Lebensunterhalt, Kleidung, Kirchenbau, Ausstattung des Gottesdienstes, Schulen, Bücher bestritten werden sollen. Der Großgrundbesitz ist also zu verstehen als die Grundlage, auf welcher in Zeiten vorwiegender Naturalwirtschaft höhere Leistungen in Staat und Kultur ermöglicht werden.

Der Großgrundbesitz entsteht gleichzeitig von oben und unten. Letzten Endes entstammte er entweder dem schier unerschöpflichen Born des Königsgutes, von dem er durch Schenkung oder Verlehnung abgezweigt wurde, oder er bildete sich aus der Zusammenschmelzung von Freiengütern mittels Schenkung, Tradition, Kauf, Heirat und Erbe. Ist auf letzterem Wege und dem der Belehnung bei der Dezimierung der Edelfreien der Domänenbesitz der Territorialherren herangewachsen, so brachten der Kirche vor allem fromme Stiftungen aus allen Kreisen

Digitized by Google

reichen Grundbesitz ein. Die oft außerordentliche Ausdehnung desselben läßt z. B. das Urbar des Klosters Prüm schon im 9. Jahrhundert überschauen. Seine Güter verteilten sich von Nymwegen bis Heidelberg und Metz. Aber der Großgrundbesitz stufte sich von da bis zu wenigen Hufen in einem Dorf ab. Er überzieht das Land mit einem immer dichteren Netz und ist selbst in jeder Dorfflur miteinander verschlungen.

Seine wirtschaftliche Organisation findet der Großgrundbesitz in der Grundherrschaft. Die Grundherrschaft ist die charakteristische, wenn auch keineswegs allein herrschende Wirtschaftsform des frühen Mittelalters. Auch als sie ihren wahren Inhalt schon eingebüßt hatte, haben ihre Formen noch bis zur Wende des 18. Jahrhunderts der rheinischen Agrarverfassung zum guten Teil das Gepräge gegeben. Bezeichneten wir die Grundherrschaft bereits in ihren Anfängen als erweiterte Hauswirtschaft, so stellen die großen Grundherrschaften der Karolingerzeit Hauswirtschaften größten Stiles dar. Man kann gemeinhin noch nicht kaufen. Man muß sich die Quellen der Bedarfsbefriedigung durch eigenen Besitz oder feste Nutzungsrechte sichern. Je größer und verfeinerter der Bedarf ist, desto weiter müssen diese Besitzkreise geschlagen werden. Acker- und Wiesenland, Weingärten, Wald für Brand- und Zimmerholz und zur Schweinemast, Jagd- und Fischgelegenheit müssen zusammengebracht werden. Man muß ferner alle Arbeiten möglichst in der eigenen Wirtschaft verrichten lassen. Die Arbeitsverpflichtung wird aber nicht durch freien Vertrag, sondern dauernd teils auf die Güterleihe, teils auf die Leibeigenschaft begründet.

Aus diesen Bedingungen ergibt sich die zielbewußte Erwerbspolitik der Grundherren. Selbst weitentfernte Klöster Innerdeutschlands, wie Korvey und Gandersheim, haben der Weinberge wegen Grundbesitz am Rhein erworben. Um das notwendige Kerzenwachs zu erhalten, legten die Kirchen ihren Schutzleuten den Wachszins auf. Prüm hat sich sogar seinen Salzbezug gesichert durch Anteil an den lothringischen Sudwerken.

Aus diesen Bedingungen ergibt sich weiter die Organisation der Grundherrschaft in Fronhofsverbänden. Diese stellen zugleich Besitz- und Arbeitsverfassung dar. Der Grundbesitz in einem bestimmten Umkreise, der, mehr oder weniger verstreut, nie zu geschlossenen Gütern arrondiert war, ist in den Herrenhof mit dem Salland von einigen Hufen und eine größere Zahl dienender Hufen zerlegt, welche mit Leibeigenen, Liten oder Freien besetzt sind. Diese Hüfner entrichten, wie schon in germanischer Zeit, Zins je nach der Zusammensetzung ihres Gutes. Von der Hofstatt Hühner und Eier, vom Acker Getreide, vom Wingert Wein, von der Weide ein Schwein. Den Fronhof mit den etwa 3—4 Hufen Salland bewirtschaftet der kleine Grundherr selbst, der große durch einen hörigen Baumeister, das Kloster durch einen Mönch, stets mit Hilfe leibeigener Knechte und der Dienste der Hüfner. Die Hufe ist also nicht nur Zinsgut, sondern auch Entlohnung des Landarbeiters. Die Dienste, bei den Leibeigenen anfangs wohl ungemessen, sind in karo-

Digitized by Google

lingischer Zeit schon festgelegt, sei es nach Zeit, auf etwa 2 oder 3 Tage in der Woche, wozu noch verschärfte Saisonfronden kommen, sei es nach dem Maße der Arbeit, z. B. 3 Joch zu bestellen. In ersterem Falle arbeiten meist alle Pflichtigen gleichzeitig unter Leitung eines grundherrlichen Beamten. Darüber hinaus verlangt der Grundherr Dienste zum Holzschlagen, Schindel- und Kienspanschnitzen, Reusen herrichten und vor allem Boten- und Fuhrdienste. Die großen Grundherrschaften mußten ja auch ein durchgebildetes Transportwesen auf Grund von Fronden schaffen, um die Erträge der entfernten Güter an der Zentrale genießen zu können.

Volle Selbstgenügung haben auch die größten und bestorganisierten Grundherrschaften nicht erreicht. Am vollkommensten ist sie zweifellos auf dem Gebiete der Landwirtschaft gewesen. Vollständige Abschließung herrschte indessen auch hier nicht, denn die oft bedeutenden Überschüsse wurden verkauft.

Vielleicht hat gegenüber der germanischen Zeit die Eigenwirtschaft der Grundherren zugenommen. Indessen sind die in der grundherrlichen Verfassung gebotenen Möglichkeiten zu einer Steigerung der Eigenwirtschaft nicht voll ausgenützt worden. Dem stand entgegen, daß die Grundherren doch mehr auf Bedarfsdeckung als auf Gewinn ausgingen und daß kein genügender Markt für landwirtschaftliche Produkte vorhanden war. Die wirtschaftliche Berufsteilung ist noch nicht weit genug fortgeschritten. Soweit sie vorhanden war, wurde der Bedarf an Naturprodukten für die nicht selbst ackerbauende Schicht meist eben durch Grundherrschaft befriedigt. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Friesen, welche damals bis aus dem Elsaß her Getreide und Wein holten, auch an den Ackerböden der Kölner Bucht und den Weinhängen von Mittelrhein und Mosel nicht vorbeigefahren sein werden, ohne einzukaufen. Doch war dieser Anstoß nicht groß genug zu einer Erweiterung der grundherrlichen Eigenwirtschaft. Vielmehr sinkt diese, obwohl der Anreiz zur Getreideerzeugung im großen sich stetig vermehrte, seit karolingischer Zeit immer mehr herab.

Die Grundherrschaft hat indessen noch ein anderes Gesicht. In ihr steht eine große Zahl von bäuerlichen Wirtschaften, die nach Ableistung ihrer Zinsen und Dienste ihr Eigenleben führen. Selbst der leibeigene Hüfner, der anfangs doch nur Arbeitskraft für den Herrn, nichts als Teil der Grundherrschaft war, gewinnt schon in karolingischer Zeit Beziehungen zum allgemeinen Wirtschaftsleben, indem er gelegentliche Überschüsse zum Verkauf bringt. Das Prümer Urbar setzt solchen bereits voraus, indem es fakultative Geldzinse erwähnt. Der Leibeigene wirtschaftet anfangs mit dem vom Herren gestellten Inventar und hat kein Anrecht an seiner Hufe. Seine wirtschaftliche Selbständigkeit wird davon abhängen, daß er sich Inventar und Besitzrecht sichert. Der Lite und freie Hüfner hat wenigstens ein Leiherecht an der Hufe. Die Zugehörigkeit zu einem Fronhof gewährt aber ihnen allen auch gewisse Vorteile. Der Grundherr gestattet ihnen in bestimmtem Um-

Digitized by Google

fange Nutzung an seinem Walde und seiner Weide und muß ihnen und ihrem Vieh bei Mißwachs Nahrung geben.

Nicht dies alles leistet dem bäuerlichen Freien seine Markgenossenschaft. Zwar gewährt ihm die Gemeinde die notwendige Ergänzung der Ackerwirtschaft durch Weide und Holzbezug. Aber darüber hinaus bot die Markgenossenschaft dem Freien keine Stütze. Sie hat sich auch nicht als Anbaugenossenschaft bewiesen, als die große Aufgabe des Neubruchs an die Bevölkerung herantrat. Jeder Freie gewann da für sich Land aus der Mark, die Grundherrschaft konnte ihre Kräfte versammeln und damit Größeres leisten, was freilich nur dem Grundherrn zunächst zugute kam.

Die Landwirtschaft der Franken hat seit der Völkerwanderung vielseitige Befruchtung empfangen durch die des römischen Kulturkreises. Es ist aber im einzelnen schwer zu sagen, wieviel davon im Lande selbst übernommen, wieviel neuerlich vom Westen her wiedereingeführt wurde, nachdem es die Völkerwanderung verschüttet hatte. Kanäle zu solcher Übertragung waren ja genug vorhanden in den mit dem Westen zusammenhängenden Großgrundherrschaften der Könige und der Geistlichkeit. Bodenständig ist sicherlich der Weinbau geblieben, der selbst in merowingischer Zeit schon bei Bonn betrieben wurde, der sich aber mehr und mehr ausbreitete und auf das rechte Rheinufer übergriff. Die Erhaltung des Weinbaues ist ohne die Erhaltung weinbauerfahrener Bevölkerung nicht zu denken. In den Pflanzen des Obst- und Gartenbaus gehen die älteren Abfassungen der Volksrechte noch nicht über die germanische Zeit hinaus. Der Prümer Mönch Wandalbert aber zählt 848 aus seiner an den Ufern des Rheins gesammelten Erfahrung bereits eine Fülle von Obstbäumen und von Küchenkräutern auf. Diese beschaulichen Kulturen sind eine Vorliebe der Benediktiner gewesen.

Die wichtigste Errungenschaft neben dem Wein ist der Übergang zur Felderwirtschaft, welche das Ackerland in kurzem Wechsel bestellt und ruhen läßt. In römischer Zeit ist sie an der Mosel wohl schon als Zweifelderwirtschaft geübt worden, in karolingischer Zeit kommen zuerst aus Westdeutschland Nachrichten von Dreifelderwirtschaft vor. Diese beansprucht den Acker nacheinander für Winter- und Sommergetreide, um ihm dann ein Jahr lang Erholung zu gewähren. Dementsprechend wird das Ackerland eines Betriebes in drei Felder geteilt: Winterfeld, Sommerfeld und Brache. Im Dörfergebiet bildet eine Mehrzahl von Gewannen das „Feld", das am Rhein meist selber Gewann genannt wird.

Die Felderwirtschaft hat sich naturgemäß nur nach und nach verbreitet. Aber sie bringt eine neue Epoche des Ackerbaus herauf, die erst im 19. Jahrhundert abgelöst wird. In der Zwischenzeit bestimmt s i e vornehmlich die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft. Zunächst für den Körnerbau, der durch die gründlichere Ausnutzung des Bodens von der gleichen Fläche größere Erträge liefert, dann durch ihren Einfluß auf die Viehzucht. Nur selten war der Boden so fruchtbar, daß

Digitized by Google

man, wie um Wittlich, bis ins 19. Jahrhundert Dreifelderwirtschaft ohne Düngung treiben konnte. Dieser wurde daher auch stets Aufmerksamkeit geschenkt. Schon das Prümer Urbar verzeichnet Dungfronden. Die seit dem 13. Jahrhundert auftretenden Pachtbriefe schreiben meist den Umfang der jährlichen Dungarbeit vor. Neben dem Stallmist wird hier auch, wo er vorkommt, des Mergels gedacht, und diese Dungart mag im Rheinland nie ausgestorben sein. Dennoch reichte selbst in Mergelgegenden der Dünger nicht immer für die Dreifelderwirtschaft aus, so daß man nicht nur an der Mosel, sondern z. T. auch im fruchtbaren Jülicher Lande bis ins 18. Jahrhundert bei den zwei Feldern stehen blieb. Auf schlechtem Boden hat sich daneben die Feldgraswirtschaft erhalten, so auf den Höhen an der Sieg mit dreijährigem Driesch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, in den Eifelbergen mit bis fünfzigjährigem Driesch noch länger. Die hier geübte Schiffelwirtschaft, bei welcher die driesche Heide oder das Gras abgestochen und zu Dung verbrannt wurde, wird uralt sein. Das Verhältnis vom Körnerbau zur Viehzucht schlägt in dieser Zeit um. Die Felderwirtschaft schränkte die Brache ein und der Ausbau des Landes verkürzte die ewigen Weiden. Der Wiesenkultur wandte man nur geringe Aufmerksamkeit zu.

Günstigere Bedingungen herrschten nur im Gebiet der Einzelhöfe mit ihren geschlossenen Kämpen. Hier wurde neben der Rindvieh- auch die Pferdezucht betrieben. Bekannt sind die Herden wilder Pferde, die im Aaper Wald noch bis 1814 gehalten wurden. Besser war allgemein für die Schweine gesorgt, denen sich im November die fette Eichelmast der Laubwälder öffnete. Die salischen Franken bevorzugten das Schwein so sehr, daß ihr Recht für alle Abstufungen des Alters und der Art eigene Ausdrücke kennt. Die Schafzucht stand anfangs zurück.

Die Veredlung der Rasse war durch das gemeinsame Weiden der Dörfer, Hof- und Markgenossenschaften behindert. Zur Haltung des Zuchtviehs war in der ganzen alten Zeit der Genießer des Kirchenzehnten verpflichtet und es ist leicht einzusehen, daß damit rationeller Zucht ein Riegel vorgeschoben war. Nur die größeren Grundherrschaften wären dazu etwa befähigt gewesen, wie das salische Volksrecht auch von dem königlichen Beschälhengst spricht. Die Grundherrschaften haben aber bei ihrer Abkehr von der Eigenwirtschaft diesen Zweig ganz fallen lassen.

Von einer Waldwirtschaft kann bis zur Territorialzeit überhaupt nicht gesprochen werden. Wald war genug da. Man nutzte ihn einfach. Zur Zeit des salischen Volksrechtes gehörte das Holz dem einzelnen nur, wenn er es geschlagen nach Haus geführt hatte. In karolingischer Zeit sind indes die Anteile der Freiengüter am Walde bereits nach Menge des Holzes und der aufzutreibenden Schweine begrenzt. Die Markgenossen üben Selbstverwaltung über den Wald aus, die sich aber auf Beobachtung der Schlag- und Weidezeiten und der erlaubten Nutzungsmengen beschränkt. Sobald der Zwang auftrat, das Rindvieh auf Weide in die Wälder zu schicken, sind diese arg geschädigt worden.

Digitized by Google

Die Intensivierung vor allem des Ackerbaues gestattet Verkleinerung der Betriebsgrößen. Diese ist am charakteristischsten dort zu beobachten, wo man von dem Gute dauernd die gleichen Leistungen verlangte, bei den abhängigen Hufen der Grundherrschaft. Hier ist man zur Halbierung der 60-Morgen-Hufe übergegangen. Schon das Prümer Urbar kennt solche halbe Hufen. Später bildet nicht die Hufe, sondern das Lehen von 30 Morgen die Einheit der dienenden Güter. Selbst geringere kommen vor. Nur allmählich hat sich auch dieser Prozeß abspielen können. Unmittelbar vor den Mauern Kölns sehen wir ihn einmal noch am Ende des 13. Jahrhunderts sich vollziehen.

Wenn auch die intensivere Landwirtschaft eine vermehrte Bevölkerung reichlicher zu ernähren vermochte, so bedurfte es bei deren starkem Anwachsen doch dauernd neuen Landes. Und nun schritt man dazu, es durch Urbarung zu gewinnen. Diese mag nicht lange nach der Völkerwanderung eingesetzt haben, erst Reste alten Kulturlandes als neue Gewanne vom Dorf aus gewinnend, dann Einzelhöfe in die Wälder treibend, die sich z. T. wieder zu Dörfern ausbauten. Auch die Anlage der mühevollen Terrassenbauten für die Weinkultur — oft die besten Lagen — sind an Mosel, Saar und Ahr meist erst in salischer und staufischer Zeit geschaffen worden. Die Aufgewinnung von Neuland stand jedem Markgenossen frei, bis schon gegen Ende der Ausbauperiode die Landesherrschaft ihre schützende Hand über die gelichteten Marken legte. Die Grundherrschaften mit ihren größeren Kräften konnten aus der Urbarung den meisten Nutzen ziehen. Sie organisierten ihren Zuwachs nach dem Vorbild der abhängigen Hufen, aber meist schon mit Geldabgaben und geringeren Fronden. Noch heute zeigt jede Karte den Weg, den diese Ansiedler genommen, und die außerordentliche Arbeit, die sie geleistet haben, in den Ortsnamen, die auf ehemaliges Wald- und Ödland und auf die Rodungstätigkeit hindeuten. Besonders leicht erkennt man am Niederrhein die Streifen der Neubruchsiedlung zwischen alten Kulturböden an den Ortsnamen auf -rath. Diese Siedlungsarbeit geht kräftig bis ans Ende des 13. Jahrhunderts fort. Dann ist sie in der Hauptsache vollendet. Eine eigene Entwicklung nahm sie am Niederrhein dort, wo es sich mehr um Trockenlegung von Brüchen und Eindeichung der Rheinarme handelte. Dieses schwierige Werk scheint später begonnen worden zu sein und zieht sich auch länger, bis ins 14. Jahrhundert, hin. Die Erfahrung holländischer Kolonisten hat hier mitgeholfen.

Zweites Kapitel.

Umgestaltung der ländlichen Verfassung durch die Geldwirtschaft. — Landwirtschaftliche Kultur des späteren Mittelalters. — Das Rheinland vom Bauernkrieg verschont. — Leiden im 16. und 17. Jahrhundert. — Langsamer Aufschwung im 18. Jahrhundert. — Weiteres Abbröckeln der alten Agrarverfassung.

Die Verdichtung der Bevölkerung vollzieht sich unter gleichzeitiger Sonderung der wirtschaftlichen Berufe. In der Entstehung der auf

Digitized by Google

Handel und Gewerbe begründeten Städte findet diese ihren stärksten Ausdruck. Aber das Rheinland hat nie den scharfen Gegensatz von Stadt und Land gekannt wie der Osten. Ganz abgesehen von der auch sonst verbreiteten landwirtschaftlichen Betätigung vieler Bürger nicht nur der kleineren Städte, sondern auch der Kölner „Kappesburen". Im Rheinland war das Gewerbe niemals streng auf die Städte beschränkt und es gab wirtschaftlich wie verfassungsrechtlich viele Übergangsstufen vom rein agraren Dorf bis zur Handelsstadt. Jedenfalls ist eine neue und breitere Schicht der Bevölkerung entstanden, welche nicht mehr selber an der Urproduktion teilnimmt. Die Landwirtschaft ist nicht mehr der einzige wirtschaftliche Berufsstand, wenn sie auch bis ins 19. Jahrhundert der überwiegende bleibt. Ihr fällt nun die Aufgabe zu, den anderen Bevölkerungsteil zu ernähren. Dieser nimmt ihr dafür aber auch manche Arbeit im Gewerbe und Verkehrswesen ab und gestattet ihr, sich mehr auf ihre besondere Arbeit zu konzentrieren. Zwischen beiden Teilen entsteht ein regelmäßiger Austausch der Erzeugnisse. Der Landmann kann sein Getreide und seinen Wein gegen Geld absetzen, er kann für Geld Handwerks- und Handelswaren kaufen. Ein Markt hat sich gebildet. Dadurch wird die ganze Agrarverfassung umgestaltet. Die Anfänge des Übergangs zur Verkaufsproduktion haben wir in karolingischer Zeit schon beobachtet. Er wird unter den Ottonen lebhafter, erreicht unter den Staufern einen gewissen Höhepunkt. Er und alle mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen sind abhängig von der Verkehrslage. Er erfolgt früher und rascher in der Nähe der Verkehrszentralen als in abgelegenen Gebirgsdörfern. Vor allem die Stadt Köln hebt sich in ihrer Wirkung auf das Agrarwesen im Hochmittelalter heraus. Und er ist abhängig von dem vorherrschenden Produkt. Die Weinbaugegenden fanden früher einen Absatz durch ihr seltenes Gewächs und waren, je einseitiger sie sich seiner Pflege zuwandten, um so mehr auf den Kauf der Brotfrucht angewiesen.

Die Verdichtung und steigende Kaufkraft der Bevölkerung ließ die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse steigen. Die Wendung zu verstärkter Eigenwirtschaft, um diese Preise auszunutzen, hat dieser Vorgang im Rheinland, wie in Süddeutschland, den Grundherrschaften nicht gegeben. Das beruht z. T. zweifellos darauf, daß der Besitz der Toten Hand hier sehr bedeutend war. Dieser kam es nur auf ruhigen Rentenbezug an. Nach ihr kommt als grundbesitzender Stand der Adel, und zwar jetzt der niedere Adel in Betracht. Auf dem Wege der Belehnung und Entfremdung hat er im Lauf der Jahrhunderte auch Kirchenland an sich gebracht, so daß dieses im späteren Mittelalter sicherlich nicht wenig zurückgegangen ist. Aber auch der Adel hat keine Neigung zu wirtschaftlicher Tätigkeit gezeigt. Er hat das Ritterhandwerk vorgezogen, später sich im territorialen und Reichsstaatsdienst um Offiziers- und Beamtenstellen beworben und, wenn er auf seinen Gütern blieb, in der mehr öffentlichen Verwaltung seiner Herrlichkeiten und Unterherrschaften sein Genügen gefunden. Der stark verbreitete, schon im 12. Jahrhundert hervortretende Landbesitz der

Digitized by Google

Stadtbürger, nicht der Ackerbürger, sondern der wohlhabenden Schicht der größeren Städte, kam für die Besitzer auch nur als Rentenquelle in Betracht. Diese Abkehr der Grundherren von der Eigenwirtschaft hat die agrare Struktur der Rheinlande bis ins 19. Jahrhundert mitbestimmt. Vielleicht wirkte auch die Verteilung des Absatzes auf viele kleine Märkte, sicherlich die Verstreuung der Grundherrschaften der Ausbildung von Großbetrieben entgegen.

Bei diesen Voraussetzungen ist die Eigenwirtschaft nicht vermehrt, sondern vermindert worden. Die Grundherren brauchten nunmehr Geld und willigten in die Ersetzung mancher Leistungen durch Geldzinse. Bei den Ackerfronden hatten sie dafür noch besonderen Grund. Wie stets und überall, werden sie sich damals im Rheinland als ein Hemmnis intensiveren Anbaus erwiesen haben. Die schlecht geleistete Arbeit wurde mit der vom Grundherrn zu gebenden Zehrung zu teuer bezahlt. Fielen die Fronden weg, so mußte man mehr Hofknechte halten oder Teile des Sallandes verpachten. Die Nachrichten über solche Verpachtungen aus dem 12. Jahrhundert dürften gar nicht den Anfang der Bewegung bedeuten. Es handelt sich meist um entfernte, schwer zu verwaltende Besitzungen, wie an der Mosel von Brauweiler oder bei Kleve von Echternach. Die Verwaltung der Fronhöfe machte den Grundherren damals schwere Sorgen. Die Baumeister, welche meist auch als Schulzen Gerichtsbarkeit ausübten, erlangten Ministerialenrechte und beanspruchten ihre Ämter zu Lehen und Erbe. Wie die Landesherren mußten die Grundherren den Feudalismus im Ämterwesen überwinden. Der Kampf setzt schon im 12. Jahrhundert ein und geht noch im folgenden fort, immer mit örtlichen Verschiedenheiten. Unter mancher Einbuße an Abfindungen gelingt es den Grundherren, ihre Hofverbände aus den Händen der Erbschulzen zu lösen. Nicht viele sind anscheinend im Rheinland als Lehen dem niederen Adel verblieben. Die freigewordenen Fronhöfe aber werden nun in Zeitpacht ausgetan. Auch die Benediktiner ziehen diese jetzt der Bewirtschaftung durch Brüder vor und selbst die Zisterzienser müssen folgen. Dieser Übergang vollzieht sich vor allem in der Stauferzeit. Die völlige Zerschlagung von Fronhöfen ist selten vorgekommen.

Der Fronhofspächter ist zugleich noch Beamter, seltener Pächter für die Abgaben der Hufner; soweit diese noch Dienste in natura leisten, erhält er sie mit in Pacht. Denn auch die Dienstablösung geht nur allmählich vor sich. Am längsten halten sich die Saisonarbeiten, dauernd meist gewisse Fuhrdienste. Selbst in einem Gebiete fortgeschrittener Kultur, wie dem Jülicher Land, wird z. B. in Kelz die Verwandlung der Saisonackerfronden in eine Geldgabe erst 1337 eingeführt. Auf der hohen Eifel blieben solche immer bestehen. Die Verpachtung der Fronhöfe hat aber die Auflösung der alten Arbeitsverfassung wahrscheinlich befördert.

Diese ganze Entwicklung kam der Hoffamilie zugute. Die Hüfner, oder, wie sie jetzt meist heißen, die Lehnsleute oder Hofleute, oder im Gebiet der Einzelhöfe die Laten, zusammengeschlossen in der Hofgenossenschaft, welche die Gewohnheiten als das Recht des Fronhofs

Digitized by Google

in Weistümern festlegte, haben, auch wenn sie der niedersten Klasse angehörten, Erbrecht an ihren Lehen gewonnen. Auf dieser festen Grundlage können die Lehnsleute ihre Lage weiter verbessern. Schon im 11. Jahrhundert werden die von S. Maximin im Trierer Talkessel rebellisch ob allzuschwerer Dienste und drücken Erleichterung, besonders Geldzinse durch. Dann setzt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts jene entscheidende Bewegung der unfreien Bauernschaft unter dem Einfluß der Städtewesens und der östlichen Kolonisation ein, welche wir bereits (S. 13) betrachtet haben. Sie bringt den Vollschuldigen den Verzicht des Herrn auf den halben Nachlaß an Fahrhabe, bis wohin sich das Anrecht an dem ganzen Lehnsinventar des Leibeigenen immerhin schon herabgemildert hat. Der Herr nimmt nach seiner Wahl — daher Kurmede genannt — nur noch das beste Vieh oder Kleid. Die Kurmede wird aber bei den auf dem Lehen verbleibenden Lehnsleuten, welcher Klasse auch immer, zur Reallast des Lehns. Im größeren Teile der Rheinlande gewinnt der Hörige in der Folgezeit überhaupt die Freiheit, selbst bei Erhaltung der Leibeigenschaft wird später die Bindung an die Scholle wie in Prüm und Blankenheim nicht mehr streng gehandhabt.

Die Hofgenossenschaft erleidet zugleich noch von einer anderen Seite her eine bedeutsame Umwandlung. Geistliche Institute, Bürger, dann auch Adelige, also anlagesuchendes Kapital, erwerben einzelne Hoflehen, natürlich um sie weiterzuverpachten. Wenn auch der Unterpächter noch schuldige Dienste übernehmen muß, so ist doch klar, daß solche Erwerbungen mit der strengen Bindung des Lehnsmannes unvereinbar sind und nur erfolgen können, wenn diese schon im Erlöschen ist, welchen Vorgang sie wiederum beschleunigen. Nun muß die Kurmede Reallast werden. Dabei wird sie schon Ende des 12. Jahrhunderts gelegentlich durch eine jährliche Rente abgelöst. Der Eintritt der oberen Schichten aber gibt den Hofgenossenschaften ein ganz anderes Gewicht. Entstammen doch seitdem Grundherr und Hofgenossen oft derselben sozialen Schicht.

Der Lehnsmann ist also jetzt im Besitze des Erbrechts und des Inventars. Von einem mit Land ausgestatteten Landarbeiter des Grundherrn hat er sich zum renten- und vielleicht noch dienstbelasteten Eigenwirt aufgeschwungen. Gerade zur rechten Zeit. Die Ablösung der Fronden macht seine Arbeitskraft für das eigene Gut frei. Die Weistümer der Hofgenossen sichern ihn vor Erhöhung seiner Leistungen. Im Verhältnis zu dem steigenden Ertrag des Lehens werden diese immer leichter zu tragen. So fällt die wachsende Grundrente ganz dem Lehnsmanne zu. Die fortschreitende Geldentwertung aber gestattet ihm, seine Zinse mit immer weniger Ernteertrag zu bezahlen. Wie überall in Deutschland, wird auch im Rheinland die Lage der Bauern seit der Stauferzeit durchaus günstig. Wenn auch der bäuerliche Freienstand ganz zusammengeschmolzen ist (S. 5), der Bauernstand feiert eine Wiedergeburt aus den niederen Schichten heraus.

Die Grundherrschaft hat aufgehört, eine Arbeitsorganisation zu

Digitized by Google

sein. Dennoch sind die Hofverbände nicht, wie in Teilen des benachbarten Westfalens und Niedersachsens, aufgelöst worden, um dem Grundherrn für das Geschenk der persönlichen Freiheit des Hofmannes die freie Verfügung über die Lehen zurückzugeben. Es ist sehr bezeichnend für das Rheinland, daß sich die Umstellung der Grundherrschaften auf die Bedingungen der neuen Zeit ohne Bruch, unter Erhaltung der alten Formen vollzogen hat, welche nur nach Möglichkeit den veränderten Bedingungen angepaßt, aber auch freilich als eine gewisse Fessel weiter fortgeschleppt wurden. Was von der Grundherrschaft in das spätere Mittelalter und die Neuzeit hinübergerettet wurde, das ist wenig mehr als eine Organisation zur Rentenerhebung und zur Kontrolle des Bestandes an Lehengut. Das Rheinland gehört insofern mit Südwestdeutschland in das Gebiet der versteinerten Grundherrschaft, wie man sie treffend genannt hat. Unter diesen Formen aber vollzieht sich eine Neugruppierung der ländlichen Betriebe.

Neben der grundherrlichen Leihe haben jederzeit auch freie Leiheformen bestanden, angewandt besonders auf Land, das Freie einem Grundherren tradierten und zur Nutzung zurückerhielten. Die Verbreitung der freien Erbzinsleihe nimmt zu, indem besonders Neubruchland zu diesem Rechte vergeben wird. Die Holländer in den Bruchkolonien Kleves mögen darauf eingewirkt haben. Hier ist Erbzinsleihe die Regel, welche auf den Stand des Zinsmannes gar keinen Einfluß hatte. Daneben kommt nun, wie wir sahen, die Zeitpacht auf. Sie wurde nicht nur auf Fronhöfe angewandt, sondern auch auf anderes freies Eigen und auf die Afterpacht von Lehnsland aller Art. Während die Grundherrschaft verfällt, beginnen die Kreise, denen die alten Grundherren entstammten, erkennbar schon Mitte des 12. Jahrhunderts, verstärkt durch das anlagesuchende bürgerliche Kapital Pachthöfe zu bilden, indem sie Land aller möglichen Besitzrechte zusammenbringen. Allod wird da mit Lehen verschiedener Fronhöfe oder mit Feudallehen verbunden, wenn es sich nur zu gemeinsamer Bewirtschaftung eignet. So entstehen Güter bis hundert und von einigen hundert Morgen Landes. Die Verpflichtungen gegen die einzelnen Fronhöfe werden nur noch als Rentenbelastung empfunden und vom Pächter erfüllt. Es kommt nun vor, daß Fronhöfe eigenes Lehnsland zur Arrondierung an sich nehmen. Das ist eine Art Bauernlegen, die sich aber nur allmählich vollzieht und ihre Grenze findet in der Abneigung gegen Eigenwirtschaft einerseits und in dem festen Erbrecht des Lehnsmanns andererseits. Sie ist am Rhein niemals als eine Schädigung des Bauernstandes empfunden worden. In der Schaffung der Pachthöfe, unter denen die Fronhöfe die erste Stelle, besonders nach dem Umfang, einnehmen, finden die Grundherren Ersatz für den Verfall ihrer Einnahmen aus den Hofverbänden. Was in Niedersachsen bei der Auflösung derselben durch Errichtung der Meiergüter geschehen ist, das hat sich im Rheinland unter der Decke z. T. hofrechtlicher Belastung still vollzogen. Nicht mehr auf Fronhofsverbänden beruht nunmehr das Einkommen der grundbesitzenden Klassen, sondern auf Pachthöfen.

Digitized by Google

Dieser Vorgang setzt eine beträchtliche Mobilisierung des Grundbesitzes voraus. Bei Allod verstand sich freie Veräußerlichkeit von selbst. Das Ritterlehen war nicht frei veräußerlich, aber nichts hinderte seinen Besitzer, es zur landwirtschaftlichen Nutzung mit anderen Grundstücken zu verbinden, und in Jülich finden wir seit dem 16. Jahrhundert mindestens eine auffallende Zersplitterung auch der Ritterlehen. Das Hoflehen mußte ursprünglich, sobald der Lehnsmann überhaupt sein Erbrecht daran veräußern konnte, innerhalb der Hofgenossenschaft bleiben. Aber wir sahen schon, daß die Herren weitherzig in der Auslegung waren und den Eintritt Fremder in die Genossenschaft gestatteten, wenn sie nur der Abgaben versichert waren. Es hat sich mancherorts allerdings das Recht der Herren oder auch der Hofgenossen erhalten, an Fremde veräußerte oder vererbte Lehen innerhalb Fristen bis 100 Jahren wieder an sich zu ziehen, bzw. zu kaufen. Aber dieses Recht scheint tatsächlich kaum geübt worden zu sein.

Die Bildung der Pachtgüter wandelte auch die ländliche Bevölkerung. Die ausgekauften Lehnsleute fanden z.T. ein Unterkommen als Pächter, oft wohl auf demselben Gute. Nur in geringem Maße trat anfangs noch der Ministerialenadel mit ihnen in Wettbewerb um die Pacht der großen Fronhöfe. Da die Bildung der Pachtgüter zugleich aber auch eine Betriebskonzentration bedeutete, wurde ein Teil der Lehnsleute frei. Manche von ihnen wurden zu frei gedungenen Hofknechten, andere zu ländlichen Hilfsarbeitern. Die Pachthöfe haben vorwiegend mit Gesinde gewirtschaftet. Nur zu Saisonarbeiten bedurften sie, soweit ihnen nicht etwa noch Fronden zu leisten waren, einer Verstärkung durch Tagelöhner. Diese nicht zahlreiche Klasse siedelte sich auf Kotten mit etwas Land an, das meist vom Salgut zur Verfügung gestellt wurde. Die Ansiedlung der Kötter bewirkte einen Ausbau der Dörfer, der aber nicht allein auf dem Aufkommen freier Landarbeiter beruht, sondern auch auf dem ländlichen Gewerbe. Für das Unterkommen der ländlichen Bevölkerung ist endlich auch die zunehmende Güterzersplitterung von Bedeutung geworden, welche aber besser in dem fortgeschrittenen Stadium der späteren Zeit betrachtet werden kann. Der überschießende Rest der landlos gewordenen Hofleute ist in die Städte und ins Kolonialland abgeflossen.

Die vorherrschende Pachtform ist anfangs der Teilbau, und zwar beim Ackerland meist der Halbbau, bei Wingerten der Drittelbau Dem Halfen stellt der Grundherr das Inventar, im ersten Jahr das ganze, dann das halbe Saatkorn und die Hälfte der Ernte- und Drescharbeiter. Er trägt auch die öffentlichen Lasten. Dafür erhält er die zweite Garbe. Dem Halfen werden die Wiesen oder einige Morgen für Futter- oder Spezialkulturen dreingegeben. Der Teilbau entspricht dem Übergang von der Eigenwirtschaft zum Pachtsystem. Noch gibt es keinen Pächterstand, der das Inventar mitbringt. Der Pächter ist noch mehr naturalentlohnter Wirtschaftsleiter und Arbeiter als Unternehmer. Der Besitzer nimmt noch starken Einfluß auf den Anbauplan. Die Pachtfristen wechseln zeitlich und örtlich. Sie stehen aber

Digitized by Google

immer im Verhältnis zum zwei- oder dreijährigen Umlauf der Felder und auch zu dem der Düngung. Von kurzen Pachtfristen kam man ab. 12 bis 24 Jahre sind recht gebräuchlich gewesen. Daneben kommt auch lebenslängliche Pacht vor, die Leibgewinnung, wie sie im Klevischen heißt.

Das 13. und z. T. noch das 14. Jahrhundert haben jene Grundzüge der ländlichen Zustände heraufgeführt, welche dann bis zum Ende der alten Zeit anhalten sollten. Der Ausbau ist, soweit die Landwirtschaft in Betracht kommt, ziemlich vollendet. Die Agrarverfassung ist umgestaltet. Wo strengere Formen der Leib- und Grundherrschaft bestehen bleiben, werden sie auch in der Folgezeit nicht mehr aufgelöst. Die ländliche Bevölkerung hat sich neu gruppiert. Ein so mächtiger Anstoß wie der Übergang zur Geldwirtschaft, die Entstehung des Städtewesens und die ostdeutsche Kolonisation gewesen waren, trat nicht mehr auf. Die Umwandlungen vollziehen sich langsamer; es tritt eine gewisse Stagnation ein. Die großen Kriegsverwüstungen der Neuzeit bringen sogar Rückschläge. Um einen Begriff von der Grundbesitzverteilung zu bekommen, welche sich im Laufe des Mittelalters herausgebildet hatte, kann man daher mit ziemlicher Gültigkeit auf jüngere Zahlen greifen. Die Steueraufnahme von 1669 ergab in Kurköln, daß dem Klerus 28 und dem Adel 29 Prozent des Bodens gehörten. In Kurtrier betrugen im 18. Jahrhundert ihre Anteile rund ein Fünftel und ein Siebentel, zusammen also ein Drittel. Dabei hatte aber die Geistlichkeit ungleich mehr Weingärten, und zwar in den besseren Lagen in Besitz. Der Wein diente nicht nur dem eigenen Verbrauch, sondern war auch am leichtesten zu Geld zu machen. Bei diesen Zusammenstellungen ist das abhängige Land der Grundherrschaften aber nicht den Herren, sondern den Lehnsleuten zugerechnet, so daß also der Grundbesitz der privilegierten Stände in früherer Zeit noch sehr viel umfangreicher war.

Die ganz großen Grundherrschaften haben ihren Kreis beträchtlich verkleinert, indem die entfernteren Güter verlehnt, entfremdet oder abgestoßen worden sind, da sie zu schwer unter Aufsicht zu halten waren. Damit verschwinden auch die meisten auswärtigen Grundherren aus dem Rheinland.

Bei diesen entfernten Besitzungen hatte man verständlicherweise zuerst die Fixpacht angewandt. Sie ist sogar schon ums Jahr 1100 nachweisbar. Zur fixen Pacht ist man dann immer mehr übergegangen, so daß der Teilbau nur als ein Durchgangsstadium dahin anzusehen ist. Es hatte sich ein Pächterstand gebildet, der wohlhabend genug war, um mit eigenem Inventar aufzuziehen. Nahe bei Köln findet sich ein solcher Pächter schon 1266. Der Übergang zieht sich indessen bis ins 19. Jahrhundert hin, das ja noch den Teilbau gekannt hat. Auf den Getreideböden des Köln-Jülicher Landes scheint er im 15. Jahrhundert in rascheren Fluß gekommen zu sein, wie gleichzeitig die klevische Domänenordnung von 1431 die Fixpacht als zu erreichendes Ziel vorschreibt. Besonders zähe hielt sich der Teilbau bei den Weingärten, deren Erträge größeren Schwankungen unterliegen. Die Pacht wird

Digitized by Google

auch weiter in Naturalien entrichtet. Es kommt aber im Laufe der Zeit ein steigendes Weinkaufs-, also Einstandsgeld und ein Beitrag des Pächters zur Baukasse hinzu, wofür der Besitzer die Erhaltung der Baulichkeiten übernimmt. Die öffentlichen Abgaben wie die Entlohnung der Erntearbeiter liegen jetzt dem Pächter ob. Trotz dieses Wechsels erhält sich der Name des Halfen für die Hofpächter. Die Halfen sind ein angesehener und wertvoller Stand gewesen, dessen Erfahrung und Wohlhabenheit in erster Linie die Fortschritte der Landwirtschaft zu danken sind, welche bis zu dem wissenschaftlichen Anbau des 19. Jahrhunderts erzielt wurden. Das treffliche Bild eines großen Halfen, das auch für frühere Jahrhunderte passen dürfte, hat uns Karl Schurz in der Schilderung seines Großvaters, des Burghalfen von Liblar, überliefert.

Der Leibgewinn, der bei den klevischen Domänen im 15. Jahrhundert die häufigste Pachtform war, ging oft tatsächlich in Erbpacht über, indem 2—3 Leiber gleichzeitig — Mann, Frau und Kinder — gewonnen wurden. In Mörs m u ß t e sogar die lebende Hand die tote erwecken, d. h. beim Tode des einen Leibgewinners eine neue Hand angesetzt werden. In Kleve hat man in der Neuzeit wiederholt versucht, die Erbpacht zu beseitigen. Indessen hat man gerade hier bei Finanznöten seit dem 15. Jahrhundert gegen hohes Einkaufsgeld die Erblichkeit von Leibgewinngütern ausdrücklich anerkannt. Weiter südlich hat die Erbpacht keine große Rolle gespielt.

Von der Grundherrschaft bröckelt manches in ihrem äußeren Bestande und ihrem inneren Gehalte ab, wo sie sich nicht in größerer Kraft erhalten hatte. Trotz der Kontrolle der Hofgerichte gehen Lehen verloren, besonders als deren Teilung weiter fortgeschritten ist. Oder es werden Lehen aus dem Hofverband entlassen. Vereinzelt werden veraltete Frondienste in Abgaben verwandelt. Die Kurmeden werden nur noch in Geld entrichtet, wenn auch noch die hergebrachte Kür des besten Stückes nach festen Vorschriften vorausgeht, oder es tritt jährliche Rentenzahlung an ihre Stelle. Die Regelung des Anbaus in der Dorfflur geht mehr und mehr auf die erstarkende Ortsgemeinde über. Nur beim Weinbau bewahren die Grundherren zäher das Recht, Tag und Reihenfolge der Lese zu bestimmen. Die Hofgenossenschaft von Stommeln bei Köln fühlt sich im 15. Jahrhundert so sicher in dem Nutzungsrechte am grundherrlichen Busche, daß sie dessen Verwaltung der Grundherrin entziehen und gleich einer freien Markgenossenschaft selber führen will. Andere grundherrliche Gemeinden sind früher oder später tatsächlich in den Besitz der Ortsgemeinde gekommen.

Der Landbau war ganz einseitig auf die Getreideproduktion eingestellt. Die Grundbesitzer sahen nicht gern, daß ihre Pächter Spezialkulturen betrieben. Die besten Kornböden hatte das Jülicher Land. Sie boten den beiden großen Städten Köln und Aachen die Versorgung mit Brotgetreide und ermöglichten später auch die Ernährung der zunehmenden Industrie der Nordeifel und des Bergischen Landes. Gleich der Klever Landschaft führten sie Getreide nach Holland aus. Für das Niederstift Trier war das Maifeld die Kornkammer. Im übrigen ver-

Digitized by Google

sorgten sich die Landschaften in engerem Rahmen. Das Moseltal mußte von Lothringen Ergänzung an Brotfrucht beziehen.

Trotz der Abneigung der Grundherren kommen in geringerem Umfange Erbsen und Wicken als Futterpflanzen regelmäßig vor. Man säte sie im Jülicher Lande in das Sommerfeld. Aber es verdient höchste Beachtung, daß sie schon 1251 auf dem Fronhof Sülz dicht vor Köln in die Brache gesät wurden. Hier handelte es sich um einen Hof mit geschlossenem Areal, der in seinem Anbauplan unabhängig war. Daß aber die Besömmerung der Brache, von welcher der Fortschritt des Anbausystems ausgehen sollte, auch bei Gemengelage schon vorkam, beweist eine Nachricht von der Mitte des 16. Jahrhunderts aus der Gegend von Rheinbach.

Die städtischen Färbereien, besonders die berühmten von Köln, regten zum Anbau von Waid an. Er hatte sein Zentrum um Jülich. Doch scheint man ihn für dem Boden schädlich gehalten zu haben.

Der Weinbau hatte eine Ausdehnung erreicht, welche die heutige weit übertrifft. Am Nordhange der Eifel reichte er bis gegen Düren, den Rhein hinab bis Köln, wo er auch innerhalb der Mauern gezogen wurde, und zeitweise noch weiter. Rechtsrheinisch kam er noch an den Nordhängen der Sieg vor. Dieser Wein ist zweifellos oft recht schlecht gewesen. Seiner Verbesserung stand entgegen der Zehnt, der Teilbau, welcher Mengenproduktion herbeiführte, und die grundherrliche Anordnung der Weinlesezeit und -ordnung, welche eine Traubenauslese unmöglich machte. Dagegen verfolgen wir beim Weinbau deutlich das Streben nach Ertragssteigerung, wie z. B. in Bacharach der früher 10—12jährige Umlauf der Düngung im 14. Jahrhundert zu einem 9- bis 7jährigen geworden ist und 1373 die Verwendung von Mull — zerstoßenem Schiefer oder Kalk — aus Mangel an tierischem Dung vorgeschrieben wird.

Bei der Viehzucht machte sich die Verengung der ewigen Weiden immer mehr fühlbar. Im Dörfergebiet war das Vieh meist auf die Stoppel- und Brachweide angewiesen. Solange diese nicht zur Verfügung stand, mußte es sich auf dürftigen Gemeindeweiden, Ödländereien oder Wegstreifen, durchfressen, oder es wurde in den Wald getrieben. Die Wiesenkultur blieb dauernd ein Stiefkind neben dem bevorzugten Getreidebau. Das geringe Heu der Wiesen und Driesche samt den wenigen Erbsen und Wicken langte knapp zu kurzer Winter-Stallfütterung. Schon im Feber mußte man wieder austreiben. Die Klever Landschaft behielt ihre Vorzugsstellung in der Viehzucht, besonders da die Eindeichungen die vorzüglichen Rheinweiden schufen. Nur die Schafzucht gewinnt durch den Bedarf des blühenden rheinischen Tuchgewerbes allgemeine Verbreitung. Das genügsame Tier findet leichter sein Futter.

Der Waldwirtschaft erwächst endlich ein Schützer in den Landesherren. Frühe schon greifen sie mit Verordnungen gegen die Waldverwüstung ein, welche besonders durch den Weidebetrieb verschuldet war. Auch die Markgenossenschaften verlangen jetzt Aufforsten bei

Digitized by Google

Holzschlägen. Da diese Aufgabe aber dem einzelnen Nutzungsberechtigten überlassen wird, ist von wirklicher Waldpflege keine Rede. Erst der fürstliche Absolutismus greift, besonders in Kleve, energischer durch, ohne doch die Mißstände im Grunde beseitigen zu können. Auch der Bergbau und die aufkommende Industrie der Eifel und des Bergischen Landes haben in die Waldbestände große Breschen gelegt, die sich z. T. schon im 15. Jahrhundert als Hemmnis der industriellen Entwicklung fühlbar machen.

Mit Bergbau und Industrie hängt auch der noch stattfindende Ausbau des Landes zusammen. Von einer inneren ländlichen Kolonisation kann man jetzt nicht mehr sprechen. Ob tatsächlich seit Mitte des 14. Jahrhunderts die Bevölkerungszunahme auf dem Lande ein so viel langsameres Tempo eingeschlagen, ob wirklich der Schwarze Tod damals so große Lücken gerissen hat, das scheint gerade fürs Rheinland fraglich. Nicht mehr so auffallende Leistungen wie die Gleichzeitigkeit der Rodung, der Entstehung des Städtewesens und der ostdeutschen Kolonisation stehen vor Augen. Aber Städte werden im 14. Jahrhundert noch immer gegründet und ziehen samt den alten immer mehr Menschen an sich. Gerade im Rheinland können die nicht landwirtschaftlichen Berufe dem Bevölkerungsüberschuß dieser Jahrhunderte Unterkommen gewähren. Zudem war der Menschenverbrauch der Städte wegen der hohen Sterblichkeit außerordentlich. Und an die Stelle der Aufgewinnung von Neuland tritt die kleinere Aufteilung des alten. Wir haben schon die Zerlegung der grundherrlichen Hufen in 30-Morgen-Lehen als Anzeichen intensiveren Anbaus kennengelernt. Sie schreitet nun weiter fort. Am frühesten ist die Zersplitterung des Grundbesitzes bei den Weingärten eingetreten, welche die meiste Arbeit erfordern. Aber auch beim Ackerbau findet sie statt. Hatten die Grundherren die Zerlegung der Hufen in Lehen zweifellos im eigenen Interesse vorgenommen oder doch wenigstens geduldet, so suchen sie eine weitere Teilung zu verhindern. Der Riegel aber ihrer Hofrechte, den sie der wirtschaftlichen Entwicklung vorschieben, ist nicht stark genug, sie aufzuhalten. Im 16. Jahrhundert müssen sie in den fruchtbaren Gegenden der Dorfsiedlung ziemlich allgemein die Viertelung gestatten und auch über diese Grenze, die sie festzuhalten versuchen, geht die Zersplitterung damals und noch mehr in den folgenden Jahrhunderten hinaus. Als Idealeinheit wenigstens bewahren die Grundherren das Lehen allerdings, indem ein Splisseninhaber als Vorgänger die anderen im Hofgericht vertritt und bei seinem Tode die Kurmede fällig wird, die von allen zusammen getragen werden muß. Aber unter diesem Schleier der hofrechtlichen Formen hat sich im Rheinland Erbteilung weit über das formale Recht hinaus durchgesetzt.

Die Zerspleißung der Lehen ist nun noch kein vollkommener Maßstab für die Verkleinerung der Betriebsgrößen. Es trat auf der anderen Seite Grundbesitzkonzentration nicht nur in den Pachthöfen ein, sondern auch die selbständigen Bauern vereinigten Güterstücke allen möglichen Rechtes. Der ewige Wiederaufbau der in der Erbteilung zer-

Digitized by Google

legten Güter in jeder Generation wird im 16. Jahrhundert schon häufig gewesen sein. Immerhin ist die Zersplitterung des Grundbesitzes, der ganz ebenso beim freien Eigen stattfand, von dem Aufkommen von Kleinbetrieben begleitet. Ruhende Inseln bilden in dieser Bewegung die Pachthöfe der Landesherren, der Toten Hand und des Adels, welche im ganzen unveränderliche Betriebsgrößen mittleren und größeren Umfangs behalten.

Wo die wirtschaftlichen Bedingungen andere waren, da haben die Grundherren die Unteilbarkeit der Güter festzuhalten vermocht. So herrschte im Gebiete des extensiveren Anbaus auf der hohen Eifel und in den Ardennen bei den sogenannten Stock- oder Vogteigütern geschlossene Vererbung nach Majorat. Hier blieben die großen Bauernhöfe deshalb erhalten. Im Kleverland hat nicht nur das Leibgewinnsals Pachtrecht, auch wenn es erblich war, die Höfe geschlossen konserviert, wie es die Art der Ansiedlung nahelegte.

Ein Urteil über die ländlichen Zustände des Rheinlandes, wie sie vom Mittelalter auf die Neuzeit übergehen, wird vor allem an die Tatsache anknüpfen müssen, daß das Rheinland von dem großen Bauernkrieg verschont blieb. Ist diese Revolution eine Reaktion gegen die Verschlechterung der Lage des Bauern, die nach dem Aufstieg der staufischen Zeit, hier durch neuerliche Anspannung der grundherrlichen und leibherrlichen, dort durch neue landesherrliche Lasten, durch unwirtschaftliche Besitzzersplitterung und vielleicht auch Verschuldung gewesen, so gibt das ruhige Verhalten der rheinländischen Bauernschaft den Beweis, daß sie diese Mißstände nicht schwer empfunden hat. Das ist um so bemerkenswerter, als auch im Rheinlande die Kleinstaaterei herrschte und die Bewegung vom Mittelrhein bewußt in das Erzstift Trier hineingetragen wurde. Sie kam aber über städtische proletarische Aufstandsversuche nicht hinaus. Die agrare Revolution liegt im Rheinland früher, im 11. bis 13. Jahrhundert, wie wir sahen, und hat die wirtschaftliche und soziale Struktur des flachen Landes so umgestaltet, daß sie die Belastungsprobe des heranbrandenden Bauernkrieges aushielt. Wo Grund- und Leibherrschaften sich als stärkere Gewalten erhalten hatten, wurden sie im Spätmittelalter doch nicht von neuem angespannt. Versuchen dazu, die von seiner Ritterschaft ausgingen, war der Kurfürst von Trier entgegengetreten. In engerer Fühlung mit dem städtischen Wesen, meist an einem regeren Gemeindeleben teilnehmend, empfand der rheinische Bauer damals nicht so schweren wirtschaftlichen noch staatlichen Druck wie der süddeutsche.

Seine Lage verschlechterte sich erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durch äußeres Unglück. Zweihundert Jahre hindurch ist das Rheinland der Schauplatz von Kriegen gewesen, welche in scheußlichen Verwüstungen die Arbeit seiner Landwirte immer wieder zuschanden machten. Der Dreißigjährige Krieg hat es wohl nicht so schwer heimgesucht wie manche andere deutsche Landschaften. Aber schon vorher hatte der Niederrhein im geldrischen Erbfolgekrieg, im Kölner Krieg und durch die Kämpfe der Spanier und Niederländer lange Jahre

Digitized by Google

des Elends erlebt, während das Moselland danach von den Raubkriegen Ludwigs XIV. nicht weniger hart betroffen worden ist. Wie fürchterlich damals die Franzosen den Süden der Rheinprovinz verwüstet haben, das zeigt statt aller Einzelheiten auf einen Blick die Dezimierung der Bevölkerung. Eine zuverlässige Zählung ergab für 35 Ackerbaudörfer Kurtriers gegenüber 786 Familien im Jahre 1563 nur noch 616 im Jahre 1684, eine Abnahme also von mehr als einem Fünftel. Noch ärger sind die Moseldörfer mitgenommen worden, weil bei der nur langsam fruchttragenden Weinkultur die wirtschaftlichen Nachwirkungen noch nachhaltiger waren.

Diese Zeiten sind nicht angetan zu landwirtschaftlichem Fortschritt. Schwer nur ringt sich der Landmann durch Verwüstungen, Kontributionen, Steuern und Abgaben durch. Nun hören wir manchmal von Aufsässigkeiten, von Verweigerung der Zehnten und Abgaben. Der bevormundende Staat, die vielen halbstaatlichen Zwischengewalten engen die bäuerliche Bevölkerung im gemeinde- und markgenossenschaftlichen Leben ein. Die Verordnungen von oben, der Wille der „Großbeerbten" tritt überall entscheidender hervor. Aber während etwa in der anstoßenden Grafschaft Mark der Adel wieder auf eine Ausdehnung der Leibeigenschaft hinarbeitet, bleiben dem Rheinland solche Bestrebungen fern. Die freiere Lage des Bauernstandes erhält sich, wenn auch gedämpft durch den Absolutismus und die überwiegende Stellung des Adels. Die Einwohner von Weilerswist haben sich nicht gescheut, mit der Klage gegen die Dienstforderungen der Herrschaft, des kaiserlichen Generalwachtmeisters v. Boland, 1650 bis ans Reichskammergericht zu gehen und dort 50 Jahre zu prozessieren.

Erst der längere Friedenszustand im 18. Jahrhundert bringt, wie dem Wirtschaftsleben überhaupt, so auch der Landwirtschaft am Rhein neuen Aufschwung. Arbeitskräfte sind genug vorhanden. Die Lücken, welche die lange Kriegsperiode in die Bevölkerung gerissen hat, sind in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wieder ausgefüllt, und der Landwirtschaft fällt die Aufgabe zu, die besonders in den Industriegegenden rasch darüber hinaus anwachsende Bevölkerung zu versorgen und mannigfachem Bedarf an Handelsgewächsen zu genügen. Sie kommt dieser Aufgabe in geringerem Umfange durch Neugewinnung von Land, hauptsächlich durch Intensivierung des Anbaus nach.

Dieser ist gekennzeichnet, wie ja der Fortschritt, der sich allgemein in der Landwirtschaft anbahnt, durch die Aufnahme von Futterpflanzen, welche Sommer-Stallfütterung und damit eine stärkere Viehhaltung ermöglicht. Der so gewonnene vermehrte Dung und die bessere Vorbereitung des Bodens durch die wurzelreichen Futterpflanzen bewirken eine Steigerung der Getreideernten, obwohl der Körnerbau durch den bereicherten Anbauplan allmählich aus seiner Alleinherrschaft verdrängt wird. Schon die Bezeichnung der wichtigsten Futterpflanze, des roten Klees, als Brabanter Klee gibt einen Hinweis, daß sie von Westen her wohl über das Rheinland den Weg nach Deutschland genommen hat. Daneben kommen Luzerne, Esparsette, Runkelrüben

Digitized by Google

in Aufnahme. Schon vor der Mitte des Jahrhunderts (im Trierischen z. B. 1737) wird die Kartoffel als Futtermittel angebaut. Sie gestattet zugleich, schlechtere Böden auszunützen, und bietet kleinen Leuten und ländlichen Gewerbetreibenden eine wertvolle Nahrung. Neben der reichlicheren tierischen Düngung bedient man sich in steigendem Maße des Mergels und des Kalkes. Die einheimische Braunkohle findet Verwendung vorzüglich als Dungasche. Nun gestattet die reichlichere Düngung, wo noch Zweifelderwirtschaft herrscht, zu rascherer Fruchtfolge überzugehen. Überhaupt fördert die Bereicherung des Anbaus die Erweichung der strengen Felderwirtschaft. Damals wird sich im Mosellande aus der Zweifelderwirtschaft jener Zustand organisch entwickelt haben, welchen man im Anfang des 19. Jahrhunderts hier als Landesgewohnheit antraf und der ganz jenem vielgerühmtem, von den literarischen Bahnbrechern des landwirtschaftlichen Fortschritts empfohlenen englischen Fruchtwechsel glich, bei welchem Getreide mit Futterpflanzen regelmäßig abwechselten. Die Brache ist damit zugunsten der letzteren verschwunden, der Boden also dauernd ausgenützt, und doch steigen die Getreideernten. Die Kölner Kappesburen bekamen um 1750 den Wettbewerb der Umgebung im Gemüsebau zu spüren. Den Obstkulturen der gesegneten Rheinstriche, besonders von Koblenz bis Andernach, öffneten sich aufnahmefähige Märkte. Der Bedarf der Tuchindustrie regt zum Anbau der Kardendistel um Aachen und Monschau an. Die Leineweberei des Niederrheins fördert die stets gepflegte Flachskultur, Hopfengärten entstehen unter lebhafter Förderung der jülich-bergischen Regierung.

Die Aufmischung der althergebrachten Kulturgewohnheiten, welche natürlich wieder von der Gunst des Bodens und der Verkehrsbeziehungen abhängt, vollzieht sich aber keineswegs rasch. Den großen, vor allem den geistlichen Grundbesitzern kam es weniger auf eine Steigerung als auf den sicheren Eingang ihrer Renten an. Die leichten Pachtbedingungen, welche sie daher stellten, die Gewißheit des Absatzes, mit welcher der Landwirt rechnen konnte, gestatteten ein gemächliches Weiterarbeiten im alten Geleise, das den nachkommenden Reformen als Schlendrian erschien. Der konservative Sinn des Landmannes versteht sich überhaupt nicht leicht zu Änderungen. In der Köln-Jülicher Gegend stand die einseitige Ausstattung der Betriebe mit Ackerland dem Fortschritt entgegen. In dem wiesenreichen Siegtal dagegen zeigt eine Übersicht von 1791 einen recht erfreulichen Aufschwung der Landwirtschaft. Wir werden nicht irren, wenn wir vor allem den Pächterstand, der ja über etwas Kapital verfügte, als seinen Träger ansehen. Zu dem regen Leben der landwirtschaftlichen Gesellschaften, welches sich im Deutschland des 18. Jahrhunderts entfaltet, hat freilich das Rheinland nichts beigetragen.

Die Bestrebungen zur Steigerung und Vervielfältigung der Produktion stießen allenthalben auf die Fesseln, welche die herrschende Agrarverfassung der individuellen Wirtschaft auflegte und welche nun schwerer empfunden wurden. Der Anstoß der veränderten Kultur-

Digitized by Google

technik und des vermehrten Absatzes läßt daher jene Schritte zur Aufhebung der Gemeinwirtschaft und Grundherrschaft aufleben, welche die staufische Zeit auszeichneten. Zum Teil geschieht das wieder auf dem Wege der freien Vereinbarung der Beteiligten, zum Teil greift der Staat ein. Dessen Hilfe ist vor allem notwendig, wo der Flurzwang herrscht, denn die Brachfelder können nicht bebaut, die Wiesen nicht verbessert werden, wenn es den vorangehenden Wirten nicht gestattet ist, sie der Gemeindeweide zu entziehen. Nur im Süden der Rheinprovinz scheint aber die Individualwirtschaft diesen Schutz gefunden zu haben. Am frühesten in der Pfalz. Kurtrier hob, dem Beispiel seiner Nachbarn folgend, 1776 das Weideservitut auf Wiesen vor dem Grumetschnitt, 1778 auf Brachländereien auf und hielt trotz des Widerstandes eines Teils der Bevölkerung an der rasch bewährten Maßnahme fest.

Von physiokratischen Ideen beeinflußt und um die Population zu heben, befördern die Regierungen die Aufteilung des Gemeindelandes und nehmen überhaupt die innere Kolonisation wieder auf. Das erfolgreichste Unternehmen ist die Ansiedlung von ausgewanderten Pfälzern unter Friedrich dem Großen auf der Gocher Heide (Pfalzdorf und Luisendorf). Preußen und Kurköln versuchen die Bönninghardt zu kultivieren, um Duisburg und zwischen Dülken und Bracht wurde Heideland urbar gemacht, kleinere Zugewinnungen sind fast überall zu beobachten. Für die Aufteilung der Gemeindeländereien, welche schlecht verwaltet und schwach genutzt wurden, hat Friedrich der Große bei den Landleuten am Niederrhein wenig Entgegenkommen gefunden. Dagegen erwies sich die Markenaufteilung im Bergischen manchmal als unumgänglich, um der anwachsenden industriellen Bevölkerung Platz zu machen. Führt doch ein Ortsteil Barmens noch heute den Namen von der 1706 aufgeteilten Gemarke. Auch sonst schreitet hier der Ausbau des Landes auf diesem Wege fort.

Die versteinerte Grundherrschaft wurde immer mehr von beiden Seiten, und zwar stärker noch von den Grundherren, als Last empfunden. Die Zersplitterung der Lehen erreichte jetzt den äußersten Grad — in dem Wein- und Gemüsebau treibenden Vorgebirge z. B. bis über 30 Teilhaber an einem Lehen — und das erschwerte die Kontrolle über den Besitzstand und die Erbpacht außerordentlich. Immer häufiger entschlüpfen abhängige Güter den Grundherren. Vergebens erlangten diese Herren von der Regierung eine neuerliche Einschärfung des Konsiladitionsrechtes. Die Zersplitterung der Lehen hatte zudem die Zahl derer über Gebühr vermehrt, welche zu den Fronhöfen in Beziehung standen, so daß das Martinsessen, das den Lehnsleuten bei Ablieferung der Jahrpachten mit hergebrachtem Aufwand gegeben werden mußte, dem Grundherren oft mehr kostete, als die Pachten einbrachten. Ebenso überstieg manchmal der den Lehnsleuten gebührende Holzbezug aus dem grundherrschaftlichen Walde und der Weideschaden darin ihre Leistungen. In einem solchen Falle hat das Domkapitel von Köln 1747 im Einverständnis mit seinen Hofleuten von Worringen die gegenseitigen Verpflichtungen aufgehoben. Die innerlich schon längst aus-

Digitized by Google

gehöhlte Grundherrschaft ist hier ganz still von der wirtschaftlichen Entwicklung vollends hinweggespült worden.

Drittes Kapitel.

Der Umsturz in der Franzosenzeit. — Landwirtschaftliche Zustände. — Die preußische Zeit: Teuerung und Agrarkrisis. — Entwicklung des rationellen Landbaus und Produktionssteigerung. — Der Kampf um den Markt: Agrarkrisis der achtziger Jahre. — Aufschwung in der zweiten Industrialisierungsperiode, Organisation des Absatzes.

So sehen wir die Rheinlande auf dem Wege zu einer Anpassung ihrer Agrarverfassung an die neuen Bedingungen der Landwirtschaft, wie sie im einzelnen Falle notwendig wurde. Eine Umwälzung der ländlichen Verhältnisse wie im Mittelalter kündigt sich an. Sie sollte sich aber nicht wie damals allmählich abspielen dürfen. Die französische Eroberung trägt auch in das Rheinland die Ideen der bürgerlichen Freiheit, welche die Feudalverfassung zertrümmern. Nicht eine Umwandlung, ein Umsturz mit einem Schlage, eine Revolution von oben her findet statt. Deshalb beseitigt diese Periode auch viel radikaler manche Teile der älteren Zustände. Da sie aber in erster Linie gar nicht von wirtschaftlichen, sondern von politischen Gedanken getrieben wurde, hat sie tieferliegende Hemmnisse der Individualwirtschaft und des agraren Fortschrittes nicht angegriffen.

Die Gesetze, welche die Beschlüsse vor allem der großen Sitzung vom 4. August 1789 über die Aufhebung der Feudalverfassung durchzuführen bestimmt waren, kamen seit 1795 auch in den westlichen, seit 1798 in den vier Rheindepartements zur Anwendung. Ihre Auslegung zog sich bis in die Kaiserzeit hin, aber noch während dieser wird das ganze Ablösungswerk vollendet. Bei der den Grundherren feindlichen Tendenz der ganzen Gesetzgebung ist der Umsturz der alten Agrarverfassung nach dieser Seite hin ganz zum Vorteil des grundbebauenden Landmannes erfolgt. Die sogenannten Feudalrechte wurden ohne Entschädigung aufgehoben. Davon war die Abschaffung der Leibeigenschaft für das Rheinland nur von geringer Bedeutung, da sie sich ja nur noch in den dünner besiedelten südlichen und südwestlichen Landstrichen fand. Tiefer griff die Aufhebung des lehns- und grundherrlichen Obereigentums. Aber auch hier muß man bedenken, daß dieses Obereigentum sich zum Teil schon völlig verflüchtigt hatte, daß die Lehnsleute und Erbzinsbauern zu einem anderen, dem überwiegenden Teil seit Jahrhunderten bereits Besitzer mit vollem Eigeninteresse am Gute und einer tatsächlichen, oft sehr weitgehenden Freiheit der Erbteilung, Veräußerung und hypothekarischen Belastung waren. Immerhin bedeutet es doch viel, daß nicht nur lästige formale Einschränkungen beseitigt, sondern diese Freiheit und das volle Eigentumsrecht über das ganze Land verbreitet wurden. Indem der Code civil dann die gleichmäßige Teilung im Erbgang aussprach, kam er dem Rechtsempfinden weiter Kreise entgegen. Aber eine Verschiebung der Erbsitten hat er höchstens in kleinem Umfange zur Folge gehabt.

Digitized by Google

Wiederum wird man die Bedeutung der französischen Gesetzgebung nur dann richtig einschätzen, wenn man sich bewußt bleibt, daß die gleichmäßige Erbteilung im Rheinland teils rechtlich, teils tatsächlich überwiegend bereits im Schwange war und der Code umgekehrt den geschlossenen Erbgang nirgends beseitigt hat, wo er im Volke und wohl auch in den wirtschaftlichen Verhältnissen verwurzelt war. Überall dort, im Klevischen, in der Westeifel, hat sich das Anerbenrecht bis auf den heutigen Tag erhalten.

Gleich den Feudallasten sind auch die Zehnten ohne Entschädigung aufgehoben worden. Damit fiel eine Fessel, welche ganz besonders die Verfeinerung der Produktion hintangehalten hatte.

Das zweite Hauptstück der agraren Revolution war das Verschwinden der Reallasten, der Erbzinse, Behandigungsgelder, Kurmeden, mancher Dienste u. a. Dafür hatten aber die Pflichtigen eine Entschädigung zu leisten, welche dem 20—25fachen jährlichen Durchschnittsertrag entsprach.

Nur zögernd und mit erheblichen Abweichungen wurde die Grundentlastung seit 1808 auch im Großherzogtum Berg in Angriff genommen. Die Stimmung des Gesetzgebers war bereits dahin umgeschlagen, daß die Grundbesitzer auf weitergehende Entschädigungen rechnen konnten. Die Bauern wiederum waren keineswegs allgemein zur Ablösung geneigt, begriffen oft nicht, was für ein Obereigentum sie noch abzulösen hätten. Das Entlastungswerk wurde daher auch nicht mehr in französischer Zeit zum Abschluß gebracht.

So energisch man, wenigstens linksrheinisch, nach der einen Seite der lang mitgeschleppten Agrarverfassung vorging, jene andere, die alte Gemeinwirtschaft des Flurzwanges, wurde nicht grundsätzlich beseitigt. Den individualistischen Tendenzen der Gesetzgebung entsprechend, wurde nur die Maßnahme des 18. Jahrhunderts verallgemeinert, welche die Einzäunung von Grundstücken gestattete, um sie den Weideservituten zu entziehen. Die Teilung des Gemeinbesitzes wurde angeregt, aber nicht durchgeführt. Wohl aber hat die Revolutionsregierung die wohltätige Aufsicht über die Markwaldungen aufgehoben und damit einer wüsten Schlagwut Tür und Tor geöffnet. Das kaiserliche Regime führte zwar im fiskalischen Interesse erneut eine scharfe Aufsicht der Forstwirtschaft ein, aber gleich der Republik hat es die Wälder für den Bedarf des Heeres und der Marine übermäßig ausgenützt. Der von der preußischen Verwaltung so schön emporgebrachte Herzogswald bei Kleve wurde trostlos heruntergewirtschaftet. Vor allem erlitt die Eifel damals Verluste an ihrem Waldbestand, welcher die ganze Kultur aufs schwerste schädigte. Die Gemeinden waren zu umfangreichen Schlägen allerdings auch durch die schweren Kriegslasten gezwungen. Da erst die nachfolgende preußische Regierung der vernachlässigten Ordnung der Gemeindeschulden ihre Aufmerksamkeit zuwandte und neue Lasten des Schulwesens hinzukamen, hat diese Waldverwüstung noch eine Zeit angehalten.

Die französische Eroberung brachte seit 1803 auch den Verkauf

Digitized by Google

der Domänen, unter denen der eingezogene Kirchenbesitz den größten Raum einnahm. Welch umfangreichen Besitzwechsel die Domänenverkäufe im Gefolge hatten, erhellt schon aus den oben (S. 129) mitgeteilten Zahlen über den geistlichen Grundbesitz. Aber mehr als ein Besitzwechsel war das nicht. Eine Aufteilung in kleine Lose zur Vermehrung des Kleinbauernstandes, wie man sie in Frankreich und Elsaß anfangs damit verbunden hatte und auch im Rheinland manchmal befürwortete, fand nicht statt. Die Betriebsgrößen blieben im ganzen unverändert. Entweder ging der Pachtbetrieb zugunsten eines städtischen Kapitalisten weiter oder es wurde oft genug der geldkräftige Halfe nun Eigentümer des Hofes. Die bei dem starken Güterangebot niedrigen Preise gestatteten ihm, unter günstigen Bedingungen ans Gut zu kommen. Auch dies trug zur Kräftigung des Bauernstandes bei.

Nach den Leiden der Kriegsjahre — in Metternich allein wurden 1794 14 000 Obstbäume von den Franzosen vernichtet und der Grundbesitz trug schwere Kontributionen — konnte die rheinische Landwirtschaft aus dem Erstarken mancher Industrien, dem großen Heeresverbrauch und den verbesserten Verkehrsverhältnissen Nutzen ziehen. Die im 18. Jahrhundert angebahnte Modernisierung der Wirtschaft schritt fort. Daß die mit Einschränkungen und Ausfuhrverboten arbeitende Handels- und Militärpolitik die Getreidepreise des zum Teil an Export gewöhnten Landes niedrig hielt, konnte das Abgehen von dem einseitigen Körnerbau nur fördern. Die Befreiung vom Zehnten macht sich besonders bei der Viehzucht geltend. Die Domänenkäufer, welche anders wie die geistlichen Grundherren auf höchste Verzinsung ihres Kapitals bedacht waren, beginnen rationeller zu wirtschaften. Bisher schlecht genutztes Land wird intensiver angebaut und oft auffallend höhere Ernten werden erzielt. Die Regierungsmaximen, in welchen noch die physiokratische Vorliebe für den Landbau nachwirkt, sind diesem im allgemeinen günstig. Das Schulwesen auf dem Lande wird auf die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse eingestellt, in Kleve entsteht 1808 eine landwirtschaftliche Gesellschaft auf Anregung des tätigen Unterpräfekten Dorsch. Eine besondere Aufgabe erwächst auch der rheinischen Landwirtschaft durch den Wirtschaftskrieg gegen England. Sie hat, von der Regierung energisch unterstützt, Ersatzstoffe für die Produkte dieses Feindes und der Kolonien zu liefern. So blüht der vom Indigo verdrängte Waidbau wieder auf, die Zuckerrübe wird für die neuen Fabriken gepflanzt, der Flachsbau ausgedehnt, um die Baumwolle zu vertreten. Durch Einführung der Merinos soll die herabgekommene Schafzucht ertragreicher werden. Die Pferdezucht muß für die Armee leichtere als die bisher gezogenen schlechtgebauten, aber starken Pferde liefern, die nur im Fuhrwesen zu brauchen waren. Auch Tabak-, Wein- und Obstbau werden gefördert. Die agrare Struktur der Rheinlande ist dieser Intensivierung eines vielseitigen Anbaues günstig und die in der Größe mannigfach abgestuften bäuerlichen Betriebe finden darin wenigstens teilweisen Ersatz für die sinkenden Getreidepreise. Aber sie bleiben im Dörfergebiet belastet durch die

Digitized by Google

schädliche Bodenzersplitterung, den dadurch tatsächlich oft fortbestehenden Flurzwang und andere wirtschaftshemmende Servitute. Und die Lage der Landwirtschaft wurde letzten Endes doch durch die Not der Getreidepreise bestimmt, die z. B. im Kölner Kanton 1805—1811 auf ein Drittel sanken. Die Pferdezucht ist sogar durch übermäßige Remontierung fast vernichtet worden.

Nachdem die Rheinlande von den Franzosen befreit worden waren, erlebte die Landwirtschaft noch schwerere Zeiten. Kaum war die Unruhe der Kriegszeit abgeebbt, fiel 1816 eine so schwere Mißernte ein, daß eine entsetzliche Teuerung und Hungersnot um sich griff. In der Eifel lebten die armen Leute von Wiesenkräutern, die sie mit Hafermehl zu Mus verrührten. Darauf aber folgte umgekehrt in den zwanziger Jahren, bei reichen Ernten und weil England sich der Getreideeinfuhr verschlossen hatte, ein Überangebot, welches die Getreidepreise zeitweise auf den 4.—6. Teil von 1816 hinabstürzte, und diese zogen die übrigen Produktenpreise nach sich. Wenn auch die Agrarkrisis im Rheinland nicht so verheerend gewirkt hat wie in dem ausgesprochen auf den Export eingestellten Osten, so wurde der Preistiefstand doch noch bis zur Mitte der dreißiger Jahre bitter empfunden. Einzelne unter der Kontinentalsperre hochgezüchtete Kulturen, wie Waid und Zuckerrübe, erlagen zudem dem Wettbewerb der Kolonialwaren. Nur der Weinbau dehnte sich im Schutze des preußischen Zolltarifs von 1818 aus.

Inzwischen ging rechtsrheinisch das Ablösungswerk weiter. 1829 wurden ältere Verordnungen zusammengefaßt und in Einklang mit den 1807 in dem alten preußischen Staatsgebiet aufgestellten Grundsätzen gebracht. Anders als im Osten aber ist die Grundentlastung hier ohne Schädigung des Bauernstandes durchgeführt worden. Dieser ging gleich wie am linken Ufer gestärkt aus dem Umsturz hervor, was der ganzen Linie seiner geschichtlichen Entwicklung entsprach.

Das Hauptfeld der agraren Gesetzgebung, das die Franzosen kaum bestellt hatten, das der Gemeindebesitzungen, Weideservituten und des auf der heillosen Zersplitterung beruhenden tatsächlichen Flurzwanges, wurde auch von der preußischen Regierung nur vorsichtig in Angriff genommen. Die für den ganzen Staat erlassene Gemeinheitsteilungsordnung von 1821, welche alle drei Aufgaben verband, ist im Rheinland nur für die auch dem allgemeinen Landrecht unterworfenen altpreußischen Besitzungen (Landkreise Rees und Duisburg) eingeführt worden. Weiterzugehen scheute man sich mit Rücksicht auf die Abneigung des Rheinländers gegen administrativen Zwang. Die gleiche Rücksicht auf den rheinischen Individualismus hielt von der Einführung des Anerbenrechtes zurück. Man hatte gehofft, durch Aufhebung der gleichen Erbteilung nach dem Code civile der Grundstückszersplitterung entgegenarbeiten zu können. Auch später angeregt, konnte dies ebensowenig erreicht werden, wie die Festlegung einer Minimalparzelle, notwendig, weil der Rheinländer nicht nur das Gut, sondern auch jedes Grundstück unter die Erben zu teilen gewohnt ist. Nur dem ritterbürtigen Adel wurde 1837 gegen den Widerstand der

Digitized by Google

übrigen Grundbesitzer eine „autonomistische Sukzessionsbefugnis" erteilt, welche gestattete, das Familiengut im Interesse des Standes zusammenzuhalten. Strichweise erhielt sich umgekehrt, trotz des Code, wie gesagt, geschlossene Vererbung.

Die Agrarkrisis konnte nur durch die steigende Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes und durch rationellere Methoden der Landwirtschaft überwunden werden. Das erstere trat ein, als seit den dreißiger Jahren langsam der Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft einsetzte. Die immer rascher fortschreitende Industrialisierung Deutschlands mit der Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes stellte die Landwirtschaft vor neue Aufgaben. Da sie nirgends so frühe und stark auftrat wie gerade in Teilen des Rheinlandes, hat sie hier auch auf die Landwirtschaft am nachdrücklichsten im Guten und Bösen eingewirkt. Durch die Entstehung des großen deutschen Wirtschaftsgebietes im Zollverein und die Vervollkommnung der Verkehrsmittel wird aber auch die Landwirtschaft aus ihrer mehr provinziellen Isolierung herausgehoben und zunächst in den allgemeinen deutschen Wettbewerb hineingezogen. Das spürt sogleich der Weinbau, der seit 1836 vor der Konkurrenz der Pfälzer Weine zurückgeht. Im ganzen aber war auf lange Zeit der Anstoß des vermehrten und verfeinerten Verbrauches so groß, daß die Landwirtschaft sich ganz der Produktionssteigerung und -verbesserung hingeben konnte.

Viel gab es zu tun, denn die agrare Kultur des Rheinlandes war keineswegs auf der Höhe, welche dem Vorsprung entsprach, den es einstmals vor dem übrigen Deutschland vorausgehabt hatte. Dies zu beurteilen, besitzen wir aus dem Anfang der preußischen Herrschaft zum erstenmal eine Übersicht über die landwirtschaftlichen Zustände eines großen Teiles der Rheinlande, und zwar von einem der ersten Sachverständigen, dem Koblenzer J. N. Schwerz, welcher 1815 die Provinz im Auftrage der Regierung bereiste. Es zeigte sich nun, daß die einzelnen Fortschritte, von denen wir berichteten, nicht so ins Breite gegangen waren, daß die Durchschnittszustände vor den Augen eines Kenners des hochentwickelten Belgiens und der eben zum Wort gelangenden Reformer bestehen konnten. Schuld daran war keineswegs mangelnder Absatz, denn stets besaß die Provinz gute Märkte und hatte in günstigen Jahren bis England ausgeführt, auch nicht die rechtliche Lage der Bauern, die wir als günstig kennen, sondern die Indolenz und Beharrung der Massen. Kann Schwerz noch von dem günstigen Zustand des Klever Landes berichten, wo bereits die natürlichen Bedingungen auf das Gleichgewicht von Körnerbau und Viehhaltung hinwiesen, so fehlten diese schon im Köln-Jülicher Lande ganz. Die durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die niedrigen Pachten der alten Zeit verwöhnten Landwirte sorgten hier nicht für Kunstwiesen, schenkten dem Anbau von Futterpflanzen zu wenig Aufmerksamkeit und betrieben daher einseitigen Körnerbau mit zu wenig Dung. Die Brache war noch weit verbreitet. Immerhin hatten die aufgeweckteren Wirte bereits Fruchtwechsel je nach örtlichen Bedingungen herausgebildet.

Digitized by Google

In der Eifel aber herrschte nicht nur Dreifelderwirtschaft mit spärlich besömmerter Brache, sondern auch noch die ganz extensive Schiffelwirtschaft. Ein Drittel des Bodens lag brach oder driesch. Hier besonders ist der schädigenden Wirkung der Güterzersplitterung zu gedenken. Auch machten sich hier schlechtere Verkehrsbedingungen geltend.

Die Zeit der Agrarkrisis war nicht dazu angetan, diese Zustände zu überwinden. Aber eben die Not gebar den Zwang, die Betriebe zu rationalisieren. Seitdem hat sich die rheinische Landwirtschaft zu einem hohen Grade von Intensität hinaufgearbeitet, der nicht weniger der Beachtung wert ist als der viel mehr ins Auge springende Aufschwung der Industrie. Durch die verschiedene Verkehrslage wird dabei der Unterschied der einzelnen Landschaften von den zum Gemüse-, Obst- und Molkereiwirtschaft übergehenden Stadtperipherien bis zu den abgelegenen Gegenden extensiverer Wirtschaftsführung eher verstärkt.

Daß sich die ländliche Bevölkerung auf die neue Zeit umstellt, die technischen und chemischen Methoden beherrschen lernt und zu Neuerungen geneigt wird, das geht natürlich nur langsam vor sich. Als in den fünfziger Jahren die Rübenzuckerfabrikation aufgenommen wird, sind die Fabriken gezwungen, große Rübenflächen selber zu erwerben, weil der Bauer sich nicht an die neue Kultur heranmacht. Aber dieser beharrende Sinn wird aufgelockert durch den Zufluß, den die Grundbesitzer aus Industriellenfamilien erhalten. Elemente strömen da ein, welchen rationelles Wirtschaften Tradition ist. Und die Schichtung der ländlichen Bevölkerung ist insofern besonders günstig, als die größeren Güter, die alten Pachthöfe und Rittergüter, von den bäuerlichen nicht so weit abstehen, daß ihre Interessen grundverschieden wären. Die Intelligenz der größeren Landwirte kann so die Führung übernehmen beim Zusammenschluß des Standes. Dieser ist für ein Land vorwiegender Kleinbauern besonders wichtig und sein Auftreten auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Betätigung für das Rheinland charakteristisch. Die Zusammenarbeit in Vereinen und Genossenschaften treibt hier schöne Blüten, wo das Landvolk seit alters her in regem Gemeindeleben geschult ist. Der freiwillige Zusammenschluß ist dem Wesen des Rheinländers angemessener als der Zwang. Der Selbsthilfe aber verdanken die rheinischen Landwirte einen sehr ansehnlichen Teil ihrer Erfolge. Zunächst trat nur der Landwirtschaftliche Verein für Rheinpreußen auf den Plan, der 1840 aus Vorläufern hervorging. In Lokalabteilungen über die ganze Provinz verteilt und zugleich in Fachabteilungen organisiert, ließ er es sich angelegen sein, durch Belehrung und das Beispiel seiner Versuchspflanzungen aneifernd zu wirken. Darüber darf der Anteil des Staates daran nicht übersehen werden, der nicht nur mit der Volksbildung die Vorbedingungen schafft und gesetzgeberisch den Boden ebnet, sondern auch fördernd oder, wie bei dem Eifelnotstandswerk, selbst aktiv einschreitet. Die Teilung der Aufgaben zwischen Staat und Provinzialverband bewährt sich,

Digitized by Google

indem letzterer, sein Arbeitsfeld unentwegt erweiternd, der Landwirtschaft ein treuer, opferbereiter Helfer wird.

Als Hauptproblem des kulturtechnischen Fortschrittes, das damals ganz Deutschland beschäftigte, steht am Anfang das richtige Verhältnis von Ackerbau und Viehhaltung. Um letztere auf die notwendige Höhe der Düngerproduktion zu bringen, mußte der Anbau der Futterpflanzen vermehrt werden. Trotz der Einschränkung des Körnerareals hebt sich auch die Körnerproduktion, weil die wurzelreichen Futterpflanzen den Boden besser vorbereiten. Die alten Mittel der mineralischen Düngung erfahren eine Vermehrung durch die künstliche Düngung, für welche J. Liebig 1840 den wissenschaftlichen Grund gelegt hatte. Seit 1856 sucht der Landwirtschaftliche Verein durch seine chemische Versuchsstation den Landmann vor Übervorteilung mit Düngemitteln und Saatgut zu schützen. Die Körnerfläche wird weiter eingeengt zugunsten der Handelsgewächse, welche ja zum Teil auch schon altheimisch waren. Vor allem feiert seit den fünfziger Jahren die Zuckerrübe eine großartige Auferstehung. Im Köln-Jülicher Land wurde sie die Grundlage einer in den nächsten Jahrzehnten raschen Aufschwung nehmenden Zuckerindustrie. Den Mosel- und Saarweinen vermehrt allmählich eine Änderung des Geschmacks den Absatz, dem Qualitätsbedürfnis trägt der Winzer durch stete Verbesserung der Weinkultur und Weinbehandlung Rechnung, indem er einen harten Kampf gegen die Weinpanscherei führt.

Der Viehzucht, welche zu Anfang des Jahrhunderts recht nur im Klevischen gefunden wurde, kommt schon die bessere Futterwirtschaft zugute. Daneben muß sie durch bessere Auswahl der Zuchttiere und Herausbildung geeigneter Rassen gehoben werden. Findet aber eine Verbesserung des Körwesens an der französischen Gesetzgebung Hindernisse, so widersetzt sich der Stabilisierung der Rassen die Selbstwilligkeit der Bauern und die Vorliebe für fremde Viehrassen, obwohl der Landwirtschaftliche Verein seit 1852 die Haltung geeigneter Zuchtstiere unterstützt. Die Molkereiproduktion wird besonders durch Genossenschaften verbessert, deren erste 1866 in Bitburg entstand. Durch die Verarbeitung zu Dauerprodukten, Butter und seltener Käse, gewinnt die Milch ein weiteres Absatzgebiet. Die Pferdezucht, komulierend im Landgestüt Wickrath (seit 1839), wird auch im Rheinland einseitig auf das leichte Militärpferd hingelenkt.

Der kulturtechnische Fortschritt hatte inzwischen den Boden bereitet zu einem neuen Angriff auf die Reste mittelalterlicher Agrarverfassung durch die Gemeinheitsteilungsordnung von 1851. Auch dieser Angriff wurde nur unter vorsichtiger Berücksichtigung der einheimischen Stimmung unternommen. Zwar daß die Teilung der Vermögen nur von Realgemeinden gestattet, von politischen Gemeinden aber verboten wurde, ging aus den Erfahrungen hervor, welche Preußen sonst indessen gemacht hatte. Die lebende Generation sollte nicht auf Kosten der kommenden bereichert werden. So ist dem Rheinland Gemeindebesitz als wertvolle Stütze der Gemeindefinanzen erhalten

Digitized by Google

geblieben. Aber wieder machte der staatliche Zwang halt, wo es notwendig war, um Grundabtretungen zum Zwecke der Flurbereinigung zu erzielen. So ist hier die Servitutenablösung ohne die Grundstückszusammenlegung vorgenommen werden. Schon geraume Zeit gingen freilich die Anregungen besonders des Landwirtschaftlichen Vereins auf die letztere hin, um die überaus schädliche Parzellenwirtschaft zu beseitigen. Nach den Erfahrungen des benachbarten Nassaus wurde sie aber 1869 nur für die anstoßenden Gebiete des Justizsenates Ehrenbreitstein ermöglicht. Es bedurfte noch stärkeren Anstoßes, um sie allgemeiner begehrenswert zu machen.

Für den landwirtschaftlichen Unterricht hatte die Regierung gleich 1819 bei der Gründung der Universität Bonn vorgesorgt. Aber erst seit 1847 kam die Akademie in Bonn-Poppelsdorf langsam in Blüte, um dann eine über die Grenzen der Provinz hinausgehende Bedeutung zu gewinnen. Sie diente der Erziehung der Führer. Ebenso fand man nur allmählich die Form der Schule, welche den Bedürfnissen des kleinen Landwirts gerecht wird und dann ganz besonders viel zur Verbreitung rationeller Landwirtschaft beigetragen hat. Aus der Einrichtung der Wanderlehrer, deren erster 1861 in Malmedy angestellt wurde, ging die Winterschule hervor, deren Lehrer aber weiterhin als Berater der Bauern segensreich wirken. Nachdem auch hier der Landwirtschaftliche Verein vorangegangen war, übernahm 1877 die Provinz dieses Schulwesen, um es unentwegt auszugestalten.

Aus der Rheinprovinz ging in dieser Zeit das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen hervor, das für ganz Deutschland beispielgebend geworden ist. Seine Entstehung knüpft sich an den Namen Friedrich Wilhelm Raiffeisens, der nach mehreren mehr karitativen Versuchen, angeregt durch Schultze-Delitzschs Genossenschaften, 1864 zu Heddesdorf (bei Neuwied) den ersten Spar- und Darlehenskassenverein gründete. Der Gedanke der gegenseitigen Hilfe hat sich dabei ebenso bewährt wie die auf Kleinbauern zugeschnittene Organisationsform. Die Spar- und Darlehenskassen breiteten sich unter der Patronanz des Landwirtschaftlichen Vereins rasch aus, 1872 konnte die Rheinische landwirtschaftliche Genossenschaftsbank als Zentralinstitut ins Leben treten und nach einem scharfen Kampf mit dem für größere Verhältnisse zugeschnittenen System von Schultze-Delitzsch entstand die Anwaltschaft in Neuwied, welche die Raiffeisenkassen auch über die Rheinlande hinaus zusammenfaßte. Die Raiffeisengenossenschaften dienten zuerst nur dem Personalkredit, was ihnen die enge Bekanntschaft ihrer Mitglieder gestattete. An organisiertem Hypothekenkrediten gebrach es der rheinischen Landwirtschaft vollkommen. Sie war fast ganz auf wucherischen Personalkredit angewiesen. Alle Versuche zur Errichtung einer Bodenkreditanstalt scheiterten an dem schlechten französischen Hypothekenrecht. Noch lange litt der Landmann am Mangel an Kapital, das sich lieber der Industrie zuwandte. Das Genossenschaftswesen aber weitete seine Ziele. Ende der sechziger Jahre gab es bereits solche für Hagelversicherung, Hebung der Vieh-

Digitized by Google

zucht, gemeinsame Anschaffung von Maschinen und Geräten (27, darunter 6 zum Ankauf von Dampfmaschinen) und jene Molkereigenossenschaft zu Bitburg zur gemeinsamen Ausnutzung landwirtschaftlicher Produkte. Sie dienten also alle der Förderung der Produktion, indem sie die vereinzelten schwachen Kräfte vereinigten. Bezeichnend ist ihr Auftreten im Zusammenhang mit dem Aufkommen der teuren Maschinen in der Landwirtschaft. So machte seit 1879 die Zentrifuge die Bildung weiterer Molkereigenossenschaften notwendig. Aus dem gleichen Grunde entstanden seit 1869 an der Ahr die Winzervereine, der erste in Maischoß. Der einzelne Winzer konnte die notwendigen Einrichtungen für Kelterung und Lagerung bei seinem geringen Wachstum nicht beschaffen und mußte die Trauben an den Weinhändler verkaufen. Von den im Besitz ihrer durch das Kapital gegebenen Vorzugsstellung preisdrückenden Händlern befreite ihn jetzt der Winzerverein. Der Gedanke der genossenschaftlichen Organisation des Absatzes war noch nicht aufgetreten. Aber seine Zeit sollte bald kommen.

Denn die Periode, in welcher die deutsche Landwirtschaft ihr Hauptaugenmerk der technischen Seite der Produktion zuwenden konnte, um bei dem stetig steigenden Konsum des Erfolges sicher zu sein, die Zeit, da die Landrenten stiegen, neigte sich ihrem Ende zu. Die Rheinlande waren aus einem Getreideausfuhr- ein Einfuhrland geworden. Ihre 1848 noch freihändlerisch gesinnten Landwirte beginnen in den siebziger Jahren den Druck des amerikanischen Wettbewerbs zu spüren und rücken deshalb in die Reihen derjenigen Interessenten ein, welche 1878 den Umschwung der deutschen Wirtschaftspolitik zum Schutzzoll herbeiführen. Wenn auch diese auf die Entwicklung der inneren Kräfte hinzielende Wirtschaftspolitik im Durchschnitt der achtziger Jahre Deutschland während einer Weltdepression noch einen ruhigen Fortgang der industriellen Entwicklung ermöglichte, war das Tempo doch verlangsamt, und der Landwirtschaft stand nicht mehr der sichere Absatz ihrer Erzeugnisse in Aussicht. Die Getreidepreise fielen durch die ausländische Konkurrenz weiter bis zum Tiefstand Mitte der neunziger Jahre. Das Rheinland besonders blieb trotz des allmählich erhöhten Getreidezolls der Einwirkung des amerikanischen Exportes ausgesetzt, der auf der Rheinstraße leicht tief ins Land drang und in den großen Dampfmühlen am Flusse verarbeitet wurde. Auch die Vieh- und Fleischpreise sanken gleich denen vieler Handelsgewächse. Der Weinbau wurde seit der Mitte der sechziger Jahre durch die lange Reihe neuauftretender Schädlinge hart betroffen. Ganze Weingärten mußten gerodet, teure Bekämpfungsarbeiten aufgenommen werden. Der durch die Maul- und Klauenseuche geschädigte Rindviehstand wurde durch die Futternot des Dürrejahres 1893 dezimiert. Hinzu kam, daß seit den siebziger Jahren die Löhne eine rapide Aufwärtsbewegung durchmachten. Die Industrie und der Reiz des reicheren städtischen Lebens zog die Landbevölkerung in solchem Maße an sich, daß manche ländlichen Kreise nicht nur stagnierten, sondern sogar Einwohner verloren. Durch alle diese Schläge wird die Landwirtschaft

Digitized by Google

gezwungen, schärfer zu rechnen. Der Kampf um die Marktlage setzt auf allen Gebieten ein.

Deswegen hören die Bestrebungen um Verbesserung der Produktion und Rationalisierung der Betriebe nicht auf. Auch sie bilden ein Glied in der Kette, die Stellung am Markte zu sichern. Seit 1875 schon stellt die Provinz laufend große Summen für Meliorationen aller Art zur Verfügung, entwickelt das Winterschulwesen weiter und gründet Spezialschulen für den Weinbau. Die Zuchtstierhaltung der Gemeinden wird befördert, dann vorgeschrieben, die Körordnung verbessert. In der Pferdezucht setzt sich die Richtung auf die den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Kaltblüter belgischen Schlages durch. 1893 gelingt es, die Unterstützungen für die Rindviehzucht auf nur vier den örtlichen Verhältnissen angepaßte Rassen festzulegen. Seit den Tagen von Schwerz ist damit das Lebendgewicht des Schlachtviehs von 4½ auf 10 Zentner gestiegen.

Die Agrarkrisis der achtziger Jahre bringt gesetzgeberische Hilfen zum Durchbruch, um welche lange Zeit vergeblich gerungen worden war. Die bisher nur in der Kreditgewährung für Kulturverbesserungen betätigte Provinzialhilfskasse erhielt 1881 eine Form, welche ihr als „Landesbank“ gestattete, den Bodenkredit jeder Art zu befriedigen, nachdem 1885 das Hypothekenwesen verbessert und 1888 das Grundbuch eingeführt worden war. Die kommunalen Sparkassen standen ihr darin zur Seite. Im Jahre 1885 wurde endlich auch das so lang ersehnte, immer noch maßlos befehdete Zusammenlegungsverfahren eingeführt, um der ärgsten Crux der rheinischen Landwirtschaft auf den Leib zu rücken. Die Zusammenlegung war auch jetzt noch immer nicht leicht durchzudrücken. Erst 1913 wurde das Eingriffsrecht der Behörde verstärkt. Immerhin waren bis 1910 600 Dorfmarken bereinigt. Die Wirkung zeigte sich sofort in Verbesserung des Anbaus und Steigen der Bodenpreise. Allerdings setzt darnach die Zersplitterung durch Erbteilung bald von neuem ein und ist manchmal fast wieder bei dem alten Zustand angekommen. Die gesetzmäßige Festlegung einer Minimalparzelle wurde, wie gesagt, nicht erreicht. Für die Kreise des allgemeinen Landrechts wurde hingegen die herrschende Sitte der geschlossenen Vererbung 1898 zum Gesetz gemacht.

Die Zusammenlegungsordnung ist zustande gekommen nicht wenig mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Eifel. Zur Agrarkrisis waren in dieser abgelegenen Landschaft wiederholte Mißernten hinzugetreten, welche einen schweren Notstand erzeugten. Es ist ein Ehrentitel der preußischen Verwaltung und des Oberpräsidenten v. Nasse, diesem Notstand durch eine das Übel an der Wurzel packende große Unternehmung seit 1884 bekämpft zu haben. Mit Hilfe des vom Staat und der Provinz gebildeten Eifelfonds, der 5½ Millionen aufwandte, wurden in großem Stile Entwässerungen, Aufforstungen und die Umwandlung von Ödland in Kulturboden vorgenommen, das Bild der Landschaft geradezu umgewandelt. Besonders das Weideland wurde vermehrt, so daß, als die Eisenstränge die Gebirgsgegenden an die Absatzgebiete anschlossen, der Viehstand seit Anfang der achtziger Jahre um 50 Pro-

Digitized by Google

zent gestiegen ist. Nach diesen Erfolgen kam man auch anderen gebirgigen Teilen der Provinz in ähnlicher Weise zu Hilfe.

In dieser Zeit breitete sich das Genossenschaftswesen weiter aus und erwuchsen neben dem Landwirtschaftlichen Verein, der bis dahin der Träger aller Bestrebungen zur Hebung der Landeskultur gewesen war, die mehr als Interessenvertretung des Standes auftretenden Bauernvereine, als erster und größter 1882 der Rheinische Bauernverein, der politisch am Zentrum orientiert ist, der Hunsrücker und der Trierische Bauernverein unter Kaplan Dasbach. Die Spaltung griff auch auf die Genossenschaften über.

Mit diesen Mitteln und Hilfen hat sich die rheinische Landwirtschaft von der Krisis befreit. Als danach die zweite große Industrialisierungsperiode in den neunziger Jahren anhebt, wird die Landwirtschaft von ihrem Anreiz verschieden getroffen. Die Landflucht nimmt zu. Die Einstellung von Maschinen in der Landwirtschaft, welche Menschenarbeit ersparen soll, ist bei dem Klein- und Zwergbesitz meist undurchführbar, wenn auch die Elektrizität, welche von den großen Überlandzentralen bis in die entlegensten Dörfer geleitet werden kann, die Frage des Kraftantriebs gerade auch für kleinere Wirtschaften vorteilhaft löst und wiederum der Genossenschaftsgedanke der Beschaffung teurer Maschinen dienstbar gemacht wird. Aber die Maschine drängt auch die ländlichen Arbeiten in der Saison zusammen, so daß die Stellung des Landarbeiters unsicherer wird. Das verstärkt wieder den Arbeitermangel. Und wenn dessentwegen die größeren Güter gezwungen sind, auch am Rheine zur Verwendung landfremder, polnischer Wanderarbeiter überzugehen, so wirkt das nach derselben Richtung. Bei den kleineren Betrieben ist deshalb das Bestreben bemerkbar, sich auf das Maß einzuengen, das mit den Kräften der Familie bestellt werden kann. Im neuen Jahrhundert findet zudem, von der Industrie ausgehend, die gewerkschaftliche Organisation unter den Landarbeitern Eingang und gibt ihren Forderungen größere Stoßkraft. Der Körnerbau weicht vor der ausländischen Einfuhr weiter zurück, wenn auch die Erhöhung der Erträge durch sorgfältige Auswahl der geeigneten Körnersorten angestrebt wird, wofür seit 1907 der Saatbauverein tätig ist. Dagegen ziehen die Preise für Viehprodukte an. Die Milch kann aus immer weiteren Bezirken dank der Verbreitung des Bahnnetzes an die Städte herangebracht werden. Selbst die Kleintierzucht gewinnt, auch für den Industriearbeiter, der im Besitze einer kleinen Stelle ist, an Bedeutung. Sie wird durch Schulen, Prämierungen und andere Hilfen befördert. So beginnt sich die rheinische Landwirtschaft mehr und mehr auf die Viehzucht einzustellen. Neben den Kampf um den Markt im Weltwettbewerb, der diese geographische Arbeitsteilung herbeiführt, tritt aber nun ein anderer, der gerichtet ist gegen das Großhändlertum. Denn dieses strebt in der Absatzvermittlung Monopolstellung an und drückt die Produzentenpreise. Der Landwirt, welcher seinen eigenen Betrieb exakter, rechnungsmäßig ausbaut, sucht daher genossenschaftlich auch die Funktionen des Handels auszuüben.

Digitized by Google

Seit 1895 wurde mit geringem Erfolge versucht, den Getreideabsatz genossenschaftlich zu organisieren. Besser gelang der Kartoffelvertrieb. Die Rübenbauer schließen sich 1896 zu einem Verein zusammen, der ihnen genügende Preise der Fabriken sichern soll. Der Trierische Winzerverein tritt erfolgreich als Verkaufsgenossenschaft auf, weniger erfolgreich versuchte man sich seit 1904 an der Ahr, deren Rotweine die Gunst des Publikums verloren haben und durch die spanische Konkurrenz der Verschnittweine leiden. Die Viehein- und -verkaufsgenossenschaft von 1902 bleibt vorwiegend auf die Vermittlung von Zuchttieren beschränkt, aber die vom rheinischen Bauernverein ausgehenden Viehverwertungsgenossenschaften mit den Verkaufsstellen auf den großen Viehmärkten von Essen (1910) und Köln (1913) nehmen den Kampf gegen die marktbeherrschenden Viehkommissare auf. Die Milchproduzenten schaffen sich 1911 einen Verband, um ihre Interessen gegen Händler und Konsumenten zu verteidigen.

Nur langsam lebten sich diese Bestrebungen ein, da sie eine geistige Umstellung des Landwirtes voraussetzen, welche noch nicht weit genug gediehen war, um überall zum Erfolge zu führen. Eine starke Stütze erstand der Landwirtschaft 1899 in der eigenen Landwirtschaftskammer zu Bonn, die als Vertretung des Berufsstandes über die Zersplitterung in Vereinen übergriff. Sie übernahm die meisten Einrichtungen des hochverdienten Landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen, der aber bestehen blieb, und hat auf allen Gebieten, sei es autonom, sei es als Beraterin der Regierung, wohltätig und belebend eingegriffen.

So war die rheinische Landwirtschaft bei einer gesunden, durch ihre Geschichte erworbenen sozialen Struktur, stark in ihren selbstgeschaffenen Organisationen, verständnisvoll gefördert von Staat und Provinz, in einem vorwiegend industriell gewordenen Lande zielbewußt vorangeschritten, als der große Krieg die Bedeutung einer leistungsfähigen Landwirtschaft für das Volksganze ins hellste Licht rückte.

Digitized by Google

IV.

Gewerbe, Handel und Verkehr

von

Bruno Kuske.

Erstes Kapitel.

Das Gewerbe.

Entstehung des Gewerbes. — Entwicklung seiner Produktionsziele: Faserstoffe, Bergbau, Metalle, Steine und Erden, chemische Stoffe, Elektrizität, Holz, Papier, Leder, Lebensmittel.

Die gewerbliche Entwicklung des Rheinlandes läßt sich weit in vorgeschichtliche Zeiten hinein zurückverfolgen. Die Bodenfunde beweisen, daß man bei uns schon Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung Metalle gewann und Tonzeug buk, daß man gerbte und webte. Alle Datierungsversuche, wann dieses oder jenes unserer Grundgewerbe entstanden sei, sind unangebracht und dilettantisch. Das gilt auch für den Prozeß der Trennung der Stoffverarbeitung von der Hauswirtschaft, der sicher schon im Altertum eingesetzt hat. Das Leben in unseren, dem Menschen nicht restlos günstigen Zonen erforderte besondere technische Vorkehrungen, die bald am besten durch Spezialisten erledigt werden mußten. Man kann annehmen, daß die Entwicklung der Seßhaftigkeit, also die Überwindung des Nomadismus, starke Anregungen zur Ausbildung bestimmter Gewerbe gegeben hat. Endgültig ist dieser Zustand gesichert worden durch das römische Reich mit seiner Militärgrenze. Dazu dürften die Römer selbst auch den Germanen weitere Anreize zu gewerblichem Schaffen von ihrer älteren Kultur aus geboten haben. Die Römer haben uns angeblich die Wassermühlen gebracht. Sie müssen aber vor allem von ihrer militärischen Organisation aus gewirkt haben. Die Straßen- und Befestigungsbauten belebten die Ausbeutung der Steine und Erden und den Umgang damit in Verkehr und Hand l. Tatsächlich sind ja auch z. B. die Basalte und Tuffsteine der Eifel in römischer Zeit weit nach Norden verbreitet worden. Der Baubedarf veranlaßte die Entwicklung der Ziegelbäckerei und der Kalkbrennerei. Im ganzen handelte es sich bei diesen Vorgängen zugleich ebenfalls um die Übertragung südeuropäischer Kulturgewohnheiten, die beim Bauen natürliche und künstliche Steine bevorzugten und damit auch die stärkere Berücksichtigung der entsprechenden Naturvorräte bei uns fördern mußte. Die germanische Holz-, Stroh- und Lehmkultur erfuhr damit wertvolle Ergänzungen.

Der römische Heeresbedarf an Waffen, Werkzeugen, Ausrüstungs- und Hausgeräten bewirkte auch sonst die stärkere Ausnützung unserer

Digitized by Google

natürlichen Möglichkeiten. Er drückte sich daher auch in der stärkeren Entwicklung des Bergbaues, namentlich auf Eisen, Kupfer und Blei, sowie des keramischen und Ledergewerbes aus.

Die Römer organisierten das anscheinend für bestimmte, ihnen ganz eigentümliche Erzeugnisse im Staatsbetrieb, in großen Militärwerkstätten, die an sich nichts mit der Entwicklung des einheimischen Gewerbes zu tun hatten, von denen aber doch wohl anzunehmen ist, daß sie die Eingeborenen zur Beteiligung heranzogen und zu Hilfsdiensten zwangen, aus denen heraus Anregungen auf die bodenständigen Wirtschaften ergingen.

Die rheinische Bevölkerung des Altertums hat sicher auch die Fertigkeit des Webens von Wolle und Flachs und des Gerbens von Häuten, Fellen und Pelzen verstanden. Man kann wohl annehmen, daß sie mit zu den Belgiern gehörte, die schon damals wollene Zeuge weithin ausführten.

Die Beseitigung der römischen Herrschaft mag, wie auch später immer gewaltsame Ereignisse in gleicher Weise wirkten, die gewerbliche Entwicklung zeitweise gehemmt und vermindert haben, aber sie ist nicht durch eine Stufe völlig „fränkischer Unkultur" unterbrochen worden. Schon die kriegerischen Vorgänge der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit müssen trotz aller Schwächung der materiellen Organisation doch auch wieder fördernd gewirkt haben; denn es gehen vom Krieg immer auch positive Wirkungen aus. Mindestens die führenden Römerstädte überstanden alle Stürme der Jahrhunderte bis über die Normannenzeit hinaus. Sie wurden immer verhältnismäßig schnell wieder aufgebaut und fallen immer wieder bald als Träger einer gehobeneren Kultur auf. Das ist ohne höhere gewerbliche Leistungsfähigkeit der Bevölkerung undenkbar. Diese frühmittelalterlichen bedeutenderen Städte können ihrem ganzen politischen und sozialen Organismus nach auch keine bloßen Bauernstädte gewesen sein, sondern waren zu einem erheblichen Teile auf Berufsbildung, besonders auch im Gewerbe, angewiesen. Die beachtlichen Leistungen z. B. der kirchlichen Kunst und des Kirchenbaues jener Zeit sind ohne jahrhundertealte Traditionen ebenfalls unmöglich gewesen. Es handelt sich dabei nicht allein um die Bauten selbst, sondern auch darum, daß sie sich nur auf die Handreichungen anderer Gewerbe gründen konnten. Sie setzen zugleich mindestens eine höhere Stufe der Metall- und Holzbearbeitung zur Aufbringung der Werkzeuge voraus, die nicht nur auf bäuerlichem Nebengewerbe zu beruhen vermochte. Sobald ferner im 11. und 12. Jahrhundert die Quellen redseliger zu werden beginnen, zeigen sie im Großhandel ein bemerkenswert häufiges und vielseitiges Auftreten von gewerblichen Erzeugnissen. Im Kleinhandel bestehen in den Städten nach Fabrikaten geordnete Bazarstraßen, die durch Handwerkerstraßen, besonders der lärmenden Gewerbe, ergänzt werden, als etwas ganz Selbstverständliches. Zur Entstehung aller dieser Erscheinungen gehört eine sehr lange Zeit der Vorentwicklung, die um so länger anzunehmen ist, als der frühmittelalterliche Mensch nach

Digitized by Google

der Lage des Verkehrs, der Anregungsvorgänge, der technischen Ausstattung und seiner an der Konvention haftenden Geistesverfassung ungleich langsamer als der neuzeitliche vorwärtskam.

Man darf sich also die frühmittelalterliche rheinische gewerbliche Kultur als nicht zu tiefstehend denken. Sie pflanzte die Gedanken des Altertums fort und stand damit, weil sie den fortgeschrittenen Gewohnheiten des Südens mehr ausgesetzt gewesen war, vielleicht höher als die des übrigen Deutschland. Sie wird vermutlich auch der Vermittler des Fortschrittes über den Rhein hinweg gewesen sein, wie mindestens aus den künstlerischen Beziehungen des romanischen und frühgotischen Zeitalters hervorgeht.

Die Träger des Gewerbes waren verschiedenartig. Die Hauswirtschaft versorgte sich darin weitgehend selbst; sie gab dazu auch Überschüsse ab. Daneben bestanden bereits Lohnwerk, Stör und Handwerk. Das Handwerk hat mindestens schon in den späteren Jahrhunderten des früheren Mittelalters oft auch Waren erzeugt, wie überhaupt für manche seiner Arten die Kundenproduktion nicht charakteristisch war. Es gab sowohl Gewerbetreibende in Gesindestellung als auch hörige und völlig freie; denn die soziale Gliederung innerhalb der Landwirtschaft, als des vorherrschenden Wirtschaftszweiges, mußte sich von selbst auch auf die im Gewerbe übertragen. Sie war übrigens für dessen Leistungen einigermaßen gleichgültig, abgesehen davon, daß die der freien Gewerbetätigen sehr bald wachsen mußten, da sie viel mehr unter den Anregungen des sich frei entwickelnden Bedarfs und besonders auch des Handels standen.

Die Entwicklung des Gewerbes ist seit dem früheren Mittelalter ein fortwährendes Loslösen von der Hauswirtschaft gewesen; sie bestand in dem Prozeß, den Karl Bücher zuerst am eindringlichsten geschildert hat und der für das Rheinland durchaus gilt. Er vollzog sich dabei unter einer stetigen, sowohl von den großen weltwirtschaftlichen Vorgängen als auch von den lokalen Volksanhäufungen in den neu entstehenden und größer werdenden Städten besonders veranlaßten Bereicherung in den Produktionszielen.

In der älteren Zeit war im Rheinland das äußerlich auffallendste Gewerbe das der Faserverarbeitung.

Tuch und Leinwand sind in historischer Zeit bei uns immer hergestellt worden, und zwar einigermaßen gleich verteilt, wenn auch mit stärkerer Betonung im Norden, der schon im früheren Mittelalter an dem gesamten niederländisch-flandrischen Textilsystem teilnahm. Es scheinen die Friesen, unter denen bis etwa 1200 die Bewohner des Küstenlandes zwischen Somme und Jütland verstanden werden, in ihrem südlichen flandrisch-flämischen Stamm zuerst eine größere Aktivität — wie aus den römischen Quellen hervorgeht seit dem Altertum, — in der Herstellung von Tuch für die Ausfuhr betätigt zu haben. Ihrem Beispiel sind die Rheinländer gefolgt, und auch in späteren Jahrhunderten sind besonders von jenem alten flandrisch-brabantischen Land, in das sich dann Belgien und Frankreich teilten, weitere Anregungen auf

Digitized by Google

unser Tuchgewerbe ergangen. Dieses ist zwar seit dem 18. Jahrhundert im Gesamtbereich unserer Industrie erheblich von anderen Zweigen überholt worden, hat sich aber doch besonders in Aachen, Euskirchen und im Ruhrgebiet in hochstehenden und teilweise charakteristischen Formen erhalten. Seit dem 17. Jahrhundert sind diese z. B. mit Hilfe hochwertiger auswärtiger, namentlich spanischer, Wollsorten im Vergleich zu früheren Zeiten wesentlich verbessert worden.

Das Tuchgewerbe hat sich wegen der Schwierigkeiten seiner Technik und der daraus folgenden weitgehenden Gliederung seiner Erzeugung schon sehr zeitig von der Hauswirtschaft losgelöst und ist infolgedessen auch sehr früh eines der bedeutendsten Gewerbe in den Städten geworden, überragte dort die anderen überhaupt. Die Weber waren daher im Mittelalter auch sozial die führenden Handwerker und die Träger der inneren Freiheitsbewegung gegen die Geschlechter. Diese selbst beruhten in ihrer wirtschaftlichen Stellung als Besitzer des Gewandschnittmonopols in den größten Städten überhaupt zum Teil auf den Leistungen der Tuchmacherei.

Demgegenüber hat der andere bodenständige Zweig der Textilindustrie, das Leinengewerbe, einen weniger auffallenden Gang genommen. Es hielt sich bei seiner einfachen Technik dauernd ungleich mehr an die Hauswirtschaft, trat darum in den Städten erheblich zurück und blieb bis weit ins 19. Jahrhundert hinein landwirtschaftliches Neben- und Wintergewerbe. In den Städten war es zum großen Teil Lohnwerk, und zwar namentlich in den vorwiegend agrarisch gerichteten Orten. Daher hat wohl auch der berufsmäßige Leinweber, bei dem die Kunden, ähnlich wie beim Müller, die Verarbeitung des Rohstoffes nicht so übersehen konnten wie beim Lohnschmied- oder -bauhandwerker, schon längst im Mittelalter bei uns als unehrlich gegolten, ein Umstand, der unmöglich das Gewerbe fördern konnte und es in der Hauptsache an die einmal vorhandenen und naturgemäß ans Proletariat grenzenden Leinweberfamilien band. Die Leinenindustrie hatte, seitdem sie zur Berufsbildung kam, deutlich die Neigung, sich am Niederrhein mehr als in den Bergländern zu entwickeln in Verbindung mit dem leistungsfähigeren Flachsbau der Ebene.

Der Verbrauch von baumwollenen und seidenen Zeugen beruhte im früheren Mittelalter auch bei uns wohl sehr vorwiegend nur auf orientalischer Fabrikateinfuhr. Die Verarbeitung der beiden fremden Rohstoffe hat vermutlich mindestens bei der Seide mit der Veredelung der ausländischen Gewebe durch Besticken und Bemalen begonnen. Im 12. Jahrhundert — sehr wahrscheinlich aber viel früher — wurden Baumwolle und Seide bei uns schon versponnen und verwebt.

Die Herkunft der beiden Fasern aus dem Großhandel hatte zur Folge, daß ihr Gewerbe fast ausschließlich bis ins Merkantilzeitalter in den wenigen größeren Handelsstädten, und zwar überwiegend in Köln, entwickelt wurde.

Die Baumwollindustrie hat dabei bereits im Mittelalter die Neigung gehabt, sich auf der Leinenindustrie aufzupflanzen, zumal ihre Gewebe

Digitized by Google

teilweise mit leinenen Fäden, besonders in der Kette, gemischt waren. Sie folgte daher vielfach deren Entwicklung und Tendenzen. Als sich im 17. und 18. Jahrhundert der Nahrungsspielraum der ländlichen Bevölkerung des Nordens fühlbar verringerte und anscheinend wohl auch der Flachsbau dem Bedarf nicht folgen konnte, verbreiteten sich fast überall im Lande Baumwollspinnerei und -weberei mit der Gleichmäßigkeit, die der bodenständigen Textilindustrie eigen war, und meist an deren Stelle. Der englische Wettbewerb, der nicht nur mit Leinen, sondern mehr noch mit Baumwolle geführt worden ist, hat dann in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die rheinische Leinenindustrie erheblich vermindert und besonders auch den Übergang des Bedarfs zu Baumwoll-, an Stelle von Leinenzeugen, sehr beschleunigt.

Die Seidenindustrie stand bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Köln ın Blüte und schloß sich eng an den Großhandel an. Die Frauen der Kaufleute übernahmen das Spinnen und Weben und übertrugen es allmählich in Heimarbeit auf die der minderbemittelten Schichten, so daß im späteren Mittelalter Köln die führende deutsche Stadt in diesem Gewerbe war und bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts auch blieb.

Während die alte Kölner Seidenindustrie offenbar auf italienischen, teilweise vielleicht auch auf flandrischen und französischen Anregungen beruhte, stand die neuere unter denen Brabants und Hollands, die auch auf andere norddeutsche Gebiete wirkten. Sie ließ sich besonders vermehrt seit den 1660er Jahren in den niederrheinischen Gebieten nieder, und ihre Begründer waren vertriebene brabantische Emigranten, unter denen die von den Oraniern für die Herrlichkeit Krefeld konzessionierte Firma von der Leyen und deren Abkömmlinge führend wurden. In preußischer Zeit wurde deren Monopol auf den ganzen rheinischen preußischen Besitz ausgedehnt. Während das die weitere Bereicherung der Industrie durch andere Firmen dort naturgemäß während seines Bestehens erheblich verhinderte, so förderte es, wie das bei solchen zweischneidigen Rechtsinstituten immer der Fall ist, das Aufblühen neuer Zweige, teilweise mit Krefelder Arbeitskräften in den benachbarten Kleinstaaten, im Bergischen Lande und in den linksrheinischen Städten, wo besonders im 18. Jahrhundert der bereits genannte Drang der Landbevölkerung zur Industrie sich auch auf sie erstreckte. Der zünftlerische Geist der Kölner Seidenindustrie, der im Jahre 1714 die Konfession zum Vorwand für die Vertreibung der evangelischen Verleger aus der Stadt nahm, veranlaßte, daß seitdem auch von schon vorhandenem Textilgewerbe her Mülheim am Rhein ein besonders wichtiger Platz darin wurde, das weithin Arbeitskräfte, besonders auf dem rechten Rheinufer und in Köln beschäftigte. Bald darauf wurde auch der Grund zur Elberfelder Seidenindustrie gelegt.

Die rheinische Textilindustrie tritt schon im Mittelalter recht differenziert auf. Teilweise schon im 12. Jahrhundert war die Herstellung von technisch so ausgeprägten Erzeugnissen wie Bändern,

Digitized by Google

Teppichen und Decken von der der „Tuche“ abgetrennt in besonderen Handwerken. Auch die von Futterstoffen und Kuttenzeugen, den Vorläufern der späteren Euskirchener Uniformtuche, sowie von anderen gangbaren Geweben, wie z. B. Tirtei, war schon spezialisiert. Das Leinengewerbe stellte nicht nur Kleiderstoffe, sondern auch Tisch-, Hand- und Taschentücher her. Es wurden Rinder- und Ziegenhaare zu Fußdecken verwebt und Brokate gemacht. Die Kölner Gold- und Silberfädenspinnerei, die auf einer kunstvollen Technik beruhte, war in ihren Leistungen weithin auf dem mittelalterlichen Weltmarkt berühmt. Hochentwickelt war dazu die Stickerei, die Paramente erzeugte und besonders Kleider, Kissen, Vorhänge und Möbelüberzüge mit Wappen versah. Dasselbe ist von der Strickerei zu sagen, die Hosen herstellte, von der sich seit dem 16. Jahrhundert die Strumpfmacherei abspaltete. Der Strumpf wurde damals am Beine das gleiche, wie im 19. Jahrhundert die französische „Manchette“ am Arm. Längst war im Mittelalter die Hutmacherei als besonderes Gewerbe ausgebildet worden, das in der Herstellung von Mützen, Hauben und Baretten schon eine gewisse Massenleistung aufwies und wohl auch schon nach den einzelnen Kopfbedeckungsarten teilweise spezialisiert war.

Die Bleicherei und Färberei waren ebenfalls schon selbständig geworden, nicht zu reden von der Spinnerei und namentlich von den die Zubereitung der Wolle und die Appretur des Tuches betreffenden vielen Einzelverrichtungen. Die Färber gruppierten sich schon nach Farbstoffen, Zeugen und Verfahren. Seit dem 16. Jahrhundert vermehrten sich die Produktionsziele und steigerte sich die Verfeinerung innerhalb der einzelnen Zweige des Textilgewerbes.

Die Zahl der Fabrikate wuchs unter dem Einfluß neuer west- und südeuropäischer Gebrauchsformen. Aus der Bandweberei wuchs das Posamentengewerbe heraus. Bemerkenswert war namentlich auch die Ausgestaltung der Bleicherei im Wuppertal seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts als Veredelungsgewerbe auf der Grundlage des damals dazu besonders geeigneten Wupperwassers, als auch einer fein entwickelten Arbeitsorganisation. Sie führte später zur Weiterverarbeitung der Garne zu Zwirn und Geweben, und es war dann von großer Bedeutung, als das Tal seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Türkischrotfärberei mit Krapp aufnahm.

Das 19. Jahrhundert vertiefte namentlich die vom 18. Jahrhundert belebte Entwicklung der Baumwollindustrie, die besonders auch in der Entfaltung des niederrheinischen Baumwollindustriegebietes während der französischen Zeit zum Ausdruck kam, eine Entwicklung, die auf der einen Seite durch die vorherliegenden ruinösen Angriffe des westeuropäischen Wettbewerbes auf die niederrheinische Leinenindustrie, auf der anderen durch die künstliche Fernhaltung der englischen Baumwollwaren mit Hilfe der Kontinentalsperre verursacht worden ist. Die Baumwollindustrie wurde ferner notwendig als Lieferant eines Surrogates, das angesichts der das Woll- und Leinenangebot erheblich übersteigenden Bekleidungsnachfrage immer mehr

Digitized by Google

verbraucht werden mußte. Die Befreiung auch der rheinischen Lebenshaltung von einschränkenden Verbrauchsgesetzen, die noch im 18. Jahrhundert bestanden, mit der die Mode als soziales Unterscheidungsprinzip erst ihre volle Herrschaft antreten konnte, tat ihr übriges: denn die minderbemittelten Klassen ahmten nun auch bei uns die Moden der wohlhabenden, die sich der hochwertigen Rohstoffe bedienten, in Baumwolle nach.

Auch in den anderen Zweigen der Textilindustrie hat die Mode zahlreiche neue Sorten namentlich leichterer Art, verursacht. Fast zahllos wurden nun die Legierungen der Fäden und die ihnen entsprechenden Einzelzweige dieses Gewerbes. Im Wuppertal entwickelte sich seit der Mitte des Jahrhunderts das großartige System der Industrie der Bänder, Litzen, Schnuren und Besätze unter Ergänzung durch eine vielseitige Knopfindustrie.

Auch bei uns setzte dann seit den 1860er Jahren die Industrie neuer Textilersatzstoffe ein: der Juteindustrie an Stelle der des Packleinen, z. B. bei Bonn, — der Kunstwollindustrie besonders im Oberbergischen und bei Aachen, — seit Anfang des 20. Jahrhunderts der Kunstseide im Wuppertal und an der holländischen Grenze nördlich von Aachen. Damit folgte also das Rheinland allgemeinen weltwirtschaftlichen Tendenzen, die vom übermäßig steigenden Bedarf angeregt, oft aber auch dabei von Einzelereignissen aus besonders beschleunigt wurden, wie z. B. durch den Krimkrieg und den nordamerikanischen Bürgerkrieg, die einen tiefgreifenden Mangel an Hanf und Flachs bzw. an Baumwolle verursachten. — Der Krieg von 1870/71, der die französischen Seidenwaren vom Weltmarkt ausschloß, hat die Exportfähigkeit und damit den Aufschwung der Krefelder Seidenindustrie dauernd gefördert.

Charakteristisch wurde ferner auch für das rheinische Textilsystem des 19. Jahrhunderts die Angliederung einer die Weiterverarbeitung der Zeuge verfolgenden Oberstufe. Das alte, für die Ausfuhr arbeitende Hut- und Barettgewerbe wurde besonders im Rokokozeitalter weiter ausgestaltet und seit den 1830er Jahren durch die Strohhutindustrie zu Köln und in den südwestlichen Grenzgebieten ergänzt. Dieses Verfahren, einzelne Kleidergattungen von einförmigem Massencharakter zum Gegenstand industrieller Erzeugung zu machen, hat das 19. Jahrhundert wesentlich vertieft. Es kommt im Rheinland z. B. durch die seit den 1820er Jahren in Verbindung mit der Mode jener Zeit entstehende bedeutende Krawattenindustrie von Krefeld und Neuß zum Ausdruck, die auf dem Weltmarkt mit ihren Mustern tonangebend wurde. Namentlich seit etwa 1870 wirkten verschiedene Arten des neuen Massenbedarfs in dieser Richtung weiter, wie z. B. die Entwicklung der Kölner Schirm- und Korsett-, der Wermelskirchener und Kölner Tuch- und Sportschuhindustrie sowie die Konfektionsindustrie für Arbeiterkleider im niederrheinischen Baumwollgebiet zeigen.

Die Textilindustrie wirkte mit ihrem Werkzeugbedarf schon seit dem Mittelalter auf das Holz-, Metall- und andere Gewerbe des Rhein-

Digitized by Google

landes ein und ließ hier im Norden in Städten und auf dem Lande besondere, nur ihr geltende Berufe, wie die der Riet- und der Kratzenmacher, der Spinnrad-Drechsler usw., entstehen. Sie kam später seit der Mechanisierung im Maschinenbau zur Geltung und ist der hauptsächlichste Anreger zur Entwicklung unserer gewaltigen chemischen Industrie geworden, die bezeichnenderweise daher bei uns und in anderen deutschen Gebieten vom Wuppertal und seiner Rotfärberei aus sehr wesentlich bestimmt worden ist, an der aber auch die anderen Textilbezirke ihren eigentümlichen Anteil hatten.

Die, historisch gesehen, zweite Gruppe im rheinischen Gewerbe, — die Metallverarbeitung, — hat die erste seit der Mitte des 19. Jahrhunderts überflügelt, denn in ihr kommen die neuen Prinzipien der Produktion an erster Stelle zur Geltung; sie ist mit dem Kohlenbergbau die Grundlage unseres Zeitalters geworden.

Der rheinische Bergbau ist uralt und war rechts und links des Stromes schon in prähistorischer Zeit vorhanden. Er ging schon damals mindestens auf Eisen und Kupfer.

Die Römer haben ihn im Anschluß an die alte Ausbeutung dann an vielen Stellen erheblich belebt und namentlich ihren militärischen Gesichtspunkten unterworfen. Vielleicht ist auch die Führung der Limesgrenze, die das Silbervorkommen an der unteren Lahn einbezog, mit durch die Rücksichten auf den Westerwald- nnd Taunusbergbau beeinflußt worden. Die Römer bauten in der Eifel Blei- und Zinkerz ab.

Die fränkische Zeit hat den rheinischen Bergbau fortgesetzt; denn wenn auch die Quellen darüber nur sehr spärlich fließen, so ist das doch als selbstverständlich anzunehmen. Es mußte ihr wegen der für sie sehr wichtigen Waffenversorgung naheliegen; dazu sind aber auch ihre zum Teil doch sehr beachtlichen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten der stofflichen Kultur ohne Eisen und Kupfer undenkbar. Das rheinische Eisengewerbe muß im frühen Mittelalter bereits berühmt gewesen sein; denn Mimir der Schmied hauste im Bergwald bei Köln und erprobte seine guten Schwerter im Rheinstrom. Die auf die Völkerwanderungszeit zurückgehende Sage scheint damit ein hohes Alter der bergischen Waffenkunst anzudeuten. Es liegt in ihrer Natur, daß sie kontinuierlich immer weitergeführt worden ist. Man kann wohl auch annehmen, daß Karls des Großen Verbot der Waffenausfuhr über die Ostgrenzen des Reiches mit ihr in Verbindung stand und zugleich das Vorhandensein einer doch politisch bereits beachtlichen Waffenausfuhr aus dem Rheinland bekundet.

Ähnliches gilt für die Kupfer-, Bronze- und Messingverarbeitung der Aachener Gegend, die eng mit der wallonischen im Maasgebiet zusammenhängt und sich auf die gleichen großen Zinkerzvorkommen gründet, deren Abbau bis zur Gegenwart nie aufgehört hat. Der Kupferbedarf dieser Industrie konnte schon im früheren Mittelalter nicht mehr allein aus dem Rheinland gedeckt werden; er veranlaßte daher bereits Beziehungen zu Westfalen und zum Harz. Sie liefen über Köln und gaben zugleich Anregungen auf den Bergbau dieser

Digitized by Google

Gebiete, der vermutlich auch teilweise mit Hilfe von Rheinländern entwickelt wurde, die in späteren Jahrhunderten noch manchmal besonders auch die Metallverarbeitung anderer Länder bis nach Oberschlesien und Rußland hinein als Einwanderer befruchtet haben. Der Zinnbedarf der rheinischen Bronzeindustrie dürfte, da andere nähere leistungsfähige Produktionsstätten nicht bekannt geworden sind, schon in römischer Zeit aus England befriedigt worden sein; und die Beschaffenheit z. B. der Erzeugnisse der Karolingerzeit läßt vermuten, daß diese rheinisch-englischen Handelsbeziehungen seitdem immer weiter geführt worden sind, um erst im 12. Jahrhundert voll ins Licht der Geschichte einzutreten. Namentlich muß auch schon Köln immer daran beteiligt gewesen sein; denn es war neben Aachen der andere Hauptort dieser Industrie im frühen Mittelalter. Im 14. Jahrhundert sind fiskalische Bergwerke von Cornwallis sogar an Kölner Firmen verpfändet gewesen.

Das spätere 12. und das 13. Jahrhundert haben einen weiteren Aufschwung des rheinischen Bergbaues gebracht, der durch Kriegsbedarf, Städtebau und bald auch durch das Eindringen der Gotik bewirkt wurde, die eine vermehrte Verwendung von Eisen, Blei und Zinn verlangte. Überall in unseren Bergen vermehrten sich die Erzgruben, und das städtische, insbesondere das Kölner Kapital begann sich ihnen zuzuwenden. In der Hauptsache handelte es sich auch im späteren Mittelalter bei uns um Eisen-, Blei- und Galmeigewinnung. Die des Kupfers, des Zinnes und Silbers konnte weniger als je dem Bedarf entsprechen, der also zur ständigen Ergänzung des Bergbaues den Handel benötigte. Es wuchsen sich hierin nun jene älteren Beziehungen zu Innerdeutschland zu einer groß angelegten gemeinsamen Metallwirtschaft aus, die darin bestand, daß die Rheinländer, teils über die niedersächsischen Städte und Leipzig hinweg, teils über Nürnberg und Frankfurt, das Kupfer und Silber Thüringens und Sachsens bezogen und dafür ihr Blei und ihr Zinkerz diesen Ländern zuführten. Kölner Firmen begründeten zu dem Zweck ihre Niederlassungen im Osten, die Nürnberger die ihrigen am Rhein. Rheinisches Kapital war am erzgebirgischen Bergbau des 15. Jahrhunderts beteiligt. Insbesondere wurden diese Verbindungen auch durch den starken Silberbedarf der rheinischen Münzstätten gefördert, die darin immer ebenso wie in ihrer Goldversorgung von auswärtigen Lieferungen abhängig blieben, denn die wenigen Silbererzfunde des Bergischen Landes, des Westerwaldes und der Eifel sind nie sehr bedeutend gewesen; nicht zu reden von den hier und da an den Flüssen tätigen Goldwäschen. Sein Gold hat das Rheinland aus dem Handel mit dem Südosten und Nordwesten besonders in Münzform bezogen.

Der Erz-, und zwar vor allem der Eisenbergbau sind in früheren Jahrhunderten fast gleichmäßig über die Bergländer verteilt gewesen und fanden ihre gleichartige Fortsetzung nach Westfalen, dem Sieger- und Sauerland und Hessen hinein, im Westen nach Lüttich, Luxemburg und Lothringen. Überall zeigte er dann seit dem 16. Jahrhundert

Digitized by Google

das Bestreben, sich durch die Verallgemeinerung des Stollen- an Stelle des Tagbaues zu steigern, und er wurde nun auch Gegenstand einer neuen Wirtschaftspolitik, an der die meisten rheinischen Staaten beteiligt waren. Hierbei zeigte sich allerdings, daß der Osten dem Westen in den Methoden überlegen geworden war: Die rheinischen Bergordnungen des Merkantilzeitalters sind Abkömmlinge der sächsischen, in Sayn ist z. B. die kursächsische Ordnung von 1589 unmittelbar eingeführt worden. Ebenso wurde unsere Bergmannssprache von drüben beeinflußt und zum Teil übernommen, und es wurden wohl auch häufiger, als wir nachweisen können, mitteldeutsche Bergleute zur weiteren Entwicklung unseres Berg- und Hüttenwesens seit dem 16. Jahrhundert herangezogen. Im Süden gingen dafür die Rheinländer nach Lothringen und Frankreich hinüber, um dort Bergbau und Eisenindustrie mit der höheren deutschen Leistungsfähigkeit auszustatten (die de Wendels waren z. B. Koblenzer), umgekehrt bedienten sich die deutschen Bergwerksunternehmer an der Saar und im Hunsrück welscher Arbeiter.

Neben den Erzen sind schon seit römischer Zeit die Steinvorkommen ausgebeutet worden. Die treibende Kraft hierzu war neben dem örtlichen Bedarf immer auch die Steinarmut der Niederungen. Insbesondere die für das Rhein- und Moselgebiet charakteristischen Gesteine — die Schiefer und die vulkanischen Arten — sind seit dem früheren Mittelalter stromabwärts gegangen. Mit ihnen wurden die Stadtbefestigungen, Dämme und Kirchen auch des Nordens gebaut, die der Niederlande eingeschlossen; die Basaltlava der Vordereifel ging zu Mühlsteinen verarbeitet im späteren Mittelalter bis in die englischen und baltischen Häfen.

Die Gewinnung der Tuffsteine wurde namentlich im 16. Jahrhundert durch die Gründungen der Holländer im Hinterland von Andernach und Brohl gesteigert.

Die rheinische Salzproduktion ist jedoch immer ungenügend gewesen und hatte sich auf die südlichen Gebirgsränder im Saar- und Nahegebiet zu beschränken, wo sie allerdings wohl immer, seitdem hier Menschen wohnen, an den dortigen Quellen betrieben worden ist, die z. B. auf die Entwicklung von Kreuznach, Münster am Stein und manch anderer südwestlicher Orte in späterer Zeit ihre Wirkung äußerten. Aber es konnte nie zu einem Salzbergbau bei uns kommen, und wir sind bis zur Umgestaltung der deutschen Salzindustrie seit den 1850er Jahren immer von süddeutschen und lothringischen Zufuhren im Süden, von holländischen und westfälischen im Norden abhängig gewesen.

Der 30 jährige Krieg hat überall die Tätigkeit des Bergbaues schwer beeinträchtigt, und ein neuer Aufschwung, der nun die unmittelbare Vorbereitung des 19. Jahrhunderts wurde, begann erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts, wo die Zeiten um 1750 und 1770 deutliche Einschnitte zum Aufstieg wurden.

Die rheinischen Staaten haben allgemein im 18. Jahrhundert durch eine straffere Organisation der Bergverwaltung, die nach östlichem

Digitized by Google

Vorbild bis zur Handhabung der Direktion in den privaten Zechen ging, die Förderung zu steigern gesucht. In manchen Gebieten, wie z. B. in Nassau-Saarbrücken, Kurtrier, Jülich und den Ruhrterritorien, führte der Staat sein Regal oft weitgehend im eigenen Betrieb durch. Er suchte mindestens den privaten Unternehmungsgeist durch Zuteilung von wirkungsvollen Monopolien oder sonstige Begünstigungen zu unterstützen. Tatsächlich erlebte das Rheinland auch im 18. Jahrhundert zum erstenmal eine lebhaftere allgemeine Kapitalspekulation in einheimischen Bergwerkswerten und das Eindringen besonders des Bankenkapitals in den Bergbau, wobei bemerkenswert war, daß die uralte Kölner Tradition auf diesem Gebiete schon durch gleichartige Bestrebungen von Düsseldorf, dem Wuppertal, Solingen-Remscheid und Lennep aus ergänzt wurde, und daß sich bereits belgisches und holländisches Kapital beteiligte.

Die Rücksicht auf die Steigerung des Bergbaues hat besonders auch eindringlich auf die Verbesserung von Straßen und Wasserwegen eingewirkt.

Entscheidend wurde bei diesen Vorgängen das Hervortreten des Steinkohlenbergbaues.

Die verschiedenen rheinischen Kohlenlager sind schon tief im Mittelalter — quellenmäßig seit dem 12. Jahrhundert immer häufiger nachweisbar — ausgenutzt worden. Mindestens im 14. und 15. Jahrhundert bürgerte sich der Steinkohlenverbrauch neben dem von Holz und Holzkohle auch schon in Städten wie Köln und Koblenz, namentlich im Gewerbe, ein. Vermutlich ist die Braunkohle, die bei uns noch lange „Steinkohle“ hieß, auch schon verwendet worden; jedenfalls ist ihr Abbau dann gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Im 17. Jahrhundert war bereits eine weitgehende Abhängigkeit des Kölner Verbrauchs von den Kohlenzufuhren entweder vom Ruhr- oder vom Indegebiet aus vorhanden, und auch die Saarkohle ging schon längst zu Wasser aus ihrem Bezirk hinaus bis zum Rhein.

Im 18. Jahrhundert wurde aber die Heranziehung der Kohle wegen der allgemeinen Zunahme der Industrie und vor allem, weil Metallverhüttung und Stahlwerke nach dem damaligen Stand ihrer Technik sehr große Mengen an Holz verschlangen, nicht nur im Gewerbe, sondern auch im Hausbedarf ganz allgemein. Am meisten vorgeschritten war der Kohlenbergbau an der Inde und an der Saar, wo auch die Industrialisierung erheblicher als im Ruhrgebiet war und namentlich, — da es sich um Eisen-, Glas- und Messingindustrie handelte, — besonders stark auf die Heizfrage wirkte. Im Indegebiet befanden sich im 18. Jahrhundert bei Eschweiler schon Schächte von über 100 Meter Tiefe, deren Wasserhaltung mit großen technischen Anlagen erfolgen mußte. In den 1780er Jahren wurde hier auch schon die Zusammenziehung der kleinen Unternehmungen zu einer monopolartigen Firma durchgeführt, welche die Grundlage für den heutigen Eschweiler Bergwerksverein war. An der Ruhr entstand, besonders unter Beteiligung des Werdener Staates, ein erstes größer-kapitalistisches

Digitized by Google

Unternehmen. Preußen brachte mit der Einrichtung des Ruhrorter Kohlenhandelsmonopols für Kleve-Mörs den Bergbau auf seinem Gebiet in Schwung. Manchmal sind auch die Städte, indem sie, wie Aachen und Duisburg, eigene Kohlengruben betrieben, an dieser Entwicklung beteiligt gewesen.

Der Metall- und vor allem der Eisenbergbau wurde mehr als je erstrebt. Dazu kam das Bestreben, Alaun, Vitriol, Metall- und Erdfarben zu gewinnen; die chemische Fabrikation war überhaupt damals schon einmal so eng mit dem Bergbau verknüpft wie wieder heute. Erden, wie Gips, feine Tone und Porzellanerde, ebenso wie Kalksteine und Marmor, wurden gesteigert ausgenutzt im Zusammenhang mit der Erweiterung der Städte, der Entstehung der Industriebezirke, dem Düngerbedarf der Landwirtschaft und neuem Verbrauch, wie dem des Porzellans und seiner Verwandten, des Tabaks, Branntweins und Mineralwassers. Auch hierbei sind die Niederlande und England wichtige Anreger gewesen.

Die Mineralbrunnen an der Lahn und am Mittelrhein wurden im 18. Jahrhundert namentlich auch für den Versand, der bis über See reichte, schon erheblich ausgenutzt.

Die Braunkohlen der Kölner und Bonner Gegend, wie auch des Sieggebietes, dienten zu Dünge- und Farbzwecken.

Das scheidende 18. Jahrhundert ging auch im Rheinland schon zur Anwendung der Dampfmaschine im Kohlenbergbau über, die zuerst im Indegebiet erfolgte.

Das 19. Jahrhundert beruhte in seiner bergbaulichen Entwicklung noch sehr lange auf den Grundlagen des vorhergehenden, wie man sich im allgemeinen den wirtschaftsgeschichtlichen Sprung von da aus nicht als zu groß vorstellen darf; denn das 18. Jahrhundert war reifer, als es vielfach erscheint, und das 19. Jahrhundert hat bei uns besonders bis etwa 1840 keine ganz außerordentlichen Veränderungen in den breiten Zuständen gebracht.

Der Kohlenbergbau trat nun immer entschiedener in den Vordergrund. Die Kohle eroberte nach und nach die gesamte materielle Kultur des Rheinlandes, sie wurde der Stoff der neuen Zeit, von dem sich bei uns bis heute fast alles, was an Gütern erzeugt wird, irgendwie ableitet. Sie ist viel mehr als das Eisen das Kriterium unserer Epoche geworden.

Im rheinischen Kohlenbergbau begann jetzt das Ruhrgebiet seine Überlegenheit mit allen ihren Folgen über die andern zur Geltung zu bringen. Hier verschob sich dabei der Schwerpunkt der Förderung seit etwa 1840 immer mehr nach Norden, nachdem er vorher südlich der Ruhr mit Ausstrahlungen bis über Remscheid und Barmen hinaus gesessen hatte; seit Anfang des 20. Jahrhunderts folgte er den versinkenden Flözen weithin über die Lippe hinweg. Um 1855 fand das Ruhrgebiet mit der Gründung der großen Hanielzeche Rheinpreußen seine Fortsetzung auf dem linken Rheinufer bei Mörs, zu der in neuester Zeit eine Reihe von bedeutenden weiteren Unternehmungen trat,

Digitized by Google

die dem holländischen Bergbau in Limburg die Hand reichen und die zugleich dem Wurmrevier entgegenwachsen, wo ähnliche Verschiebungen nordwärts in Gang gekommen sind, nachdem der alte südliche Abbau an der Inde hier ebenfalls abzusterben begann.

Vor allem brachte das 19. Jahrhundert aber die Ausbeutung der Kohlen und der anderen Mineralien in ungleich größeren Tiefen und ergänzte damit die horizontale Ausbreitung, die das 18. Jahrhundert bevorzugt hatte, durch die vertikale, die ungleich größere Erfolge brachte, allerdings zugleich große wirtschaftliche und soziale Umwälzungen im Bergbau selbst und von ihm aus in allen anderen Wirtschaftszweigen verursachte. Sie hat mehr als je nun die Kohlengebiete selbst zum Zentrum der entsprechenden Entwicklungen gemacht und hier große Industriegebiete entstehen lassen, von denen das der Ruhr das bedeutendste Europas wurde.

Neu wurde im 19. Jahrhundert ferner die sehr erhebliche Ergänzung der Steinkohle durch die Braunkohle. Seit den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wurde deren ältere Verwendung durch neue erweitert, indem man sie auf Alaun ausnützte und damit den Bedarf besonders von den belgischen Lieferungen unabhängig machte. In den 40er Jahren begann dazu ihre Destillation auf Leuchtöle. Aber erst mit der in den späteren 1870er Jahren von der Roddergrube bei Köln ausgehenden Brikettierung wurde sie einem groß geformten Abbau zu Heizzwecken aller Art unterworfen, womit an Stelle des bis dahin in ihrer industriellen Verwertung führenden Bonn, Köln und Wesseling traten, die sich hier als Seitenstücke zu dem in der Steinkohlenwirtschaft an der Ruhr tonangebenden Essen und Mülheim entfalteten.

Die Produktion der Steinkohle ist auch bei uns von deren Eindringen in die Technik sehr bedingt worden. Sie stieg vor allem, seitdem die Eisenbahnen dichter wurden und die Hochöfen von der Holzkohle zum Koks übergingen, also seit der zweiten Hälfte der 40er Jahre; dazu kam besonders die Ausnützung der Kohle als Rohstoff sowohl zur Gaserzeugung als auch in den verschiedensten Zweigen der chemischen Industrie, die bereits seit Mitte der 30er Jahre begann.

Die Braunkohle drang später als industrieller Heizstoff selbst tief ins Ruhrgebiet vor, und beide Kohlenindustrien verbanden sich zugleich aufs engste, zum Teil auch unternehmerisch, vor allem zu gemeinsamer Produktion von Elektrizität für weite Gebiete unseres Landes.

Weit über dieses hinaus sind deutsche Länder, die Niederlande, die Schweiz und die französische und luxemburgische Eisenindustrie von der rheinischen Stein- und Braunkohle seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts abhängig geworden.

Die Produktionsziele des Bergbaues sind seit dem 19. Jahrhundert hinsichtlich der Arten eher vermindert als vermehrt worden. Es starben allmählich die „chemischen“ Zweige und ihre Verwandten ab. Dafür kam jedoch in neuerer Zeit die Gewinnung von Kali gemeinsam mit der Kohle in den niederrheinischen Schächten auf.

Digitized by Google

Aber auch verhältnismäßig büßten die anderen Zweige der Montanindustrie ihre Stellung in der mineralischen Versorgung des Rheinlandes sehr erheblich ein. Bis in die 50er und 60er Jahre hinein vollzog sich freilich eine bedeutende Steigerung der Leistungen auf der Grundlage des vom 18. Jahrhundert geschaffenen Systems, auf das nunmehr die neuen Methoden angewandt wurden. Es steigerten sich vor allem jahrzehntelang Eisen- und Bleibergbau, von denen der erstere zunächst besonders im rechtsrheinischen Norden durch Abbau der Raseneisenerze, der zur Organisation von Werken wie der Gutehoffnungshütte bei Sterkrade und der Isselburger Hütte bei Wesel führte, auch räumlich erweitert wurde. Seit den 1840er Jahren kam hinzu die Entdeckung des Kohleneisensteins im Ruhrgebiet, von dem z. B. so bedeutsame Unternehmungen wie der Hörder Verein bei Dortmund und die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim bedingt wurden, wie er auch die folgenreiche Entstehung der Hüttenzechen in dieser Gegend zum erstenmal anregte. Seit dem dritten Jahrzehnt bahnten sich aber auch schon die ersten engeren bergbaulichen Beziehungen zwischen dem Ruhrgebiet auf der einen, sowie Eifel, Westerwald, Siegerland und Lahngebiet auf der anderen Seite an, bei denen es sich um die Versorgung der nördlichen Eisenindustrie mit südlichen Erzen handelte, eine Erscheinung, die nicht lange darauf ihre Parallele in gleichen Verbindungen zwischen der Saar und der Lahn erhielt. Schon Ende der 1860er Jahre mehrten sich aber die Anzeichen dafür, daß die einheimischen Eisenerze der anschwellenden industriellen Energie nicht gewachsen waren, und Krupp und andere Ruhrwerke begannen seitdem, schwedische und spanische Erze heranzuziehen, eine Entwicklung, die selbst dadurch nicht dauernd gebannt wurde, daß seit etwa 1880 das Thomasverfahren den erstaunlichen Aufschwung der Minette-Industrie in Lothringen und Luxemburg bewirkte, der vor allem durch die rheinisch-westfälische Eisenindustrie an erster Stelle veranlaßt worden ist. Die Werke des Saargebiets und bald auch die des Nordens an der Ruhr und bei Aachen gingen nun die heute so folgenschwer gewordene enge Verbindung mit dieser südwestlichen Erzbasis ein, von der aus sie teilweise sowohl nach Nordostfrankreich als auch in die Normandie vordrangen, um ähnlich wie in früheren Jahrhunderten die zurückgebliebene französische eisengewerbliche Initiative wirksam aufzufrischen. Der Krieg und die Nachkriegszeit haben die Abhängigkeit auswärtiger Bergbaugebiete von rheinisch-westfälischen Unternehmungen gesteigert, die mehr als je den Erwerb von Eisenzechen und Erzgerechtsamen in Siegerland, Lahngebiet, Taunus und Bayern, ebenso wie in Hannover, ja in Österreich verfolgten, während sie auf der anderen Seite die südwestlichen Interessen aufgeben mußten. Hierzu ist die Versorgung mit Eisenerzen vom Ausland und von Übersee her mehr als zuvor notwendig geworden.

Neben dem Eisenerzbergbau war am bedeutendsten der namentlich in der Nordeifel mit den Zentren Call, Commern und Mechernich sitzende Bleibergbau, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sogar in seiner Unternehmungsentwicklung führende Bedeutung in Deutsch-

Digitized by Google

land hatte und dabei auch durch die Förderung anderer links- und rechtsrheinischer Gegenden ergänzt wurde, um nach und nach zugunsten ausländischer Metall- und Erzeinfuhren stark zurückzugehen.

Dagegen ist die Zinkerzgewinnung, von der sich zur chemischen Industrie hinüber wichtige Beziehungen anknüpften, bei uns erst seit der von Belgien her veranlaßten Isolierung des Zinks, die an Stelle der Verarbeitung des Erzes mit Kupfer auf Messing trat, in wirklichen Aufschwung gekommen. Sie fand und findet zum Teil innerhalb der belgischen Gesellschaft der Vieille Montagne statt, die in den links- und rechtsrheinischen Bergländern im 19. Jahrhundert ihre Zechen und Hütten ebenso wie anderwärts in Deutschland und im Ausland einrichtete. Sie wurde aber nach 1850 daneben auch durch bedeutende rheinische Aktiengesellschaften, die ihren Sitz besonders in Stolberg, bei Köln und im Ruhrgebiet nahmen und sich zum Teil auch auf Westfalen und Nassau sowie auf andere auswärtige Gebiete erstreckten, in neue Wege geleitet. Aber auch dieser wichtigste Zweig des rheinischen Erzbergbaues in neuerer Zeit, der besonders den auf Eisen und Blei wesentlich an Bedeutung übertraf, mußte sich die steigenden Zuschüsse fremder Erze gefallen lassen.

Sehr bedeutend hob sich im Laufe des 19. Jahrhunderts unter den Wirkungen des Städte-, Straßen-, Eisenbahn- und Wasserbaues die Ausbeutung der Gesteinvorkommen, die in der Eifel, im Westerwald und im Bergischen Land z. B. im Basalt- und Grauwackengewerbe große Unternehmungen zeitigte und sich im Gegensatz zu früher mit Hilfe der neuen Straßen und Eisenbahnen viel weiter in die von den Flüssen entfernteren Gegenden hineinbegeben konnte. Im Südwesten, in der Eifel, im Aachener Bezirk und vor allem auf der Linie Düsseldorf—Elberfeld—Iserlohn kam infolge der sich schnell steigernden Nachfrage der Eisen- und chemischen Industrie eine in Deutschland führende Kalkindustrie auf.

Auch sonst wurde seit etwa 1850 der Abbau der Steine und der Erden ganz anders als früher betrieben.

Mehr als je wurden aber auch die Mineralwässer des Mittelrheines und der Eifel gewonnen und verbraucht, und auch auf diesem Gebiete haben sich ähnlich wie bei den Steinen engste Absatz- und Kapitalbeziehungen namentlich zu Holland und England schon tief im 19. Jahrhundert ausgebildet.

Im rheinischen Bergbau ergab sich trotz manchen Niederganges im einzelnen dennoch seit dem 19. Jahrhundert eine gewaltige Steigerung. Gerade bei ihm kommt die planmäßig mit sehr vermehrten technischen und wirtschaftlichen Mitteln verfolgte Entfesselung der Produktivkräfte des einheimischen Bodens ganz besonders auffällig zur Geltung. Diese Entfesselung wurde eines der wichtigsten Kennzeichen der neuen Zeit und eine der bedeutendsten Grundlagen ihres neuartigen Lebens.

Vom einheimischen Bergbau aus konnte sich das rheinische Eisengewerbe seit dem späteren Mittelalter lebhafter als zuvor entwickeln.

Digitized by Google

Wenn seine schweren, Roheisen und Stahl erzeugenden Formen auch bei uns bis ins 19. Jahrhundert an organisatorischer und wirtschaftlicher Reife hinter denen der Fertigfabrikation zurückblieben, so sind sie anscheinend doch in ihren Leistungen im Vergleich zu den meisten anderen deutschen Gebieten stets sehr fortgeschritten gewesen. Die alten primitiven Rennfeuer wurden, ähnlich wie im Siegerlande, auch bei uns in der Eifel und im Hunsrück schon seit dem späteren 14. Jahrhundert hier und da durch Hochöfen abgelöst, und vor allem scheint das Rheinland zuerst in Deutschland vom Vorbild seiner Kupferindustrie aus den Eisenguß entwickelt zu haben, der durch die Feuerwaffen veranlaßt worden ist, die, nach den neuen Befestigungsbauten an den Städten zu urteilen, schon in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhundert auch in schwereren Kalibern bei uns eingeführt und hergestellt worden sein dürften, wie sie dann tatsächlich um 1400 auch aus Eisenguß nachweisbar sind. Werke wie die Abenteuerhütte im Hunsrück und die Quint in der Südeifel sind vermutlich darin in dieser Zeit neben den wallonischen bahnbrechend gewesen. Im 15. Jahrhundert erstreckte sich die neue Technik bereits auch auf die Herstellung von Öfen, Kaminplatten und Geschirr.

Die rheinische Eisenindustrie auf dem rechten Ufer legte das Hauptgewicht auf die Stahlgewinnung, die sich mit den Hütten mehr oder weniger verband und sich später, namentlich im bergischen und märkischen Lande, durch die Entwicklung eines in den Tälern arbeitenden Raffinationsgewerbes sehr verfeinerte. Schon im Mittelalter zog das Rheinland die Siegerländer und märkischen Roheisen- und Stahlüberschüsse zur Weiterverarbeitung und zur Ausfuhr an sich, und schon damals hat, ähnlich wie heute, das Kölner Handelskapital in jenen Nachbargebieten die Produktion angeregt und teilweise beherrscht. Auch die Gründung und Reorganisation von Berg- und Hüttenwerken ist dort anscheinend öfter von Kölnern ausgegangen.

Das Merkantilzeitalter hat namentlich schon von seinem vermehrten Heeresbedarf aus ein gesteigertes Interesse an der Eisenerzeugung gehabt. Es drückte sich darin aus, daß der Staat auch bei uns das Hütten- und Hammerwesen gleich dem Bergbau seit dem 16. Jahrhundert einer weitgehenden Regelung und Verwaltung unterwarf und das Direktionsprinzip auch auf sie anwandte. In häufigen Fällen entwickelte er eigene Werke, von denen zugleich neuzeitliche Anregungen auf die der Privaten ausgingen. Er faßte die zersplitterten Kleinbetriebe zu größeren Konzessionen zusammen, die er an leistungsfähige Unternehmer austat. Noch jetzt bestehende Firmen wie Stumm, Hoesch, de Wendel und andere sind ganz oder teilweise auf solche Maßnahmen der rheinischen Staaten des 18. Jahrhunderts zurückzuführen. Auch in der Eisenindustrie hat dieses Jahrhundert bereits die ersten Schritte zur Einführung der neuen großen Methoden getan: Schon in den 1760er Jahren wurde in den nassauischen Staatswerken an der Saar die Koksverhüttung probiert, und die Firma Remy errichtete auf der Rasselsteiner Hütte bei Neuwied das erste deutsche Walzwerk auf Grund des englischen Vor-

Digitized by Google

bildes, das hier damals auch zur Erneuerung der deutschen Weißblechindustrie führte.

Die Umwälzungen, deren Ziel die stärkere Betonung der Schwerindustrie war, wurden von der Einführung des Walzens aus dann besonders zunächst auch durch die Reform der Stahlherstellung eingeleitet. Sie begann mit der Einführung des Gußstahles im Jahre 1812 durch Krupp, die sich im gleichen Jahrzehnt auch schon in der Solinger Eisenindustrie vollzog. Unmittelbar größere technisch-wirtschaftliche Wirkungen hatte aber das seit etwa 1820 im Neuwieder Becken, in der Nordeifel und von den Harkortschen Werken in der Mark aus aufkommende Puddelverfahren, das die neuzeitliche Stahlindustrie Deutschlands zuerst im Rheinland begründete.

Die technische Reform stieg von da aus zu den Hüttenwerken hinab, deren Überführung in den Koksbetrieb bei uns in den 1830er und 40er Jahren begann, um sich bald darauf allgemein durchzusetzen. Damit waren der neuzeitlichen Schwerindustrie, die für das Rheinland so charakteristisch geworden ist, endgültig die Wege geebnet, und nachdem die Techniker die Voraussetzungen geschaffen, konnten die Kaufleute die sekundäre Aufgabe der großkapitalistischen Organisation übernehmen. Die rheinische Eisenindustrie ist auch später stets führend in der Entwicklung neuer Leistungen gewesen: Bessemer-, Siemens-Martin-, Thomas- und Elektrostahl sind z. B. der Reihe nach von ihr zuerst in Deutschland regelmäßig hergestellt worden. Von ihr gingen z. B. so bedeutende Errungenschaften wie das Schienen-, das Träger- und Röhrenwalzen aus. Schon seit früheren Jahrhunderten sind die rheinischen Eisenleute sehr oft die Lehrmeister anderer Gegenden geworden. Die neue oberschlesische Industrie wurde z. B. in den 1750er Jahren teilweise mit Saarbrückener Kräften entwickelt.

Die rheinische Schwerindustrie ist auch in ihrem inneren Aufbau und ihrer Unternehmungsentwicklung die bedeutendste von ganz Deutschland seit den 1850er Jahren geworden. Das geschah, seitdem von den vereinzelten obengenannten Anfängen des späteren 18. Jahrhunderts — der Gutehoffnungshütte und Krupp — sowie später von den Ideen Harkorts aus das neue Industriegebiet bei der Ruhrkohle entstand, das nun nach allen Seiten hin eine große Anziehungskraft ausübte und bei sich die Entstehung neuer Gründungen verursachte, sowie aus den übrigen Gegenden, insbesondere vom Aachener Bezirk her, Firmen wie Hoesch, Phoenix und Thyssen an sich zog. Die Erz- und die Kohlenfrage veranlaßten dabei mehr und mehr die gegenseitige Verbindung der westdeutschen Eisen- und Kohlenunternehmungen unter Führung des Ruhrgebietes zu großen Kombinationen, die zugleich auch durch technische und wirtschaftliche Rücksichten sonstiger Art gefördert wurden. Sie wurden erweitert über Westdeutschland hinaus. Zu den schon genannten Beziehungen zum Südwesten und nach Süddeutschland kamen enge Verschmelzungen der rheinischen Schwerindustrie schon seit etwa 1910 mit der oberschlesischen und mit den neuen Hochofenwerken an der Nord- und Ostseeküste. Sie wurden seit 1919 ganz

Digitized by Google

bedeutend nach Süddeutschland hinein erweitert. Mehr als je ist seit dem Kriege besonders die rheinische Metallindustrie mit der gesamtdeutschen zu einem großen Unternehmungssystem, voll von zahlreichen weittragenden inneren Abhängigkeiten, verschmolzen worden. Sie verwuchs zugleich mit den Konzernen der führenden Firmen der deutschen Elektrizitätsindustrie, mit der Großreederei, dem Großschiffbau und ging z. B. in letzteren beiden Wirtschaftszweigen neuerdings auch mit eigenen Gründungen vor. Fast mehr als vor dem Kriege beginnt sie sich aber in Auslandsgründungen neu zu betätigen.

Die Fertigindustrie war allerdings bis ins 19. Jahrhundert den schweren Formen an Reife und sozialer Bedeutung erheblicher als in der Gegenwart überlegen.

Das rheinische Eisenhandwerk tritt uns schon im 12. Jahrhundert in einer weitgehenden Differenzierung besonders in den größeren Städten wie Köln entgegen. Dort bestand damals auch schon ein besonderer „Eisenmarkt", also ein Bazar der Eisenwarenverkäufer, alles Erscheinungen, die auf uralte, ununterbrochene Entwicklungen hinweisen. Die einigermaßen gleichmäßige Verteilung der Eisenbearbeitung über unser Land in früheren Jahrhunderten entsprach den allgemeinen Standortsneigungen des alten Gewerbes. Aber auch hier läßt sich, ähnlich wie in der Textilindustrie, — ja infolge der besonderen Natur der Rohstoffgrundlagen des Metallgewerbes noch mehr — eine ausgeprägte Neigung zur Bevorzugung bestimmter Gebiete schon im Mittelalter feststellen. Die Herstellung von Schneidewaren, Waffen, Draht und Drahtwaren sowie von Werkzeugen war von jenen uralten Anfängen her mindestens im 14. Jahrhundert im bergischen und märkischen Lande schon hochentwickelt, also in ländlichen Bezirken, wo sie, aus landwirtschaftlicher Nebenbeschäftigung hervorgegangen, bereits durchaus rein gewerblichen Charakter angenommen hatte, der z. B. auch bereits eine vielseitig gegliederte Zunftorganisation kannte. Es handelte sich hier immer auch um eine weit in den mittelalterlichen Weltmarkt hineinwirkende Warenerzeugung, die daher zeitig schon zum Teil unter die Leitung des Handelskapitals, z. B. von Köln, kam und sich bald dann auch im Verlagssystem abwickelte.

Diese Kleineisenindustrie war also durchaus bodenständig mit eigenen Gedanken hochgekommen. Sie hat aber auch immer in regen geistigen Wechselbeziehungen zu den verwandten Eisengebieten Südost- und Mitteldeutschlands und Österreichs gestanden, wurde mit dem 16. Jahrhundert mehr als je auch durch west- und südeuropäische Ideen befruchtet, die ihr besonders auch durch die evangelischen Emigranten des Westens zugetragen wurden, wie anderseits die bergischen Eisenkünstler bis nach Rußland, England und Amerika hinaus ihr Gewerbe trugen. Besonders im 18. Jahrhundert hat ihr Gebiet unter der Führung des Remscheider und Solinger Verlegertums eine große Erweiterung seiner Weltmarktstellung vollzogen. Die Ausgestaltung ihrer weltwirtschaftlichen Beziehungen hat dieser Industrie namentlich seit dem 18. Jahrhundert ihre große geistige Elastizität verliehen, die fort-

Digitized by Google

während sich dem Bedarf der ganzen Welt anpaßt, fortwährend Neues sinnt und findet und daher in eine unübersehbare Spezialisation übergegangen ist. Ihr Geist hat sich dann auch auf die neu aufkommenden Gewerbe, wie die Wuppertaler Textilindustrie, übertragen. Diesem offenen bergischen Wirtschaftsgeist, den wir in Deutschland in ähnlicher Weise nur noch in den mitteldeutschen Bergländern finden, hat auch das übrige Rheinland für seine neueste Kulturentwicklung außerordentlich viel zu verdanken. Diese bergischen Leute stiegen im 19. Jahrhundert mehr als je in die zurückgebliebenen Niederungen unten am Strome hinab und steckten ihnen neue weitere Ziele.

Bald nach 1830 wurde die Fertigindustrie zum größten Teile nach und nach in den Fabrikbetrieb übergeführt.

Die neue gewerbliche Entwicklung begann sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auf den Maschinenbau zu stützen, der sich seit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts von Essen, Grevenbroich und Sterkrade aus entwickelte und bald auch an anderen Orten festen Fuß faßte. Er versorgte zuerst den Bergbau mit Dampfmaschinen, ging aber bald auch zu Arbeitsmaschinen, besonders für die Textilindustrie und andere Gewerbe, über. Der Maschinenbau veranlaßte die Entwicklung einer neuartigen Gießerei, von Kesselfabriken und vielen anderen Spezialunternehmungen. Sein System nahm deutlich die Kennzeichen des westdeutschen Wirtschaftslebens an und wird daher z. B. besonders durch den Bau von Maschinen, Hebezeugen und allen möglichen Einrichtungen des Bergbaues und der schweren Industrie, nicht nur für das engere Gebiet, sondern weithin für Deutschland und den Weltmarkt gekennzeichnet. Daher entwickelte er wegen der Größe seiner Einzelaufgaben auch zum Unterschied z. B. vom mitteldeutschen dem Kapital nach sehr bedeutende Firmen, die sich manchmal wieder eng verbanden mit verwandten inner- und süddeutschen Unternehmungen.

Auf den verschiedensten Gebieten der Maschinentechnik sind vom Rheinland wichtige Neuerungen ausgegangen: Der dauernd wirklich leistungsfähige Gasmotorenbau ist z. B. im Rheinland entstanden und gab der Motorenindustrie überhaupt endgültige Anregungen. Die ersten Dampfturbinen, wenigstens für Deutschland, wurden ebenfalls bei uns gebaut.

Das obengenannte frühmittelalterliche Metallgewerbe des Aachener Gebietes hielt sich wie die alte Kleineisenindustrie bis in die Gegenwart hinein. Hier verschob sich jedoch seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr der Schwerpunkt aus der Reichsstadt Aachen heraus in die benachbarten jülichschen Städte, besonders nach Stolberg, wo, ähnlich wie in der Tuchindustrie, unternehmendere Vertreter des Gewerbes größeren Spielraum fanden. Dafür entwickelte Aachen seit dieser Zeit mehr die Nadelindustrie, die besonders seit dem Übergang zur Maschine ein Weltmarktgewerbe geworden ist und sich mannigfach gliederte. Die Messingindustrie aber wechselte mit dem zunehmenden Wettbewerb der Email-Industrie, die im Rheinland seit dem zweiten Jahrzehnt des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts vermutlich in Deutschland als erste aufkam und des Eisens im Gefäßverbrauch im ganzen, sowie seit dem Eindringen von Porzellan und Steingut ihre Ziele: Sie stellte nunmehr unter Übernahme der neuen Walz- und Stanztechnik lieber Kupferbleche, -draht und -röhren her und widmete sich nun kleinen Massenartikeln wie Schnallen, Panzerwaren, Sicherheitsnadeln, Ketten, Reißstiften, und seit Anfang dieses Jahrhunderts ging von Stolberg der Druckknopf als rheinische Erfindung in die Welt hinaus!

Die rheinische Metallindustrie entwickelte sich aber auch neu mit dem 19. Jahrhundert in anderen Gegenden, als sie in ihrer Rohstoffversorgung auf den Weltmarkt angewiesen wurde und die neuen Metalle Zink und Nickel und später das Aluminium sowie die neuen Legierungen aufkamen und mit ihnen, ähnlich wie im Textilgewerbe, das Surrogierungsprinzip seine bedeutenden Leistungen zeitigte. Bemerkenswert wurde hier die durch die Schwefelsäurefabrikation veranlaßte gewaltige Einfuhr von Kupferkiesen und kupferhaltigen Schwefelkiesen, besonders aus Spanien, auf der sich z. B. in Duisburg die zweitbedeutendste Kupferproduktion Deutschlands aufbaute, die zur Entwicklung von weiterverarbeitenden Unternehmungen führte. In Essen entstand ferner seit der Erfindung der Weißblechentzinnung zur Herstellung von Zinnfarben ein eigenartiges Gewerbe, das einen Welthandel mit Weißblechabfällen verursachte und sogar den Bezug derselben von der Konservenindustrie an den entlegenen Küsten Alaskas her nach dem Rheinland anregte. Diese beiden neueren Zweige der Kupfer- und Zinn-Industrie aber verbanden sich alsbald infolge ihrer Eisenerz- und Schrottabfälle sehr erheblich mit der Eisen- und Stahlindustrie.

Des weiteren hatte schon seit den 1870er Jahren auch die hervorragende rheinische Sprengstoffindustrie die Metallverarbeitung mit der Herstellung von Patronen und anderen Zündwaren, z. B. im Wuppertal, Troisdorf, Düren usw., beeinflußt. Das Wuppertal verarbeitet längst Metalle auf zahlreiche Kurzwaren und Knöpfe.

Der Krieg hat ferner auch im Rheinland die Entstehung der Aluminiumerzeugung bei Düren und Grevenbroich verursacht, die bis dahin in Deutschland überhaupt nicht stattfand.

Auch alle diese Zweige des Metallgewerbes sind mit den übrigen Teilen Deutschlands teilweise eng durch Unternehmungskonzentrationen verbunden.

Aus ältesten Zeiten her kommen im Rheinland wie Faser- und Metallverarbeitung und Bergbau auch die keramischen Gewerbe.

Die Tonindustrie saß infolge der großen Verbreitung ihres Rohstoffes fast überall: rund um die Gebirgsränder und an beiden Ufern des Niederrheines. Als städtisches Handwerk und bäuerliches Nebengewerbe stellte sie im Mittelalter ihre Alltagsware her, die auch schon auf weitere Entfernungen vertrieben wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert hob sie sich dann zunächst mit künstlerischen Leistungen heraus, wie sie uns noch jetzt in unseren Museen, z. B. in Siegburger, Köln-Frechener oder Raerener Steinzeug, sowie in Ofen-

Digitized by Google

kacheln und dgl. überliefert sind. Der Übergang dieses Kunsthandwerkes zur hausindustriellen Massenleistung unter der Führung des städtischen Verlegertums hat sehr bald seinen Verfall bewirkt. Das Tongewerbe begann sich vielmehr seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in manchen Gegenden allmählich in den Dienst eines neuen Massenbedarfs zu stellen: Im Rheingebiet von Boppard bis Köln und an der Mosel entstand von dem neuen Tabakgenuß aus die Pfeifenbäckerei. Die Erschließung der Mineralbrunnen veranlaßte die Hausindustrie der Wasserkrüge. Massenartikel wurden auch Einlege- und Buttertöpfe ebenso wie Branntweinkrüge. Deutlich spiegelte sich zugleich in diesen eigenartigen Leistungen das holländische Wirtschaftsleben wieder, das aus dem Rheintal eben seinen Verpackungsbedarf in Tongefäßen deckte.

Im 18. Jahrhundert suchte auch das Rheinland an den neuen Formen der Keramik selbsttätig teilzunehmen. Die Porzellanindustrie ist ihm jedoch trotz mancher Versuche sowohl der Staatsregierungen als auch privater Unternehmer an der unteren Ruhr, bei Koblenz, im Wuppertal und in Köln zunächst nicht geglückt. Es scheint, daß die rheinischen Staaten zu klein waren, um die sehr große Mittel erfordernden leistungsfähigen Manufakturen der östlichen und südlichen deutschen Großstaaten nachahmen zu können. Dagegen gelang es seit den letzten Jahrzehnten in Neuwied, Bonn, Köln und an der Saar zum Teil unter holländischen Anregungen, die wieder auf japanisch-chinesischen beruhten, mit mehr Erfolg, die Fayence- und Steingutindustrie zu begründen, für die das Rheinland dann im 19. Jahrhundert führend wurde mit seinen großen Firmen in der Saargegend und in Bonn, die teilweise in anderen deutschen Ländern ihre großen Zweigfabriken haben und Ausfuhr nach dem ganzen Weltmarkt betreiben. Im 19. Jahrhundert sind dann doch auch private Fabriken in der Porzellanerzeugung entstanden.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts starb dagegen die Massentöpferei alten Stiles zum größten Teile ab. Wasser- und Branntweinkrüge wurden durch Glasflaschen verdrängt; der Raucher ging zur Zigarre und anderen neuartigen Formen des Rauchgenusses über; die Tontöpfe fielen ebenfalls meist Gefäßen aus anderen Stoffen zum Opfer.

Das Tongewerbe fand dagegen nun vollen Ersatz beim Industrie- und Baubedarf, die es seit der Mitte des 19. Jahrhunderts völlig veränderten und zugleich in großkapitalistische Unternehmungen überführten. Nach 1840 regte bereits die neue Landwirtschaft die massenhafte Herstellung von Drainageröhren an. Der Bau von Wasserleitungen in den rheinischen Städten hatte alsbald die Entstehung einer Tongroßindustrie für Röhren zur Folge, und weiterhin verknüpfte sich hiermit die von sanitären Tonwaren aller Art. Der Hausbau wandte seit 1860 bunte und glasierte Fußboden- und Wandplatten an, deren Industrie damals im Rheinland nach englischem Vorbild überhaupt zuerst auf dem europäischen Festland entstanden ist. Insbesondere aber hatte die von den 1850er und 1870er Jahren begründete Notwendigkeit, ganze

Digitized by Google

Städte, Stadtteile und Industriegegenden ebenso wie Fabrikanlagen und öffentliche Gebäude allerorts beschleunigt aufzubauen, die vielseitigste Entstehung neuer Baustoffsurrogate zur Folge, wie sie in dem Aufkommen der Zement-, Zementstein- und -röhrenindustrie seit 1856 von der Bonner Gegend aus, der Schwemmsteinindustrie im Neuwieder Becken seit etwa 1850, der Schamotte- und Dinasindustrie im Saargebiet, bei Aachen und am Mittelrhein seit 1860 sich auszudrücken begann. Nach 1870 kam dazu die von Köln aus begründete Verwertung der Hochofenschlacken auf Schlackensteine, Eisenportland- und Hochofenzement, die ein bedeutender Nebenzweig der Eisenindustrie wurde. Der Gedanke der Produktionsverbindung zweier wichtiger Industrien wie der des Zementes und des Eisens, der hierin zur Geltung kam, kehrte auf diesem Gebiete z. B. auch in neuen Beziehungen zwischen Traß und Basalt mit Zement wieder. Er ist ja gerade im Rheinland durch dessen gesamtes Industriesystem hindurch eine der auffallendsten neuartigen Erscheinungen geworden.

Weitere Neuerungen der Erdenindustrie bildeten sich z. B. in einer großen Dachziegelindustrie bei Brüggen und Kaldenkirchen und vor allem unter den Einwirkungen des Bedarfs der mit hohen Hitzegraden und Säuren arbeitenden Gewerbe in der Entwicklung einer bei uns naturgemäß sehr erheblichen Industrie der „feuerfesten Produkte" aller Art aus.

Eine eigentümliche Industrie des Rheinlandes war seit dem früheren Mittelalter die des Glases. Sie saß damals zunächst in den größeren Städten wie Köln, wo wohl unter italienischen Einflüssen, vielleicht zum Teil in Fortsetzung römischer Anfänge, später aus den engen Handelsverbindungen mit Venedig heraus Glasgefäße geblasen wurden und wo schon mindestens im 12. Jahrhundert, sehr wahrscheinlich aber schon früher, Glasfenstermacher arbeiteten, deren Gewerbe durch die Gotik dann sehr belebt worden sein muß.

Im 14. Jahrhundert ist ferner die Herstellung von Glasspiegeln in Aachen nachweisbar.

Die neueren, mehr auf Massenleistungen gehenden und daher auch nun die Gebirgsgegenden bei den Rohstoffen Holz und Quarz statt der Städte suchenden Glashütten scheinen im Rheinland nicht vor dem 16. Jahrhundert entstanden zu sein. Sie kamen, abgesehen von vereinzelten, wohl kleinen und nicht andauernden Bildungen, z. B. in Köln, zuerst im Saargebiet auf, später dann auch an der Ruhr und gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei Aachen. Sie stellten nun, ähnlich wie die verwandte Tonindustrie, in gesteigerten Mengen statt der künstlerischen Stücke Massengefäße, und zwar besonders Flaschen für den Weinhandel und seit dem 18. Jahrhundert für die Industrie des Kölnischen Wassers her sowie an Stelle der älteren Butzen die neuzeitlicheren größeren Fenstergläser.

Die rheinische Hohl- und Tafelglasindustrie haben sich seit etwa 1850 weiter ergänzt. Unter der Führung der französischen Glasgesellschaft von St. Gobain, Chauny und Cirey sowie anderer belgischer und

Digitized by Google

französischer Unternehmer entstand zum erstenmal in Deutschland, von der Aachener Gegend ausgehend, die Spiegelglasindustrie. Diese blieb auch bis heute fast ganz auf das Rheinland und seine nächste Nachbarschaft beschränkt und blieb hauptsächlich unter dem Einfluß von St. Gobain, dem westlichen Seitenstück zur Vieille Montagne, auf unserem Boden.

Die Hohlglasindustrie erweiterte ihre Aufgaben auf Erzeugnisse für die chemische Industrie. Sie begann sich mit der Gründung der Kristallglasfabrikation in Köln nach 1860 wieder zu verfeinern. Sie entfaltete sich zugleich als Flaschenindustrie zu großer Ausdehnung, besonders auch, indem zu ihren alten Gebieten neue bei Düsseldorf, Sinzig, Kreuznach, Oberhausen und bei den Braunkohlenwerken kamen. Insbesondere hat sie seit dem Übergang des Mineralwasservertriebes vom Krug zur Flasche, der auf rheinische Anregung hin nach französischem Vorbild erfolgte, dem Tongewerbe ein großes Feld abgewonnen; das gleiche geschah meist auch in der Branntweinindustrie. Eine bedeutende Aufgabe wuchs ihr ferner seit der Entstehung des Flaschenbierabsatzes in den 1880er Jahren zu.

Im Hinblick auf die Besonderheiten des Rheinlandes und die große Konzentration seines Verbrauches ist es daher nicht verwunderlich, daß es in diesem Gewerbe die bedeutendsten Erscheinungen ganz Deutschlands, ja zum Teil Europas zeitigte.

Die heute so große chemische Industrie des Rheinlandes war vor dem 19. Jahrhundert bei uns nur in sehr geringfügigen Vorläufern vorhanden. Es wurde auf die Verbindung dieses Gewerbes mit dem Bergbau schon hingewiesen. Die wichtige Farbenfabrikation aus organischen Rohstoffen gab es in früheren Jahrhunderten überhaupt nicht, da der Färber die Farben selbst zuzurichten pflegte. Nur in der Farbenmühle lag in dieser Hinsicht eine besondere Betriebsform vor, die aber entweder vom Färber oder vom Müller gehandhabt wurde. Der Apotheker war der dritte Vertreter der chemischen Erzeugung.

Die Geschichte unserer chemischen Industrie wickelte sich also erst seit dem 19. Jahrhundert ab. In ihrem Verlauf wiederholten sich aber die allgemeinen Tendenzen unserer industriellen Entwicklung, und zwar besonders insofern, als sich auch hier zunächst die Neigung zur Betonung der Oberstufen der Produktion wiederholte, die schwereren Formen erst später ausgestaltet und reifer wurden.

Die chemische Erzeugung löste sich also von der Färberei und der Apotheke los und ersetzte auch den Zusammenhang mit dem alten Bergbau durch leistungsfähigere Beziehungsformen.

Eine bemerkenswertere Entwicklung begann zunächst bei den Mineralfarben, die sich bereits im 18. Jahrhundert besonders in der Gewinnung von Kobaltfarben hervorhob, die namentlich auch für Holland — Delft! — fabriziert wurden. Dazu kam seit Ende des 18. Jahrhunderts die Berlinerblauindustrie, die heute im Rheinland bei weitem führend für Deutschland ist und sich besonders auf Aachen und Neuß stützt. Seit etwa 1810 wurden auf der Grundlage des Handels mit Eifelblei, zu dem bald auch

Digitized by Google

ausländisches trat, die rheinische Bleiweißindustrie und ihre Verwandten entwickelt, die in Verbindung mit dem geschilderten Aufschwung der Zinkgewinnung seit etwa 1850 auch durch eine namhafte Zinkweißfabrikation ergänzt worden ist. Diese Weißfarben sind bald darauf noch durch andere von der Verarbeitung des Schwerspates aus vermehrt worden. Bei allen ihrer Zweige war das Rheinland in der Einführung sowohl wie manchmal auch in der Erfindung bahnbrechend in Deutschland, es blieb auch darin führend mit den Produktionsmengen.

Das gleiche ist der Fall bei der Fabrikation von Ultramarin, jener ersten großen Synthese in der Farbenindustrie, die in Deutschland wenigstens zuerst in selbständiger Form und in größerem Umfange seit 1834 durch Leverkus von Wermelskirchen aus erfolgte. Das Rheinland blieb auch in diesem Gewerbe tonangebend: als zu Anfang dieses Jahrhunderts die deutsche Ultramarinindustrie zu einem Trust zusammengezogen wurde, nahm dieser seinen Sitz in Köln, das auch der Mittelpunkt der meisten anderen Mineralfarbenindustrien auf Grund seines alten Handels mit den Rohstoffen wurde.

Auch in der Industrie der organischen Farben ist das Rheinland, und zwar diesmal zugleich im weiteren Sinne bis nach der Pfalz und dem Gebiet des unteren Main, in überwältigendem Umfange das bedeutendste Gebiet Deutschlands geworden, eine Entwicklung, die um so gründlicher zu seinen Gunsten verlief, da die Anilinfarbenerzeugung sich auf die Dauer auf wenige größte Unternehmungen beschränkte, die sich eben auf die Rheinlinie konzentrieren und sich rechts und links des Stromes seit den 1860er Jahren aneinanderreihten. Es wurde oben schon gesagt, daß die entscheidenden Anregungen dazu von der rheinischen Textilindustrie ausgingen, und zwar besonders auch von der massenhaft krappverarbeitenden Türkischrotfärberei des Wuppertals. Dort spaltete sich auch zuerst ein besonderes Gewerbe der organischen Farben von der Färberei ab, indem die Großhändler mit Krapp, Indigo, Farbhölzern und anderen Sorten dem Färber die Zurichtung abnahmen und seit etwa 1840 die Farbpflanzen auf Extrakte verarbeiteten. Dieser rheinische Vorläufer der heutigen Teerfarbenindustrie hat schon bald darauf den deutschen Markt beherrscht und erheblich exportiert. Er ging um 1860 in die neuen Formen über, die sich daher auch um so schneller zu entwickeln vermochten, also keiner völligen Neugründung, besonders in der Kapitalbildung und den Absatzbeziehungen, bedurften. Das Wuppertal wurde demnach auch hier der hauptsächliche Entwicklungsträger. Mit einer seiner Farbengroßhandlungen verband sich das Aufkommen einer so bedeutenden Unternehmung wie die Firma F. Bayer & Co. in Leverkusen.

Die chemische Fertigindustrie zeitigte auch sonst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bei uns die mannigfaltigsten neuen Formen; es sei nur an die der synthetischen Heil- und Nährmittel, der photographischen Stoffe und der Trockenplatten, der Filme sowie der Kohlensäure erinnert, die auf den mittelrheinischen Mineralquellen beruht. Der synthetische

Digitized by Google

Kampher und der allerdings noch nicht wirtschaftlich ausgenutzte „künstliche“ Kautschuk sowie die chemothermische Technik gehen im wesentlichen auf rheinische Erfindungen zurück.

Die Mannigfaltigkeit der Oberstufe der chemischen Industrie wurde allmählich ebenfalls mit einer schweren Industrie unterbaut.

Die neuzeitliche rheinische Schwefelsäureindustrie begann zwar vermutlich erst um 1810; sie kam aber erst vorwärts, seitdem sie statt des sizilianischen Schwefels von den einheimischen Schwefelkiesen in der Nordeifel und Belgiens sowie des benachbarten Westfalen bei Meggen und Schwelm ausgehen konnte, das ist also seit Anfang der 1850er Jahre. Vor allem hat dann F. W. Hasenclever in Aachen durch die Erschließung der Zinkblende der Industrie eine leistungsfähigere Rohstoffgrundlage gegeben, die später mittels der spanischen Kiese erweitert werden mußte. Die rheinische Zinkindustrie ist aber daneben immer eine bedeutsame Stütze des chemischen Systems geblieben.

Parallel zu diesem einen Hauptzweig der Unterstufe blühte auch der andere auf: die Sodaindustrie mit ihren Verwandten, die allerdings entschiedener erst seit Anfang der 1880er Jahre mit der Einführung des erhöhten Sodazolles so weit zu gedeihen vermochte, daß sie die Versorgung mit englischer Soda beseitigte und umgekehrt nun auszuführen begann. Der Umstand, daß sie seit den 1870er Jahren allmählich meist von der Verwendung der Schwefelsäure zu der des Ammoniak überging, hatte zur Folge, daß die Sodaindustrie nun eng mit dem Steinkohlenbergbau, der bekanntlich diesen Rohstoff liefert, verbunden wurde und sich vorwiegend an die Nähe zum Ruhrgebiet hielt. Zugleich aber wurden die Unterstufen vielfach unternehmerisch mit denen der Fertigindustrie verbunden.

Ihre Ausbildung hat aber auch sonst noch sehr bedeutende Folgen gehabt. Sie ermöglichte z. B. die zeitgemäße Umgestaltung der Pulver- und Sprengstoffindustrie. Diese war schon seit dem späteren Mittelalter in unseren Städten, vermutlich aber auch in Gestalt der Pulvermühlen in den Gebirgstälern namentlich des bergischen Landes entstanden. Sie beruhte auf ausländischem Schwefel sowie auf einheimischer Holzkohlen- und Salpetergewinnung. Die letztere wurde von privilegierten Salpetermachern in Stadt und Land planmäßig überall verfolgt. Anscheinend seit dem 17. Jahrhundert begann auch bei uns der Bergbau zu „schießen“ und wurde damit neben dem Kriegsbedarf sehr maßgebend für dieses Gewerbe, das in neuerer Zeit daher mehr als je die Bergbaugegenden rechts des Rheines bevorzugte.

Sein Salpeterbedarf ist Anfang der 1860er Jahre ein sehr wichtiger Anreger zur Entstehung des deutschen Kalibergbaues geworden, indem nämlich Hermann Grüneberg von Köln aus die Verwendung des sächsischen Kali zur Kalisalpeterherstellung begann und von dieser Seite aus mit auf den hohen Wert der Kalisalze hinweisen konnte.

Die Sprengstoffindustrie wurde seit den 1860er Jahren durch die Erfindung des Dynamits erweitert, die sehr bald bei dem erheblichen Bergwerksbedarf auch im Rheinland verwertet wurde, und zwar

Digitized by Google

besonders in den dünn bevölkerten Heidegebieten des rechten Rheinufers bei Köln. Dieses neue Gewerbe, das alsbald nur in großen Betrieben auftrat, ging seit Anfang der 1870er Jahre mit der Pulverindustrie, die gleichzeitig auch von der Mühle alten Stiles in große Fabriken übergeleitet wurde, enge Beziehungen ein, die durch das rauchlose Pulver später noch vielseitiger wurden. Sie kamen in den großen Verschmelzungen zu den seit 1919 in Berlin sitzenden Köln-Rottweiler Pulverfabriken in Köln zum Ausdruck, sowie in der Organisation großer deutscher und internationaler Kartelle für die einzelnen Erzeugnisse. Köln ist dabei unter J. N. Heidemanns Führung vielfach der ausschlaggebende, die Ideen reichende Ort gewesen. Die rheinische Sprengstoffindustrie war bis 1914 die bedeutendste Europas. Sie hatte enge Kapitalbeziehungen zur nord- und süddeutschen Waffen- und Munitionsindustrie und zu außerdeutschen und überseeischen Unternehmungen. Sie wurde seit Anfang dieses Jahrhunderts zugleich eine wichtige Grundlage der Celluloid- und Kunstseidenindustrie und ähnlicher Zweige, nach denen hin sie nach dem Krieg ihr Schwergewicht überhaupt verlegen mußte.

Ein zweiter, verhältnismäßig allerdings weniger groß gebildeter Ausläufer der schweren chemischen Industrie wurde die der Düngemittel. Ihre Vorläufer waren im 18. Jahrhundert die an der Mosel tätige Gipsgewinnung sowie die der Braunkohle im Sieggebiet und die Knochenmühlen des Bergischen Landes. Besonders seit Justus Liebig bereicherte sich dieses Gewerbe. Seit Ende der 40er Jahre kam die Guanoerschließung hinzu, die dann in Emmerich eines der bedeutendsten Unternehmen seiner Art in Deutschland erhielt. Um 1865 kam hinzu die Superphosphatindustrie am Rhein und im Jülicher Lande sowie bald auch die des schwefelsauren Ammoniak bei den Gasanstalten, die sich dann in großem Umfang mit dem Steinkohlenbergbau und den Hochöfen verband. Von Köln aus gelang dann endgültig die leistungsfähige Einführung des Thomasmehles. Bei der Braunkohle kam dann eine neue Ammoniakindustrie auf, ebenso wie die rheinische chemische Großindustrie neuerdings weitgehend an den großen Problemen des Kalkstickstoffes beteiligt ist.

Aus der chemischen Industrie erwuchsen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Ölindustrie und ihre Verwandten. Die Ölmüllerei war schon längst im Mittelalter ein für das Rheinland, und zwar namentlich seine nördlichen Teile charakteristisches Gewerbe, das vorwiegend auf dem Lande saß. Das Öl wurde in unseren Haushaltungen damals mehr als heute als Lebensmittel verwendet. Es war auch Gegenstand eines weitreichenden Großhandels. Seife und Kerzen sind im Mittelalter wie auch später meist in den Haushaltungen selbst von den Frauen oder durch Lohnwerker zubereitet worden, wobei man sich der Pottasche bediente, die bei uns aus dem Buchen- und Eichenholz unserer Wälder sowie aus den Abfällen des Weinbaues und der Weinbereitung, Reben und Trestern, gewonnen wurde. Sie war aber auch eine nicht belanglose Ware, die aus Rußland und Polen schon im Mittelalter an den Rhein kam.

Digitized by Google

Seit dem 16. Jahrhundert wurde die gewerbsmäßige Herstellung der Seife, und zwar von Schmierseife, häufiger und vermutlich durch den Bedarf des Textilgewerbes gefördert. Feste Seife scheint das Rheinland bis ins 18. Jahrhundert bis auf eine geringe Eigenproduktion nur vom Ausland bezogen zu haben.

Im 19. Jahrhundert veränderte sich die Ölindustrie insofern, als ihr durch die Produktionswandlungen in der Landwirtschaft die einheimische Rohstoffgrundlage fast ganz verloren ging und sie sich dafür auf die an Arten und Menge immerzu wachsenden ausländischen, insbesondere auch tropischen Ölfrüchte einstellte, ein Umstand, der sie nur noch auf wenige Stellen, — vor allem auf Neuß — beschränkte. Dazu erfuhr auch sie die Surrogatergänzung und -erneuerung von den Mineralien, vor allem vom Petroleum und seinen Abkömmlingen her, das seit Anfang der 1860er Jahre eindrang. Dabei wechselten ihre Aufgaben, indem sie statt der Versorgung der Haushaltungen mit Nähr- und Leuchtstoffen nun überwiegend den an Schmier- und Antriebs- sowie an Anstrichmitteln zu decken hatte, und sich dementsprechend vielfach teilte.

Die Seifenerzeugung wurde durch den Aufschwung der Textilindustrie sowie der Bevölkerungszahl ebenfalls ins Massenhafte gewendet und entstand in neuen großen Fabriken daher mit Vorliebe in den Textilgebieten und den Großstädten. Von diesen sind mitunter für ganz Deutschland wichtige Neuerungen, namentlich in der Erfindung und Herstellung von Bleichmitteln und Waschpulvern, ausgegangen. Eigentümlich war ferner das Aufkommen der Industrie des von Italienern eingeführten Kölnischen Wassers seit Anfang des 18. Jahrhunderts.

Noch neuer als die neuartige chemische Industrie wurde bei uns die elektrische.

Es ist aber bemerkenswert, daß diese im Rheinland trotz mancher z. B. von Köln ausgehender Versuche nie zu der Bedeutung der Berliner und süddeutschen großen Gründungen durchdringen konnte. Die rheinische elektrische Industrie war an der Einführung des Telegraphen kaum sehr erheblich beteiligt. Sie mußte dann auch in der Einrichtung der Starkstromelektrizität als Kraft- und Lichtquelle den innerdeutschen Zweigen meist das Feld überlassen. Zu einem großen Teile wurde das Rheinland, besonders seit den 1880er Jahren, von der Firma Schuckert in Nürnberg versorgt, die hier mit ihren Tochtergesellschaften vorging. Seine Selbsttätigkeit beschränkte sich dafür mehr auf die Durchführung der Betriebe, wie sich besonders in der Entstehung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes in Essen zeigt und in der bedeutenden Entfaltung dieses Gewerbes im Kölner Braunkohlengebiet, von dem aus das Land weithin in die Bergländer hinein und über den Strom hinweg tief in die Landschaften des rechten Ufers versorgt wird. Soweit es sich um größere Unternehmen handelt, die, wie z. B. Draht- und Kabelfabriken, enge Beziehungen zu den elektrischen Aufgaben haben, sind diese meist der Abhängigkeit oder mindestens der Anlehnung zu den beiden großen Gruppen Siemens-Schuckert oder Allge-

Digitized by Google

meine Elektrizitätsgesellschaft verfallen, die aber auch mehr oder weniger enge Beziehungen zu Eisenindustrie und Kohlenbergbau von Rheinland und Westfalen begründet haben.

Verhältnismäßig wenig auffallend ist im Rheinland die Holzbearbeitung hervorgetreten. Sie war handwerksmäßig wie anderwärts organisiert und betonte selbstverständlich als besondere Erscheinung den Schiffsbau, der an der Mosel, in Koblenz, Köln und seit dem späteren 18. Jahrhundert namentlich in Mülheim a. d. Ruhr aufkam. Ebenso wies die bei uns seit ältesten Zeiten blühende Faßbinderei auf die besondere Natur des Landes mit seinem Weinbau hin. Am Niederrhein trat sie auf dem Lande als Holzschuhmacherei, in der Heinsberger Gegend als Korbmacherei auf in Verbindung mit den dortigen Verbrauchsgewohnheiten bzw. mit den Weidenbeständen an den Flüssen. Seit den 1820er Jahren ging bei uns die Möbelschreinerei anscheinend zuerst in Köln zur Fabrikform über, wie das auch im Wagenbau geschah, wo sie sich von den staatlichen Wagenbauwerkstätten der Postverwaltung z. B. in Düsseldorf einleiteten. Insbesondere die Möbelindustrie hat sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ganz wie andere Industrien spezialisiert und sich z. B. in Kontor-, Kirchen-, Schul-, Küchenmöbel und sonstige ähnliche Fabriken gegliedert. Seit Ende des 18. Jahrhunderts begann man auch bei uns z. B. in Barmen, Koblenz und Wesel Klaviere fabrikmäßig zu bauen. Auch in diesem Gewerbe entwickelte sich auf der anderen Seite der Gedanke der industriellen Konzentration der hier zu Erscheinungen wie die vielseitigste Zusammenfassung der Schreibmöbel- und Schreibwarenherstellung in einem Unternehmen in Bonn oder die Organisation großer Faßfabriken, von denen die bedeutendste ganz Deutschlands sich z. T. in Andernach befindet, reizte. Eigentümlich wurde seit den 1820er Jahren im rheinischen Holzgewerbe noch das Aufkommen der Kölner Goldleisten- und -rahmenindustrie, die bald eine internationale Stellung gewann. Dagegen hat die Holzindustrie seit den 1840er Jahren den Großwagen- und Schiffsbau an die Eisenindustrie abgeben müssen, da dem neuen Verkehr die hölzernen Transportgefäße der älteren Zeit nicht mehr genügen konnten. Der rheinische Schiffsbau ging seitdem auffallend zurück und wurde vom holländischen, der auch zum großen Teil die deutsche Rheinflotte zu bauen anfing, überholt. Erst seit neuester Zeit ist er wieder mehr im Begriff, sich zur Geltung zu bringen.

Im ganzen teilte das Holzgewerbe, namentlich in seinen größeren Formen, wie z. B. der seit den 1820er Jahren von Köln aus entstehenden Dampfsägerei, die Neigung anderer Industrien, die Lage am Strome zu bevorzugen, auf dem von oben und mehr und mehr von unten, also vom Ausland her, die Stämme kommen. Die ausländische Einfuhr hat auch hier eine stärkere Entwicklung am Niederrhein verursacht, wo ja zugleich vom Gruben- und sonstigen Bau- und Brennholzbedarf des Industriegebietes her Duisburg der große Holzhandelsplatz wurde.

Es ist auffallend, daß das Rheinland erst verhältnismäßig spät zu einer betonteren Entwicklung der Papierindustrie gelangt ist und an-

Digitized by Google

scheinend im Mittelalter seinen Papierbedarf besonders aus Süddeutschland deckte. Bisher sind mit einiger Sicherheit im 15. Jahrhundert nur Papiermühlen bei Siegburg und Mülheim a. d. R. nachweisbar. Es ist jedoch wohl nicht ausgeschlossen, daß die Papierherstellung zuerst städtisches Kleingewerbe war, wie das auch bei Pulver, Glas und anderen Gewerben war, die erst mit der Entwicklung größeren Bedarfs zur Wasserkraft übergingen und damit aufs Land hinaus. Nach den bisher bekannten Quellen belebte sie sich dort erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und entstand nun dort, wo sie heute noch bei uns am charakteristischsten vertreten ist: zunächst bei Bergisch-Gladbach und dann bei Düren. Hinzu traten Ergänzungen bei Solingen und im 18. Jahrhundert an der Ruhr bei Mülheim und Werden, in Venn und Eifel und im Saargebiet. Sie hat sich bereits im 18. Jahrhundert schon mannigfach in ihren Zielen ausgestaltet und sich zugleich verfeinert. Infolgedessen hielt sie bei uns im 19. Jahrhundert auch länger als in anderen deutschen Gegenden am Handbetrieb fest. Erst nach 1850 wurde der Übergang zur Maschine im Rheinland allgemeiner und veränderte nun erst gründlicher das ganze System dieses Gewerbes, obwohl auf Grund seiner alten Traditionen doch nicht so weitgehend wie anderwärts. Die politischen Wandlungen der 1840er Jahre, die von der Entstehung der Parteien begleitet waren und damit die der Zeitungen ungemein förderten, der sehr gesteigerte Geschäftsverkehr mit seinem vermehrten Schriftwesen und Bureaubetrieb sowie der Entwicklung der Reklame, das Aufkommen der Eisenbahnen und die Popularisierung der Post, die Belebung des Buchdrucks nach allen Richtungen hin, eine neue Verpackungstechnik, sowie das Eindringen der Tapete in den breiteren Verbrauch haben besonders auch im Rheinland einen großen neuen Massenpapierbedarf verursacht. Er zwang zugleich zur Anwendung der neuen Massenrohstoffe Stroh und Holz und hatte damit die Entstehung weiterer und teilweise sehr großer Unternehmen zur Folge, die sich in den 1850er Jahren zunächst in den strohreichen Agrargebieten des Jülicher Landes und des Niederrheins niederließen. Nach 1860 drangen sie als Holzschleifereien in die Eifelwälder ein, und im Jahrzehnt darauf kamen sie als Zellulosefabriken größter Art, die große Mengen ausländischen Holzes verwendeten, auch am Niederrhein, besonders bei Neuß und Düsseldorf, auf. Die alte Papierfabrik, die sowohl Papier herstellte als auch auf Qualitätswaren weiterverarbeitete, wurde ergänzt durch ein gegliedertes System aus schwerer Industrie, die nur den Halbstoff erzeugte, und einer Fertigindustrie, die sich nach 1850 außergewöhnlich vielseitig spaltete. Hierbei sind einzelne rheinische Zweige entweder die frühesten oder die bedeutendsten ihrer Art in Deutschland geworden, wie z. B. die Tapetenindustrie der Kölner Gegend oder die Geschäftsbücher- und Briefumschlagindustrie im Wuppertal, die bezeichnenderweise dort, wo sich eine hochentwickelte Absatz- und besonders Ausfuhrorganisation mit der Fabrikation seit langem verbindet, im Jahre 1852 zuerst entstand.

Auch die Lederindustrie hat sich im Rheinland in teilweise beson-

Digitized by Google

deren Formen entwickelt. Schon im Mittelalter war sie in den Städten zum Teil erheblich gegliedert, nicht nur in der Gerberei, sondern auch in der Verarbeitung. Sie beruhte schon damals auch auf Häuteeinfuhr und dazu auf den hochwertigen Häuten sowohl als auf den großen Eichenwäldern unserer Bergländer, die auf dem Schiefergrund eine sehr leistungsfähige Lohe zu liefern vermögen. Das mittelalterliche Lederhandwerk hatte bei uns in Köln schon die ausgesprochene Neigung, für weite Märkte zu arbeiten, und war auf Grund dessen bereits auch kapitalistisch geworden. Teilweise wurde z. B. im 15. Jahrhundert die niederländische Gerberei von Kölner Großabnehmern dirigiert.

Seit dem 16. Jahrhundert wurde die Ledererzeugung schon weltwirtschaftlich gegründet, indem sie begann, Häute vom amerikanischen Mittelmeer zu verwenden, und im späteren 18. Jahrhundert hat sich diese Erscheinung voller entfaltet. Brasilianische, La-Plata-, Chile- und westindische Häute veranlaßten damals schon das deutliche Aufkommen von besonderen Lederindustriegebieten: längs der Rheinlinie und in den südwestlichen Grenzstädten von Aachen über Malmedy, Prüm, St. Vith bis Trier, denen die Wildhaut mehr und mehr von Antwerpen und Havre aus zugeführt wurde. In allen diesen Gegenden entstanden damit nun zugleich Großbetriebe, und manche davon sind von belgischen Unternehmern eingerichtet worden. Köln war lange der Hauptort Deutschlands für den Handel mit Wildhäuten, der besonders auch den Unternehmungsgeist der Stadt für überseeische Beziehungen in den 1840er Jahren anregte, die Pläne zur Begründung der Rheinseeschiffahrt bestimmte und Kapitalanlagen am La Plata veranlaßte.

Die Entwicklung der westeuropäischen Eisenbahnen hat gleichzeitig allerdings die Stadt aus dieser Stellung zugunsten der genannten westlichen Seehäfen und besonders Antwerpens verdrängt, ein Umstand, der nun aber dafür die Niederlassung von Kölner Firmen dort verursachte.

Als besonders eigenartig hob sich aus der ganzen Entwicklung heraus die Sohlledergerberei, die seit dem 18. Jahrhundert auf Grund der genannten natürlichen Bedingungen die bedeutendste Europas wurde und das bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts blieb, um dann infolge des Versagens der Eichenwälder von den neuen, auf den überseeischen Gerbstoffen und den chemischen Verfahren beruhenden Zweigen größtenteils verdrängt zu werden. Das Rheinland wurde damit auch von dem Gebiet an der Unterelbe in diesem Gewerbe überholt. Ähnliche Verluste erfuhr es seitdem auch in manchen Gegenden bei anderen Zweigen, wie z. B. der früher in Köln blühenden Gerberei und Färberei von Schaf- und Ziegenfellen, die sich allerdings dafür wieder erheblich an der Nahe entwickelte.

Trotzdem ist das rheinische Ledergewerbe, namentlich in manchen Zweigen der Weiterverarbeitung, seit etwa 1840 zu neuer großer und maßgebender Blüte gekommen, die auf der seitdem wachsenden Differenzierung des Bedarfs beruhte. Es ist selbstverständlich, daß das industriell führende Land Deutschlands z. B. die bedeutendste Treib-

Digitized by Google

riemenfabrikation, diese hochwertigste Art der Großlederverarbeitung, ausbilden mußte, die z. B. in Aachen, Mülheim an der Ruhr und Köln sitzt. Der Massen- und Luxusbedarf rief bei uns auch unter anderm eine sehr bemerkenswerte Lacklederindustrie hervor mit einer größten deutschen Unternehmung in Bonn.

Vielfach ist der Lederverbrauch seit den 1840er Jahren verdrängt worden durch den des Gummi, wie z. B. in der Verwendung von Schläuchen oder Antriebsriemen und -seilen. Aber dafür entstand bei uns alsbald auch eine entsprechende sehr vielseitige Industrie, die sich namentlich auf Köln stützte. Von ihr und zugleich noch mehr von der dortigen Kabelfabrikation, die zum Teil mit der des Gummi eng verbunden wurde, sind weittragende Entwicklungen ausgegangen. Köln wurde dadurch seit den 1890er Jahren führend in der Gründung eines selbständigen deutschen Überseekabelsystems, dessen große Gesellschaften daher auch sämtlich hier ihren Sitz nahmen. Damit aber begannen auch neue Verbindungen mit der deutschen Küste, wie sie sich z. B. in der Errichtung der Kabelwerke an der Unterweser äußerten.

Die gewerbliche Zurichtung von Lebensmitteln hielt sich bis weit ins 19. Jahrhundert bei uns an die alten Formen der hauswirtschaftlichen Selbstversorgung sowie des Lohn- und Handwerkes.

Die Ernährung der rheinischen Bevölkerung war bis zum 18. Jahrhundert vorwiegend auf Getreide und Hülsenfrüchte eingestellt, scheint sich aber von der des übrigen Deutschland zugleich schon immer durch eine stärkere Beteiligung namentlich des Weizens, sowie von Fleisch und Käse, und zwar immer von Fett- statt Magerkäse, unterschieden zu haben, was durch die hervorragende Eignung großer Teile des Landes zur Rinder- und Schweinezucht und durch die nahe Nachbarschaft der niederländischen und nordwestdeutschen Viehzuchtgebiete veranlaßt wurde.

Die Getreideverpflegung hat schon seit dem Altertum das Müllereigewerbe verursacht, das auch bei uns nach der Überwindung der Handmühle von der Grundlage des Wasserregals aus in der üblichen Form geordnet wurde. Der Grundherr als öffentlich-rechtliche Institution, die sich von der Königsgewalt ableitete, war also der Mahlberechtigte, und zwar vorwiegend in Gestalt des Landesherrn, obwohl die Mühlen massenhaft an nachgeordnete Stellen und Personen übergegangen waren. Die Auffassung vom Wasserregal hatte sich am Niederrhein zum Teil auch weiter übertragen, indem der Landesherr als „Herr des Windes“ über die Windmühlen verfügte. Die Städte jedoch suchten, soweit sie sich von der Vormundschaft ihrer Herren ebenso wie von den Launen der Elemente unabhängiger zu machen wünschten, seit dem späteren Mittelalter häufig bei dem von keinem Regal beherrschten „Roß“ ihren Ausweg. Die Roßmühle vertrat demnach eine freiere Form der Organisation, war aber naturgemäß infolgedessen seltener und auch nicht so leistungsfähig wie die anderen. Die Mühlengerechtigkeit der öffentlichen Gewalten hatte den Mühlenbann zu Folge, bei dem das ganze Land in Mahlbezirke zerfiel und jeder, der Mahlbedarf hatte,

Digitized by Google

einer bestimmten Mühle zwangsweise zugeteilt war. Diese war im Mittelalter vorwiegend mit Pachtmüllern, wenn nicht überhaupt von angestellten Müllern besetzt. Erst später gelang es diesen, durch Kauf oder Verpfändung manchmal auch das Eigentum oder wenigstens die Erblichkeit der Pacht zu erreichen. Es wurde das häufiger, je mehr die Mühle auch anderen gewerblichen Bestimmungen zugeführt wurde und mehr und mehr hierin von einer mehr amtlichen in eine rein wirtschaftliche, ja unternehmerische Betätigung übertrat. Allerdings war sie dann auch sehr häufig die Grundlage eines Staats- oder Kommunalbetriebes nicht nur in der Getreide- und Ölmüllerei, sondern auch in der Verarbeitung oder Zurichtung von Eisen, Stahl und anderen Metallen, Tuch, Lohe, Farben, Pulver oder Papier. Sehr häufig sind verschiedene dieser Formen miteinander in einem Betrieb verbunden gewesen. Die Mühle war damit bei uns der älteste Vorläufer und oft die tatsächliche unmittelbare Grundlage der Fabrik.

In diesem Zustand trat die Müllerei ins 19. Jahrhundert ein, mit dem allerdings zunächst die Bannrechte fielen und das Gewerbe dem bürgerlichen Unternehmungsgeist fast durchweg unterworfen wurde. Aber erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden hier wirklich bemerkenswertere Veränderungen statt, indem die neuen Industriegebiete und Großstädte sich nun auf die Getreideversorgung vom Ausland her einzurichten hatten. Dadurch wurden sie, und zumal die Rheinufer bis hinauf nach Koblenz, der Standort einer großkapitalistischen Handelsmüllerei, die ihren Rohstoff in beliebigen Mengen zu Schiff und zeitlich losgelöst von den einheimischen Ernteangeboten erhielt und um so mehr ins Große gehen konnte, da sie sich statt der alten Triebkräfte des ungleich mehr zuverlässigen und leistungsfähigen Dampfes bedienten.

Besonders die Städte an der Ruhrmündung, dazu aber auch Düsseldorf, Krefeld, Neuß und Köln, wurden nun Hauptorte dieser neuen Form, die sich auch auf die in ihrer ganzen Entwicklung wesensverwandte Ölmüllerei übertrug, die bereits oben erwähnt wurde.

Der Bäcker war ebenso wie der Metzger schon im früheren Mittelalter entstanden, obwohl beide bis in neuere Zeiten verhältnismäßig infolge der selbst in den größeren Städten allgemein üblichen Hausbäckerei und -schlachterei nicht so wichtig wie heute waren. Gleichwohl sind beide doch mit die ersten Veranlasser zur Entstehung der Wirtschaftspolitik gewesen, die mit den Intendanturaufgaben der Stadtfestung zusammenhing.

Die Herstellung von Backwaren für einen weiteren Absatz war nach der ganzen Natur des Gewerbes früher kaum vorhanden. Immerhin wurde in den niederrheinischen Städten, besonders in Neuß wohl nach dem häufigeren niederländischen Muster, im späteren Mittelalter Honigkuchen in großen Mengen für die Ausfuhr gebacken. Von der Bäckerei ging bei uns auch die gewerbsmäßige Herstellung von Zuckerwaren und Schokolade aus, die im 18. Jahrhundert begann, jedoch erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in beachtliche, ja

Digitized by Google

große Erscheinungen übergeführt und für die Köln der Hauptplatz wurde, von dem aus Filialfabriken im In- und Ausland darin entstanden. Seit etwa 1850 wurde, anscheinend zuerst in Deutschland im Ruhrgebiet die fabrikmäßige Herstellung von Brot eingeführt, die sich bald überall in den größeren Verbrauchszentren einbürgerte.

Das Metzgergewerbe ist im Rheinland, wo die Bevölkerung im Vergleich zu der anderer deutscher Länder wenig Sinn für Wurstverbrauch hat, kaum wesentlich seit dem Mittelalter verändert worden; es blieb besonders auch bei der ihm eigentümlichen Gliederung der Betriebe nach den Tierarten, und nur die Eingeweidehändler, die den Zünften vertragsmäßig die Innereien abnahmen, sind seit der Auflösung des mittelalterlichen Schlachthaus- und Akzisesystems aus den Städten fast ganz verschwunden.

Dagegen hat das Rheinland schon im Mittelalter namentlich auf dem Lande ein Käsereigewerbe gehabt, das durch den neuen Bedarf des angehenden 19. Jahrhunderts sehr erheblich, besonders im Norden und Westen der Provinz, gesteigert wurde, wo die holländische bzw. die Limburger Industrie bei uns ihre Fortsetzung und Nachahmung erhielten. Nach 1870 dagegen wurde das verdrängt durch die immer wichtiger werdende Rücksicht auf die Fettversorgung der Bevölkerung. Diese veranlaßte auf der einen Seite die Verarbeitung der Milch auf Butter mit Hilfe des neuen Genossenschaftswesens und auf der anderen in den „schlechten Zeiten“ jenes Jahrzehnts das Aufkommen des auf diesem Gebiet epochemachenden Surrogats der Margarine, mit der nun auch die Fetternährung weltwirtschaftlicher als je zuvor fundiert wurde. Ihre Industrie hat sich am Niederrhein bis nach Köln hinauf ganz besonders stark entwickelt und beruht sowohl auf holländischen Gründungen größter Form und von internationaler Bedeutung als auch auf den schon oft betonten Bevölkerungskonzentrationen unseres Landes.

Diese haben im 19. Jahrhundert auch auf andere Zweige der Lebensmittelerzeugung spezialisierend und steigernd gewirkt. Die dem Rheinländer eigentümliche Vorliebe für Obstkraut und -gelee, die bis zum 19. Jahrhundert in den Haushaltungen und von den Bauern für den Markt gekocht wurden, verursachten nun die Entstehung besonderer Fabriken, die sich zuletzt auch überseeischer Rohstoffe bedienten. Sie hat auch bei uns zuerst der Zuckerrübe Eingang verschafft und damit deren Zuckerindustrie vorbereitet. Die schon im Mittelalter als rheinisch feststellbare Bevorzugung des „Mosterts“ vor manchen anderen Gewürzen, die wohl besonders auch durch den erheblichen Verbrauch von Fettkäse gesteigert wurde, hat bereits im 18. Jahrhundert von Düsseldorf aus zu der bekannten Ausfuhrindustrie geführt. Der rheinische Wein ist ferner ebenfalls bereits im Mittelalter mit seinen „Entartungen“ die Ursache einer bemerkenswerten Essigfabrikation gewesen, die im 19. Jahrhundert besonders in den Städten am Flusse in größere Betriebe überging.

In der rheinischen Bevölkerung, mit Ausnahme allerdings der breiten unbemittelten Schichten, war im 18. Jahrhundert der Kaffeegenuß

Digitized by Google

schon sehr verbreitet; es scheint, daß er schon damals nicht geringen Einfluß auf das Lebensgefühl des Bürgertums hatte. Mit ihm verbanden sich seit Ende des 18. Jahrhunderts bereits auch neue gewerbliche Betätigungen. Unter belgischen Anregungen und danach wegen der Kontinentalsperre kamen seitdem in der Aachener Gegend, am Niederrhein, in Köln und besonders im Neuwieder Becken Anbau und Verarbeitung der Zichorie auf. Diese wurde aber später zunächst infolge der Verbilligung des Kaffees und danach durch die Einführung der Getreidekaffeeindustrie am Niederrhein verdrängt. Das Rheinland hat aber auch zuerst in Deutschland mit Ende der 1830er Jahre die Kaffeerösterei als neues selbständiges, vom Haushalt getrenntes Gewerbe, und seit etwa 1880 damit zusammenhängend von Viersen und Mülheim an der Ruhr aus große Unternehmungen entwickelt, die eine vielseitige Fabrikation wesensverwandter Lebens- und Genußmittel betreiben und sie in vielen hundert Filialgeschäften an die Verbraucher absetzen.

Bereits im Mittelalter ist das rheinische Brauereigewerbe überall hoch entwickelt gewesen, wiewohl auch hier in Stadt und Land die ursprüngliche hauswirtschaftliche Form noch bis ins 19. Jahrhundert allgemein verbreitet blieb. Wenn auch der Wein bei uns weithin Volksgetränk war, so wurde sein Verbrauch doch ganz erheblich noch durch den des Bieres ergänzt. Dazu kam seit dem 15. Jahrhundert der des Branntweins, der vom 17. Jahrhundert an wesentlich wuchs, so sehr, daß im 18. Jahrhundert die Klagen über den Alkoholismus dieser Art allgemein waren. Im ganzen gilt hier, daß der Verbrauch alkoholischer Getränke im Rheinland in früheren Zeiten verhältnismäßig größer und in seinen Nebenerscheinungen bedenklicher als seit den 1850er Jahren war. Insbesondere ist das für den Schnaps zu sagen, der in den breiten Volksschichten damals den Wein zu ersetzen und das obergärige Bier zu ergänzen hatte. Im 19. Jahrhundert hat das neue untergärige Bier den Genuß mehr „zivilisiert" und den Branntwein eingeschränkt, während der Wein angesichts der starken Volksvermehrung trotz der Intensierung seines Anbaues naturgemäß zurücktrat. Die schon erwähnte steigende Ausnützung unserer Mineralquellen, ergänzt durch eine bei uns seit etwa 1840 von Sachsen aus veranlaßte Industrie künstlicher Mineralwässer, ferner die von der neuen Weltwirtschaft seit der Mitte des Jahrhunderts in ungeahnten Mengen angebotenen Genußmittel Kaffee, Tee und Kakao und die teilweise ebenfalls auf ausländische Rohstoffe zurückgehende Fabrikation der alkoholfreien Getränke haben weiter sehr gegen die alten kräftigeren Trinkgewohnheiten gewirkt. Letzten Endes wurden diese Verschiebungen aber verursacht durch die Steigerung des Arbeitswillens in allen Schichten der Bevölkerung und die Entwicklung neuer gemäßigter und verfeinerter Erholungs- und Genußformen. Die Überhandnahme des Fabriksystems im Gewerbe hat namentlich in der Arbeiterschaft die Gelegenheit zum scharfen Trunk auch rein äußerlich vermindern müssen.

Die Brauerei war im Mittelalter, ähnlich wie die Müllerei, fast überall durch Banngerechtigkeiten gebunden, die sich wohl aus vorstädtischer

Digitized by Google

Zeit zum Teil überhaupt auf denen der Mühlen aufgebaut haben mögen oder sich an den Weinbann der öffentlichen Gewalten anlehnten. Sie erstreckten sich auf die Malzmühlen und mehr noch auf das Monopol der Bereitung der Grut, jenes vielseitig zusammengesetzten, besonders aber dabei auf der Anwendung des Porsch (Rosmarins) beruhenden Biergewürzes, das die Brauer nur vom Landesherren oder seinem Rechtsnachfolger beziehen konnten. Die Brauerei ist also schon damals von finanzpolitischen Maßnahmen bedingt und beengt gewesen. Die Grutgerechtigkeit hat bei uns auch in den meisten Gegenden das Aufkommen des Hopfenbieres verhindert, das in anderen Teilen Deutschlands viel früher erfolgte, und zwar besonders in den Küstenstädten, wo der Schiffsbedarf diese haltbarere Form seit dem 13. Jahrhundert bevorzugte und das bedeutende hansische Bierausfuhrgewerbe hervorrief, dessen Anregungen später auch niederrheinische Städte wie Wesel und Emmerich zur Nachahmung veranlaßten. Erst als die Besteuerungsformen des Hopfenbieres zum Ausgleich der Ausfälle bei der Grut gefunden waren, bürgerte es sich seit dem späteren 15. Jahrhundert bei uns nach und nach ein, um die alte Art zugleich völlig zu verdrängen.

Dazu traten auch Hafer und Weizen, die früher in allen möglichen Verhältnissen neben der Gerste mitverbraut wurden, hinter dieser zurück.

Bis in die 1830er Jahre ist bei uns das obergärige Bier die allein herrschende Sorte gewesen, die damals in etwa 4000 Betrieben gebraut wurde. Danach aber drang von Bayern aus das untergärige Verfahren und damit die Lagerbierbrauerei ein, die ihrer ganzen Art nach nunmehr zur Bierfabrik und damit zur Auflösung des alten gleichmäßig über das ganze Land verteilten Systems führte. Da die neue Industrie von großen Kühlanlagen abhängig war, so begann sie zuerst in den Bergländern, wo man Felsenkeller anlegen konnte, und zwar vor allem bei den unterirdischen Niedermendiger Basaltlavabrüchen und im Wuppertal. Mit dem Aufkommen von Eiswerken und der Zufuhr von Gletschereis aus den Alpen sowie später durch Einführung der Kältetechnik verdichtete sie sich aber immer endgültiger auf die Industriegegenden und größeren Städte.

Die Branntweinbrennerei ist bei uns wohl zuerst in Apotheken und in Haushaltungen seit Ende des Mittelalters aufgekommen und begann in den südlichen Weingegenden anscheinend nach oberrheinischem Vorbild Trester zu verwenden. Seit dem späteren 16. Jahrhundert wurde sie besonders städtisches Gewerbe, das alsbald auch einer gründlichen Sonderbesteuerung unterworfen wurde. Dieses benutzte als Gewürz vor allem, wie das früher auch in Norddeutschland der Fall war, Wacholderbeeren, deren Gewinnung in unseren Bergen einstmals bei der allgemeinen Verbreitung ihres Strauches sehr erheblich war. „Genevre“ ist auch im Rheinland bis zum 19. Jahrhundert die vorherrschende Trinksorte gewesen und noch heute hier beliebt. Der von Belgien her seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gepflegte Kartoffelbau hat auch im Rheinland bis in die 1830er Jahre

Digitized by Google

die Einwanderung dieses Gewerbes auf dem Lande angeregt und damit eine bedeutende Steigerung des Branntweinverbrauches. Um 1830 zählte unser Gebiet darin etwa 5600 Betriebe, von denen allerdings sehr viele unbedeutend waren. Seit dieser Zeit setzte dann die sich auf den Kölner Markt stützende ostelbische Spirituseinfuhr ein, durch deren Wettbewerb die rheinische Erzeugung sehr vermindert wurde, wie sie sich auch infolge der Maischbottichsteuer mehr und mehr in große, ähnlich wie die Brauereien verteilte Brennereien verlegte. Dabei entwickelten diese besonders am Niederrhein nach holländischer Art eine vielseitige Likörfabrikation. Von der Saar und von Köln aus kam um 1880 die Verarbeitung der einheimischen Weine auf Kognak auf, die von der französischen nahegelegt wurde, als diese sich durch die Reblausverheerungen der 1870er Jahre verminderte. Schon viel früher aber hat sich mit ähnlichen Beziehungen bei uns eine einheimische Schaumweinindustrie in den Weingegenden eingebürgert, die ihren Sitz besonders in Koblenz nahm.

Die Genußmittel Tabak und Zucker haben im Rheinland ebenfalls zu gewerblichen Entwicklungen geführt. Diese sind, wie das in Deutschland bei der Verarbeitung ausländischer Rohstoffe fast immer geschah, überhaupt nicht Sache der Hauswirtschaft gewesen, sondern haben sich von vornherein in von ihr abgesonderten, und zwar sogleich auch kapitalistischen Formen niedergelassen.

Der Tabakverbrauch ist im Rheinland von den Niederlanden aus, und zwar wohl durch die von den spanischen Truppen herkommenden Einflüsse in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eingeführt worden und wurde bald darauf selbstverständlich auch durch die engen holländisch-englischen Handelsbeziehungen unseres Gebietes gefördert, die seit der Zeit um 1600 immer mehr auch weltwirtschaftliche wurden. Der baldige Einfluß dieses neuen Genusses auf das rheinische Tongewerbe wurde schon oben festgestellt.

Das Tabakgewerbe, das zunächst nur Spinnerei war, entstand in Köln schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und zwar vom Großhandel mit holländischen Tabaken her, zu denen pfälzische und rheinische kamen. Der Anbau der Pflanzen scheint in und bei Köln schon um 1650 begonnen zu haben. Damit aber war das Gewerbe teils Nebenzweig der Landwirte geworden, teils proletarische Heimarbeit. Anbau und Spinnerei bürgerten sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch am Niederrhein ein. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurde das Gewerbe durch die aus Holland und Flandern kommende Schnupftabakherstellung erweitert, die zum Teil auch von ausländischen Unternehmern eingerichtet wurde. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es überall in den von Köln an abwärts gelegenen Städten am Strom, und zwar besonders in Duisburg, Wesel und Emmerich vorhanden und ging bald auch in die binnenländischen Städte wie Aachen und Trier über, ebenso wie sich der Anbau auch an der oberen Mosel, der Saar und Nahe wohl unter pfälzischen Einflüssen verbreitete.

Digitized by Google

Die französische Zeit brachte mit ihrem Monopol dem Gewerbe empfindliche Störungen, und nach ihr vollzogen sich darin Wandlungen, die vom Verbrauch und den sozialen Vorgängen bedingt wurden. Die beiden älteren Genußformen wurden jetzt mehr und mehr durch die von Holland her kommende Zigarre eingeschränkt, die dann namentlich seit den 1880er Jahren durch die Zigarette und den Kautabak ergänzt oder selbst wieder eingeengt worden ist.

Die Zigarre, deren Herstellung bei uns schon im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts einsetzte und bis in die 1850er Jahre noch in den größeren Städten saß, hat, seitdem dort infolge der neuen Industrieentwicklung die Löhne stiegen, die Auswanderung der Industrie in die ländlichen Gegenden und Kleinstädte am Mittelrhein und an der Mosel hervorgerufen. Köln verlor seine Stellung als Hauptort und seinen Tabakanbau. Dafür entstand an der ganzen Nordwestgrenze einschließlich von Aachen und Umgegend ein neues Gebiet. Im großen ganzen blieb das Rheinland in dieser nun arbeitsintensiver gewordenen Industrie bei seiner starken Nachfrage nach Arbeitskräften gegenüber mittel- und norddeutschen Gegenden zurück und versorgte sich nunmehr mit Zigarren von diesen aus. Nur Rauch- und Kautabak hielten sich in den größeren Plätzen besonders am Niederrhein. Hier und da siedelte sich neuerdings, von Osten und aus dem südöstlichen Ausland kommend, die Zigarettenfabrikation an.

Der Zuckerverbrauch ist im Rheinland so alt wie dessen sich weit ins frühe Mittelalter verlierenden Beziehungen zum Süden gewesen. Er war allerdings immer Luxus geblieben und wurde durch eine erhebliche, namentlich im Norden sitzende Honiggewinnung ergänzt sowie durch Honigeinfuhr. Dazu behalf man sich bei dieser Genußform verhältnismäßig mehr als heute mit Südfrüchten: Feigen, Datteln, Mandeln, Rosinen und eingemachtem Ingwer. Zucker- und Honigkuchenbäcker brachten die Süßigkeiten schon im Mittelalter in mannigfachen Formen in den Verbrauch.

Die Zuckerindustrie selbst ist im Rheinland im Unterschied z. B. von Süddeutschland als selbständiges Gewerbe erst im späteren 18. Jahrhundert aufgekommen und war naturgemäß zunächst Raffinerie, die Rohzucker aus Westindien und Brasilien verarbeitete und sich daher fast nur längs des Rheines bis nach Koblenz hinauf niederließ und seit etwa 1830 auch wieder in Köln ihren Mittelpunkt suchte. In der französischen Zeit wurde der Zuckerverbrauch infolge der Kontinentalsperre bekanntlich schwer gestört, und man versuchte unter der Einwirkung der Regierung auch im Rheinland eine Rübenindustrie zu entwickeln, die um 1812 annähernd 30 kleine Fabriken beschäftigte, danach jedoch bald wieder einging. Trotz mancher Versuche in den nächsten Jahrzehnten ist sie endgültig erst seit Anfang der 1850er Jahre aufgekommen. Sie war jetzt eine Notwendigkeit geworden, da sowohl die neue Dampf- und Schleppschiffahrt als auch die 1847 eröffnete Köln—Berliner Eisenbahnverbindung den süd- und mitteldeutschen Rübenzucker an den Rhein führten, sowie auch der west-

Digitized by Google

europäische eindrang und die Rohzuckerraffinerie durch diesen Wettbewerb immer erfolgreicher überwunden wurde. Sie hat sich am Rhein gleichwohl am längsten in Deutschland gehalten und trotz aller ungünstigen Behandlung in Zöllen und Steuern im Vergleich zum Rübenzucker erst um 1870 vor diesem die Waffen gestreckt.

Die rheinische Rübenzuckerindustrie aber hat sich seit 1870 zu erheblicher Blüte entwickelt, die nun durch die Verdrängung des übermächtigen französischen Wettbewerbs infolge des Krieges und durch den von der ausländischen Weizen- und Petroleumeinfuhr veranlaßten Übergang der Landwirtschaft zum Rübenbau an Stelle von Weizen und Ölsaaten möglich wurde. Damit erhielt die gesamtdeutsche Zuckerindustrie eine bedeutende, namentlich nun auch die Ausfuhr nach Westen, und zwar besonders nach England, pflegende westliche Gruppe. Diese fußte dann mehr und mehr im Rübenbezug für die Rohzuckerherstellung und im Rohzuckereinkauf für die Raffinerie zugleich in Norddeutschland. Sie gründete selbst neue große Fabriken im deutschen Osten und im Ausland und war namentlich an der Überführung des auf dem Eingeborenenbetrieb beruhenden Zuckergewerbes von Niederländisch-Indien in europäische Formen beteiligt. Von ihr gingen, ähnlich wie in anderen Industriezweigen, wichtige technische Neuerungen aus. Der Übergang zur Rübe hat sie zugleich meist vom Strom ab in die fruchtbaren linksrheinischen Niederungen hineingezogen und ihren kommerziellen Charakter in einen agrarischen verändert.

Zweites Kapitel.

Die allgemeine Entwickelung des rheinischen Gewerbes.

Aufschwungs- und Stillstandszeiten bis zum 18. Jahrhundert. — Die Bedeutung der französischen Zeit. — Das 19. Jahrhundert und seine Konjunkturen. — Organisation des Kleingewerbes. — Die Industrie unter der Herrschaft des Handels und der Technik. — Die neue Bindung. — Beziehungen der rheinischen Industrie zu Deutschland und zum Ausland. — Einfluß der Natur des Volkes und des Landes auf die Industrie. — Örtliche Verteilung der Industrie. — Anteil am deutschen Industriesystem.

Es ist an dieser Stelle ganz unmöglich, die gewerbliche Entwicklung des Rheinlandes in ihrer Fülle von Erscheinungen einigermaßen darzustellen. Auch diese allgemeine Betrachtung kann nur auf einige von ihnen kurz hindeuten, besonders soweit sie zur Erkenntnis der Eigenart des Landes wichtig sind. Diese aber kann viel mehr nur in der primären Produktionsentwicklung als in der sekundären Verfassungsgestaltung des Gewerbes erkannt werden.

Deutlich zeichnen sich in der rheinischen Wirtschaftsentwicklung und damit auch im Gewerbe längere Zeiten des Aufschwunges und der Neuschöpfung ab, zwischen denen die des Stillstandes, ja des Niederganges liegen. Im ganzen handelt es sich aber um die Geschichte eines großen Aufstieges.

Digitized by Google

Abgesehen von den Grundlegungen der römischen Zeit und ihrer in der merowingischen als sicher anzunehmenden Weiterführung und Verbesserung scheint das karolingische Zeitalter des 9. Jahrhunderts eine wesentliche Förderung gebracht zu haben. Eine solche ist immer — schon im Altertum und in allen kulturell tiefer angeregten Ländern aller Erdteile — von der Bildung großer starker Reiche ausgegangen, denn sie sicherten stets den Frieden ihres Gebiets, veranlaßten eine stetige Bevölkerungsentwicklung und einen gesteigerten Verkehr, hoben die Kultur des Einzelmenschen und mußten mit diesen Wirkungen vor allem auch die Produktion vermehren, differenzieren und verfeinern. Wenn auch das Reich Karls des Großen zerfiel, so hat es für Deutschland doch die große Zusammenfassung seiner Stämme und damit seiner Länder bis zur Elbe hinterlassen, womit dem Rheinland ganz neue wirtschaftliche Möglichkeiten zuwuchsen und es aus einem peripherischen Lande mit unsicheren Zuständen im Osten zu einem Gebiet wurde, das nunmehr gerade ostwärts seinen wirtschaftlichen Schwerpunkt fand und mit dem Osten auf das engste verschmolz. Die durch das römische Reich bewirkte künstliche Angliederung der deutschen Stämme am Rhein und an der Donau an eine west-südliche politisch-wirtschaftliche Organisation war dadurch beseitigt. Das Rheinland lebte seit der Karolingerzeit wirtschaftlich-kulturell sichtlich auf und wurde darin ganz erheblich selbständiger.

Naturgemäß blieben die sich aus seiner Lage als westlicher Flügel Deutschlands ergebenden Beziehungen zum Westen weiter bestehen und blieben für unser Land wesentlich und eigentümlich. Dieses brauchte die westlichen Ergänzungen zum Leben und wird sie immer brauchen, und zwar mehr als alle anderen die zu Holland, Belgien und England, denn das sind die Verbindungen der gleichen geographischen Breite und sowohl damit, als auch durch die weitgehende Gleichartigkeit des Bodens besonders der kontinentalen Westländer in gewissem Umfange die Verbindungen einer ethnischen Verwandtschaft. An dieser nahm aber das weiter zurückliegende, ganz anders geartete Frankreich nicht mehr teil. Das Rheinland erhielt also seit der Karolingerzeit eine zentrale Lage gegen Ost und West, die ihm in letzterer Richtung zugleich einen erheblichen internationalen Einschlag in seinen Interessen und Beeinflussungen gab, mit dem es sich von den anderen Teilen Deutschlands zu unterscheiden begann, ohne seinen dorthin neigenden Schwerpunkt zu verschieben.

Eine zweite Periode der wirtschaftlichen Steigerung entwickelte sich von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sie kam im Gewerbe durch die stärkere Gliederung des Handwerks und die Anfänge der Verarbeitung ausländischer, insbesondere südlich-orientalischer Rohstoffe wie Seide und Baumwolle zum Ausdruck, worin sich die Grundlagen dieser Epoche deutlich widerspiegelten. Das Rheinland und das übrige Deutschland nahmen jetzt teil an einem gesamteuropäischen Aufschwung unter der Führung Italiens, der in vielen neuen Einzelheiten sich überall bekundete. Zum

Digitized by Google

erstenmal wieder seit den Zeiten des Römerreiches wurde Europa nach außen hin aktiv und drängte in ideeller, vor allem aber in wirtschaftlicher Expansion nach dem Orient und seinen Schlüsselländern Kleinasien, Syrien, Ägypten und den nordpontischen Gebieten, Indien und China suchend, die Länder der kostbaren Rohstoffe und Genußmittel. Es war die Zeit, die nach ihren militärisch-ideellen Oberflächenerscheinungen die der Kreuzzüge genannt wird, die aber die Zeit der wirtschaftlich-kulturellen Selbstbesinnung Europas und im einzelnen des italienischen Ausgreifens nach Osten und Süden war. Sie wurde dadurch noch bedeutungsvoller, daß sich gleichzeitig unter der Führung der Mongolen eine großartige Vereinheitlichung Asiens vollzog, durch welche die europäischen Vorgänge nur gesteigert wurden. Der Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen kam in der „Entente" zwischen Papst und Großkhan — Rom und Peking — politisch zum Ausdruck.

Die Folgezeit sah das Aufkommen des europäischen inneren Nationalismus und im Osten ebenfalls erneute Zersplitterung, die schließlich die Wiedererneuerung der islamitischen Zwischenmächte brachte — in Deutschland im Kleinen die Erhebung des Partikularismus. Aber auch dieser hat schon im 13. Jahrhundert die Wirtschaft insofern erheblich beeinflußt, als er, wie in der Stadtgeschichte gezeigt wurde, die Städtebildung und damit die ihr entsprechenden gehobeneren Wirtschafts- und Kulturformen wesentlich förderte.

Erst seit etwa 1450 ist nach dem Stillstand eine erneute Anspannung der wirtschaftlichen Kräfte bemerkbar, die diesmal bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ging. Wieder ging die innere Erstarkung der Europäer Hand in Hand mit neuer weltwirtschaftlicher Ausdehnung indienwärts — diese nun getragen von den Unternehmungen der Portugiesen an der afrikanischen Westseite und von da aus übergehend in die unmittelbare Seeverbindung mit dem Indischen und dem Großen Ozean und in die folgenreiche Einbeziehung Amerikas in das europäische Wirtschaftssystem. Insbesondere aber ist doch dabei weiter hoch einzuschätzen die namentlich für das Rheinland sehr wichtige im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte Ausgestaltung des Verkehrs mit dem östlichen Mittelmeer durch die Venetianer und Genuesen, die trotz der neuen Entdeckungen noch bis ins 17. Jahrhundert für uns sehr wirksam geblieben ist. Im Gewerbe zeigte sich von neuem eine vielseitige Bereicherung der Ziele: vor allem dabei in der Steigerung der Handwerksleistung auf ihre technische und künstlerische Höhe, wie sie nicht wieder überboten wurde und wohl auch der Natur des Handwerks nach nicht überboten werden kann. Der Renaissancegeschmack, dessen Luxus sich das Zeitalter wirtschaftlich durchaus leisten konnte, hat das noch gefördert; er stand in geistigen Wechselbeziehungen zum Gewerbe seiner Zeit. Daneben drang der allgemeine Produktionswille beinahe planmäßig in den meisten Gewerben, soweit es sich um die durchschnittliche Massenleistung handelte, zur Hausindustrie vor, die im Rheinland schon im 15. Jahrhundert eine sehr häufige Erscheinung gewesen war. Das Gewerbe wurde kapitalistisch, und der Kaufmann

Digitized by Google

übernahm seine Leitung. Und hierin zeigten sich wieder wie in anderer Art früher zugleich die Wirkungen des Staates, der, auch bei uns nun vom Lehnssystem abgehend sich innerlich geldwirtschaftlich umformte, indem er Heer und Berufsbeamtentum einrichtete und damit selbst Träger eines neuen Massenbedarfs wurde, der nur hausindustriell gedeckt werden konnte.

Es kam ein Zeitalter der Massenleistung mit der Hand und mit der Wasserkraft, das sich klar und deutlich vom Mittelalter, als der Epoche der „kleinen Handleistung" und der Neuzeit als der Zeit der Massenleistung mit der Maschine abhebt.

Die Befreiung der Niederlande mit ihren langjährigen Wirren und die gesamte westeuropäische Auseinandersetzung um den neuen Weltmarkt in den letzten Jahrzehnten des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts haben jene vielversprechende gewerbliche Entwicklung des Rheinlandes unterbrochen und wieder in Stillstand übergeführt. Der dreißigjährige Krieg machte daraus einen klaren Rückgang. Er wirkte bei uns erst mehr in seinem späteren Verlauf, hat aber dann vieles im Gewerbe vernichtet, was wieder ganz neu aufzubauen war. Das Rheinland hat aber mehr als das andere Deutschland unter den verheerenden Angriffen Frankreichs in den Jahrzehnten danach zu leiden gehabt, die in unseren Städten und an unseren Burgen bis heute ihre Spuren hinterließen.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts trat das Rheinland infolge dieser Ereignisse in eine Zeit der Passivität ein, die eigentlich erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig überwunden wurde. Sie äußerte sich auch im Gewerbe im Eindringen ausländischer Kräfte, die, wie noch zu kennzeichnen sein wird, im Neuen vielfach die Initiative nahmen. Aber im ganzen handelte es sich in dieser Periode nur um Ansätze, nicht um ein entschiedenes Vorwärtskommen.

Das änderte sich erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts und endgültig sofort nach dem siebenjährigen Kriege, der ein nicht genug zu betonender Einschnitt in der Geschichte der Erde gewesen ist. Er bahnte, indem er über Indien entschied, die neue Weltwirtschaft unter englischer Führung an und kräftigte damit die Tendenz zur gewerblichen Massenleistung. Die Befreiung der Vereinigten Staaten hat bald darauf vor allem die Entfesselung Amerikas und seine Öffnung für ganz Europa angebahnt, damit aber eine neue kolonialpolitische Epoche der allgemeinen Zulassung zur Betätigung über See überall. Die Französische Revolution hat besonders die Beseitigung der letzten rechtlichen Hindernisse für den wirtschaftlichen Aufschwung weithin angeregt, die allerdings überall und auch im Rheinland schon lange vorher gerade im Gewerbe erheblich vermindert worden waren. Die neue Aufschwungszeit leitete sich vielseitig schon längst im 18. Jahrhundert auch bei uns ein, und ihr Kennzeichen im Gewerbe wurde eine neue Technik, deren Einführung teilweise oben bereits angedeutet wurde. Das 18. wie auch schon mannigfach das 17. Jahrhundert suchten die Leistung durch die vielseitige Einspannung stärkerer motorischer Kräfte zu heben: Sie sind das „Zeitalter der Mühlen" in vielen Gewerben gewesen,

Digitized by Google

der Wasserkraft. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verbanden sich überall mit ihr die neuen — fast immer englischen — Arbeitsmaschinen, sie sahen noch die Einführung der Dampfmaschine und die neuzeitliche Grundlegung der Kohlenwirtschaft.

Demgegenüber war die französische Invasion trotz ihres beinahe zwanzigjährigen Wirkens nur eine Episode, über die man sich — teilweise auch im Rheinland — in eine völlige Überschätzung hineingeredet — und geschrieben hat, indem man verkannte, daß diese Zeit doch durchaus unter Kriegsdruck und den entsprechenden Mitteln stand. Die französische Eroberung zerschnitt unser Wirtschaftsgebiet und beeinträchtigte dadurch schon einmal dauernd die unentbehrliche Verbindung und das Zusammenarbeiten der beiden Rheinufer miteinander. Wenn der Schmuggel das wohltätig etwas ausglich, so konnte das ein sicherer und gesunder Ausweg nicht sein. Besonders aber wurden die zerstörenden Wirkungen der Trennung auf das Bergische Land nur unzulänglich durch die Fortschritte des linken Ufers aufgewogen.

Diese sind aber vielfach entweder nur scheinbar oder nur künstlich durch die französische Herrschaft hervorgerufen worden. Eines ihrer Prunkstücke, die linksrheinische Baumwollindustrie, hatte sich längst im 18. Jahrhundert eingeleitet; denn schon damals wurde das dortige Leinengewerbe durch den englischen Leinen- und Baumwollwettbewerb erschüttert und war bereits im Begriff, den auch sonst in Deutschland dabei üblichen Ausweg, einfach zu der Konkurrenzindustrie überzugehen, zu wählen. Die neue Entwicklung wäre auch ohne die fremde Mitwirkung gekommen, wenn auch wohl nicht so beschleunigt. Die Schnelligkeit des Aufschwungs aber rührte, wie auch in allen anderen Gewerben, in denen englischer Wettbewerb in Frage gekommen war — z. B. der Tuch- und Metallindustrie —, von der künstlichen und sehr bald doch zum Zusammenbruch verurteilten Kontinentalsperre her. Als diese fiel, trat der verheerende Rückschlag ein, dazu der ungemein gesteigerte englische Wettbewerb. Für die Krise machten viele Rheinländer aber nun den preußischen Staat verantwortlich.

Dazu ist darauf hinzuweisen, daß die Kontinentalsperre das rheinische Gewerbe, das, wie oben gezeigt, immer sehr stark exportierte, vom Weltmarkt abschnitt und dort auch auf seine Kosten Englands Absatz übermächtig förderte. Ins Stocken gerieten dazu auch die Gewerbe, die schon erheblich auf den überseeischen Rohstoff angewiesen waren, wie z. B. die Leder-, Zucker- und Tabakindustrie.

Der Aufschwung war z. B. in der Textil- und Metallindustrie des linken Ufers auch deshalb künstlich, weil diese von den auf die Dauer aussichtslosen übertriebenen militärischen Rüstungen Frankreichs lebten, die sich namentlich anfangs mit enormen gewerblichen Kontributionen einleiteten. Und dennoch ist auch z. B. in der im 18. Jahrhundert blühenden bedeutenden Tuchindustrie von Monschau in der französischen Zeit ein klarer fortgesetzter Rückgang infolge des französischen Wettbewerbs nachweisbar, der sich überhaupt auf die Produktionen erstreckte, die den französischen ähnelten, und sie mindestens niederhielt.

Digitized by Google

Es konnte gewiß in der französischen Zeit auch der Absatz mancher rheinischer Erzeugnisse im allgemeinen mehr gesteigert werden, weil dem Rheinland im französischen Reich ein im Innern hemmungsloser, nach außen freilich übertrieben abgeschlossener Markt zur Verfügung stand. Aber hierbei ist nicht nur auf das künstliche und treibhausartige der gesamten französischen Zollpolitik hinzuweisen, sondern auch darauf, daß sich Frankreich in seiner Gebietsausdehnung und wirtschaftspolitischen Ausnützung seiner Augenblickserfolge übernahm, indem es Länder wie Italien zwang, sein Gebiet zu unbehinderter Einfuhr französischer Waren freizugeben, und indem es den besiegten Ländern die Zolltarife vorschrieb. Hierauf gründete sich die Zunahme des rheinischen Fabrikatabsatzes z. B. in Italien damals sehr erheblich. Das Rheinland nahm also nur an der künstlichen Ausbeutung der Besiegten aktiv teil, ein Zustand, der unmöglich dauernd bleiben konnte.

Die Bedeutung der französischen Zeit besteht unverkennbar darin, daß sie die Entwicklung auf manchen Gebieten beschleunigte und vereinheitlichte, was aber im Interesse Frankreichs geschah, das sich der gesteigerten Kräfte des Rheinlandes gegen Europa zu bemächtigen wünschte. Es hat zugleich aber auch das Verdienst gehabt, dem Rheinland die Bedeutung der wirtschaftlichen Einheit klarzumachen und dort das Verständnis für die deutsche Einigung zu wecken, auf die es seiner Lage und Eigenart nach angewiesen ist.

Die Aufschwungsperiode des 19. Jahrhunderts datiert im ganzen aus den 1760er Jahren und schloß im wesentlichen, soweit es sich um die neue technische Grundlegung der Hauptgewerbe handelt, in dessen letztem Viertel ab, um allerdings die Auswirkungen in ständig steigenden Massenleistungen bis 1914 noch auszugestalten. Im Vergleich zur älteren Zeit hatte die neue noch die Folge, daß sie in fast regelmäßigen kurzen Abschnitten das Auf und Nieder der kleinen Konjunkturen innerhalb der großen Epoche brachte, die früher ganz anders, und zwar mehr von unregelmäßigen elementaren Ereignissen als vom Rhythmus der technisch-kapitalistischen Wirtschaftsweise bestimmt worden waren. Deutlich heben sich aus ihnen mit grundlegender Bedeutung die 1850er und 1870er Jahre gerade im rheinischen Gewerbe als Zeiten eines allseitigen, früher unerhörten Fortschrittes heraus mit ebenso heftigen, wiewohl nicht dauernd schädlichen Rückschlägen. Aber auch in diesen einzelnen Wellen der Entwicklung ist das Rheinland im Gegensatz zu früher, wo die kleinen Konjunkturen vielfach nur lokalisiert auftraten, Teil einer weltwirtschaftlichen Gesamtorganisation geworden.

Die gewerbliche Entwicklung des Rheinlandes suchte in ihren Betriebssystemen sehr zeitig schon die Vielseitigkeit.

Wie anderwärts hat bis ins 19. Jahrhundert die Hauswirtschaft viele gewerbliche Verrichtungen zum Teil behauptet oder sich des Lohnwerks und der Stör bedient, die sich z. B. überall besonders auch auf das Baugewerbe, die Eisen- und Holzverarbeitung, die Gerberei und Lederverarbeitung erstreckten, ganz abgesehen von dem noch

Digitized by Google

heute manchmal damit verbundenen Bekleidungsgewerbe. Der rheinische Bürger und Bauer pflegten daher immer in ihren Haushaltungen die verschiedenartigsten Rohstoffe vorrätig zu halten.

Auf der anderen Seite aber ist schon im früheren Mittelalter auch die gewerbliche Erzeugung für den Markt in Stadt und Land im Textil-, Bekleidungs-, Metall-, Ton-, Holz- und Ledergewerbe allgemein üblich gewesen. Handwerker und Bauern arbeiteten also zeitig für den Aufkauf, jene kapitalistische Vorstufe, die im späteren Mittelalter vielfach schon in die geregelteren Formen des Verlagssystems überging. Waren die in Betracht kommenden Umsätze auch, von heute aus gesehen, absolut gering, so sind sie für ihre Zeit doch erheblich gewesen. Sie beruhten vor allem auf einem allgemein üblichen System, das auch im Warengroßhandel und in den Zolltarifen mindestens des 13. Jahrhunderts völlig klar als längst üblich in Erscheinung trat. Seitdem wir schriftliche Quellen haben, umfaßt demnach das rheinische Kleingewerbe alle Möglichkeiten bis hin zum eigentlichen Verlag, der besonders bei den Gewerben, die mit ausländischen Rohstoffen umgingen, schon im 13. Jahrhundert nachweisbar ist. Von einer historischen Stufenfolge der Systeme kann demnach keine Rede sein, allenfalls vielmehr von einem stärkeren Vorherrschen der Kundenproduktion, die sich aber auf manche Gewerbe schon im Mittelalter nur noch sehr wenig erstreckte, und zwar auf alle, die kleinere Erzeugnisse des einheimischen Massenbedarfs herstellten. Sie wurde auch von den ländlichen Gewerben beiseite geschoben, die im Bergischen Lande und am Niederrhein im Mittelalter auch bereits für den Zwischenhandel in der Ferne und in den Städten arbeiteten.

Auffallend ist seit dem späteren Mittelalter die schon lebhafter werdende kapitalistische Durchdringung, die jahrhundertelang vom Handel aus erfolgte, der bei der hervorragenden Verkehrslage des Rheinlandes hier ganz besonders aufblühte und daher um so mehr sich des Gewerbes bemächtigte, indem er sich mit dem Verlagssystem verband und dieses von der Grundlage des Aufkaufs her einzuführen suchte, wo er nur konnte. Daher strahlten schon im Mittelalter von der größten Handelsstadt Köln die mannigfachsten gewerblichen Abhängigkeiten in die umliegenden Landschaften bis in die Niederlande und nach Westfalen hinein aus. Dieser kommerziell-gewerbliche Kapitalismus ist bei uns bis weit ins 19. Jahrhundert führend gewesen. Er ergänzte sich, wie oben gezeigt, seit dem 17. Jahrhundert von den neuen weltwirtschaftlichen Rohstoffen aus. Er war seit dem 18. Jahrhundert auch in dem nun neu von der Mühle und von dem allgemeineren Prinzip der Arbeitszentralisation her stärker auftretenden Manufaktur- und Fabrikwesen noch lange bei den Unternehmerpersönlichkeiten und mit der Betonung der Absatzrücksichten im Aufbau der Unternehmung vorherrschend. Der Rohstoffhändler war meist der Fabrikant, und zwar meist der Händler auch mit ausländischen Rohstoffen.

Das rheinische Industrieunternehmertum begann also tief im Mittelalter seine Entwicklung, aber bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

herrschten bis auf wenige neuzeitlichere Ausnahmen der kaufmännische Charakter und die kaufmännische Denkweise darin vor. Das zeigte sich noch, als es sich darum handelte, die neue Schwerindustrie in den 1840er und 1850er Jahren in größeren Formen zu entwickeln. Hierbei überwog, wenn man z. B. an Mevissen erinnert, noch mindestens der auf der Bank, nicht auf der Technik beruhende Organisator. Jahrhundertelang hat das neue Unternehmertum auch den mittelalterlichen städtischen Gedanken, daß das Gewerbe ein Amt sei, fortgepflanzt, den der merkantilistische Staat als den Gedanken des Staats- und Gemeinwohls, dem der Unternehmer an erster Stelle zu dienen habe, weitertrug. Er zeigte sich bei uns im Rheinland, als dem Land der ersten größeren industriellen, das ist der kapitalistischen Reife Deutschlands, auch noch in den Anschauungen und in der Praxis jener Großunternehmer, die in den 1840er und 1850er Jahren in der rheinischen Industrie die Führung hatten. Sie hatten daher ein ausgesprochenes Interesse für den Staat, das noch an die engen, später zu erörternden Beziehungen zwischen diesem und den industriellen Kaufleuten des Merkantilzeitalters erinnert. Es bewirkte, daß die rheinischen Unternehmer zugleich kraft des Schwergewichtes ihres Landes auch die Führer des preußischen Bürgertums in der Revolution von 1848 wurden. Sie wurden das um so leichter, da, wie in der Stadtgeschichte gezeigt, die breiteren bürgerlichen Schichten seit langem entpolitisiert worden waren.

Der rein-industrielle technisch-kapitalistische Individualismus ist im Rheinland erst seit den 1850er Jahren stärker geworden und ging dabei Hand in Hand mit dem Vordringen der technischen Probleme in allen Stufen der Produktion, zumal auch die alte Hausindustrie überall von der auf die Maschine gestellten Fabrik seit den 1820er und 1830er Jahren größtenteils bei Seite geschoben wurde.

Von der Technik und von den ganz individualistischen Interessen der Unternehmer für das Geschäft her sind dann die neuen gewaltigen Industriekonzentrationen aufgebaut worden, in denen das Rheinland mit dem anschließenden westfälischen Teil des Ruhrgebiets in Deutschland meist führend wurde. Von ihnen gingen zugleich die wertvollsten ökonomischen und sozialen Wirkungen aus, trotz aller Gefahren, die diese Gebilde, die heute so ungeheuerlich sich auswachsen, für die von ihnen abhängigen Arbeiterschichten und für den Staat dennoch behalten und äußern können, wenn ihnen von diesen Seiten her kein ebenbürtiges Gegengewicht erwächst.

Die rheinische Industrie hat aber auch zeitlich mit zuerst die neuen Formen der Bindung gefunden, die sich schon in der Zeit, da der Individualismus noch seine größten Triumphe feierte, von der Krise der 1850er Jahre aus einleiteten und in den allgemeinen Interessenverbänden der Industrie, zunächst in den bergbaulichen Vereinen, wie dem für den Oberbergamtsbezirk Dortmund zu Essen, auftraten, wo es sich statt um die vereinzelte oder die parteipolitische Beeinflussung des Staates um die fachpolitische handelte — um Wirtschaftszweigpolitik. Schon im

Digitized by Google

gleichen Jahrzehnt blitzte dazu vereinzelt der Kartellgedanke bei uns auf. Es zeigte sich, daß der reine wirtschaftliche Individualismus nur eine kurze Übergangserscheinung, nichts als ein außergewöhnliches Mittel in der gewerblichen Entwicklung sein konnte. Die 1870er Jahre haben dann die Verdichtung der allgemeinen Verbandsbestrebungen gebracht, die auf der sich seit 1840 mit dem Aufkommen der Schwerindustrie verbreitenden Schutzzollidee beruhten. Es entstanden 1871 der „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen für Rheinland und Westfalen“ und 1874 die „Nordwestliche Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“ in Düsseldorf, die neben dem „Verein süddeutscher Baumwollindustrieller“ die Grundlage für den im Jahre 1876 gegründeten „Zentralverband der deutschen Industrie“ wurden, dessen maßgebende Persönlichkeiten, wie z. B. Bueck, vom Rheinland ausgingen und der wesentlich zur Wendung der deutschen Handelspolitik im Jahre 1879 beitrug.

Diese allgemeinen Verbände, zu denen sich bald noch weitere gesellten, wurden ferner seit etwa 1880 besonders in der Schwerindustrie ergänzt durch zahlreiche Kartelle und Syndikate, die nunmehr also den Unternehmer im Betrieb bei Produktion und Absatz banden. In der chemischen, der Sprengstoff- und der Montanindustrie und zahlreichen weiteren Zweigen ist das Rheinland nun ebenfalls maßgeblich anregend darin geworden, und seine großen Industriestädte wie Düsseldorf, Essen, Elberfeld, Mülheim a. d. Ruhr und Köln wurden der Sitz nicht nur von zahlreichen provinziellen, sondern auch von Landes- und Reichskartellen und -verbänden aller Art. Insbesondere zog Düsseldorf die verschiedensten großen Organisationen der deutschen Eisenindustrie an sich. Diese Erscheinungen wiederholten sich, als nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 zu den allgemeinen Interessenverbänden und den Kartellen die Arbeitgeberverbände entstanden.

Den von den Unternehmern getragenen großen Industrieorganisationen und deren Einflüssen auf Deutschland entsprachen große, von der Arbeiterschaft herkommende Strömungen.

Die Übertreibungen des kapitalistischen Individualismus sind naturgemäß ihrer führenden Stärke entsprechend auch im Rheinland am größten und auffälligsten gewesen. Sie bestanden in der rigorosesten Anwendung des seit dem 16. Jahrhundert vom Unternehmertum entwickelten Arbeitsprinzips, das an sich mit Recht den von der Kirche mit Hilfe der Wohltätigkeit unterhaltenen Bettel, als das ältere soziale Aushilfsmittel, abgelöst hatte. Sie kamen zum Ausdruck nicht nur in schrankenlosen Arbeitszeiten, sondern auch in niedrigsten Löhnen und unmoralischen Lohnmethoden sowie in einer geradezu gefährlichen Heranziehung von Frauen und Kindern zu den ungeeignetsten und schädlichsten gewerblichen Arbeiten, eine Praxis, die man im Stile der Sozialpädagogik des 17. und 18. Jahrhunderts obendrein für hochverdienstlich hielt. Diese Zustände in der rheinischen Industrie haben mit ausschlaggebend auf die ersten Anfänge der preußischen und damit der deutschen Sozialpolitik eingewirkt, wie sie im Regulativ über die Kinderarbeit

Digitized by Google

von 1839 und im Verbot des Trucksystems im Jahre 1849 zustande kamen. Karl Marx und Friedrich Engels sind Rheinländer gewesen, und wie sie hat Lassalle seine politische Tätigkeit unter rheinischen Eindrücken und Einflüssen begonnen. Bebel wurde immerhin in Deutz geboren. Als das Koalitionsverbot im Jahre 1869 gefallen war, sind die rheinischen Arbeiter alsbald mit zuerst zum Zusammenschluß gekommen. Insbesondere aber wurde das Rheinland seit Ende der 1880er Jahre ein manchmal entscheidendes Gebiet in der Entstehung großer deutscher Gewerkschaften. Es sei an die weltgeschichtliche Bedeutung des Bergarbeiterstreiks an der Ruhr im Jahre 1889 erinnert, der nicht nur große politische Wirkungen bis zum Sturze Bismarcks hin hatte, sondern an dem sich schließlich ebenso wie an der Beseitigung des Sozialistengesetzes der Aufschwung der Gewerkschaftsbewegung nicht unwesentlich entzündete. Nicht nur die freien Gewerkschaften Deutschlands sind im allgemeinen und einzelnen vom Rheinland aus erheblich angeregt worden. Schon seit Kolpings Elberfelder Gesellenvereinsgründung im Jahre 1846 wurde das auch die Entwicklung der konfessionell gruppierten Arbeitnehmerorganisationen, die namentlich schon Ende der 1860er Jahre bei uns häufiger wurden. Katholische Arbeitervereine und ihre verwandten Verbände sind ebenso wie die christlichen Gewerkschaften in der Hauptsache rheinischen Ursprungs gewesen und lösten notwendig Parallelen auf evangelischer Seite aus. M.-Gladbach wurde ein Hauptsitz solcher Bestrebungen. Es ließen sich ähnlich wie bei den Unternehmerverbänden viele Einzelbeispiele für die große Bedeutung des Rheinlandes in der deutschen Arbeiterbewegung erbringen.

Es haben ferner rheinische Techniker und Unternehmer in den 1870er Jahren wie auch bei den späteren Ergänzungen maßgeblich an der Vereinheitlichung und zeitgemäßen, die Industrieentwicklung besser fördernden Reichspatentgesetzgebung mitgearbeitet.

In diesen Erscheinungen zeigte sich zugleich, wie eng das Rheinland mit der deutschen Volkswirtschaft industriell verwachsen ist.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß es seit frühen Zeiten in den verschiedensten Gewerben neue Gedanken und Methoden nach Deutschland hineintrug und daß es umgekehrt solche vom Osten her empfing. Rheinische Handwerker sind schon im Mittelalter überall im Osten bis in die slavischen Gebiete nachweisbar, und besonders mittel- und süddeutsche Einwanderer haben vielfach an der gewerblichen Entwicklung bei uns mitgearbeitet. Als im Handwerk das Wandern aufkam, sind diese Beziehungen vertieft worden, und zwar nun hauptsächlich zu den katholischen süddeutschen Ländern, da sich die Zünfte fast überall konfessionell vereinseitigt hatten und daher auch den ihnen darin entsprechenden Wanderburschen bevorzugten. Im rheinischen Handwerk lebte trotz aller Wanderschaft auch nach West- und Südeuropa ein ausgeprägtes deutsches Nationalbewußtsein, das sich dem Fremden gegenüber abschloß, den Franzosen und den Slaven gleichmäßig von der Beteiligung an Gewerbe und Zunft als „unehrlich" ablehnte, dagegen z. B. den Niederländer ja sogar den Dänen und

Digitized by Google

Skandinavier und Deutschbalten zuließ. Auch die kapitalistischen Formen des Gewerbes haben die enge gemeinsame Arbeit mit den östlichen Gebieten schon im Mittelalter gepflegt, wie aus der Ausdehnung der Verlegerbeziehungen nach Westfalen hinein hervorgeht und aus dem Veredelungsverkehr, der das Wuppertal mit der norddeutschen Leinenindustrie bis nach Braunschweig hin verband. Nach Westen fanden solche Verbindungen seltener statt und erstreckten sich meist nur von Köln oder Aachen aus in die sprachlich verwandten Striche von Brabant und Limburg, wo die Rheinländer aktiv z. B. Tuch- oder Lederverlag betrieben.

Im 19. Jahrhundert verwuchs das Rheinland gewerblich auch in der Durchführung der neuen Großindustrie immer mehr mit dem Osten, und zwar immer erheblicher und vielseitiger, je mehr der kapitalistische Ausbau ins Große ging. Dieser Verschmelzungsprozeß begann beim Kapital und bei den Menschen.

Das Rheinland hätte ohne die starke Mitwirkung Deutschlands seine heutige Stellung überhaupt nicht erringen können. Nur indem es seit 1840 die Kapitalhilfe Deutschlands heranzog, vermochte es seine Produktivkräfte wirklich zu beleben; der Geldbedarf seiner Eisenbahnen und seiner jungen Schwerindustrie hat besonders die engsten Zusammenhänge mit Berlin und seinen Großbanken, als der notwendigen Vollzugsorgane für die Beteiligung Deutschlands, geschaffen.

Deutsche Techniker und Arbeiter als Einwanderer haben in ähnlichem Grade bei uns gewirkt wie die östlichen Aktionäre, und bezeichnend für die Abhängigkeit der Entwicklung vom Osten in persönlicher Hinsicht wurde ferner die Befriedigung des Bedarfs der Industrie an ungelernten Massenarbeitern aus den deutsch- und russisch-polnischen Provinzen jenseits der Elbe, die seit den 1870er Jahren z. B. zu einer sich nach und nach auf mehrere Hunderttausend steigernden Polenbevölkerung besonders im Ruhrgebiet führte.

Nach 1870 begann aber auch die Verschmelzung der Unternehmungen, indem rheinische und östliche Firmen miteinander in unmittelbare wirtschaftliche Verbindungen traten. Sie erstreckten sich zuerst, wie ausgeführt, auf Interessenverbände und Kartelle, um später aber auch in Kapital- und Betriebsverwachsungen der Einzelfirmen untereinander überzugehen. Sie erfaßten seit dem Ende des Jahrhunderts alle möglichen Gewerbe. Vielfach zog die Ruhrkohle östliche Werke zur Erwerbung von Zechen an, die rheinische Eisenindustrie erwarb ihre großen Zweigwerke an der Elbe und an der Küste, verband ihre Interessen im einzelnen sogar mit der oberschlesischen. Die großen rheinischen Zinkfirmen lagerten sich breit über ganz Westdeutschland. Die feinkeramischen und Glasfabriken schufen ihre großen, sich bis jenseits der Elbe ausdehnenden Fusionen und Werksgründungen, stehen nun auf vielen Füßen in ganz Deutschland. Namentlich hat die chemische Industrie solch „interprovinziellen“ Unternehmungsaufbau hervorragend verfolgt: es sei nur nochmals an die Köln-Rottweiler Pulverfabriken, an den Ultramarintrust und den Anilinkonzern, der sich in eine noch gründlichere

Digitized by Google

Interessengemeinschaft der chemischen Großindustrie auswuchs, erinnert. Die großen deutschen Elektrizitätsgruppen ebenso wie die des Maschinen- und Wagenbaues breiteten sich auf die Werke unseres Gebietes aus. Ähnliche Erscheinungen sind längst im Lebensmittelgroßgewerbe, wie der Zucker- und Schokoladenindustrie, entstanden. Vielfach noch ließen sich gleiche Vorgänge nachweisen. Bei allen ist die Anregung ebenso häufig vom Rheinland wie von außerrheinischen deutschen Stellen ausgegangen. In ungeahntem Umfange hat sich dieser Prozeß seit dem Kriegsende ausgestaltet: Er gipfelt in dem Aufbau fast unübersehbarer zahlreicher gesamtdeutscher „Konzerne" auf fast allen gewerblichen Gebieten, durch den sich das Rheinland in allerstrengster Anlehnung an Deutschland mit diesem gemeinsam vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu bewahren sucht. Dem allen entspricht eine ungemein gesteigerte Verbandsbildung aller gewerblichen Kategorien bis hin zur Konzernbildung der Arbeiterbetriebsräte. Kein Ereignis wie der verlorene Krieg hat so einleuchtend klargestellt, von welcher größeren wirtschaftlichen Einheit das Rheinland abhängt und wo allein es wirtschaftlich frei und wirklich nutzbringend weitergedeihen kann.

Die zentrale Lage hat naturgemäß auch zu allen Zeiten engere gewerbliche Wechselwirkungen zum westeuropäischen Ausland veranlaßt. West- und südeuropäisch ist ja am Rheinland die sich schon auf der Höhe des Mittelalters anbahnende kapitalistische Entwicklung im Gewerbe, die bei uns zeitiger als in anderen Teilen Deutschlands einsetzte.

Die westlichen Verbindungen drückten sich namentlich auch in Produktionsanregungen des Westens auf unser Gewerbe aus, indem dieses neue Formen und neue Arten nach westeuropäischem Muster aufnahm, eine Erscheinung, die sich auch in der Landwirtschaft zeigte.

Bis zum 18. Jahrhundert überwogen dabei die Einflüsse der Niederlande einschließlich des wallonischen Gebietes, neben denen abgeschwächt auch die Frankreichs auftraten. In der Hauptsache handelte es sich vorwiegend um Anregungen auf das Textilgewerbe, das besonders in der Seiden- und Tuchherstellung manches vom Westen lernte. Stärker trat aber dessen Vorbild doch erst seit dem 16. Jahrhundert hervor, seitdem Renaissance- und Rokokokultur eine Steigerung des Luxus brachten, die in Westeuropa durch die neue weltwirtschaftliche Betätigung und die daraus folgende Reichtumsvermehrung möglich wurde. Die Einwanderung der west- und südeuropäischen Firmen, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nie mehr abriß und in der sich die neue Passivität des Rheinlandes dartat, sowie die der vertriebenen Evangelischen des Westens haben die Aufnahme fremder Herstellungsweisen nur beschleunigen können. Sie erstreckte sich nun besonders auf die verschiedensten Zweige, namentlich der Luxusindustrien: der Modewaren, des Textil- und Bekleidungsgewerbes, der keramischen, Glas- und Holzindustrie. Überhaupt wurden alle

Digitized by Google

Gewerbe, die den Wohnungsbedarf irgendwie berührten, deutlich bereichert.

Auf anderen Gebieten wechselten dagegen die gegenseitigen Beeinflussungen von Zeit zu Zeit ab: das gilt vor allem für Bergbau und Metallgewerbe, in denen das Rheinland nach Frankreich, Belgien und England in der älteren Zeit und auch später noch sehr maßgeblich hinüberwirkte, während es umgekehrt von diesen Ländern aus auch wieder unmittelbare Förderungen erfuhr, die im Norden von Belgien, im Süden von Lothringen kamen.

Seit dem 18. Jahrhundert bereicherten sich diese Verbindungen offenkundig, sowohl was die Ideen als auch die Personen und das Kapital betraf.

In den Vordergrund trat jetzt durchaus England, das sich in jahrhundertelanger Arbeit aus einem schöpferisch passiven in ein aktives Land verwandelt hatte. Von ihm bezogen wir seit den 1760er Jahren eine industrielle Neuerung nach der andern, und zwar vor allem für die alten Hauptgewerbe: Textil-, Montan- und Eisenindustrie, ebenso aber auch im 19. Jahrhundert zunächst für die schweren Formen der chemischen Gewerbe: also die Dampfmaschine, Arbeitsmaschinen aller Art, neuartigen Tiefbergbau, Koksverhüttung, Walz-, Puddel-, Bessemer- und Thomasverfahren, den Bleikammerprozeß und die Sodaherstellung, obwohl die letztere zuerst von den Franzosen neu erfunden wurde. Manchmal, wie z. B. in der Maschinenindustrie, war dabei Belgien der Vermittler, namentlich auf dem linken Rheinufer, wie es auch z. B. in der Glas-, Zink- und der späteren Sodaindustrie seine Einflüsse ausübte. Es stand überhaupt besonders in engen Wechselbeziehungen zum Aachener Industriegebiet und zum Saargebiet, wo überall belgische Gründungen seit den 1840er Jahren die neue Entwicklung stärken halfen. Das Rheinland trägt eben auf Grund natürlicher Verwandtschaft den belgischen sehr ähnliche Entwicklungsmöglichkeiten in sich, die auch an der Westgrenze zu gleichen Wirtschaftsmethoden führten, wie sie sich z. B. in der auffallenden Neigung zu Frauen- und Kinderarbeit in der Industrie der Aachen-Dürener Gegend äußerten. Umgekehrt reichten die westlichen Rheinländer aktiv nach Belgien hinein, und es kam z. B. besonders in der Tuchindustrie zu einer engen Arbeitsgemeinschaft der Grenzgebiete.

England aber war seit dem 18. Jahrhundert das Land, das unsere Unternehmer und Techniker besonders in den genannten Gewerben geradezu faszinierte und dem sie auf das eifrigste nachstrebten.

Die Einflüsse Hollands gingen ebenfalls von dessen Eigenart aus, die durch seine Vieh- und Molkereiwirtschaft, seinen Kolonialwarenhandel, seine Schiffahrt und seinen Mangel an Baustoffen in der Gewerbegeschichte des Rheinlandes wirkte. Daher haben die Holländer die Forstwirtschaft und den Schiffsbau an Rhein und Mosel beeinflußt. Ihr Wasserbaubedarf hat seit dem 16. Jahrhundert die Traß- und Basaltindustrie in der Eifel und am Mittelrhein erheblich bestimmt, und besonders im 19. Jahrhundert sind sie es mit zuerst gewesen, die

Digitized by Google

hierbei neuzeitlich kapitalistische Formen anbahnten. Insbesondere hat das Rheinland seit dem 17. Jahrhundert von ihnen zahlreiche neue Arten des Lebens- und Genußmittelgewerbes gelernt, wie z. B. Tabak-, Branntwein-, Zucker-, Schokolade-, Käse- und Margarineindustrie. Oftmals, wie z. B. im Tongewerbe, regte Holland bei uns Hilfsindustrien für die seinigen an und prägte ihnen manchmal seinen Geschmack auf, wie sich z. B. in der Nachahmung von Delfter Mustern zeigt.

Die französischen Einwirkungen erstreckten sich auch im 19. Jahrhundert weiter hauptsächlich auf den Kleidungs- und Wohnungsluxus, in dem das Pariser Vorbild zum Teil bis in die neueste Zeit bestehen blieb, ein Umstand, der dem rheinischen Geschmack im Wohnungskomfort gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Vergleich zum gesamtdeutschen eine unverkennbare Rückständigkeit verlieh, bis sich hier in Bedarf und Herstellung die Verselbständigung vollzog. Frankreich hat aber auch z. B. von seinem Seiden-, Papier- und Ledergewerbe her dem Rheinland während des 19. Jahrhunderts in manchen Einzelheiten neue Wege gezeigt.

Das Rheinland hat im Unterschied vom rechtsrheinischen Deutschland die westeuropäischen Fortschritte fast immer zuerst übernommen und sie zu seinen eigenen gesellt, und daher ist sein Gewerbe auch immer so auffallend reichhaltig gewesen. Hierbei handelte es sich meist auch um das Bestreben, die westlichen Fabrikate für den ganzen deutschen Markt herzustellen und somit den Westen davon zu verdrängen. Es entstand also in zahlreichen Einzelfabrikationen eine weitgehende Gleichartigkeit mit der jener Länder, die dann besonders seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch zu scharfen Kämpfen mit ihnen um den Weltmarkt führte.

Neben der ausländischen Beeinflussung der Produktionsziele, die demnach im 19. Jahrhundert besonders vielseitig und, wenn man besonders die englischen Erfindungen nimmt, sehr tiefgreifend war, lief zunächst auch noch die durch Personen und Kapital. Namentlich Engländer, Belgier und Holländer haben bei uns seit dem 18. Jahrhundert als Unternehmer, technische Angestellte und Arbeiter in der Einführung des Neuen persönlich geholfen. Der Franzose, der immer lieber nur als Soldat oder Beamter aus seinem Lande ostwärts ging, blieb darin sehr auffallend zurück. Dagegen hat sein Kapital mit dem der andern häufig zur Entwicklung der neuen Großunternehmungen in den 1840er und 1850er Jahren beigetragen und mit ihnen besonders die Einbürgerung der neuzeitlichen, rein geschäftlich orientierten Aktiengesellschaft gefördert. Dazu kam namentlich nach 1880 mit dem Übergang der deutschen Handelspolitik zum Schutzzoll als neuer Beweggrund für Auslandsunternehmungen auf unserem Boden das Bestreben, diesen Zoll zu umgehen, das auch wieder zuerst auf das Rheinland als Grenzland wirken mußte. Die verschiedensten ausländischen Fabriken, vornehmlich — entsprechend der vorherrschenden Tendenz jener Politik — des Getreide und Fette verarbeitenden Ge-

Digitized by Google

werbes, leiteten sich davon her, allen voran die holländischen Margarinefabriken. Teilweise führte das auch zu amerikanischen Gründungen in unserem Eisengewerbe.

Kennzeichnend für die neuere Zeit in unseren Auslandsbeziehungen wurde aber im ganzen seit den 1860er Jahren die konsequente Befreiung von der ausländischen Mitwirkung, die nur noch in sehr wenigen oben hervorgehobenen Gewerben bestehen blieb.

Insbesondere hat auch das Rheinland mit ganz Deutschland in allen neueren Industrien, wie z. B. der chemischen und elektrischen, bis auf wenige Einzelausnahmen selbst seine Wege gefunden, ist darin dem Ausland oft auch überlegen geworden. Das gilt namentlich für den Oberbau der chemischen Industrie einschließlich der der Anilinfarben. Wenn deren früheste Sorten auch zeitlich um drei bis vier Jahre eher im Westen als bei uns erzeugt wurden, so beruht das doch nur auf deutschen Grundlagen, die England und Frankreich praktisch ausnutzten, hauptsächlich auch wegen des mangelhaften deutschen Patentschutzes, der unsere Erfindungen ins Ausland trieb.

Das Wiedererwachen der Aktivität äußerte sich vor allem in der Ersetzung des fremden Kapitals durch das deutsche und der Verdeutschung der Auslandsgründungen sowie ferner in der Ausschaltung der fremden Persönlichkeiten. Sie äußerte sich seit 1870 mehr und mehr umgekehrt auch in der Gründung rheinischer Industrieunternehmungen im Ausland und nicht zuletzt gerade in den westeuropäischen Ländern, Frankreich ganz besonders eingeschlossen. Aber nicht nur dort, sondern auch in Nord- und Südamerika, in Rußland, Österreich, der Schweiz und anderen Ländern entstanden rheinische Zweigfabriken, und zwar vorwiegend in den Industrien, die für unsere weltwirtschaftliche Stellung besonders charakteristisch wurden, wie die chemische und der Maschinenbau. Oftmals wurden auch sie durch die schutzzöllnerische Politik des Auslands angeregt oder durch die sich mitunter ausdrücklich gegen uns richtende Patentgesetzgebung, von der die Ausführung der Deutschland erteilten Patente im fremden Lande gefordert wurde.

In der geschichtlichen Entwicklung des rheinischen Gewerbes kommt neben der Lage und ihren großen Folgen aber sehr deutlich auch die natürliche Ausstattung unseres Bodens zur Geltung. Im Laufe der Jahrhunderte prägte sie sich steigend aus, je mehr es durch Organisation und Technik gelang, die einheimischen Produktivkräfte zu beleben.

Der Rheinländer selbst hat durch sein von der Natur reich beschenktes Land und wohl infolge der durch dessen Lage fortwährend verursachten körperlichen und geistigen Vermischung mit anderen Völkern und Stämmen seine ihn kennzeichnenden Eigenschaften erhalten. Seine Intelligenz, seine Lebens- und Genußfreudigkeit und sein Geschmack, der ihn hauptsächlich in seinem Bekleidungsbedarf auszeichnet, mußten sich wirtschaftlich auswirken. Die Vielseitigkeit des rheinischen Gewerbes und die in vielen seiner Zweige ausgesprochene

Digitized by Google

Neigung zur Qualitätsleistung beruhen zum großen Teil auf ihnen und waren im Mittelalter, wie oben überall gezeigt wurde, längst vorhanden. Sie sind im 19. Jahrhundert mit Hilfe der neuen Technik bedeutend weitergeführt und vervielfältigt worden, nun allerdings auch zugleich unter dem Drucke einer starken Vermehrung des Volkes. Und wenn der Rheinländer auch an Ausdauer und Anspruchslosigkeit hinter den deutschen Stämmen besonders der Bergländer zurückstand und daher manches auch wieder ungeschehen geblieben sein mag, so ragen doch seine gewerblichen Leistungen immer bedeutend hervor. Vielfach hat sich ja seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die gewaltige Zuwanderung aus allen Teilen Deutschlands ein Ausgleich der Eigenschaften zum Vorteile des Rheinlandes vollzogen, der im Kleinen auch auf Grund der Verschiedenheit der rheinischen Volksgruppen untereinander im wirtschaftlichen Gesamteindruck des Landes schon bis zu einem gewissen Grade früher gegeben war, besonders seitdem in den rechtsrheinischen Bergen die Industrialisierung zunahm.

Einen besonderen, auf der Persönlichkeit beruhenden Einschlag erhielt das rheinische Wirtschaftsleben seit dem frühen Mittelalter durch die Religion. Insbesondere hat auf die Produktion seitdem immer eigenartig eingewirkt die Anhänglichkeit namentlich der Bevölkerung des linken Rheinufers an die katholische Kirche, die mit einem größeren Sachaufwand verbunden zu sein pflegt. An sich mußte schon die im Vergleich zu anderen Teilen Deutschlands zu allen Zeiten auffallend große Zahl von Kirchen und Klöstern stofflich wirken. Das gleiche taten aber der Bedarf des Kultus des einheimischen und des zum Rheinland wallfahrenden fremden Volkes, der auch nach dem 16. Jahrhundert besonders auf dem linken Rheinufer bis heute erheblich blieb. Schon im früheren Mittelalter hat besonders die Kirche die Entstehung des rheinischen Seiden- und des Paramentengewerbes als des ersten in Deutschland beeinflußt, und die Blüte unseres Goldschmiede- und Glaserhandwerks verursacht. Nach den verschiedensten Richtungen hin hat die Kirche auch sonst qualifizierend auf das alte Handwerk eingewirkt. Insbesondere hat in früherer Zeit naturgemäß das Gewerbe der großen Städte, die ja meist, wie in der Stadtgeschichte gezeigt, bedeutende Wallfahrtsorte waren, seinen Nutzen davon gehabt: von Aachen, Trier und vor allem von Köln, dessen gewerblicher und geschäftlicher Aufbau noch in der Gegenwart deutlich die religiöse Note zeigt. Köln ist deshalb auch seit dem späteren Mittelalter, und zwar schon vor dem Aufkommen der Druckerei, der Hauptsitz Deutschlands für die Herstellung religiöser Bücher gewesen. Auch in der mehr ländlichen keramischen Industrie ist das religiöse Motiv festzustellen.

Im 19. Jahrhundert haben sich die Kultgewerbe bei uns in manchen Zweigen ins Große umgestaltet und sich daher auch teilweise anders konzentriert. Es entstand nun z. B. eine Industrie der Paramente in Krefeld, der Gebetbücher in Kevelaer und Saarlouis, von Kirchen-

Digitized by Google

möbeln in Köln, Düsseldorf und Goch, der Heiligenfiguren in Siegburg und der Euskirchener Gegend. Die Herstellung von Wachskerzen, Glasfenstern und Metallarbeiten aller Art für die Kirche sind bis jetzt namentlich in der Kölner Gegend und anderwärts in teilweise künstlerischen Formen auffallend erhalten geblieben.

Der rechtsrheinische Protestantismus hat sich dagegen in seinen direkteren Wirkungen mehr mit den weltwirtschaftlichen Absatzinteressen des Bergischen Landes verknüpft und ging missionierend in die Welt hinaus, wo er z. B. seit Anfang des 19. Jahrhunderts mit grundlegend für die Entstehung der deutschen Wirtschaftsinteressen in Afrika wirkte.

Besonders aber hat er — manchmal ergänzt durch den Einfluß der westlichen Emigranten — mehr als Sauerteig zum Aufkommen eines neuen Arbeitsprinzips und der kapitalistischen Methoden, die sich beide unauflöslich bedingen, im Rheinland gewirkt; ebenso wie er selbst wieder in der von der Natur stiefmütterlich behandelten und daher mit dem Anwachsen ihrer Zahl ganz besonders zur Arbeit genötigten Bevölkerung mehr und mehr als die für diese neue Lebensführung geeignetere Konfession angenommen wurde. Die protestantischen Unternehmer haben, wenn auch längst nicht allein, so doch aber gewiß verhältnismäßig das meiste im Rheinland für die neuzeitlichen sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen getan. Sie haben mehr als die katholischen die Verdrängung des Bettels durch die Arbeit veranlaßt und damit die Lösung der sozialen Frage alten Stiles durch das Unternehmertum an Stelle der Kirche angeregt. Sie sind in der Wirtschaft besonders auch die Träger der neuen technischen Ideen und damit des Aufkommens der Fabrikentwicklung bei uns gewesen, — haben damit aber zugleich die neuen sozialen Spannungen und Kämpfe sehr wesentlich vorbereiten helfen.

Die eigentümlichen Wirkungen des rheinischen Bodens auf sein Industriesystem wurden oben schon mehrfach angedeutet. Seine bedeutende Fruchtbarkeit, besonders in den linksrheinischen Landschaften des Nordens — im alten Kurköln und Jülich —, hat dort immer schon zur Betonung der Gewerbe für Lebensmittel, Öl, Stärke und Seife geführt, um so mehr, da hierzu auch noch die Anregungen des wirtschaftsverwandten Holland kamen, das sie obendrein seit seinem Eintritt in die Kolonialwirtschaft verstärkte. Auch die heutige große nördliche Textil- und chemische Industrie sind durch deutliche Fäden mit der reichhaltigen Leistungsfähigkeit jener alten Landwirtschaft verbunden, obwohl deren Mitwirkung längst abgestorben ist. Die Bergrinder der Eifel sind mit dem Eichenwald die Grundlage der bedeutendsten Sohllederindustrie Deutschlands geworden. Die klaren Bäche der Eifel und des Bergischen Landes haben sie und zugleich eine hochwertige Papierindustrie gefördert und auch sonst die Industrialisierung der Gebirgsgegenden. Buche und Weinrebe haben wichtige Wirkungen auf die chemische Industrie schon vor dem 18. Jahrhundert geäußert. Der Wein aber ist die Veranlassung eines vielseitigen hervorragenden

Digitized by Google

gewerblichen Systems geworden, wie sich in der Glas-, Holz- und Weinverarbeitungsindustrie zeigte. Von der ehemaligen Reichhaltigkeit der einheimischen Erzvorkommen und ihrer Mannigfaltigkeit leitet sich die vielseitige Blüte unserer Metallindustrie und zahlreicher chemischer Zweige ab. Der Reichtum an vulkanischen und anderen Steinen und Erden, an Kalk und Ton hat, je mehr er in neuerer Zeit überall angegriffen wurde, zur Entfaltung einer außerordentlichen Fülle neuer Produktionen geführt, die, wie ihre Rohstoffe, weithin verteilt sind.

Seit den 1840er Jahren hat dann vor allem die kapitalistische Ausbeutung der Kohlenlager unserer Industrie und ihrer Verteilung ihr Gepräge gegeben.

Oftmals hat der einheimische Boden dem Ansturm des Bedarfes nicht standhalten können und mußte daher immer mehr durch ausländische Rohstoffe ergänzt werden. Trotzdem wirkten aber die von ihm einst geschaffenen Traditionen in den entsprechenden Gewerben weiter. Solche Verschiebungen hatten dann meist nicht unerhebliche Umlagerungen der Industrie zur Folge. Schon seitdem der Warengroßhandel im Merkantilzeitalter durch seine neuen weltwirtschaftlichen Rohstoffe das Aufkommen neuer Gewerbe oder die Steigerung alter ermöglichte, zogen sich diese deutlich am Rheinufer entlang zusammen. Dieser Zug der Industrie zum Rhein, und zwar vorherrschend zum Niederrhein, ist seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auffallend in den Vordergrund getreten. Ihm entsprach aber auch ein neuer deutlicher Zug zur Westgrenze, die ihr Gesicht den atlantischen Häfen, insbesondere Antwerpen, zuwandte, seitdem die belgischen Bahnen den Weg dahin sehr verkürzten.

Die Kohle, und vor allem die des Ruhrgebietes, wirkte mit ähnlicher Kraft wie der Strom und zog namentlich die schweren, sie viel benötigenden Industrien an. Unter dem Einfluß beider Faktoren lösten sich viele Unternehmungen aus dem Inneren des links- und rechtsrheinischen Landes los und gingen in ihre Nähe, verbanden vielfach beide Neigungen, indem sie sich zum rechten Ufer unterhalb Kölns drängten. Erst neuerdings besiedelt sich mehr und mehr auch die linke Seite, besonders seitdem dort der Stein- und Braunkohlenbergbau sich ebenfalls entwickelten.

Die Erschließung neuer Bodenkräfte hat aber auch das Gegenteil bewirkt: sie zog die Industrie von den Strömen und auch aus den Städten aufs Land hinaus, wie bei der Zucker-, der Leder-, Papier-, Glas-, Sprengstoff-, der Stein- und Tonindustrie gezeigt wurde. Die Eisenbahnen haben gerade diesen Prozeß sehr bemerkenswert gefördert.

So ergab sich ein neues Verteilungssystem: Auf der rechten Rheinseite im Ruhrgebiet und auch unten am Ufer und in den Heiden die Bevorzugung der schweren Halbstoffindustrien, auf der linken die der Lebensmittel, der Steine und Erden, des Leders, der Fasern und der hochwertigen Weiterverarbeitung aller Art: Eine Scheidung, die hier und da unterbrochen wird, es sei nur an die rechtsrheinische Fertigindustrie des Wuppergebiets erinnert, die sich aber doch ziemlich deutlich ab-

Digitized by Google

zeichnet. Auf ihr beruht aber die innere Abhängigkeit des rheinischen Wirtschaftslebens, in der die einzelnen Teile unseres Landes einander in gegenseitiger Rohstoff-, Fabrikat- und Lebensmittelversorgung unentbehrlicher als je in früheren Zeiten geworden sind und ohne einander ebensowenig leben können als ohne die deutsche Volkswirtschaft. Welche Bedeutung das Rheinland aber für diese hatte, geht daraus hervor, daß es bei fast allen Industriezweigen einen weit über den Durchschnitt, und über seinen Gebiets- und Bevölkerungsanteil hinausgehenden Teilbetrag der deutschen stellt. Während Boden und Volk 5 bzw. 11 vom Hundert des deutschen Gesamtstandes vor dem Kriege ausmachten, beanspruchten von den rheinischen Industriezweigen rund: der Steinkohlenbergbau (mit dem westfälischen Ruhrgebiet) 70 vom Hundert; der Braunkohlenbergbau 25, die Eisenindustrie 50, die Stahlerzeugung 66²/₃ (beide mit der unmittelbar anhängenden westfälischen Industrie des Ruhrgebiets), die Industrie der Steine und Erden 12¹/₂ (davon aber die qualifizierten Formen Glas 33¹/₃, Steingut 25 von ganz Deutschland), die chemische Industrie 15, die Textilindustrie 20 (davon Seide 66²/₃), Leder 10, Papier 10. Dabei handelt es sich fast bei allen diesen Gewerben zugleich um hochwertigste Erzeugnisse verfolgende Stufen, wodurch ihr Wert für das gesamtdeutsche Gebiet noch über jene rohen Zahlen hinausgehoben wird. Der Kriegsausfall hat aber die Bedeutung des Umfanges und Inhaltes des rheinischen Industriesystems im Hinblick auf die großen Verluste Deutschlands noch erheblich gesteigert.

Drittes Kapitel.

Der Handel.

Anfänge. — Entwicklung des Warensystems. — Aktivität, Passivität. — Allgemeine Handelsbeziehungen. — Beziehungen des Münz- und Maßsystems und des Kapitalverkehrs.

Die Entwicklung des rheinischen Handels ist naturgemäß aufs engste mit der der Produktion verknüpft gewesen, die der Handel zu ergänzen, zu fördern und auszugleichen hatte.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat es im Rheinland Handel gegeben. Es muß der Austausch von Waren zwischen den kulturell zurückgebliebenen Völkern des Nordens und den fortgeschrittenen des Südens von ähnlichen Beweggründen aus in Gang gekommen sein, wie sie heute noch zwischen verwandten Gegensätzen in anderen Erdteilen spielen. Es haben die auf unserem Boden sitzenden Menschen — wie die Bodenfunde beweisen — Luxuswaren der Mittelmeerkultur gegen ihre Erzeugnisse eingetauscht, Zeuge, Waffen und Schmucksachen gegen Eisen, Pelze und andere bodenständige Güter. In römischer Zeit hat sich der Handel schon erweitert und sich in der rheinischen Ausfuhr, wie die römischen Quellen zeigen, auf landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie Viehzuchtprodukte und Wurzelfrüchte sowie

Digitized by Google

vermutlich auch auf Tuch und Waldprodukte aller Art ausgedehnt. Rheinische Kaufleute gingen schon aktiv südwärts über Frankreich nach dem Mittelmeer, z. B. von Trier aus. Sicher folgte der Kaufmann mehr als früher nun dem römischen Soldaten nach Deutschland hinein. Köln dürfte darin bereits der bevorzugte Stützpunkt gewesen sein. Man wird auch vermuten können, daß die den Römern auffallende Handelsbetätigung und Schiffahrt der Veneter von der französisch-niederländischen Küste aus das Rheinland nicht unberührt gelassen hat. Denn ein solches Ausgreifen konnte nur auch auf Anregungen vom Hinterland her beruhen, die schon einmal von dessen Salzbedarf ausgegangen sein müssen, der bis zum 19. Jahrhundert, soweit wir zurücksehen können, im größten Teil des Rheinlandes immer von der See, das ist von den französischen und iberischen Küsten her, unter Vermittelung der Niederländer gedeckt werden mußte.

Im Warensystem des frühen Mittelalters haben gewiß mehr als später die hochwertigsten und unentbehrlichsten Güter vorgeherrscht, also die Zeuge, Gewürze, Drogen und Genußmittel des Orients, Salz, Tuch, Pelze und Metalle aus unseren Gegenden. Aber doch scheint es, wie die Waffen-, Getreide- und Pferdeausfuhrverbote Karls des Großen zeigen, reichhaltiger und schon mehr auch auf Massengut angelegt gewesen zu sein, als man immer gemeint hat. Im 11. und 12. Jahrhundert treten uns die rheinischen Außenhandelsbeziehungen schon so entwickelt und organisiert entgegen, daß man, wie von den parallelen Erscheinungen des Gewerbes aus, auf eine nicht unbedeutende Reife und Vielseitigkeit der Umsätze schließen muß und auch zugleich auf einen verhältnismäßig hohen Stand des Handels in der Karolinger- und Merowingerzeit. Die Zusammensetzung der Kölner Bevölkerung im 12. Jahrhundert, in der Norweger, Engländer und Franzosen ebenso wie Italiener, Polen und Griechen vorkommen, in der es aber von Niederländern, Wallonen, Westfalen, Alemannen, Schwaben und Bayern nur so wimmelte, zeigen uns, wie weitgehend sich die europäischen Völker und deutschen Stämme damals schon gegenseitig wirtschaftlich durchdrungen hatten, eine Erscheinung, die allerdings in Köln noch durch die Handelsstadt besonders ausgeprägt worden ist.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß namentlich der Handel mit Fertigfabrikaten — Metallwaren, Waffen, Werkzeugen, Leder-, Ton- und Holzwaren, Schuhen, Hüten und anderen Arten — eine allgemeine Erscheinung im 13. Jahrhundert war. Auch das Rheinland hat mittels seines Exporthandwerks an diesem System erheblich aktiv teilgenommen, das sich im späteren Mittelalter immer mehr ausgestaltete. Bezeichnend für das frühzeitige Einsetzen der neuzeitlichen Vielseitigkeit im rheinischen Warengroßhandel ist die andere Grundtatsache, daß dieser sich mindestens seit dem 12. und 13. Jahrhundert auch schon als ganz selbstverständlich mit Lebensmitteln und Rohstoffen befaßte. Das Rheinland hat schon damals hierin Zuschüsse vom Ausland her

Digitized by Google

haben müssen, und zwar nicht nur in Zeiten ungünstiger Ernten Getreide, sondern regelmäßig jahraus jahrein Produkte der Viehwirtschaft. Es importierte Vieh aus den Niederlanden und Nordwestdeutschland und erweiterte allmählich noch im Mittelalter diesen Bezug auf Jütland, Ungarn, Polen und Rußland. Butter, Käse, Speck, Schmalz und Talg waren ebenso alltägliche Einfuhrware wie Häute. Diese allgemeine Erscheinung wiederholte sich in der Einfuhr von Rüb- und Leinöl aus den Niederlanden und von Hanf-, Mohn- und Nußöl vom Oberrhein. Hinzu kamen namentlich auch Rohstoffe der Waldwirtschaft: die Holzeinfuhr vom Oberrhein, von Wachs, Teer, Pech, Harz und Pottasche aus Osteuropa. Im späteren Mittelalter wurde bereits das einheimische Gewerbe auch vom Ausland her mit Flachs, Hanf, Wolle, Eisen und Blei trotz weitgehender Eigenproduktion des Landes versorgt. Hier und auch in anderer Beziehung halten die herrschenden Anschauungen über den Entwicklungsgang der deutschen Volkswirtschaft einer eingehenderen Quellenuntersuchung mindestens für das Rheinland nicht in ihrer scharfen Ausprägung stand, sie werden mindestens nicht unerheblich reduziert. Sie beschränken sich darauf, daß Behauptungen wie z. B. die über das Überwiegen der seltenen und hochwertigen Güter im Warensystem sich nur noch insofern rechtfertigen, als solche Güter verhältnismäßig einen größeren Anteil als heute hatten. Das schon mehr ins Massenhaftere gehende Alltagsgut trat aber viel früher doch schon recht sehr maßgeblich für die Lebenshaltung und als Produktionsgrundlage auf. Das stimmt dazu ganz überein mit den Zuständen im Gewerbe, wo sich die Kundenproduktion im Rheinland ebenfalls auf eine geringere Stellung im ganzen Gewerbe beschränkte und die Herstellung der Ausfuhrfabrikate neben ihr eine sehr wesentliche Erscheinung von bedeutenden wirtschaftlichen und sozialen Folgen war, insofern, als sie zugleich auch bald vom Exporthandwerk die Brücke zu einem mittelalterlichen Verlagssystem fand und ferner auch den fortwährenden sozialen Aufstieg der Exporthandwerker in die wohlhabende und einflußreiche Kaufmannschaft und von da sehr häufig in den städtischen und sogar ländlichen Adel verursachte. Dieser Aufstieg ist innerhalb der sozialen Vorgänge in den Städten eine der bedeutendsten und auffälligsten Erscheinungen, von ihm her klingt noch bis heute die Legende vom „goldenen Boden“ des Handwerks in früheren Zeiten nach. Selbstverständlich ist er dem einzelnen nicht allein durch die Handwerksarbeit für die Ferne möglich geworden; diese hat ihm nur starke Anregungen dafür gegeben, von ihr aus in den einträglicheren allgemeinen Warenhandel hineinzuwachsen.

Das rheinische mittelalterliche Warensystem zeigt ferner, daß die Annahme, die Stadt habe mit ihrer näheren ländlichen Umgebung ein ziemlich selbständiges Wirtschaftsganzes gebildet, nicht voll zutrifft. Wie in der Stadtgeschichte ausgeführt, waren die kleineren rheinischen Städte überhaupt in ihrer Versorgung mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf Grund ihres agrarischen Charakters weitgehend selbständig. Die größeren aber versorgten sich doch schon stärker

Digitized by Google

aus der Ferne. Vor allem war Köln von dieser höchst abhängig, und tatsächlich gingen dieser Stadt, und zwar mit deutlicher Verstärkung im Herbst, vom Niederrhein und aus den Niederlanden ganze Lebensmittelflotten und Rinderherden in insgesamt Tausenden von Köpfen zu, die durch große Schaf- und Schweineherden aus Westfalen und weiter ostwärts liegenden Gebieten noch ergänzt wurden. Das Bild von der geschlossenen Stadtwirtschaft verschiebt sich in diesem Falle aber noch dahin, daß weithin besonders die Kleinstädte sich, wie die Quellen sagen, mit Hilfe des Kölner Lebensmittelgroßmarktes „speisten" und daß auch die benachbarten Hofhaltungen sich hier eindeckten. Die Fronhofswirtschaft ist überhaupt im Rheinland wie anderwärts nicht immer so erheblich gewesen, daß sie den Bedarf des Grundherrn an landwirtschaftlichen Erzeugnissen allein aufbringen konnte.

Im späteren Mittelalter traten auf Grund der durch das 12. und 13. Jahrhundert geschaffenen Fortschritte in den weltwirtschaftlichen Beziehungen und im Verkehrswesen außer den bereits genannten Gütern des europäischen Ostens manche Waren häufiger oder überhaupt neu bei uns auf, die zum Teil auch durch die schon erörterten Vervollkommnungen des Gewerbes bedingt wurden. Wenigstens in den bisher bekannten Quellen wurden jetzt auffälliger: Rohseide, Baumwolle, Farb- und Gerbstoffe, Seife, Schwefel, Salpeter und andere Chemikalien, Honig, Zucker, Südfrüchte, Reis, Südweine, Olivenöl, Kurz- und Galanteriewaren und Leder, von denen aber manche wahrscheinlich schon längst auch früher umliefen. Das ist wohl namentlich auch für Seefische zuzugeben, die jetzt häufiger auftraten. Hier scheint seit dem 13. Jahrhundert die Konservierungs- und Verpackungstechnik an den Küsten der Nord- und Ostsee erst eine bedeutendere Leistungsfähigkeit entfaltet zu haben, die eine außerordentliche Vielseitigkeit des Handels in den Gattungen, Arten und Sorten ermöglichte. Getrocknet, gesalzen und geräuchert kamen jetzt die einzelnen Hauptgattungen wie Dorsch, Hering, Stör und Scholle und ihre vielen Abwandlungen, dazu Tran und andere Fischfette zu uns herein. Es scheint ferner die uralte Steinausfuhr sich belebt und ausgestaltet zu haben. Im einheimischen Handel nahm der Verkehr mit Baustoffen wie Steinen, Kalk, Holz, mit Obst, Heu, Stroh, Sämereien, Lohe, Holz- und Steinkohlen erheblich zu. Eigentümlich für die internationale Handelsstellung des Rheinlandes war aber im Mittelalter immer seine bedeutende Ausfuhr von Wein, Tuch und Eisen.

Es ist im Merkantilzeitalter, ungeachtet aller Unterbrechungen und Hemmungen, die der rheinische Handel durch die fortwährenden langjährigen kriegerischen Ereignisse seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als Ganzes erfuhr, sein Wareninhalt immerzu in den Sorten erweitert worden. Der Verkehr mit Fabrikaten in der Ein- und Ausfuhr wurde seitdem noch vielseitiger, insbesondere durch die Differenzierung des Bedarfs durch Renaissance und Rokoko und ihre Einflüsse auf Kleidermode und Wohnungsstil. Soweit das Rheinland ihn durch seine gewerbliche Ausgestaltung nicht selbst decken konnte, wurde er nun durch Ein-

Digitized by Google

fuhr aus dem Westen befriedigt. Wie das heimische Gewerbe aber sich auch für die Ausfuhr besonders seit dem 18. Jahrhundert erweiterte, wurde bereits dargestellt. Die Versorgung mit Rohstoffen und Lebensmitteln aus ferneren Gegenden zog immer größere Kreise. Schon im 16. Jahrhundert wurde östliches Getreide gelegentlich im Handel zur Verpflegung herangezogen, wie auch den niederrheinischen Gebieten in Notzeiten auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu Preußen aus dessen Ostprovinzen darin ausgeholfen wurde. Bemerkenswert wurde z. B. auch die Einfuhr von größeren Mengen spanischer Wolle, die von bedeutender Wirkung auf deren Industrie geworden ist, sowie später von Wolle aus Mittel- und Ostdeutschland. Neu wurde ferner schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts der Handel mit Branntwein.

Besonders aber wirkten die neuen weltwirtschaftlichen Vorgänge auf unser Warensystem ein. Vor allem lieferte Amerika seine bisher unbekannten Arten, deren Aufkommen teilweise bei der Darstellung des Gewerbes beleuchtet wurde. Auch die Güter des tropischen Asien und Afrika wurden vielseitiger, namentlich seitdem die Europäer von hier im 17. Jahrhundert neue Genußformen, wie die des Kaffees und des Tees, übernahmen und engere Verbindungen über See mit China und Japan gewannen. Da diese vorwiegend, teilweise sogar überhaupt nur durch Holland vermittelt wurden, so erhielt das Rheinland die entsprechenden Güter in der Regel früher als das übrige Deutschland. Die alten tropischen Produkte aber vermehrten sich, je mehr Amerika anfing, ihre Erzeugung zu verfolgen und seine vorläufig wichtigste Mission, das Ergänzungsland Indiens und Vorderasiens darin zu sein, aufnahm. Deutlich spiegelten sich die Entwicklungsstufen der neuen Weltwirtschaft nunmehr im deutschen und damit im rheinischen Außenhandel wider. Anfangs kamen besonders auffällig neue, durch Okkupation in den amerikanischen Wäldern gewonnene wertvolle Drogen, Medikamente, Farbstoffe und Gewürze, neben ihnen vermehrten sich erst später Zucker und Baumwolle und westindische Häute und traten mit Tabak, Kaffee und Reis immer mehr in den Vordergrund.

Im 19. Jahrhundert wurde das alles übergeführt in einen trotz der ungeheuren Vermehrung der Mengen und Arten logischen und durchsichtigen Aufbau des Systems, der nun wie die Produktion bedingt wird durch die gewaltige Volkszunahme und die Vergrößerung des Bedarfs bei jedem einzelnen Menschen. Das Rheinland ist dabei einer der maßgebendsten Faktoren für die Herausbildung der gesamtdeutschen Warenhandelsbilanz geworden, während es früher und am klarsten naturgemäß im Mittelalter eine trotz aller weitreichenden Verbindungen doch isoliertere Volkswirtschaft durchführte. Diese Bilanz nahm seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr die Merkmale des Industriestaates an. Ähnlich wie das Gewerbe den breiten Unterbau der Schwerindustrie erhielt, so bekam das Warensystem den des geringwertigen Massengutes. Fast von Jahr zu Jahr stieg mit der Vergrößerung und Verbesserung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande die Entwicklung abwärts zu neuen Massenarten, deren Einführung in den Fern-

Digitized by Google

handel in früheren Jahrhunderten unerhört gewesen wäre, wie z. B. die Einfuhr von Eisenerzen, Kalk, Steinen, Bauholz und Getreide aus weit von hier liegenden Ländern her.

In der Ein- und Ausfuhr ordneten sich die großen Gütergruppen also industriestaatmäßig. Immer entscheidender traten die Rohstoffe sowie die Lebens-, Futter- und Düngemittel des Auslandes in den Vordergrund der Einfuhr. Die kleinen und einseitigen Ansätze des rheinischen Mittelalters wurden darin in einen großen Stil übergeleitet. Immer entscheidender überwogen in der Ausfuhr die Fabrikate, wurden aber auch hierin uralte Traditionen klarer als je erfüllt.

Bis in die 1870er und 1880er Jahre war für den rheinischen Außenhandel wie für den deutschen die im späteren 18. Jahrhundert schon stärker hervortretende, aber zugleich den neuen Aufschwung der Fertigindustrie ankündigende Erscheinung bezeichnend, daß in der Einfuhr die westeuropäischen Halbfabrikate einen breiten Raum einnahmen, mit denen sich unsere Industrie lange Zeit zu behelfen hatte. Sie wurde allmählich durch das Erstarken der Schwerindustrie aller Arten bis auf kleine Reste beseitigt, ein Vorgang, der in der dafür steigenden Einfuhr der entsprechenden Rohstoffe seine Wechselwirkung fand. Dazu wurde aber umgekehrt seit Anfang unseres Jahrhunderts gerade vom Rheinland aus sogar eine bedeutende Ausfuhr der schwerindustriellen Halbfabrikate entwickelt, die z. B. in der Eisenindustrie der der Fertigwaren beinahe gleichkam. Das Rheinland, das bis 1880 von englischem Eisen zum Teil abhängig war, hatte begonnen, nun England mit Eisen und Stahl zu versorgen. Ähnlich hatten sich die Beziehungen auf anderen Gebieten in ihr Gegenteil verkehrt.

Die gewaltige Steigerung der Umsätze ebenso wie die Konzentration des Bedarfs konnten für die innere Gestaltung des Handels nicht ohne Folge bleiben. Sie bewirkten die Auflösung der Firmen alten Stiles, die eine oft weitgehende Vielseitigkeit der Waren gepflegt hatten in Spezialfirmen, die nun eine Warenart in ungleich größeren Mengen umsetzten. Zugleich spezialisierten sich aber auch manche Städte mehr als in früheren Zeiten auf besondere Waren, wie z. B. Duisburg auf Getreide und Holz, Mülheim an der Ruhr auf Kohle, Neuß auf Getreide und Öl, Köln auf Spiritus, Zucker und Fabrikate, Aachen auf Tuch und Wolle, Trier auf Wein. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gab es darin zunächst bis zur Entstehung der heutigen Verteilung manche Verschiebungen.

In der Durchführung des rheinischen Außenhandels zeichnen sich hinsichtlich ihrer persönlichen Träger deutliche Perioden ab.

Es ist eine allgemeine historische Erfahrung, daß junge Völker ihr Wirtschaftsleben gewissermaßen in sich gekehrt führen und daß sie nach außen hin passiv sind. Nur wenige wagemutige und besonders gewinnstrebige Persönlichkeiten begeben sich von ihnen handeltreibend hinaus, und zwar um so weniger, je mehr sie dabei genötigt sind, zu benachbarten Völkern mit höherer Zivilisation zu gehen, in deren Einrichtungen und Gewohnheiten sie sich nicht zurechtfinden können. Das ist im großen

Digitized by Google

ganzen auch bei den Rheinländern der Fall gewesen. Wenn sie auch in römischer Zeit schon im Süden als Kaufleute nachgewiesen werden können und wohl sicher als solche in die rückständigeren Gebiete jenseits des Rheines immer hineingegangen sind, so ist die Aktivität der Fremden auf unserem Boden während des früheren Mittelalters doch bemerkenswert gewesen. Es scheinen besonders Südeuropäer, Mittelmeerjuden und christliche Levantiner, die mit dem Sammelnamen „Griechen" oder „Syrer" bezeichnet wurden, bei uns zahlreich auf Geschäfte ausgegangen zu sein, angezogen auch jedenfalls durch die im Verkehr zwischen grundverschiedenen Kulturen üblichen großen Unterschiede in der Bewertung der Güter, aus denen um so höhere Gewinne zu entspringen pflegen.

In Köln scheint noch heute der Griechenmarkt auf eine größere frühmittelalterliche Ansiedlung von Orientalen in einer Fremdenvorstadt mit besonderen Einrichtungen in einem abgelegeneren Teile der Römerstadt hinzudeuten.

Unter den deutschen Stämmen sind wohl die auf alter, durch die Lage am Meere zeitig geförderter Übung fußenden Friesen zuerst aktiv geworden. Sie waren bald neben den Ausländern überall in den ihnen zugewiesenen eigenen Stadtvierteln bei uns tätig und blieben es — wiewohl verhältnismäßig sehr abgeschwächt — nun als Flandrer, Brabanter und Niederländer auch im späteren Mittelalter noch immer. Trotz des Aufschwunges des rheinischen Aktivhandels mindestens seit dem 11. Jahrhundert drangen seit dem Ende des 12. Jahrhunderts doch noch einmal die Italiener als „Lombarden" zahlreich bei uns ein, absichtlich gefördert, ja gerufen besonders durch die rheinischen Fürsten, die sich des Kapitals und der fortgeschritteneren geldwirtschaftlichen Technik dieser fremden Firmen für ihren auf Grund der politischen Zuspitzungen steigenden Anleihebedarf bedienen wollten. Sie kamen als Stützen des Lehnstaates, der sich nicht durch die bisher bei der Kreditnahme übliche Verpfändung und Veräußerung seines Eigentums verausgaben wollte. Die Italiener verschwanden im 14. Jahrhundert allmählich wieder, je mehr sie auch in den Beziehungen zur Finanzpolitik von den allgemein erstarkten rheinischen Firmen überholt wurden.

Mindestens im 12. Jahrhundert, wohl aber schon viel früher, war es den Rheinländern gelungen, ihren eigenen Markt sowohl an sich, als auch soweit er Basis für den Auslandshandel war, den Fremden fast ganz abzuringen. Diese nahmen auch persönlich seitdem immer mehr ab. Sie haben selbstverständlich unser Land auch später immerfort aufgesucht und sind häufig darin nachweisbar. Die größte Zahl von ihnen stellten aber jetzt die Deutschen, die Holländer und die Belgier, die Deutschen bis zu den Schlesiern, Meißnern, Österreichern und Balten hin. Die Rheinländer nahmen aber ihre Auslandsbeziehungen nun vorwiegend selbst in die Hand. Sie besorgten die Einfuhr und die Ausfuhr. Sie gingen darüber hinaus, indem sie in bedeutendem Umfange zwischen anderen Ländern vermittelten. Sie begaben sich ferner in einem Um-

Digitized by Google

fange ins Ausland, wie das im späteren Mittelalter kaum für einen anderen deutschen Stamm nachgewiesen werden kann.

Abgesehen von der gehobenen kulturellen und damit auch gestärkten persönlichen Energie der Rheinländer kamen diesen dabei die Eigenart ihres Bodens, der so charakteristische und überall gesuchte Güter wie Wein, Eisen, Eisenwaren, Blei und Tuch im Überfluß erzeugen ließ, sowie die günstige Lage zum alten Weltmarkt zugute. Diese Lage ermöglichte es dem Rheinland, bis weit ins 16. Jahrhundert zugleich die Güter des europäischen Nordwestens, an ihrer Spitze englische und flandrisch-brabantische Tuche, englisches Zinn und Blei und holländische Fische ost- und südwärts zu vermitteln. Auf der anderen Seite konnte es die irgendwie aus letzterer Richtung kommenden orientalischen Gewürze und Rohstoffe sowie mittel- und süddeutsches Kupfer und Silber und zahlreiche, aus allen diesen Gebieten stammende Fabrikate und landwirtschaftliche Erzeugnisse — es sei nur an die oberrheinischen Weine und süddeutschen Baumwollwaren erinnert — nach dem Westen weiter vertreiben.

Die Verkehrslage des Rheinlandes war im Mittelalter so überragend, daß sie von den großen Veränderungen der damaligen Weltwirtschaft nicht wesentlich berührt werden konnte und auf jeden Fall ihre Stärke bewährte; nur die weiter weg reichenden Beziehungen wurden verschoben, die Einbußen dabei aber meist durch Gewinne an anderer Stelle ausgeglichen.

Wie sich die Beteiligung daran auf die einzelnen Gebiete des Rheinlandes gestaltete, wurde bei der Behandlung der Städte dargetan. In überwältigendem Umfange waren die Kölner Kaufleute die allseitigen Vertreter der rheinischen Außenhandelsinteressen; in weitem Abstand und meist nur irgendwie einseitig gerichtet folgten die von Duisburg, Aachen, Trier, Wesel, Neuß, Koblenz, Bacharach und Emmerich als der sonst noch ausgeprägteren eigentlichen Handelsstädte des Mittelalters.

Schon aus der Darstellung des Warensystems wurde ersichtlich, daß das Rheinland im Mittelalter einen sehr gegliederten Binnenhandel hatte, der die einzelnen Gebiete des Südens und Nordens rechts und links des Rheines untereinander wirtschaftlich ergänzte, ausglich und durchaus schon voneinander abhängig machte. Hierbei war ihre verschiedene land-, forst- und bergwirtschaftliche sowie gewerbliche Veranlagung Grundlage und Ursache zugleich. Dieser Zustand ist immer geblieben und im 19. Jahrhundert nur noch vertieft worden.

Dabei aber pflegten die einzelnen Teile unseres Landes noch ihre besonderen Wirtschaftsgemeinschaften mit ihren nächsten äußeren Nachbarländern.

Die niederrheinischen Landschaften standen in engsten Verbindungen mit den Niederlanden, und namentlich Kleve und Geldern bildeten immer eine besondere Einheit. Der Niederrhein war auch bis in die Kölner Gegend hinauf das Gebiet des holländischen Stübers und bediente sich zum Teil holländischer Maße. Auf der rechten Seite war

Digitized by Google

er zugleich eng mit Westfalen verbunden und dessen natürliches Aus- und Einfuhrland. Wesel ist besonders auch als westfälischer Rheinhafen am Ende des Lippeweges zu verstehen.

Die engen Verbindungen Aachens mit seinen westlichen Nachbarlandschaften sind schon erörtert worden.

Der breite Süden neigte ähnlich zugleich nach außen, nach Luxemburg, Lothringen, dem Elsaß, der Pfalz und zum Oberrhein.

Auffallend war dabei vor allem, daß das ganze Gebiet von Saarbrücken und Trier an in seinen Handelsbeziehungen mehr nach Frankfurt als nach Köln neigte, wie es sich auch mit Vorliebe der süddeutschen Kreuzerwährung bediente und z. B. später im 17. Jahrhundert auch das Frankfurter Wechselrecht annahm. Die südlichen Staaten deckten auch ihren Anleihebedarf besonders auf dem Frankfurter Markt und nicht in Köln. Das entspricht parallelen Einflüssen in der Stadtrechtsentwicklung und in der sprachlichen und künstlerischen, die wesentlich oberdeutsch bestimmt sind.

Das Hauptgebiet des gesamtrheinischen Außenhandels einschließlich selbst der südwestlichsten Ecken an der Saar ist immer das übrige Deutschland gewesen, das zugleich Ziel sowie Durchgangsland nach Norden, Osten und Süden war.

Der Weg nach Osten führte mindestens schon in karolingischer Zeit über Soest und Paderborn oder über Erfurt und Halberstadt nach Bardewiek oder Magdeburg und über sie hinweg ins Slavenland hinein, dessen kulturelle Entwicklung man sich, wie auch die Wirtschaftspolitik seiner Fürsten im früheren Mittelalter zeigt, nicht in gar zu negativem Gegensatz zur deutschen denken darf. Man hat aber den Eindruck, daß die seit den Sachsenkönigen beginnende politische Spannung zu den Gebieten östlich der Elbe und wohl auch unsichere innere Verhältnisse dort drüben zu einer häufig langjährigen Unterbrechung des Handelszuges nach diesen Ländern und zu ihrer Umgehung führten. Diese wurde nordostwärts durch den Weg über die Unterelbe nach Schleswig, dem Vorläufer Lübecks, erreicht. Darauf sind die Kaufleutegenossenschaften der Dänemarkfahrer zurückzuführen, die in Westdeutschland und z. B. in Köln manchmal im früheren Mittelalter nachweisbar sind. Von Schleswig aus fuhren die Rheinländer zur See nach Wisby, um von diesem sicheren Inselhafen aus die östlicheren baltischen Küsten zu besuchen. In Wisby gibt es noch heute anscheinend seit jenen Zeiten eine Kölner Straße. Es haben die rheinischen Kaufleute damals auch sehr häufig die norwegischen Küsten aufgesucht, so sehr, daß König Sverre im 12. Jahrhundert die Weineinfuhr der Deutschen zu bekämpfen begann.

Dieser Handelsverkehr wurde verschoben und zum Teil auch beeinträchtigt durch die Unterwerfung des Slavenlandes, die seit dem Ende des 12. Jahrhunderts das Aufkommen Lübecks und anderer, bei den alten Wendensiedelungen neugegründeter deutscher Ostseestädte veranlaßte. Bald darauf entstand die Zuidersee und im ganzen ein neues Verkehrszeitalter, das die Seeschiffahrt viel mehr betonte

Digitized by Google

und gegen den westöstlichen alten Landverkehr auf Straßen und Flüssen mehr zur Geltung brachte. Damit schoben sich vor das Rheinland im Handel mit dem Norden die neuen Seehäfen an der Zuidersee, und ihre Nachbarstädte: Kampen, Zwolle und Deventer, die nun die Seefahrt nordwärts zum großen Teile allmählich an sich rissen, wiewohl die rheinischen Kaufleute sich dieser Plätze jetzt ebenfalls bedienten. In Norwegen wurden sie seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aber immer endgültiger durch die Ostseestädte überholt, besonders da seit dieser Zeit der dortige Staat nur die Kaufleute zuzulassen begann, die zur Verpflegung der Bevölkerung Getreide, Mehl und Malz zu bringen vermochten, was den Rheinländern angesichts der oben geschilderten Ernährungsbedingungen ihres Landes unmöglich war, dagegen den Ostdeutschen leicht fiel. Die rheinischen Kaufleute hielten sich daher nun in dieser Richtung, indem sie sich auf das neue Lübeck stützten, mehr südwärts an die deutschen und baltischen Hafenplätze, von denen aus sie ins Innere gingen. Dort traten sie bis ins 16. Jahrhundert überall zahlreich selbst oder durch ihre Vertreter besonders mit Wein, Tuch, Fabrikaten aller Art und selbst mit Mühlsteinen auf. Viele von ihnen siedelten sich seit dem 13. Jahrhundert überhaupt im fernen Osten an. Wir finden Rheinländer in Danzig, Königsberg, Riga und Reval ebenso wie in Nowgorod, Pleskau, Dorpat und Polozk. Mit den skandinavischen Ländern aber verkehrten sie nur wenig unmittelbar; sie bedienten sich nun darin der Vermittlung Lübecker oder Kampener Firmen oder fanden skandinavsche Kaufleute in Lübeck.

Eine zweite wichtige Richtung war die nach Südosten, die über Frankfurt und Nürnberg Regensburg und damit den Donauweg suchte und schon in karolingischer Zeit bestand. Sie muß seit den Kreuzzügen erheblich belebt worden sein, zumal der lateranische Erlaß von 1179 der Christenheit den Handel mit den Arabern verbot, wodurch dieser um so mehr von West- und Süddeutschland aus die Richtung über Wien nach Konstantinopel nehmen mußte, um von dort weiter den „christlichen Weg“ über den Pontus und Südrußland bzw. Armenien zu gehen, wo dann die in der Gewerbegeschichte erwähnte Förderung durch die Mongolen einsetzte. Die Rheinländer müssen im 12. Jahrhundert auf diesen Wegen häufig aufgetreten sein, da der aus dieser Zeit stammende Zolltarif von Stein an der Enns die Bezahlung in kölnischen Pfennigen vorsah. Bis ins 14. Jahrhundert blieben besonders die Kölner in Österreich und Ungarn sehr häufig, um auch nach der Verschiebung des großen Südostweges seit dem Zusammenbruch des mongolischen Reiches und dem bald darauf folgenden Vordringen der Türken z. B. wenigstens in Wien nie ganz zu verschwinden. Rheinische Tuche — neben dem Wein die wichtigste Ware in diesen Gegenden — wurden im 15. und 16. Jahrhundert im Südosten bis in die Moldau hinein häufig gehandelt.

Der rheinische Handel hielt daneben seit dem späteren Mittelalter noch nördlichere Richtungen nach dem Osten inne, die über die nord-

Digitized by Google

thüringischen Städte und Leipzig, Prag und Breslau erreichten und von hier auf Krakau und vielleicht noch weiter zielten. In Krakau wohnten im späteren Mittelalter Rheinländer und Westfalen, und Kölner Kapital wurde nach Prag und Brünn verliehen. Der Handel nach Sachsen, Böhmen und Ungarn war für das Rheinland vor allem deshalb wichtig, weil es sich durch ihn Gold und Silber für sein Geldwesen verschaffte, das darin immer nur vom Ausland abhing.

Die Verlegung des Weges nach Asien über Konstantinopel hatte seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts die stärkere Benützung der Wege nach Oberitalien zur Folge, die schon immer nicht unbeachtet geblieben waren und sich ohnedies durch die Öffnung der Gotthardstraße zu Anfang des 13. Jahrhunderts belebt hatten. Sie zielten in ihren weltwirtschaftlichen Verlängerungen in der Hauptsache auf Alexandrien, das nun, besonders seitdem sich auch die Kurie angesichts der Umstände in Asien nicht mehr gegen die Wiederaufnahme dieser Verbindung stemmte, an Stelle Konstantinopels wieder bedeutender für den europäischen Handel mit Indien wurde.

Venedig wurde allerdings der Endpunkt des deutschen Handels an der Adria und behielt sich die Weiterleitung seiner Beziehungen in Aus- und Einfuhr levantewärts vor. Trotzdem wurde es namentlich von den Kölner Kaufleuten vom 14. bis zum 17. Jahrhundert zahlreich besucht. Im Westen aber drangen diese über Mailand und Genua bis Rom, Neapel und Sizilien vor, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie, wie die Niederländer, auch Alexandrien erreichten.

Die Pflege des italienischen Handels mußte aber zugleich die uralten Verbindungen mit Frankfurt sowohl wie mit den oberrheinischen Städten wie Worms, Speier, Straßburg und Basel erheblich vertiefen.

Frankfurt wurde, namentlich seitdem nun seine Messen zum Teil an Stelle der der Champagne aufkamen, ein für die gesamte südliche und südöstliche Richtung sehr wesentlicher Platz, auf dem auch die Rheinländer, die nicht weiter gehen wollten, ihre Geschäfte mit den jenseits liegenden Gebieten abschlossen. Vor allem stellten sich ihnen hierbei die Nürnberger und sonstigen Süddeutschen als Vermittler zur Verfügung.

Namentlich aber wurden nun auch die schwäbischen Städte wie Ulm und Augsburg für sie wichtiger und übertrafen jetzt Regensburg, zumal jene durch eigene gewerbliche Produktion, die ebenfalls auf Italienhandel beruhte, viel mehr zu bieten hatten.

Es wurde bereits erwähnt, daß rheinische Kaufleute zur römischen Zeit den Weg nach Süden durch das Rhonetal suchten. Diese französische Verbindung hat lange Zeit gewährt und konzentrierte sich seit dem frühesten Mittelalter auch auf die Messen in der Champagne, auf denen sich bis ins 13. Jahrhundert ein großer Teil des rheinisch-französischen und italienischen Verkehrs abwickelte. Das wurde anders nicht nur infolge politischer Störungen in Frankreich, sondern namentlich auch wegen des erwähnten rund um Europa allgemeinen Aufschwunges der Seeschiffahrt und auf der anderen Seite der Neigung

Digitized by Google

zum direkten Verkehr mit Italien, auf Grund der Verkürzung und Verbesserung der Wege dorthin sowie der im allgemeinen vergrößerten Anziehungskraft dieses Landes. Die Rheinländer sind aber wohl zugleich auch infolge ihres gesteigerten Kapitalreichtums besser imstande gewesen, weiter als früher nach dem Süden vorzudringen.

Gleichwohl benutzten sie das östliche Frankreich auch ferner noch gelegentlich als Durchgangsland nach dem Mittelmeer und zumal nach Spanien, wo sie z. B. in Barcelona und im Ebrotale, dem Safranlande, nicht unbedeutende Interessen hatten.

Es kam ferner auch Paris für sie als Ziel in Frage, während das heutige Nordfrankreich damals als Teil des flandrischen Wirtschaftsgebietes zu rechnen ist und die Westküste zur See über die Niederlande aufgesucht wurde.

Diese waren nach Deutschland das bedeutendste der rheinischen Handelsländer; denn sie waren und sind unsere Nachbarn, die dem Rheinland als einem Grenzland die westliche Ergänzung zu bieten haben. Tatsächlich verlieren sich die Handelsbeziehungen zu ihnen bis ins Altertum zurück.

Belgien und Holland waren für das Rheinland zu allen Zeiten, seitdem der Handel wichtiger wurde, lebensnotwendig als Produktions- und als Durchgangs- und Vermittelungsländer, ebenso wie das Rheinland für sie das gleiche immer gewesen ist: das wirtschaftlich unentbehrliche Hinterland, ohne das sie nicht wahrhaft gedeihen können.

Besonders seit dem 13. Jahrhundert fanden die rheinischen Kaufleute auf Grund der neuen Seeschiffahrt auch bequemer als in der Champagne in Brügge, und als dieses versandete, in Antwerpen die unmittelbaren Verbindungen mit den Italienerr, die hier jetzt mit ihren Schiffen auftraten, den Franzosen, Spaniern, Portugiesen und Engländern. Das ergänzte sich durch die vom Osten her kommenden Flotten der deutschen Nord- und Ostseestädte, und das Ergebnis war die Organisation der Hanse in Brügge und Antwerpen, an der die Rheinländer und mit ihnen die Westfalen den Hauptanteil nahmen. Gerade der rheinische Verkehr mit Westfalen wurde auch dadurch so bedeutend, daß dieses über den Niederrhein und Köln jene Plätze suchte. Darauf beruhte namentlich auch die enge Freundschaft zwischen Köln und Dortmund, die dadurch noch gewann, daß Köln über dieses nach Lübeck strebte. Köln genoß in Flandern und Brabant aber im Vergleich zur Hanse immer noch besondere Vorrechte, die aus der nachbarlichen Interessengemeinschaft entsprangen. Die Rheinländer und Westfalen haben daher fast immer in den Konflikten der Hanse mit den Niederlanden den Städtebund im Stich gelassen und sich dessen Handelsverboten gegen jene nicht gefügt, da es um ihre bedeutendsten Handelsinteressen ging, ähnlich wie sich die baltischen Städte in Streitigkeiten der Hanse mit Rußland weigerten, mit diesem den Handel abzubrechen.

Aus den oben gegebenen Darstellungen erhellte schon immer die Intimität der rheinisch-holländischen Beziehungen. Sie ist wohl die

Digitized by Google

erheblichste zu irgendeinem Ausland immer gewesen und wurde durch die Gemeinsamkeit des Stromes und die wechselseitige hervorragende Ergänzungsfähigkeit gegeben, die bei uns bis tief hinein in die Bergländer an der Saar und Mosel wirkte, wo Holland seinen Bedarf an Schiffsholz, Wein, Glas, Tonwaren und anderen wichtigen Gütern deckte und die von seiner Nachfrage darin fast abhängiger als von der ihrer allernächsten Nachbarn waren. Köln hat z. B. im Hinblick auf seine holländischen Interessen im 15. Jahrhundert gegen die wirtschaftsfeindliche Verhängung der Reichsacht gekämpft, und die Erfolge seiner Stapelpolitik wurden durch die Verständigung mit Holland angebahnt. Dieses hat auch immer erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der rheinischen Handelssprache ausgeübt.

Neben Belgien und Holland war England das dritte ausschlaggebende Ausland.

Die Kölner haben im 12. Jahrhundert hier durch ihre Handelsbetätigung in London den Grund zur deutschen Hanse gelegt, denn die anderen, später kommenden deutschen Kaufleute und Städte gliederten sich dort nur ihren Privilegien an, die den hauptsächlichsten Anstoß zur Ausbildung des Städtebundes auch für andere Zwecke gaben. Die Politik der rheinischen Fürsten, und namentlich des Erzbischofs von Köln, wurde fast immer durch die großen englischen Interessen ihres Landes — und besonders der Stadt Köln — bestimmt und schloß sich möglichst nie einer antienglischen Richtung an. Daher war sie im Mittelalter und später meist antifranzösisch. Die Kölner blieben unter allen Hansen auch am erheblichsten am englischen Handel beteiligt, zumal sie ihn wegen des milden nordwestlichen Klimas im Unterschied von den Osterlingen auch im Winter zu pflegen vermochten, und in London waren die Rheinländer stets am zahlreichsten anwesend. Daher verhielten sie sich in allen Streitigkeiten der Hanse mit England in der Regel ebenfalls anders, als der Bund manchmal wünschte, und setzten lieber diesen als jenes aufs Spiel.

Sehr eng waren auch immer die Beziehungen zur Finanzpolitik des englischen Staates — namentlich seitdem Eduard III. die westdeutschen Kaufleute an Stelle der italienischen zur Deckung seines Anleihebedarfs heranzuziehen anfing, die bis ins 16. Jahrhundert noch manchmal bei ihnen stattfand und z. B. wiederholt zur Verpfändung wertvoller englischer Bergwerke an sie führte.

Einer der weittragendsten Einflüsse, der sehr wahrscheinlich von England auf das Rheinland und damit später auf Deutschland und Österreich erging, war die Übertragung der englischen Mark Sterling, die zur kölnischen Mark wurde.

Die große, fast sechshundertjährige Zeitspanne der vorwiegenden rheinischen Handelsaktivität wurde seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgelöst durch eine Periode des offenkundigen Rückganges.

Die Entdeckungen haben vor allem auch die wirtschaftliche Wirkung gehabt, daß sie Deutschland und mit ihm das Rheinland allmählich

Digitized by Google

in den Schatten stellten. Und wenn auch die Verlegung des Warenzuges nicht so schnell wie vermutet stattfand, Italien, gestützt auf die vorläufige Überlegenheit der vorderasiatischen und südeuropäischen Produktion, sich in seinem Einfluß auf den rheinischen Handel bis ins 17. Jahrhundert hielt, so konnte sich dieser der ihm nachteiligen neuen Sachlage auf die Dauer nicht entziehen.

Der Befreiungskampf der Niederlande unterband zunächst die wichtigsten Verbindungen und brachte außerdem den Rheinländern unmittelbar große Waren- und Kapitalverluste in den betroffenen Ländern. Die Deutschen wurden durch die Westeuropäer von der selbständigen Betätigung auf dem neuen so sehr erweiterten Weltmarkt ausgeschlossen und mußten sich in dessen Beziehungen der Vermittlung der Randvölker unterwerfen. Seit der zweiten Hälfte drangen daher aufs neue fremde Kaufleute bei uns ein, wie Portugiesen, Spanier, Italiener und Holländer. Die Verdrängung der Rheinländer erfolgte aber mit der der Deutschen auch sonst rundum in Europa und drückte sich wirtschaftspolitisch hauptsächlich in der Entrechtung der Hanse aus, die im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts der Reihe nach in England, Skandinavien und Rußland erfolgte, wo nun Holländer und Engländer wenigstens im Außenhandel die Deutschen überholten. Im Südosten verhinderten die Türken weiter jede Erneuerung des Verkehrs.

Die Rheinländer zogen es daher vor, ihren Handel mit dem Osten und Südosten mehr als früher auf den mittel- und norddeutschen Messen abzuwickeln, besonders in Leipzig, Naumburg und Braunschweig, die bis tief ins 19. Jahrhundert für sie sehr wichtig blieben und namentlich auch ihre Fabrikatausfuhr aufnahmen. Hier trafen sie auf die weiter vermittelnden Ostdeutschen und die östlichen Ausländer selbst.

Der Ostseeweg ging erheblich an die Holländer über, wurde aber infolge der sich nun häufenden kriegerischen Auseinandersetzungen der baltischen Staaten untereinander fortwährend unterbrochen. Daher kam um so mehr der von den Engländern in den 1550er Jahren neuentdeckte Zug nach dem Weißen Meer für den Handel mit Rußland auf, der infolge des Vordringens des russischen Staates nach dem Kaspischen Meer und Sibirien zugleich auch den Handel nach Persien, Indien und China ermöglichte. Hieran fingen von den Deutschen zuerst die Hamburger und Bremer an, sich rege zu beteiligen. Die Rheinländer traten nur wenig in diese neuen Verbindungen ein, obwohl wir rheinische Namen vereinzelt z. B. in Moskau im 17. und 18. Jahrhundert finden, und sie sich auch an der ersten Industrialisierung Rußlands, allerdings weit zurück hinter Sachsen und Schlesiern etwas beteiligten. Man kann vielleicht annehmen, daß in der deutschen katholischen Pfarre, die im 18. Jahrhundert neben einer evangelischen in Astrachan bestand, auch Rheinländer lebten.

Rheinische Waren sind in diesem Jahrhundert immer im fernen Osten nachweisbar. Insbesondere liefen die Tuche, in denen z. B. Aachen in der petrinischen Zeit russische Heereslieferungen hatte, anscheinend bis China, und selbst in Jakutsk wurde im 18. Jahrhundert

Digitized by Google

Rheinwein getrunken, wie auch rheinische Reben damals nach den Ufern des Kaspischen Meeres verpflanzt wurden. Das alles lief aber in der Hauptsache durch holländische Hände und trat wohl oft auch als holländische Ware bezeichnet draußen auf.

Auch der bedeutende Aufschwung des neuen Petersburg kam den nordwestlichen und norddeutschen Küstenstädten und nicht dem Rheinland unmittelbar zugute.

Im Verkehr nach Westen wurden die Rheinländer seit dem 16. Jahrhundert ebenfalls mehr und mehr von fremder Vermittelung abhängig. Das gilt vor allem von dem Handel auf den neuen Wegen nach Afrika und Asien und mit dem neuen Amerika. Wenn sie auch, wie z. B. die Plantagen des Kölners Biese auf den Kanaren in den 1520er Jahren und sonstige Versuche zeigen, auf Grund ihrer mittelalterlichen guten Verbindungen mit den westlichen Häfen bis nach Lissabon hin sich bemühten, daran teilzunehmen, so konnte das nach Lage der Sache zu erheblicher neuer Aktivität nicht führen. Sie waren infolge der sich im 17. Jahrhundert zu voller Schärfe auswachsenden neuen Kolonialpolitik, die den Ausländer vom selbständigen Verkehr mit den überseeischen Kolonien ganz ausschloß, gezwungen, sich darin an deren Mutterländer zu wenden. Das ergab dann den schon in anderem Zusammenhang genannten Handel mit London, Amsterdam, Havre, Lissabon, Sevilla bzw. Cadix, in dem sich also zugleich der mit allen überseeischen Erdteilen abwickelte.

Im ganzen aber konnte das Rheinland auch hier nur eine nachgeordnete Stellung einnehmen.

Die neue Entwicklung ergab dabei namentlich ein auffallendes Zurückbleiben Kölns, der früher so überlegenen westlichen Handelsstadt. Dieses wurde in jeder Beziehung von Amsterdam, Bremen und Hamburg als den nun ungleich günstiger liegenden Seehäfen überholt, das geschah um so mehr, da nun auch die sich früher seiner Vermittelung nach außen erheblich bedienenden einheimischen Gebiete, allen voran die aufblühende bergische Industrie, unmittelbar mit dem Ausland verkehrten, und es unter der Führung ihrer Verlegerkaufleute, von denen z. B. eine Persönlichkeit wie Peter Hasenclever ausging, weit übertrafen.

Im Süden aber wurde die Stadt aus gleichen Gründen durch Frankfurt überflügelt, das von Köln obendrein noch kurzsichtig dadurch gestärkt worden war, daß es die tatkräftigen protestantischen Unternehmer auswies, die in Frankfurt bereitwillige Aufnahme fanden.

Dieser Wettbewerber wurde dazu noch durch die Übertreibung der Rheinzölle gefördert. Der Handel umging nun zum Teil den Strom über Frankfurt östlich zur Weser oder westlich über die Hunsrück- und Eifelstraßen nach Trier und Lüttich und zugunsten französischer und belgisch-holländischer Häfen.

Kein Wunder, daß Köln nun, um einigermaßen eine Stellung zu behaupten, konsequenter als im Mittelalter sein Stapelrecht durchzuführen suchte.

Digitized by Google

Die Bedeutung der französischen Zeit würde auch für den rheinischen Handel schon oben gekennzeichnet. Nach 1815 wuchs das Rheinland darin in ganz neue Beziehungen hinein, die ihm eine Erneuerung der mittelalterlichen Aktivität ermöglichten.

Sie wurden seit dem preußischen Zollgesetz von 1818 und dem von dieser Grundlage aus aufgebauten deutschen Zollverein zu seinem wichtigsten Handelsgebiet Deutschland im Sinne der Handelsfreiheit geregelt, durch die vor allem die große Belebung des Handels bedingt wurde. Die Ergänzung der Freiheit durch die Eisenbahnen gab hierbei weiter den Ausschlag und verlieh dem rheinisch-deutschen Handel einen ungleich reicheren Inhalt, dessen Segen trotz manches nun auch eintretenden gegenseitigen Wettbewerbes der deutschen Produktionsgebiete auf dem eigenen Markte offenkundig genug geworden ist. Neuartig wurde namentlich auch hier die wechselseitige Ergänzung des Rheinlandes mit dem übrigen Deutschland in ihrer Versorgung mit wichtigen Massengütern. Der Westen wurde z. B. auf die Kartoffeln, den Spiritus und Zucker des Osten angewiesen, dieser auf die rheinisch-westfälischen Eisen- und Kohlenlieferungen. Unendlich wurde die Verflechtung auf fast allen Gebieten auch des Handels.

Nach den europäischen Ländern hin war es dem Rheinland nach 1815 nicht leicht, mit seinem Handel durchzukommen, da diese jetzt ähnlich wie Deutschland die neuen, ihr Gebiet nach außen lückenlos abschließenden Zollgrenzen schärfer als zuvor betonten und darin Deutschland, das unter der wirtschaftlichen und sozialen Vorherrschaft der agrarischen und fertigindustriellen Wünsche eine weitergehende Abkehr von der merkantilistischen Handelspolitik vollzogen hatte, übertrafen. Insbesondere das Rheinland mußte hiervon am meisten berührt werden, da es der unmittelbare Nachbar der wichtigsten dieser Länder war. Es hat daher auch weiterhin deren handelspolitische Wandlungen unter allen deutschen Gebieten stets zuerst empfunden. Die Zollerhöhungen der Weststaaten trafen immer vor allem seine Ausfuhr dorthin, ihre Ausfuhrprämien störten seinen einheimischen Markt. Fanden jene Länder gegenüber Zollerhöhungen anderer großer Absatzgebiete, wie z. B. der Vereinigten Staaten, oder in Krisenzeiten keine Absatzmöglichkeiten mehr, so drangen sie mit ihren Überschüssen zuerst ins Rheinland ein.

Die durch den Schutzzoll verursachten Absatzhemmungen in Europa haben, ähnlich wie schon früher die des Merkantilzeitalters, im 19. Jahrhundert den Drang des Rheinlandes zum weiteren Weltmarkt sehr verstärken müssen, um dort Ersatz für die Beschränkungen der näheren Märkte zu finden. Dieser Drang wurde ja zugleich auch durch das allmähliche Versagen der einheimischen Rohstoff- und Lebensmittelquellen wesentlich gesteigert. Zum Teil begann er sich aber auch mit Nachdruck wieder nach England zu richten, seitdem dieses nach 1840 immer freihändlerischer wurde und sich dadurch als Aus- und Einfuhrvermittler des Festlandes nach allen Richtungen hin mehr als je zuvor einrichtete.

Digitized by Google

Es wurde schon darauf hingewiesen, welche Bedeutung die politische und wirtschaftliche Verselbständigung ganz Amerikas gerade für das Rheinland hatte, das schon im 18. Jahrhundert unter der Führung der Kleineisenindustrie zur Pflege engerer Ausfuhrbeziehungen dorthin übergegangen war. Die epochemachende Entstehung der mittel- und südamerikanischen Staaten als Ergebnis der Befreiung Nordamerikas sowie des napoleonischen Joches über die europäischen Mutterländer der früheren Kolonien war um das Jahr 1820 abgeschlossen. Bald darauf öffnete Holland seine Kolonien, und in den 1840er und 1850er Jahren wurden die großen Länder Ostasiens sowie Vorder- und Hinterindiens den Deutschen ebenfalls zugänglich.

Die Rheinländer begannen, wie die Westindische Kompagnie und der Deutsch-Amerikanische Bergwerksverein in den 1820er Jahren zeigen, deren Gründung bedeutsamerweise im Wuppertal geschah und mit denen man dort Handel und Bergbau in Westindien und Mexiko beabsichtigte, die neuen Gelegenheiten ähnlich wie die Norddeutschen, die Engländer und Nordamerikaner alsbald energisch wahrzunehmen. Auch sonst traten sie besonders von den Rohstoffinteressen der Industrien her zeitig in den neuen Ländern auf. Die Kölner Häutehändler haben in den 1840er Jahren Niederlassungen am La Plata. Die Vertreter der Krefelder Seidenfirmen waren damals mit die ersten Deutschen, die nach Ostasien gingen, um dort Rohseide zu kaufen. Die Lederindustrie an der Nahe hat später die indische Häuteausfuhr von Madras aus reformiert. Die Interessen der Zuckerindustrie führten nach den asiatischen Tropen, die der Bergwerksmaschinen, des Kupfers und der Sprengstoffe nach Südafrika, die der Eisenindustrie nach Nordafrika und Brasilien. Überall entstanden draußen, wie einst im Mittelalter wieder rheinische Handelsfirmen- und Zweigniederlassungen, die nun mit den ganz neuzeitlichen Tochterunternehmungen der Industrie ein unübersehbares großes System der wiedererneuerten rheinischen Wirtschaftsbetätigung im Ausland bildeten.

Eigentümlich an unserer neuen Handelsstellung war im Vergleich zu den alten Zeiten, daß das Rheinland deren zentrale Lage nicht wiedergewonnen hat, sondern weiterhin den unmittelbaren Verkehr mit den überseeischen Gebieten vorwiegend den Küstenplätzen von Antwerpen bis Hamburg überlassen mußte. Aber es glich diesen Nachteil durch seine Industrie aus, die vor allem die Grundlage seines Handels geworden ist.

Die vorstehend skizzierte Entwicklung des Warenhandels war mindestens seit dem 12. Jahrhundert immer begleitet von wichtigen Vorgängen in der Währungsentwicklung, im Geldhandel und Kapitalverkehr sowie im Maß- und Gewichtswesen.

Das Münzwesen haben anscheinend die Römer dem Rheinland gebracht und es auch bei uns in verschiedenen Münzstätten durchgeführt, die der fränkische Staat übernahm und an den deutschen weitergab, der auch auf diesem Gebiete seit dem 10. Jahrhundert allmählich zur Dezentralisation kam und das Münzregal an die Landes-

Digitized by Google

herren und sogar an die Städte gab, wenn der König sich auch immer das Recht zum Münzen bei uns gewahrt hat. Es ist bemerkenswert, daß der Verfall der Währung, der durch diesen Prozeß sehr beschleunigt werden mußte, im Rheinland auf Grund der bedeutend sich erweiternden Handelsbeziehungen im Laufe der Jahrhunderte doch nur langsam sich vollzog. Namentlich hat Köln in dieser Hinsicht immer großen Einfluß auf die Aufrechterhaltung einer besseren Münze ausgeübt.

Schon im 12. Jahrhundert begann der Kölner Denar, den der Erzbischof prägte und der sich ebenso wie die kölnische Mark sehr wahrscheinlich von nordwestlichen Münzverhältnissen, und zwar, wie schon erwähnt, namentlich der Mark Sterling ableitete, nach außen zu gehen und sich als Währungsmaßstab und Zahlungsmittel einzubürgern, die Aachener und Trierer Münzen dabei verdrängend. Er wurde Währungsgeld der Zolltarife am Oberrhein sowohl wie in den Niederlanden, und im 13. Jahrhundert sehr üblich auch im Frankfurter, mittel- und norddeutschen Handel. Allerdings hat das Interregnum den Kölner Pfennig doch schließlich zu Fall gebracht. Er trat zurück hinter dem Brabanter Pfennig, dem süddeutschen Heller und dem durch die Champagnermessen geförderten französischen turonischen Groschen. Von diesem aus wurde schließlich im rheinischen Albus die Entwicklung einer höheren, den klein und unhandlich gewordenen Pfennig verdrängenden Sorte angeregt.

Aus dieser älteren Periode wurde aber die kölnische Mark als das Münzgrundgewicht von rund 234 Gramm weitergeführt. Sie ging seit den Reichsordnungen des 16. Jahrhunderts auf ganz Deutschland und Österreich über und blieb bis zum Wiener Münzverein der deutschen Bundesstaaten von 1857, der an ihre Stelle das Zollpfund zu 500 Gramm setzte, die Grundlage des deutschen Währungssystems.

Diese Bedeutung hat der Mark allerdings der Kölner Denar nicht mehr selbst vermitteln können, sie wurde ihr vielmehr durch den nach dem italienischen und ungarischen Vorbild seit Mitte des 14. Jahrhunderts aufkommenden rheinischen Goldgulden verschafft.

Von den Münzverträgen der rheinischen Kurfürsten der 1370er Jahre aus setzte auch er sich, getragen vor allem durch die rheinischen Kaufleute, weithin als Handelsmünze und als offizielles Geld in Gesetzen, Verordnungen und Zunftstatuten durch. Er war um 1400 schon in allen holländischen Städten allgemein üblich als Zeichen für die enge wirtschaftliche Verbindung des Rheinlandes mit Holland, während er bemerkenswerterweise in Flandern und meist auch in Brabant nicht durchdrang, die in ihren Münzverhältnissen immer besonders auch französisch beeinflußt blieben.

Der rheinische Gulden wurde dann im 15. Jahrhundert, erfolgreich gegen die lübische Mark auftretend, das grundlegende Handelsgeld des Nordens bis nach Schweden hinüber und ging auch in die Münzpolitik der Hansestädte über. Er herrschte in Magdeburg, Leipzig, Nürnberg und Frankfurt vor und wurde das amtliche Geld des Reiches bei seinen Zahlungen und Steuererhebungen. Daher wurde er gegen Ende des 15. Jahrhunderts auch der Vater des Talers, der bekanntlich der in

Digitized by Google

Silber ausgeprägte Gulden ist. Damit aber verband sich der östliche Silberreichtum mit den rheinischen Wertmaßstäben, und darauf beruhte seit den großen Ordnungen der 1550er und 1560er Jahre das Reichsmünzwesen.

Der Taler blieb Deutschlands Kurantmünze bis zur Gründung des Reiches und hinkte auch danach noch neben der neuen Goldmark her.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde auch im Rheinland die Ordnung des Münzwesens eine Reichssache, die an Stelle der darin bisher führenden Kurfürsten in Ergänzung durch den maßgebenden praktischen Bedarf der Stadt Köln nunmehr vom niederrheinisch-westfälischen und kurrheinischen Kreis erledigt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert erfolgte die Regelung der immer wieder zum Verfall neigenden Talerwährung bei uns meist abhängig von östlichen Festsetzungen, dem Leipziger bzw. preußischen Fuß im Norden und dem bayrisch-österreichischen im Süden. Nach dem kurzen Zwischenspiel der französischen Frankenwährung wurde das Rheinland durch das allgemeine Währungsgesetz von 1821 dem einheitlichen gesamtpreußischen Geldsystem einverleibt.

Ähnlich wie im Geldwesen liefen teilweise auch die Entwicklungen bei den Maßen. Die Versuche, über den ungeheuren Wirrwarr, der hier bestand, hinwegzukommen durch politische Maßnahmen und durch freiwillige Verständigung im Geschäftsverkehr, begannen auch hier schon im Mittelalter. Mindestens wurde über das ganze Land hin in den Hauptarten das Maß einer Hauptstadt offiziell: in Kurtrier z. B. das Getreidemaß von Trier, in Jülich das von Düren, in Kleve das von Kalkar, in Berg das von Düsseldorf. Aber auch hier setzte sich besonders Köln mit seinen Einrichtungen durch: Sein Pfund herrschte im 15. Jahrhundert überall in den holländischen Städten im Großhandel und trat sogar in Schweden und Norwegen als Gleichungsmittel auf. Ähnliches gilt für das Kölner Goldschmiedegewicht und das Weinmaß. Die Kölner Elle stand mit der in Westdeutschland üblichen Brabanter Elle im Textilgewerbe und -handel in erfolgreichem Wettbewerb. Der rheinische Fuß wurde ferner schon im 17. Jahrhundert in Brandenburg amtlich angeordnet und auch in Holland und im Ausland angewendet. Die französische Regierung hat dann wenigstens amtlich im Jahre 1803 bei uns das metrische System in sämtlichen Maßen und Gewichten eingeführt.

In ähnlicher Weise strahlte ferner der Geld- und Kapitalverkehr des Rheinlandes aus.

Der erhebliche Handel machte bereits im früheren Mittelalter die Einrichtung besonderer Wechselbanken empfehlenswert, die zugleich die Aufgabe hatten, den Münzstätten Edelmetall zuzuführen, zumal diese in unserem darin von Natur armen Lande immer Schwierigkeiten in ihrer Versorgung hatten. Sie wurden teils von Monopolgesellschaften, wie den Hausgenossen in Köln, teils von der Stadt, wie in Trier, teils völlig frei gehandhabt. Immer war aber für das Bankgeschäft jeder Art

Digitized by Google

bis weit ins 19. Jahrhundert die Verbindung mit anderen Wirtschaftszweigen, insbesondere dem Warenhandel oder dem Transportgewerbe die Regel.

Neben dem Wechselgeschäft blühten bei uns schon seit dem 12. Jahrhundert die Darlehnsgeschäfte auf, die tausendfach bereits damals abgewickelt worden sein müssen. Es ist überhaupt sehr zu betonen, daß die rheinischen Quellen wie manche andere wirtschaftliche Theorie, so auch die von der Krönung der Tauschverkehrsentwicklung durch die Stufe der Kreditwirtschaft nicht unerheblich einschränken. Ja, in diesem Falle gilt beinahe, — wie allerdings an dieser Stelle nicht im einzelnen bewiesen werden kann —, daß die „kreditwirtschaftlichen" Zustände bei uns verhältnismäßig im Mittelalter viel breiter waren als später. Kredit wurde im Rheinland im Mittelalter nach allen Richtungen hin genommen: nicht nur in der Notlage des Verbrauchers im Darlehnsgeschäft, sondern allgemein beim Einkauf von Rohstoffen und Lebensmitteln und von Handelswaren, und Stadt und Staat hatten zu dem Zweck besondere öffentliche Vermittelungsstellen eingerichtet. Der Kredit war eben vor allem in der älteren kapitalarmen Zeit gleichsam Kapitalsurrogat. Es war auch bei uns vielfach Grundsatz, daß der weiterverkaufende Bezieher einer Ware oder der weiterverarbeitende Handwerker erst Zahlung zu leisten brauchten, nachdem sie aus der Ware oder dem Rohstoff einen Ertrag herausgewirtschaftet hatten.

Die größeren Formen des Kreditnehmens wurden allerdings vom Anleihebedarf der öffentlichen Gewalten hervorgerufen.

Soweit dieser städtisch war, bediente er sich, wie oben schon dargestellt, des Rentverkaufs. Die Beziehungen desselben liefen weit über die Länder. Die rheinischen Bürger sind für fast alle nördlicheren Gebiete, wohin der Handel und sonstige Interessen sie führten, Rentner gewesen, hatten also an sie Forderungen aus Kapitalhingabe: an Städte wie Riga und Dorpat ebenso wie Breslau, Brünn und Prag, an die mittel- und süddeutschen und vor allem naturgemäß an die in Westfalen, am Oberrhein und in den Niederlanden.

Der landesherrliche Kredit dagegen, der infolge des persönlichen Charakters des Staatsvertreters viel geringer war, veranlaßte immer besonders Beziehungen nur zu großen Firmen, da er höhere Summen auf einmal beanspruchte und auf der anderen Seite nach seiner Natur die Verpfändung hoher Werte und Staatseinkünfte verursachte. Er ist bei uns im Rheinland in Deutschland wohl zuerst in größerem Umfange aufgekommen, da die geistlichen Kurfürsten seiner infolge der im 12. Jahrhundert bedeutend steigenden Taxen der Kurie für die Bestätigung der Ämter vor allem bedurften. Daher wuchsen die einheimischen Warengroßhändler seitdem in derartige Kapitalgeschäfte mit dem Staate hinein, daher wurden aber auch die mit hohen Zinsen und dafür vielfach auch ohne Pfandnahme oder nur mit mobilen Pfändern wirtschaftenden italienischen Bankiers ins Land gezogen sowie die Juden beansprucht.

Digitized by Google

dazu die Gelegenheit der wasserreichen Jahreszeiten wahr. Für den Wasserverkehr des Rheinlandes kam ferner noch die Maas in Frage, wo Venlo und Roermonde nicht unwichtige Umschlagsplätze des rheinischen Verkehrs waren. Daher plante man auch im 16. Jahrhundert, die Roer von ihrer Mündung bis Jülich schiffbar zu machen.

Der Rhein war bis etwa um 1200 auch Seeverkehrsweg, wiewohl darin nie sehr leistungsfähig, und es scheinen sich seine überseeischen Verbindungen nur mehr auf Personenfahrt beschränkt zu haben. Sicher sind sie aber wirtschaftlich gegenstandslos geworden seit der oben schon erwähnten bedeutenden Verbesserung der Seeschiffahrt durch Anwendung neuer großer Lastschiffe, wie des Kogge und des Hulk, die 3—4 Meter Tiefgang hatten, also den Rhein auch heute nicht befahren könnten. Daher betrieben die Rheinländer jetzt von den Küstenplätzen an der Schelde- und Rheinmündung und der neugeöffneten Zuidersee aus ihre Seefahrten, indem sie dort Frachten vergaben oder selbst Schiffe ganz oder partenweise erwarben.

Eigentümlich war ferner, daß bis in neuere Zeiten hinein die einzelnen Abschnitte des Rheines, weil sie nicht genügend reguliert waren, verschiedene Schiffstypen, eine andere Navigation und daher eine besondere Ausbildung des Schiffers verlangten, wenigstens soweit die Schiffahrt den Niederrhein durch größtmögliche Fahrzeuge auszunutzen suchte. Daraus ergab sich meist die Notwendigkeit, an den natürlichen Einschnittstellen des Stromes — also in Dordrecht, Köln und Mainz — die Schiffe zu wechseln und die Güter umzuschlagen, also Stapelorte zu entwickeln.

Der Stapelgedanke ist demgemäß namentlich auf den Bergverkehr angewendet worden und störte den Talverkehr weniger, zumal dieser öfters mit Massengütern wie Steine und Erden umging und daher nicht gut zur Umladung gezwungen werden konnte.

Im ganzen ist das mittelalterliche Verkehrssystem, ähnlich wie das des Handels kraft der bei diesem schon betonten starken Lage des Rheinlandes, in seiner Bedeutung nicht geschwächt worden, obwohl an sich von den seit dem Ende des 12. Jahrhunderts sich vollziehenden internationalen Verschiebungen, wie sie durch die Betonung des Seeweges an Stelle des Landweges im Westen auftraten, periodische Schwankungen ausgegangen sein mögen. Dabei ging der Zug über die Champagne- und Rhonelinie stark zurück und wurde vielleicht auch der über den Rhein verändert, wie sich im Verfall auch der frühmittelalterlichen Kölner Messen zeigt, an deren Stelle der Verkehr sich nun mehr auf die Küstenstädte Brügge, Antwerpen und Bergen op Zoom und ihre Märkte konzentrierte, dem die Rheinländer folgen mußten und dessen Aufkommen hinwiederum auf die Entwicklung ihrer Aktivität anregend wirkte. Namentlich scheinen diese Verschiebungen aber auch durch den Aufschwung des Handels mit dem Süden und Südosten wieder ausgeglichen worden zu sein.

Das mittelalterliche Verkehrswesen war in seiner wirtschaftlichen und betrieblichen Durchführung bei uns noch vorwiegend mit anderen

Digitized by Google

Wirtschaftszweigen fest verbunden. Der Fuhrmann und der Schiffer waren Bauern und Fischer, die erst allmählich aus verschiedenen Beweggründen sich dem Transportberuf zuwandten. Diese konnten in den öffentlichen oder grundherrlichen Spannleistungen liegen, die es auch auf dem Wasser gab, oder auch bei der Zersplitterung des Grundbesitzes auf dem Lande. Zum größten Teile mußte sich daher der Handel der größeren Städte in seiner Versorgung mit Beförderungsdiensten ans platte Land wenden, soweit er es nicht vorzog, sich selbst mit den dazu nötigen Einrichtungen zu versehen. Wie aber der Kaufmann oftmals einen eigenen Fuhrpark und eigene Schiffe hatte, so waren Schiffer und Fuhrmann ebensooft auch Händler, die auf ihren Reisen eigene Waren führten. Charakteristisch für Verkehr und Handel der älteren Zeit war, daß die Gütertransporte zu Lande meist karawanenweise abgewickelt wurden, wozu die Versicherung gegen die Gefahren der Straßen anregen mußte. Personen- und Güterverkehr neigten deutlich schon zur Trennung und drückten sich in der Entwicklung besonderer Schiffe und Wagen aus. Die Beförderung von Personen war auch bereits, da sie nur den allgemeinen Paßvorschriften zu folgen hatte, im Vergleich zu der der Waren leichter und beweglicher geworden.

Das Verkehrswesen auch des Rheinlandes wurde seit dem 16. Jahrhundert nicht unwesentlich vervollkommnet, soweit das mit den alten natürlichen Kräften möglich war. Im Merkantilzeitalter half sich das Gewerbe durch die hausindustrielle Organisation, d. i. also durch die Arbeitsteilung, weiter, bei der es sich um nichts anderes als um die verfeinerte Gliederung der alten Handwerksarbeit mit Hilfe des kaufmännischen Kapitals handelte. Den gleichen Gedanken wandte man auf den Verkehr an und führte bei ihm die bisher wenig üblichen Prinzipien der Schnelligkeit, Regelmäßigkeit und der Pünktlichkeit ein unter gleichzeitiger größerer beruflicher Verselbständigung des Verkehrsgewerbes. Damit gelang es, dessen Leistungen im Vergleich zum Mittelalter erheblich zu vertiefen, und man kam damit aus bis tief in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Diese neue Organisation bereitete sich schon im späteren Mittelalter zu Wasser und zu Lande vor. Auf der Straße geschah das durch eine Beschleunigung wenigstens im Nachrichtenverkehr mit Hilfe des Botenwesens, das namentlich in den größeren Städten sowohl durch die Stadtverwaltungen als auch durch Kaufleuteorganisationen in Anwendung reitender und gehender Berufsboten zu höherer Leistung kam und weithin durchs Land wirkte, bezeichnenderweise am besten im Verkehr mit den Niederlanden entwickelt wurde.

Auf den Flüssen leiteten die Marktschiffe die neuen Erscheinungen ein, die zahlreich auf dem Rhein und der Mosel feststellbar sind und deren Fahrten der Regelmäßigkeit der Wochenmärkte entsprachen, denen diese Schiffe mit Waren und Personen der Nachbardörfer und -städte zustrebten. Ferner riefen die Frankfurter Messen schon im Mittelalter kurz vor ihrem Beginn regelmäßige gemeinsame Schiff-

Digitized by Google

fahrten und Karawanen vom Mosel- und Rheingebiet aus hervor, die auch bis zum 19. Jahrhundert immer eine besondere Erscheinung innerhalb des gesamten Systems blieben.

Die angedeutete Ausgestaltung setzte mit der Post — also im Straßenverkehr — ein, die als kaiserliche Gründung sich seit den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts zwischen das alte Botenwesen einschob und dieses im weiteren Verkehr zwischen den Ländern allmählich verdrängte. Da die kaiserliche Post seit etwa 1500 besonders auch dem Verkehr mit den südlichen Niederlanden zu dienen hatte, so mußte das Rheinland davon alsbald berührt werden. Ihre Linien durchquerten daher unser Land auf dem südlichen Wege von der Pfalz aus über Kreuznach, Trier und Luxemburg sowie später besonders über Köln, das dann seit 1577 der Hauptstützpunkt im Westen wurde. Seit dem 17. Jahrhundert wurde sie bei uns im Norden durch die Landesposten von Jülich-Berg und Preußen-Kleve ergänzt, die ebenfalls mit ihren Linien nach Köln hineinreichten. Die preußische Post am Niederrhein organisierte seit etwa 1650 einen straffen regelmäßigen Verkehr nach Berlin, dessen sich das Rheinland für seine östlichen Verbindungen nun in der Hauptsache bediente und der sich in dem Postamt Wesel verknotete. Daneben gelang es den Reichsstädten Köln und Aachen, teilweise bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre Botenämter zu bewahren. Köln betrieb bei diesem, gemeinsam mit dem zu Frankfurt, eine Linie zwischen beiden Städten, sowie für sich seine alte Verbindung mit Holland, ähnlich wie Aachen eine solche nach Lüttich.

Das in Köln demnach hochentwickelte Postwesen hat zugleich schon nach 1580 das Aufkommen regelmäßiger Zeitungen angeregt in Gestalt der Meßrelationen, die namentlich auf den Frankfurter Messen vertrieben wurden. Die Post ist seitdem immer eng auch mit der Herausgabe der Zeitungen verbunden gewesen, deren Verbreitung auch durch den Bedarf des Handels, z. B. an Nachrichten über die Wechselkurse, gefördert wurde. Besonders seit Anfang des 18. Jahrhunderts nahm der Gebrauch der Zeitungen erheblich bei uns zu und wurde gesteigert auch durch amtliches Vorgehen, wie die des Duisburger wöchentlichen Intelligenzblattes, das im Jahre 1727 als Glied einer weitverzweigten preußischen Organisation von der Regierung gegründet wurde. Im 18. Jahrhundert sind auch am ganzen Niederrhein auf Grund der Postverbindungen Berliner und Amsterdamer Zeitungen schon sehr verbreitet gewesen. Im 19. Jahrhundert hat das Rheinland trotz der auch hier entstehenden Berliner Übermacht doch die bedeutendste Presse Deutschlands außerhalb Berlins zu entwickeln und zu behaupten vermocht, und zwar zum Teil mit Erscheinungen von internationaler Beachtlichkeit. Köln ist zugleich mit den meisten seiner Zeitungen aller Parteien und Interessen für weite Teile des Rheinlandes maßgebend geblieben — wird darin für das Industriegebiet am meisten nur von Essen aus ergänzt und im Südwesten durch Trier.

Die staatlichen Postorganisationen beschränkten sich auf Hauptlinien, deren Verlauf sich mit dem des alten Straßengerippes deckten,

Digitized by Google

in dem also die Parallelen zum Rhein sowie die großen westöstlichen Querverbindungen Köln-Aachen, Kreuznach- und Koblenz-Trier die Grundlage bildeten, die ihre Fortsetzung ostwärts über Wesel und Düsseldorf nach Essen und Dortmund sowie nach Frankfurt fanden. Sie gestalteten sich seit dem 17. Jahrhundert verfeinerter in ihren Aufgaben aus, indem sie den Briefverkehr durch reitende Boten beschleunigten und die regelmäßige Beförderung von Personen, Paketen und Geld zu Wagen aufnahmen, dazu in den Extraposten auch hierin höhere Schnelligkeiten erreichten. Zwischen den Hauptlinien unterhielten dazu Städte und Privatleute einen besonderen Boten- und Botenwagenverkehr, der als Zubringer und Verteiler zu jenen diente.

Alle diese amtlichen Posten wurden durch die politische Umwälzung zu Ende des 18. Jahrhunderts an Frankreich und an die neuen rechtsrheinischen Staaten übergeleitet, um von diesen aus durch die Angliederung an die preußische Post in eine noch höhere Einheit einzumünden, besonders nachdem Preußen im Jahre 1816 auf seinem Staatsgebiet die zunächst wiederhergestellte Taxissche Post aufgekauft hatte, die im Rheinland von Köln aus südwärts, also in der Hauptsache in Kurköln und Kurtrier, herrschte.

Dadurch ist dann das Rheinland in allen weiteren Fortschritten seiner Postentwicklung von Berlin aus bestimmt worden, wie z. B. in der Einführung des Telegraphen und eines bereits nach englischem Vorbild wesentlich verbilligten und vereinheitlichten Briefportos seit 1849, ebenso wie in der des Fernsprechers seit Ende der 1870er Jahre, zu der übrigens der damalige Leiter des Reichspostamtes, Stephan, von dem Kölner Ingenieur Eugen Langen angeregt worden ist.

Die Entwicklung der Post ist von erheblicher Bedeutung auch für die Verbesserung der Straßen geworden, die seit dem 16. Jahrhundert bei uns hier und da schon unverkennbare Fortschritte machte und wenigstens auch durch gegenseitige Verständigung der rheinischen Staaten auf eine einheitliche Wagenspur gebracht wurde. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden hier und da auch schon die ersten „englischen", also chaussierten Straßen, deren Bau später nicht nur von den öffentlichen Gewalten, sondern auch von Privatunternehmern und besonderen Aktiengesellschaften betrieben wurde, und der in der französischen Zeit aus militärischen, in der preußischen aus Gründen der neuen volkswirtschaftlichen Entwicklung gefördert wurde. Er war in vollstem Aufschwung begriffen, als die Eisenbahnen aufkamen und an seiner Stelle die künftigen Träger der Leistungsfähigkeit des Landverkehrs wurden.

Seit dem 16. Jahrhundert aber hat sich auch noch die Organisation des Transportwesens dadurch vertieft, daß die Vermittlung der Frachten immer mehr Gegenstand eines besonderen privaten Geschäftszweiges, der Spedition, wurde, die bis dahin ihren Vorläufer in den größeren Handelsplätzen in den amtlichen Bestättern hatten, die Kaufmann und Fuhrmann oder Schiffer zusammengebracht hatten. In Köln war diese Tätigkeit sogar im Mittelalter Steuergegenstand gewesen.

Digitized by Google

Der Spediteur steuerte nun weithin die ihm überkommenen Frachten durch die Länder, eine Aufgabe, die in früheren Jahrhunderten angesichts der großen Mannigfaltigkeit der Rechtsverhältnisse, der Münzen, Maße, Zölle und sonstigen Gebühren ebenso schwierig wie nützlich war.

Der Landverkehr wurde völlig umgestaltet durch die Eisenbahnen. Diese sind im Rheinland von allen deutschen Gegenden wohl zuerst entstanden. Schon im Jahre 1816 legte der preußische Staat zur Beförderung der Kohlen von einer seiner Zechen an der Saar aus den „Friederikenschienenweg" zum Flusse hinunter an und machte dabei bereits den allerdings mißlungenen Versuch, die kleine Linie mit einer in seinen Eisenwerken im Osten gebauten Lokomotive zu betreiben. Die Rücksicht auf die Steigerung des Kohlenabsatzes hat auch weiterhin zunächst den Hauptgrund zur Einführung von Eisenbahnen bei uns gegeben, wie das ja auch in anderen Ländern, England, Amerika und Frankreich oder Oberschlesien, der Fall war. Es entstanden Ende der 1820er Jahre kleine Linien zwischen Ruhr und Wupper, bei denen es sich um die Verbesserung der Kohlenzufuhr nach den Industriebetrieben in Elberfeld-Barmen handelte, aus einer dieser Bahnen — der Prinz-Wilhelm-Bahn von Kupferdreh über Neviges nach Vohwinkel — ging bald darauf die erste Aktiengesellschaft im Eisenbahnwesen Preußens hervor.

Bald darauf wurde der Gedanke der Kohlenbahnen auf Grund der Anregungen von Männern wie List, Harkort, Camphausen und Hansemann zu größeren Ideen erweitert.

Es haben sich diese bei uns zuerst zu dem Plan einer quer über die Binnenschiffahrtsverbindungen, die man vorläufig noch entsprechend den alten, sich hauptsächlich auf die Flüsse einstellenden Verkehrstendenzen für die wichtigeren in nordsüdlicher Richtung hielt, von West nach Ost laufenden Linie Antwerpen—Aachen—Köln—Minden—Berlin verdichtet, von der die Strecke Aachen—Minden für die unmittelbare Mitwirkung des Rheinlandes und Westfalens besonders in Betracht kam. Diese Bahn lag auch deshalb sehr nahe, weil die Teilung des preußischen Staates in zwei Hälften eine tunlichste Verminderung dieses Nachteiles durch ein wirksameres Verkehrsmittel verlangte und weil der neue belgische Staat bestrebt war, sich durch eine bessere Verbindung mit dem Rheinland gegenüber Holland wirtschaftlich und politisch zu stärken. Dazu aber kam ferner, daß Holland damals noch seine Rheinstrecke mit der Sonderabgabe der droit fixe belastet hielt, die ihm soeben im Jahre 1831 als Entschädigung für die Preisgabe des Rotterdamer Rheinseestapels von den Rheinuferstaaten hatte bewilligt werden müssen.

Die Linie wurde in dem Teile Köln—Aachen—Antwerpen im Jahre 1844 in Betrieb genommen und in der östlichen Strecke Köln—Duisburg—Oberhausen—Dortmund—Minden—Berlin im Jahre 1847. Sehr bald aber entstanden überall auch weitere neue Pläne, und die erste größere Linie außer den genannten älteren, mit Pferden betriebenen

Digitized by Google

Kohlenbahnen wurde überhaupt in der von Düsseldorf nach Erkrath im Jahre 1838 bei uns eröffnet.

Das neue Eisenbahnwesen wurde auch bei uns zunächst von zahlreichen kleineren Aktiengesellschaften entwickelt, die zum Teil ganz für sich vorgingen. Seit etwa 1850 aber wurde diese Zersplitterung durch eine allgemeine Fusionierung behoben, aus der drei große Unternehmungen hervorgingen, die auf der großen Querlinie und ihrer Ergänzung durch die Eisenbahn von Elberfeld nach Dortmund beruhten. Es waren die Rheinische sowie die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft in Köln und die Bergisch-Märkische in Elberfeld, von denen nun jede in der Hauptsache ein großes geschlossenes Gebiet bearbeitete, das in das der anderen auch mit seinen Linien hineinreichte und oft weit darüber hinaus bis nach Bremen und Hamburg, Hessen und Lothringen hin. Die rheinische Eisenbahn beherrschte das linke Rheinufer, die bergisch-märkische das Bergische Land und südliche Westfalen, die Köln-Mindener die rechtsrheinischen Niederungen und das Ruhrgebiet und seine nördliche Nachbarschaft.

Es sind von dem rheinischen System wertvolle Gedanken für das ganze deutsche, ja mitteleuropäische ausgegangen, insbesondere der einer Vereinheitlichung der Betriebsführung und der Technik, der auf Veranlassung Mevissens im Jahre 1847 die Gründung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen hervorrief, der seitdem der erfolgreiche Träger der deutschen Einheitsidee auf diesem Gebiete geworden ist.

Seit den 1840er Jahren aber drang auch schon der preußische Staat selbsttätig in den Ausbau unserer Bahnen ein. Es stellte sich bald heraus, daß die einheimischen Kapitalkräfte und der Unternehmungsgeist zu dem neuen Verkehrsmittel, auch trotz der sehr zeitig einsetzenden Beteiligung des übrigen Deutschland und des Auslandes, wo unsere Bahnaktien weithin gehandelt wurden, nicht ausreichten. Insbesondere versagten beide am meisten in den schwierig aufgebauten rechtsrheinischen Bergländern. Der Staat sah sich daher, um diesen Gebieten die Vorteile der Bahnen dennoch zuteil werden zu lassen, zu weitgehender Unterstützung genötigt, die sich aber auch auf die anderne Systeme erstreckte. Die Folge war, daß er im Jahre 1851 nach dem Muster seines Direktionsprinzipes in unserem Bergbau auch die Verwaltung der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft übernahm und damit die Eisenbahndirektion Elberfeld die zeitlich erste in Preußen wurde. Der Staat hat aber auch längst vorher schon die Gedanken von 1816 im Saargebiet in neuzeitlicherer Weise dort wieder aufgegriffen. Die staatswirtschaftliche Rücksicht auf die Hebung des Ertrages seiner Kohlenwerke führte dort im Jahre 1848 zur Vollendung der ersten preußischen eigentlichen Staatsbahn: der „Saarbrückener Bahn“, von der Saar nach dem bayrischen System in der Pfalz.

Diese verschiedenen Maßnahmen wurden grundlegend für die künftige Entwicklung, die im Jahre 1880 zur Aufsaugung der drei großen Gesellschaften führte, die sich unterdessen zu Unternehmungen

Digitized by Google

ausgewachsen hatten, wie wir sie an Kapitalaufwand erst in allerneuester Zeit wieder bei uns kennenlernten.

Die Binnenschiffahrt folgte seit dem 16. Jahrhundert dem Beispiel des Straßenverkehrs, indem sie mit den gleichen neuen Grundsätzen vorging.

Sie drückten sich bei ihr ebenfalls im Ausbau fester Linien aus, die zugleich, wie die der Post, einem Fahrplan mit einer zuverlässigen Folge der Schiffe, meist auch unter Beobachtung genauer Abfahrts- und Ankunftszeiten, unterworfen wurden.

Man organisierte die sogenannte „weite Fahrt", die aus den beiden großen Strecken zwischen den Stapelstädten Dortrecht bzw. Rotterdam, Köln und Mainz bestand und zu deren Erledigung man drei Schifferorganisationen schuf: die niederrheinische Schiffergemeinde in Köln, die alle zur unteren Strecke zugelassenen rheinischen und holländischen Schiffer umfaßte und ihren Sitz in Köln unter der kurkölnischen Strombehörde, dem sogenannten „Salzamt", hatte; die oberrheinische Schifferzunft in Köln und die Mainzer Schifferzunft, die sich beide in die obere Fahrt teilten und nur Kölner bzw. Mainzer Schiffer zuließen.

Zwischen den weiten Fahrten entstanden zahlreiche „kleine Fahrten", die zwischen zwei und mehr Städten liefen und je wieder besonderen Schiffergruppen zugeteilt waren, deren Mitglieder entweder nur einer oder auch allen durch die Fahrt verbundenen Plätzen zugehörten. Insbesondere die kleineren Strecken arbeiteten nach einem zeitlich genau vom Staat oder den Städten vorgeschriebenen Plan, der nach einer durchs Los oder Lebensalter bestimmten Reihenfolge von den Schiffern abgewickelt wurden. Diese „Bört-" oder „Rangfahrten" haben sich dann noch mannigfach bis in die Zeit der Dampfschiffahrt hinein neben dieser gehalten, um dann in deren neue Organisation überzugehen.

Das Merkantilzeitalter hat bereits gelegentlich versucht, zu den immer neben den Börtfahrten vorhandenen und den Schnell- und Extraposten entsprechenden, der Personenfahrt noch besonders dienenden „Extranachen" auch eine regelmäßige Personenschnellfahrt einzurichten. Es gelang das mit teilweisem Erfolg erst Anfang des 19. Jahrhunderts in den Schnelljachten oder Wasserdiligencen, die damals auch für große Strecken von besonderen Unternehmern ausgingen.

Die neue Zeit deutete sich in der Rheinschiffahrt wie anderwärts auch schon in einem ersten wirkungslosen Versuch mit einem Dampfer im Jahre 1816 an. Erst nachdem 1824 der „Seeländer" mit aussichtsvollem Erfolg von Rotterdam bis Bacharach vorgedrungen war, kam eine regelmäßige Dampfschiffahrt zustande.

Es wurden kurz nacheinander die Niederländische Dampfschiffahrtsgesellschaft in Rotterdam und die Preußisch-Rheinische in Köln gegründet, deren Gliederung dem damals noch geltenden Stapelrecht zu entsprechen hatte, von dem aus besonders Köln den Einschnitt im Verkehr an seinem Werft sorgfältig aufrechterhielt. Die Dampfer der neuen Gesellschaften konnten demnach nur je eine Strecke der „weiten Fahrt" bearbeiten.

Digitized by Google

Mit dem Fall des Stapels im Jahre 1831 wurde das anders. Er gab das Zeichen zu einer neuen unbehelligteren Entwicklung, die vor allem auch durch die Zusammenlegung und den von Preußen mit großem Nachdruck verfolgten Abbau der Zölle sowie die Aufnahme der Rheinregulierung beschleunigt wurde. Die letztere hob besonders auch die alte natürliche Eigenart der einzelnen Stromstrecken auf und machte aus dem Rhein einen einheitlichen gleichmäßigen Wasserweg, dessen einzelne Teile nicht mehr wie früher Schiffe von anderem Tiefgang, anderer Bauart und daher anderer Navigation und Schifferausbildung besonders in der großen Güterfahrt erforderten und daher nicht mehr den Wechsel der Fahrzeuge in Köln und Mainz. Die gleichen, nun auch außerordentlich vergrößerten Schiffe konnten jetzt allmählich von Rotterdam bis Mannheim durchfahren. Dazu kam seit etwa 1820 die zielbewußte Durchführung von eigentlichen Hafenbauten in den Städten, die seitdem nicht nur von größter Bedeutung für den Verkehr, sondern auch für die industrielle und städtische Entwicklung geworden sind.

Damit aber wurde die neue Schiffahrt auch von der zunächst vorwiegend betonten, den älteren Schnelljachtgedanken weiterführenden Personenfahrt mehr und mehr auf die Güterschiffahrt verwiesen, hinter der jene seit den Eisenbahnen bald schnell zurücktrat, um sich nur noch auf die vom „Publikum" sogenannten „schönen Gegenden" zu beschränken.

Die Güterfahrt war naturgemäß als Dampfschleppschiffahrt einzurichten, die seit den letzten 1830er Jahren zugleich von den Privatfirmen Stinnes und Haniel von Mülheim a. d. Ruhr und von in Köln und Rotterdam entstehenden Aktiengesellschaften ins Leben gerufen wurde. Diese ganz besonders machten bald den kleinen Schiffern und Börtfahrern sowie den „Schiffshalfen", jenem umfänglichen ländlichen Hilfsgewerbe, von dem bisher der Schiffszug stromaufwärts besorgt wurde, den Garaus. Die Gegenwehr der letzteren durch Teilnahme an der Revolution von 1848 auf ihre Weise konnte an dem neuen Zug der Zeit nichts ändern. Es ist seit den 1840er Jahren auf dem Rhein eine fast unübersehbare Zahl von Güterschiffahrtsunternehmungen entstanden und vielfach teilweise wieder verschwunden. Das neue Verkehrsmittel geriet seit den 1850er Jahren in Schwierigkeiten durch den sich vermehrenden Wettbewerb der Eisenbahnen, namentlich als diese nun auch parallel zum Rheine in Betrieb kamen, und der Kampf zwischen beiden hat sie gegenseitig betrieblich in besonderer Weise beeinflussen müssen. Es ist nicht zufällig, daß die 4. Wagenklasse im deutschen Eisenbahnwesen anscheinend überhaupt zuerst auf unseren parallel zum Strom laufenden Linien eingeführt wurde. Die Eisenbahngütertarife hatten sich bei diesen Richtungen ebenfalls nach dem Strom zu richten, während umgekehrt die Kähne sich infolge des Eisenbahnwettbewerbs vergrößerten. Anfang der 1870er Jahre führten die Rücksichten auf die Eisenbahnen neben denen auf die gesteigerten Kohlenpreise und Löhne der Hoch-

Digitized by Google

konjunktur auch auf dem Rheine zur Begründung einer Tauschiffahrt, die wegen des geringeren Kohlen- und Mannschaftsbedarfes ihrer Schleppdampfer mit geringeren Kosten arbeitet. Diese Art der Güterschiffahrt, die sich an einem Tau von Emmerich bis zum Rheingau aufwärtszog, bestand bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts. Sie wurde aber seit den 1870er Jahren durch neue Formen ergänzt, die hauptsächlich auf der Einführung kleiner Schraubenschleppdampfer fußten, von denen aus man auch zum Bau größerer Schraubenschiffe überging, die nun in beschleunigter Fahrt Stückgüter beförderten.

Es entwickelte sich zunächst eine Fülle von verschiedenartigen großen Unternehmungen, die entweder Schleppdampfer, Kähne oder Eilgutdampfer betrieben und nach und nach in noch größere übergingen, die alle Aufgaben zugleich verfolgten. Daneben aber erhielten sich doch auch kleine Schiffer alten Stiles, die aber natürlich sich mit einem neuzeitlichen großen Fahrzeug versehen mußten, das nur zu häufig dann mit Hypotheken überlastet zu sein pflegt. Diese Partikulierschiffer haben sich in neuerer Zeit, um ihre Vereinzelung auszugleichen, zu größeren Verbänden zusammengeschlossen. Das gleiche geschah in dem Hauptzweig der Rheinschiffahrt, der Beförderung von Kohlen, die etwa ein Drittel der gesamten, vor dem Kriege rund 66 Millionen Tonnen betragenden Frachtmenge des Stromes ausmacht. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das bekanntlich auch sonst von größter Bedeutung für die großkapitalistische Ausgestaltung der Schwerindustrie seit seiner im Jahre 1893 erfolgten Gründung wurde und schon besonders die enge unternehmerische Verschmelzung von Kohlenzechen und Eisenwerken verursachte, richtete im Jahre 1904 in Mülheim a. d. Ruhr sein sogenanntes „Kohlenkontor“ ein. Diese Handelsgesellschaft umfaßte nunmehr Kohlenreedereien und Kohlenbergbau zu einer engsten syndikatsmäßigen Frachtengemeinschaft, die sich an feste Schlepplöhne und Kohlenfrachten hielt und ihren Mitgliedern erhebliche Vorteile brachte. Daher entstanden hieraus zahlreiche noch engere Verbindungen zwischen Kohle und Schiffahrt, indem Zechen und Reedereien sich fusionierten. Die Zechenreederei ist in den letzten Jahren bei uns fast die Regel in der Kohlenfahrt geworden, und damit wurden nun zugleich Kohle, Schiffahrt und Eisen zu gewaltigen Unternehmungseinheiten verschmolzen. In ähnlicher Weise entstanden der Reihe nach seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Flotten von Erzkähnen, die den großen Eisenwerken gehören, und von Steinkähnen der Basaltindustrie. Die Braunkohlenwerke organisierten in ihrer „Vereinigungsgesellschaft“ zu ihrem neuen großen Briketthafen zu Wesseling einen eigenen bedeutenden Schiffspark.

Das Vorgehen des Kohlensyndikats hat aber noch die Folge gehabt, daß der preußische Staat, der seit der großen Steigerung der Kohlenförderung in den von ihm seit 1903 entwickelten, dem Bahnbedarf dienenden Zechen im Ruhrgebiet ein erhebliches Interesse an der Kohlenfahrt zur Versorgung z. B. seiner südlichen Eisenbahndirektionen erwarb und der sich von den Verfrachtungseinflüssen des Kohlen-

Digitized by Google

kontors freihalten mußte, seit etwa 1910 aktiv in die Rheinschiffahrt eintrat und die Aktienmehrheit der großen Kölner Rheinseeschiffahrtsgesellschaft erwarb. Von dieser waren wieder mehrere große Mannheimer Reedereien abhängig, so daß damit der Fiskus eine sehr bedeutende Flotte zu beeinflussen vermochte. Sein Eindringen auf dem Oberrhein aber verursachte dort alsbald ein gleiches Vorgehen des badischen und bayrischen Staates, die ähnliche Schiffahrtsgruppen gründeten, deren Stützpunkte zum Teil auch auf dem Niederrhein liegen. Die Rheinseeschiffahrtsgesellschaft dehnte ihre Einflüsse aber auch direkt und indirekt auf Reedereien auf dem Niederrhein und den neuen Kanälen bis zur Unterweser hin aus.

Dieses Unternehmen war Mitte der 1880er Jahre besonders zur regelmäßigen unmittelbaren Verbindung Kölns und des Niederrheins mit überseeischen Häfen gegründet, und zwar von den Ausfuhrinteressen der Fertigindustrie aus, unter denen damals die der Zuckerindustrie nach England im Vordergrund standen. Damit wurden Versuche endgültig in eine ständige Tatsache verwandelt, die bereits um 1850 zu einer mehrjährigen Kölner Seefahrt geführt hatten, bei der es sich aber an erster Stelle um die Einfuhr von Häuten aus Argentinien und von Getreide aus dem deutschen Osten und vom Schwarzen Meer gehandelt hatte. Das Beispiel der Rheinseeschiffahrtsgesellschaft zog seit Ende der 1880er Jahre auch hansische Reedereien, wie den Bremer Neptun und die Hamburg-Amerika-Linie, mit einem regelmäßigen Dienst bis Köln auf den Rhein und noch andere auswärtige Firmen folgten. Wenn auch die rheinische Seeschiffahrt infolge der engen natürlichen Schranken, die ihr der Rhein und seine Brücken entgegenstellen, nur mit kleinen Schiffen betrieben werden kann und geringe Mengen umsetzt, so dient sie doch namentlich nicht unwesentlich der Ausfuhr sehr hochwertiger Waren, die aus unseren Industrien, wie besonders der chemischen, hervorgehen.

Die Rheinschiffahrt hat sich seit den 1880er Jahren gegenüber den schweren Zeiten der Übermacht der Eisenbahnen sehr erheblich erholt. Je mehr infolge des großen volkswirtschaftlichen Aufschwunges die Bahnen gewisse Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit erreichten, desto mehr suchten die Massengüter wieder das Wasser, und die neueste Verkehrsepoche brachte daher eine Versöhnung der beiden Verkehrsarten.

Die Eisenbahnen haben seit den 1850er Jahren vor allem auch nach und nach die Schiffahrt auf den Nebenflüssen fast ganz erdrückt. Das gilt an erster Stelle für die Lippe und die Ruhr, von denen die letztere seit ihrer auf Veranlassung Preußens in den 1770er Jahren erfolgten Regulierung ein sehr bedeutender Verkehrsweg für die Kohle geworden war, die seitdem das Aufblühen von Mülheim und Duisburg-Ruhrort gebracht hatte und ihren Wert auch damit bewies, daß sie nach zähen Kämpfen erst in den 1890er Jahren die Verfrachtung völlig aufgab. Ähnlich erging es seit den 1860er Jahren der Lahn, auf der die Eiseninnustrie unten am Rhein und im Ruhrgebiet die Erze bezog,

Digitized by Google

und auch die Mosel wurde erheblich beeinträchtigt. Auf dieser wurde im Jahre 1841 zu Koblenz eine Dampfschiffahrtsgesellschaft gegründet, die noch heute von Trier nach Koblenz fährt und von der alle Marktschiffe der alten Zeit verdrängt wurden. Hier schränkte sich die Bedeutung der Schiffahrt nur auf die Befahrung der schönen Gegend und den Verkehr in den großen Krümmungen des Flusses ein, die teilweise von der Eisenbahn nicht berührt werden können.

Aber die Wiedererneuerung der Schiffahrt auf den Seitenstraßen des Rheins trat doch ebenfalls seit Ende des 19. Jahrhunderts in Erscheinung, seitdem der Dortmund-Ems-Kanal in der Richtung auf den Strom vorstieß und in neuester Zeit durch den Rhein-Herne-Kanal und schließlich die große Fortsetzung nach Hannover wirkungsvoll auch für das Rheinland ergänzt worden ist. Daneben begannen sich die neuen Ideen zur Wiederbelebung und Ausgestaltung der Fahrt auf Ruhr, Lahn und Mosel immer vernehmlicher zu äußern und führten zur Gründung von entsprechenden beachtlichen Interessenverbänden. Hinzu kamen die Gedanken an den Rhein-Schelde-Kanal, die wenigstens für die Strecke Rhein-Maas schon in früheren Jahrhunderten und zu Zeiten Napoleons ihre Vorläufer hatten, deren Verwirklichung auch mehrfach schon versucht worden ist.

Fünftes Kapitel.

Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftspolitik.

Die Zünfte und anderen Genossenschaften. — Mittelalterliche Handels- und Verkehrspolitik. — Das Wesen des rheinischen Merkantilismus. — Seine Gewerbe- und Handelspolitik. — Die Grundgedanken der preußisch-deutschen Wirtschaftspolitik.

Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftspolitik hingen bei Gewerbe, Handel und Verkehr auch im Rheinland zum Teil eng zusammen insofern, als die Organisationen der Verfassung die von der öffentlichen Gewalt beauftragten Träger der Politik waren, solange sie diese nicht selbst in die Hand nahm.

Im Mittelalter beschränkte sich die Wirtschaftspolitik unserer Regierungen fast nur auf die aus den elementarsten Zwecken des Staates — der Wahrung von Leben und Eigentum — folgenden Maßnahmen. Am fortgeschrittensten war die Politik der Städte. Aber diese bedienten sich teilweise dabei der Genossenschaften, wie das ja auch z. B. bei der Durchführung kommunaler Aufgaben der Fall war.

Zeitlich zuerst kamen hierin die gewerblichen Zünfte in Betracht, die im Rheinland schon im 11. Jahrhundert nachweisbar sind und bei uns Ämter — im Norden und Nordosten aber nach dem Sprachgebrauch der Nachbargebiete zum Teil Gilden hießen. Neben ihnen bestanden noch Kaufleutegilden. Diese sind als Organisationen für Großhandelsaufgaben jedoch nur nach dem Ausland hin zur Geltung

Digitized by Google

gebracht worden. Sie waren als private Genossenschaften der ein bestimmtes Handelsgebiet besuchenden Kaufleute die Pioniere einer späteren öffentlichen Handelspolitik, indem sie im Ausland, wie z. B. in England, Flandern, Frankreich, Venedig oder Dänemark, im 12. Jahrhundert und wohl schon früher eine ihnen günstigere Handhabung des Fremdenrechts und sogar besondere Vorrechte durch konzentriertes Auftreten und auf gemeinsame Kosten und friedlichem Wege erreichten. Vermutlich haben sie auch ihr Angebot und ihre Nachfrage draußen reguliert, um eine allen Mitgliedern schädliche, dem ausländischen Kunden aber vorteilhafte Zersplitterung darin zu verhindern. Sie waren nach Handelsgebieten zusammengeschlossen, scheinen aber z. B. in Köln von den Einzelgilden aus eine lockere Gesamtgilde gehabt zu haben. Seit dem 13. Jahrhundert traten diese Gilden zurück, je mehr die äußere Handelspolitik Sache der Stadt und besonders nun durch die Hanse verfolgt wurde, zu der jene Gilden, und zumal die der Kölner Englandfahrer, den Grund gelegt hatten. Immerhin haben sie noch in gewissen Formen nachleben müssen, da die besonderen gemeinsamen ausländischen Niederlassungen der Kaufleute Unkosten verursachten, mit denen die Städte nichts zu tun haben konnten und die daher durch Umlagen aller an dem fremden Platze, wie z. B. London oder Venedig, verkehrenden Firmen aufgebracht werden mußten. In Köln wickelte sich das vermutlich auch in den Gaffeln und deren Häusern ab, unter denen es mehrere mit einer auffallend starken Beteiligung von Großkaufleuten gab. Der eigentliche Zunftgedanke hat seit dem späteren Mittelalter in der Kaufmannschaft vorwiegend nur für den Kleinhandel weitergewirkt. Es gab in zahlreichen Städten Krämergilden, in der Regel mit Zunftzwang, an denen alles teilzunehmen hatte, was Kleinhandel treiben wollte, demnach auch Großhändler und mitunter auch Handwerker, da erstere in der Regel Kleinhandel trieben, letztere ihn je nach den Ortsanschauungen treiben durften. In vielen Städten und zumal auch in dem großen Köln war der Kleinhandel frei oder allenfalls nur einer städtischen Konzessionspflicht unterworfen. In Köln wurde letztere höchst weitgehend erteilt, da die Stadt den Kleinhandel, ebenso wie das Gast- und Herbergwirtsgewerbe, als sozialen Ausweg für ihre zahlreichen proletarischen Existenzen und für verarmte Handwerker offenzulassen bestrebt war, eine Politik, die allerdings zu starker Übersetzung dieser Gewerbe schon in früheren Jahrhunderten führte, so daß deren Vertreter meist schon immer mit der Not zu kämpfen hatten.

Die gewerblichen Zünfte sind bei uns aus verschiedenen Wurzeln herausgewachsen. Weithin bis ins 16. und 17. Jahrhundert entstanden sie aus ideell gearteten — religiösen und karitativen — Bruderschaften, von denen es schon im früheren Mittelalter, nach den bereits recht häufigen Nachrichten des 12. Jahrhunderts zu urteilen, eine sehr große Zahl gegeben hat und denen es naheliegen mußte, von ihrem ursprünglichen Zweck auf berufliche überzugreifen. Diese Bruderschaften gruppierten sich von vornherein oft auch nach Gewerben, wozu die gemein-

Digitized by Google

same Verehrung des Schutzheiligen des betreffenden Berufs und die Aufbringung der Kosten dafür die Anregung gaben.

Seit dem 13. Jahrhundert wird vor allem der „Amts“-Begriff klarer. Seine Entstehung hing eng — weniger mit den Hofdiensten —, als mit den Intendanturaufgaben in den neuen Städten zusammen. In den kurkölnischen Städten dieser Zeit haben Bäcker, Metzger und Schankwirte bei Strafe „officia sua debite“ zu führen, und noch das 17. Jahrhundert kennt bei uns eine Zwangspflicht der Handwerker zur Ausführung an sie herantretender Aufgaben. Damit waren aber natürlich Anregungen zu einer Zusammenfassung der einzelnen Gewerbe gegeben, die von der Stadtverwaltung auch als notwendig angesehen und verlangt werden mußte. Die städtische Bevölkerung galt eben als Garnison. Zu ihrer Verpflegung und Ausrüstung waren bestimmte umfassende Vereinbarungen der Stadt mit den Handwerkern, sowie daher auch der letzteren unter einander erforderlich.

Der Ausgang der Zunft von einer Organisation der Hofhandwerker scheint kaum oder sehr selten stattgefunden zu haben, denn die Höfe waren meist klein und erforderten nicht so viel Handwerksleistung, daß darauf Zünfte aufgebaut werden konnten. In manchen Städten gab es überhaupt keinen Fronhof, aber doch Zünfte, und von größerer gewerblicher Bedeutung konnte der Fronhof allenfalls in den Residenzstädten der größeren Staaten sein. Hier, wie z. B. in Trier, sind aber Hof- und Bürgerhandwerker in späterer Zeit scharf geschieden, zumal jene keine Bürger sein konnten, daher keine Bürgerpflichten trugen und steuerfrei auch in der Stadt waren. Die Zünfte bekämpften die Hofhandwerker dazu überall als Pfuscher.

Vielfach fanden sich die Handwerker zusammen im Hinblick auf Absatzfragen. Diese wurden die Grundlage der Zunftbildung also vor allem bei den für den Markt und den Export arbeitenden Handwerkern. Diese richteten schon im früheren Mittelalter gemeinsame Verkaufsstände, Tuchhallen oder Kaufhäuser in den Bazarvierteln ein, die übrigens seit dem 13. Jahrhundert alle von den Stadtverwaltungen, wohl oft auch zwangsweise, übernommen wurden, seitdem diese begannen, die Akzisen durchzuführen. Das Zunftkaufhaus war der Ausgang für das Stadtkaufhaus, ähnlich wie die Kaufmannsgilde der private Vorläufer der städtischen Handelspolitik gewesen ist. Der gewerbliche Fernabsatz, der, wie oben gezeigt, sehr früh begann, veranlaßte die daran Beteiligten, sich gegenseitig einer Kontrolle über die Beschaffenheit ihrer Erzeugnisse zu unterwerfen, eine genossenschaftliche Schau zu betreiben. Als das öffentliche Interesse an den Leistungen des Exporthandwerks immer mehr eingesehen wurde, übernahm die Stadt auch diese Aufgaben auf sich und drückte die Zunft in die Stellung eines nur ausführenden Organs hinab. Manchmal wurde die Zunftbildung auch bei uns durch Einrichtung oder Pachtung gemeinsamer, größeres Kapital erfordernder Produktionsmittel, wie Wollküchen, Walkhäuser, Gerbereien, Weiden, Mühlen usw., veranlaßt. Mit dieser Aufgabe, die ebenfalls oftmals später von der Stadtgemeinde über-

Digitized by Google

nommen wurde, befaßten sich bis zum Untergang der Zünfte sehr viele von diesen.

Die Rücksicht auf den Absatz und die Versorgung der Stadt hat schon seit dem 12. Jahrhundert zum Zunftzwang geführt, ohne den zuverlässige Leistungen nicht möglich waren.

Die Ursachen zur Zunftbildung waren also sehr verschieden und richteten sich nach der Natur des Gewerbes.

Dementsprechend war aber auch die Bewegungsfreiheit der Zunft sehr verschieden. Sie ist, wie soeben gesagt, seit dem 13. Jahrhundert schon durch die höheren Rücksichten der städtischen Militär- und Wirtschaftspolitik mehr oder weniger eingeengt worden. Am weitesten ging diese Einengung im Hinblick auf die Festungsaufgaben bei den Lebensmittelgewerben, die Tag für Tag unter der strengsten Aufsicht durch die Bürgermeister selbst gehalten wurden (vgl. Stadtgeschichte). Bei den Gewerben der Bäcker, Metzger und Brauer ließ die Stadt auch fast nirgends die Schließung der Zünfte auf eine feste Meisterzahl zu; sie förderte im Gegenteil dazu die Einfuhr von Fleisch und Brot vom Lande her. Die Konzentration des Verkaufs dieser Lebensmittel durch Bäcker und Metzger in besondere Hallen auf dem Wochenmarkt hing mit diesen Rücksichten zusammen.

Die Zunftentwicklung ergänzte sich von der Idee der Stadtversorgung und der Absatzqualität aus seit dem späteren Mittelalter zur Idee der „Nahrung", die nun auf der einen Seite zur Schließung der Zunft, auf der andern zur Bekämpfung des fremden Fabrikatwettbewerbs in der Stadt führte und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Zunft immer vorwiegender beherrschte und zugleich auch die Gewerbepolitik, soweit diese noch Rücksicht auf die Zünfte darin nehmen konnte. Damit trat also stark in den Vordergrund die Sorge für den Lebensunterhalt der Zunftmeister selbst, die zugleich zu dem bekannten Bestreben führte, die Wirtschaftsindividuen, soweit sie eben an der Zunft teilnehmen durften, gleichzuhalten.

Die Zunft war, wie in der Stadtgeschichte schon eingehender erörtert wurde, auch kommunalpolitisches Organ in militärischen, Ratswahl-, Steuer- und sonstigen Angelegenheiten und nahm der Stadt die niedere Gewerbegerichtsbarkeit ab, sowie ihr und der Kirche gewisse sozialpolitische Aufgaben durch die Unterhaltung von Kranken-, Sterbe-, Witwen-, Waisenkassen und verwandte Maßnahmen.

Die Zünfte sind bei uns niemals völlig durchgeführt worden. Es blieb immer ein erheblicher Rest von Gewerbefreiheit übrig. Das war der Fall bei den Gewerben, die ihrer Natur nach nur in einer geringen Zahl von Vertretern betrieben werden konnten, sowie in den kleinen Städten, wo auch die wichtigen Gewerbe mit nicht sehr zahlreichen Handwerkern aufzutreten vermochten. Hier faßte man oft die verschiedensten davon zünftlerisch zusammen, aber das geschah dann zu allgemeinen Zwecken und hatte auf das Gewerbe selbst keinen Einfluß. Oftmals behalf man sich auch damit, daß man die Angehörigen einer Gewerbegattung, wie etwa der Metall-, der Faser-, Holz- oder

Digitized by Google

Häute-Lederverarbeitung, zu einer Zunft zusammenzog, während in den großen Städten die Spezialisation auch in den wichtigsten Arten gelang. Am reichhaltigsten war naturgemäß das zünftlerische Leben in dem großen Köln gegliedert und entwickelt.

Im Rheinland ist auch die gewerbliche Trennung zwischen Stadt und Land nie so ausgeprägt durchgeführt worden wie in anderen Gegenden. Manche Staaten schränkten das Handwerk auf dem Lande allerdings auf die nötigste Versorgung der Bauern mit groben Tuchen und mit Schmiede- und Wagnerarbeiten ein. Aber die draußen außerordentlich verbreitete Stör ließen sie unbehelligt, begnügten sich seit dem 16. Jahrhundert nur damit, sie im Interesse der Beteiligten durch feste Lohntaxen zu regeln. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß die Hausindustrie verhältnismäßig zeitig entstand und viele gewerblich Tätige ohne Zunftbildung ließ. Allerdings wurden diese, wie z. B. in der Spinnerei oder im Bergischen Lande in den Teilverrichtungen des Eisengewerbes oft auch davon erfaßt, um ihre Ausbildung und das Verhältnis zu den anderen Gruppen des Systems und besonders auch zu den Verlegern leichter regeln zu können. Eine große Anzahl von Gewerbetreibenden blieb ferner unerfaßt, weil sie mit großen Produktionsmitteln einzeln sitzen mußte. Das gilt namentlich vom Müller, der ja überhaupt kaum noch ein Handwerker, sondern schon so etwas wie ein Fabrikant war. Als, wie gezeigt, seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr das Mühlenzeitalter kam und viele Handwerksverrichtungen aus unseren Städten heraus an die Bäche zog, bedeutete das politisch die Anbahnung der Gewerbefreiheit neuzeitlichen Stiles, obwohl diese Gewerbetreibenden natürlich vom Mühlenregal her vom Staat noch einer Konzession bedurften. Dieses Regal scheint überhaupt den Konzessionsgedanken in seiner Entstehung stark beeinflußt zu haben. Man übertrug ihn nun auch auf die Fabriken.

Die Zunftbildung war gleichwohl mit dem Mittelalter noch nicht abgeschlossen. Sie erfolgte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts noch in zahlreichen Fällen, wenn sich ein altes Gewerbe an einem kleineren Platz endlich so vermehrte, daß es nun auch eingehend durch eine Zunft bestimmt werden konnte, wie das oft schon im Mittelalter, besonders beim Tuchgewerbe, der Fall war; oder wenn ganz neue Gewerbe, die dem Handwerk wesensverwandt waren, sich so entfalteten, daß ihre Bindung sich zu empfehlen schien. Das galt auch manchmal für neue ländliche Hausindustrien und deren Arbeiter.

Besonders dehnte sich die Zunft erst seit dem 16. Jahrhundert auf die Schiffer aus, deren Organisation bei uns im Mittelalter selten war. Das erklärte sich daraus, daß ihr Beruf sich noch nicht klar genug von den Ausgangswirtschaftszweigen abgetrennt hatte. Das vollzog sich erst mehr seit dem spätesten Mittelalter. Die Schifferzünfte beschränkten sich vor allem auf die Handhabung eines Lademonopols der Genossen in ihrer Stadt und manchmal auf die Regelung der Börtfahrten und natürlich der diesem Beruf besonders wichtigen Unterstützungskassen. Die Ausbildung besorgten diese Zünfte bei uns

Digitized by Google

seit Anfang des 17. Jahrhunderts auf Grund der von den rheinischen Kurfürsten im Jahre 1603 erlassenen großen, für den ganzen deutschen Rhein ihres Gebietes gültigen Verordnung über Lehr- und Gesellenzeit der Schiffer und die Anforderungen an die Beschaffenheit und sachverständige Bemannung der Fahrzeuge. Hier war eine einheitliche Landespolitik nicht nur wegen des den Kurfürsten zustehenden Stromregals nötig, sondern auch deshalb, weil viele Schiffer in Dörfern wohnten und so von einer Zunftbildung überhaupt nicht erfaßt werden konnten. Das Nähere regelten dann die Strombehörden der vier Länder, und zwar waren diese meist mit den Zollbehörden identisch, die ohnehin immer auf den Schiffen tätig waren.

Dem Prinzip der Genossenschaft waren seit dem Mittelalter sehr oft auch Arbeiter unterworfen, besonders die Transport- und Handelsarbeiter der großen Städte im Dienste der kommunalen Handels- und Akzisepolitik. Diese Verbände ordneten ebenfalls die Ausbildung, die Abwicklung ihrer Dienstleistungen, das Unterstützungswesen einschließlich einer Alters- und Invaliditätsversorgung und teilten meist auch genossenschaftlich den Arbeitsertrag.

Im Merkantilzeitalter kam es ferner gelegentlich, z. B. in der bergischen Eisenindustrie, zur Gründung von Verlegerzünften.

Manchmal bildeten sich umfassendere Landeszünfte, wie sie zahlreich namentlich im bergischen Eisengewerbe waren, da dieses zum großen Teil auch in den Dörfern saß. Es wurden auch Zünfte für ganze Ämter gegründet, ebenso solche von verschiedenen Staaten gemeinsam, wie z. B. die Töpferzunft der Länder Kurtrier, Wied, Sayn und Isenburg für den Westerwald im Jahre 1643. Gelegentlich sind sogar schon im 15. Jahrhundert, so z. B. im Tongewerbe, Zünfte für einzelne Dörfer entstanden.

Während sich so die Gewerbepolitik des Mittelalters in der Hauptsache mit Hilfe der Zunft, teilweise ergänzt durch die Einschränkungen durch die Stadt, erledigte, lief die Handelspolitik fast restlos durch die Hände der öffentlichen Gewalten.

Sie bestand schon im Altertum und frühen Mittelalter im Schutz des Kaufmanns durch die Könige vom Straßen-, Strom- und Marktregal aus. Die Gründung von Märkten und Messen in Verbindung mit den Städten war an sich schon auch eine bedeutende handelspolitische Maßnahme, die in sehr frühe Zeiten zurückreichte. Seit dem späteren Mittelalter häuften sich die Märkte bis zur Überfüllung so sehr, daß viele davon belanglos geworden waren und freiwillig aufgegeben wurden. Eine eigentlich große internationale Messe hat es im Rheinland neben den zahllosen Jahr- und Wochenmärkten nie gegeben, abgesehen von den frühmittelalterlichen Kölner Messen, die, wie oben schon berührt, mit den Champagnermessen auf der Bevorzugung des Landweges vor dem Seeweg beruhten und mit dem Aufkommen des letzteren und dem dadurch verursachten Drang des west- und mitteleuropäischen Verkehrs zur Küste statt zum Rhein, — also nach Brügge und Antwerpen, statt nach Köln — schnell verfielen, worauf Köln statt

Digitized by Google

dessen mehr als je aus sich herausgehen und diese Plätze aufsuchen mußte.

Die Marktpolitik der rheinischen Fürsten betonte seit dem Merkantilzeitalter namentlich die Gründung von Spezialmärkten, besonders für Vieh, Pferde, Getreide, Wolle und andere Landeserzeugnisse, und verteilte diese oft geradezu kunstvoll über die Orte des Landes und das Jahr. Im 19. Jahrhundert trat diese Politik fast ganz zurück, da die Märkte für den Großhandel sich unter der Einwirkung des neuen Verkehrs und der großen, oben geschilderten Verschiebungen in den Richtungen überlebt hatten.

Die Handelspolitik vertiefte sich seit der Höhe des Mittelalters aber auch zu neuen zeitgemäßeren Einrichtungen, die nun vor allem durch die Städte angeregt und immer stürmischer gefordert wurden (vgl. Stadtgeschichte S. 75. 85 f).

Abgesehen von dem selbständigen Vorgehen unserer Städte bei Beseitigung der Solidarhaft der Bürger, des Zweikampfes und der Umbildung von Recht und Gericht auf die Bedürfnisse von Handel und Verkehr überhaupt, handelte es sich vor allem um die Befriedung des Landes. Die rheinischen Städte und Fürsten wurden seit dem 13. Jahrhundert in deren Organisation durch die Landfriedensbünde führend und schufen darin ein großes System, das von den Küsten Flanderns und Hollands bis weit nach dem Osten und nach Süddeutschland reichte, indem zwischen den einzelnen Gruppen immer Länder die Brücke bildeten, die nach zwei Seiten hin vermittelten. Insbesondere ist die Stadt Köln darin führend nach allen Seiten hin gewesen. Die Folge war die Befriedung des Handels auf sicheren, durch Burgen und Garnisonen geschützten Straßen, die nun allerdings zur Deckung der Kosten auch mehr als früher mit Landzöllen besetzt wurden. Damit war eng verbunden die Ausgestaltung eines vollkommeneren Geleitswesens. Das gleiche wiederholte sich auf den Strömen. Die Städte sicherten dazu noch besonders ihre reisenden Personen und Waren, indem sie die an den großen Straßen wohnenden Ritter als Edelbürger annahmen und regelmäßig besoldeten. Zahlreiche sonstige Maßnahmen ergänzten dieses Vorgehen.

Seit dem 13. Jahrhundert setzte dazu eine umfassendere Wirtschaftspolitik der Landesherren ein, die sich auf den alltäglichen Handel mit Lebens- und Futtermitteln sowie Brenn- und Baustoffen mit den Nachbarstädten und -ländern bezog und in zahlreichen Gegenseitigkeitsverträgen über den sogenannten „feilen Kauf“ zum Ausdruck kam, ähnlich wie die Städte ihre Versorgung damit durch die Bekämpfung des Zwischenhandels, des „Vorkaufs“, zu heben suchten.

Seit dem 13. Jahrhundert regte sich der Stapelgedanke besonders in den Rhein- und Moselstädten, die nun einen Umschlag- und Einfuhrzwang zur Belebung und Eindeckung ihres Groß- und Kleinhandels und namentlich auch ihres Handwerks mit Waren und Rohstoffen zu entwickeln suchten. Auch hier ist wohl teilweise ein Zusammenhang mit der militärischen Natur der Stadt zu vermuten, die zu einem Vorkaufs-

Digitized by Google

recht gegen die die Stadt berührenden Waren anregen konnte und das wahrscheinlich von einem älteren gleichen Recht des Landesherrn für seine Hofhaltung ausging. In Köln wuchs sich das seit dem 15. Jahrhundert zu einem kunstvollen Stapelrecht aus, mit dem die Stadt auch bei dem obengenannten natürlichen Zwang zum Wechsel der Schiffe im großen Güterverkehr zu Berg sowie bei dem Zoll und dem Salzmaß ihres ehemaligen Landesherrn, der die Ladungen ebenfalls ohnehin ans Ufer nötigte, anknüpfte. Die Stadt verband damit zunächst die Aufgabe, leichtverderbliche Sendungen, die von den Niederlanden bei ihr durchgingen — besonders Fische —, auf ihre Beschaffenheit durchzusehen und diese darauf den Abnehmern im Oberland zu garantieren. Von da aus erstreckte sie den Stapel auf den Umschlagszwang aller Güter. Dieses System hat in Köln zu einer starken Belebung aller Geschäfte geführt, und als die Stadt seit dem späteren 16. Jahrhundert zurückging, suchte sie sich damit wirtschaftlich weiter zu halten und sich wenigstens mit Kommission und Spedition und den Transportleistungen, die mit dem Umschlag zusammenhingen, am Ufer, sowie in Fuhrwesen und Schiffahrt zu beschäftigen.

Es wurde in der Stadtgeschichte geschildert, wie tief die städtische Finanzpolitik zugleich in den Handel eingriff und unmittelbar auch handelspolitischen Charakter annahm.

Bedeutsam für die mittelalterliche Handels- und Verkehrspolitik war aber noch die seit dem 14. Jahrhundert sich herausbildende, seitdem bis zum 18. Jahrhundert ständige gemeinsame Regelung der Rheinzölle und des Münzwesens durch die Kurfürsten, die zu dem Zweck seitdem ihre Zoll- und Münztage abhielten, von denen aus diese Zweige der Politik für das Rheinland einigermaßen einheitlich geformt wurden.

Die Rheinzölle wurden freilich, namentlich seit dem Interregnum mit der nun einsetzenden übermäßigen Übertreibung ihrer Sätze und der Vermehrung der Zollorte eine Last, die mit dem ursprünglichen berechtigten Grundgedanken, daß sie eine Entschädigung für Bau und Unterhaltung des Leinpfades, die Säuberung des Stromes und seine Sicherung durch Burgen und Mannschaften sein sollten, nichts mehr zu tun hatte. Sie haben trotz der vielen Versuche der Kurfürsten zur Behebung der Auswüchse den Verkehr auf dem Strome namentlich in späterer Zeit gedämpft und in West und Ost die Umgehung des Rheinweges hervorgerufen.

Im Merkantilzeitalter trat, abgesehen von der angesichts der bedrohlichen Abnahme der Wälder einsetzenden Forstpolitik und den allerdings nicht sehr tiefgreifenden Maßnahmen zum Schutze und zur Förderung der Landwirtschaft, die Gewerbepolitik durchaus auch im Rheinland in den Vordergrund.

Auch der rheinische sogenannte Merkantilismus, soweit er als Wirtschaftspolitik im ganzen und nicht etwa als reine Außenhandelspolitik gemeint wird, war in erster Linie Industrieförderung.

Es läßt sich nicht nachweisen, daß die rheinischen Regierungen bei der Verfolgung dieser Politik vor allem dem dürftigen Gedanken,

Digitized by Google

„Geld ins Land" zu ziehen, nachhingen, worin man noch heute gelegentlich im Anschluß an eine oberflächliche Beschäftigung mit kameralistischen Schriftgelehrten die Quintessenz des Merkantilismus zu erkennen glaubt. Die Praxis der rheinischen Wirtschaftspolitik beruhte vielmehr auf der greifbareren Einsicht, daß die Leute, besonders im Bergischen Lande, aber auch in den Niederungen, von „ihrem mageren Grund nicht leben" (Lennep 1571) könnten, und daß sie müssten „fabriquen ende handwercken mit driven, om te konnen subsistiren" (Viersen, um 1700).

Das sozialpolitische Motiv, das dem Staate seit dem 16. Jahrhundert mit dem Versagen der Kirche in ihrer Versorgung des Bettels mehr und mehr nahegelegt wurde, war also ganz besonders maßgebend und wurde in den Gesetzen sowohl, wie auch in den Privilegierungsgesuchen des Unternehmertums an die Regierungen häufig an erster Stelle betont. Der Staat hatte nun die Aufgabe, an Stelle der Kirche die sozialen Probleme dem wachsenden Proletariat gegenüber zu lösen, und er verfolgte das, soweit das die Zeiten nur irgend schon zuließen. Im Grunde griff er schließlich damit den stadtwirtschaftlichen Gedanken der allgemeinen „Nahrung" auf, erweiterte ihn auf das Land und sozial von den Handwerksmeistern auf das Proletariat.

Dabei spielten in großer Stärke mit seine eigenen staatswirtschaftlichen Rücksichten: der gesteigerte Bedarf an Kriegs- und Verwaltungsmaterial und die Einrichtung eines stehenden Heeres und einer Berufsbureaukratie, die von den Staaten seit dem 16. Jahrhundert immer entschiedener an die Stelle des den großen neuen politischen Schwierigkeiten gegenüber leistungsunfähigen Lehnssystems gesetzt werden mußten. Das alles erforderte aber eine ganz andere geldwirtschaftlich geartete Finanzpolitik, die man nur durch Entfesselung neuer volkswirtschaftlicher Kräfte im Lande erreichen konnte.

Beide Probleme — das sozialpolitische und das staatswirtschaftliche — vermochte der Staat am besten durch Förderung der Industrie zu erreichen. Diese bot durch die neue Organisation der Arbeitsteilung mittels des Verlagssystems und der Manufaktur sowie durch Einführung einer neuen stärkeren Technik, die zunächst auf der Wassermühle, später auf der Dampf- und Arbeitsmaschine beruhte, dem Proletariat Arbeit anstatt des Bettels, sie bot dem Staat Massenfabrikate für sein Heer und seine Verwaltung, sie bot ihm Rohstoff- und Fabrikatumsätze für die Akzise und die Zölle, sie bot ihm neue Vermögenswerte für den Schoß und die Gewerbe- und Kopfsteuern. Der Staat förderte also, anders gesprochen, den Kapitalismus, denn der war das Instrument zur Einführung des neuen Prinzips der Arbeit und der Technik.

Er ging dabei zweierlei Wege: Er wandte das nötige Kapital vielfach selbst auf und gründete seit dem 16. Jahrhundert eigene Berg- und Eisenwerke, wie es z. B. in Kurköln, Kurtrier, Nassau-Saarbrücken, Berg und Jülich geschah, die ihn selbst nicht nur versorgen und der Bevölkerung Arbeit geben, sondern auch anregend auf die

Digitized by Google

Privaten wirken sollten. Manche dieser Werke sind im 19. Jahrhundert vom preußischen Staat weitergeführt worden. Mindestens nahm der Staat Bergbau und Eisenindustrie in seine Verwaltung, den Privaten nur die Kapitalaufbringung überlassend, eine Politik, die erst in französischer Zeit beseitigt, teilweise aber dann vom preußischen Staat bis zu den befreienden Berggesetzen der 1850er und 1860er Jahre wieder aufgenommen worden ist.

Der Staat unterstützte aber auf der anderen Seite das private Unternehmertum mit den mannigfachsten Mitteln, und das wirksamste davon war das Monopol, das sich aus der Neuheit der Industrieentwicklung und der Unerfahrenheit der Zeit in der neuen kapitalistischen Wirtschaftsweise, die bei freiem Spielraum zum gegenseitigen Ruin der Unternehmer geführt haben würde, erklärt. Wie schon angedeutet, war es schließlich nichts als die Erweiterung der mittelalterlichen, in den Regalien fußenden Banngerechtigkeiten von Mühle und Brauerei auf andere, besonders industrielle Betätigungsformen. In den verschiedensten Gewerbezweigen wurde das Monopol gehandhabt, und es führte gegen Ende des 17. Jahrhunderts z. B. zur Krefelder Seidenindustrie und im 18. Jahrhundert zu den großen Eisen- und Kohlenfirmen an der Saar, in der Nordeifel und an der Ruhr.

Dabei lockerte der merkantilistische Staat an allen Enden den Zwang, besonders soweit dieser zünftlerischer Art war und soweit er den immer mehr versagenden Kleinbetrieb sowie die einfacheren Produktionsziele der älteren Zeit zu bewahren, das Aufkommen des Neuen darin zu verhindern suchte. Wir haben im Rheinland weithin im 17. und 18. Jahrhundert schon die Gewerbefreiheit, z. B. in der Textilindustrie gehabt. Die größeren Landeszünfte bedeuteten oftmals auch schon eine erheblich größere Betätigungsmöglichkeit. Vielfach waren die eigentlichen Handwerkerzünfte in den Landesstaaten ohnmächtig gemacht und ihre Statuten durchlöchert. Es wiederholte sich hier der Vorgang, daß der Landesherr in den Städten die entscheidende Gewalt an sich zog, auch bei den Zünften, deren Ordnungen er beliebig änderte, denen er die Gerichtsbarkeit entzog und die er auch sonst eingehend überwachte. Die Reichsgewerbeordnung von 1731, jenes bezeichnende, schon vom Geiste des wirtschaftlichen Individualismus im Guten und Bösen angewehte Gesetz, das auf preußischen Gedanken und Entwürfen fußte, ist auch in Kleve und anderen rheinischen Staaten und sogar in der Stadt Köln eingeführt worden: es verbot die schlimmsten Hemmungen, die von den Zünften gegen die Teilnahme anderer am Gewerbe geschaffen worden waren, wandte sich aber auch gegen das Koalitionsrecht der Arbeitnehmer, wie es die französische Revolution sechzig Jahre danach ebenfalls tat. Die rheinischen Regierungen haben überhaupt sich seit dem 16. Jahrhundert oft auf Anregungen des Reichs, das seit jener Zeit oftmals versuchte, sich wirtschaftspolitisch im Sinne der Einheitsentwicklung zur Geltung zu bringen, eingelassen, umgekehrt aber auch Vorschläge auf den Reichstagen gemacht. Die Reichs-

Digitized by Google

ordnungen gegen die Seidenbeschwerung sind z. B. stadtkölnischen Ursprungs gewesen.

Das 18. Jahrhundert ist demnach auch in der Geschichte der Wirtschaftsverfassung und -politik ein bedeutendes Übergangs- und Vorbereitungszeitalter gewesen. Weithin war die Freiheit schon vorgedrungen, und als die Franzosen sie im Jahre 1798 verallgemeinten, war das nicht so wichtig, wie immer geglaubt wird. Wäre bei uns wirklich alles so erstarrt und versumpft gewesen, wie die Leute sagen, so hätte die französische Zeit eine große Umwälzung im Wirtschaftsleben bringen und in mancher Hinsicht auch katastrophal wirken müssen. Das war aber nicht der Fall: das wirtschaftliche Leben wurde erst durch die oben gekennzeichneten französischen Fiebermaßnahmen der Rüstungen, der Kontinentalsperre und der Übertreibungen des Sieges in besondere Bewegung gebracht. Am meisten wirkte die französische Gewerbepolitik nur in den Reichsstädten Köln und Aachen, die allerdings von den neuen Gesichtspunkten des Merkantilzeitalters sehr wenig verspürt hatten, wo die Zünfte und eine durch die Veränderungen im Handel wenig angeregte Kaufmannschaft übertrieben herrschten. Da aber die rheinischen Auffassungen von der Franzosenzeit weitgehend von diesen Orten aus bestimmt wurden, so sind sie unrichtig geworden insofern, als man die wirtschaftspolitischen Verdienste dieser Periode bedeutend übertreibt. Das Rheinland hätte von den längst mit Macht aus der neuen Technik herausströmenden Kräften wohl sehr bald ebenso wie durch die Franzosen wirtschaftlich befreit werden müssen.

Die Handelspolitik hatte besonders jenen gewerbepolitischen Grundgedanken zu dienen, paßte sich dabei naturgemäß der wirtschaftlichen Eigenart der einzelnen Länder an und ging darin auch bei uns mit den starken Mitteln des Merkantilzeitalters vor, die im 18. Jahrhundert am planmäßigsten ausgeprägt wurden.

Konsequent lief alles auf die Belebung des Handwerks und der jungen Industrie hinaus: Fremde Fabrikate wurden mit Einfuhrverboten oder hohen Zöllen belegt, und zwar besonders in den nördlichen Ländern Eisen- und Textilwaren, wie sie den einheimischen Hauptindustrien entsprachen.

Auf gewerblichen Rohstoffen lagen Ausfuhrverbote oder hohe Ausfuhrzölle: Verbote z. B. auf Häute in Kleve, Mörs, Geldern, Jülich-Berg und Kurköln, auf Eisenerz in Kurköln (1669), auf Holz in Kurköln, auf Lohe in Kleve-Mark usw. Ausfuhrzölle wurden z. B. erhoben von Getreide, Rohseide, Roheisen, Erz, Pottasche usw. Die Ausfuhr von Wolle, Häuten, Holz und anderen Stoffen wurde fast überall erst gestattet, nachdem sich die Zünfte versorgt hatten.

Dagegen wurden Lebensmittel und Rohstoffe aller Art völlig frei oder zu niedrigen Sätzen ins Land gelassen.

Im Süden hatte Kurtrier seine Handelspolitik besonders auf den Weinbau eingestellt: verbot die Einfuhr ausländischer Weine, auf daß damit die einheimischen nicht verpanscht werden könnten. Es verbot

Digitized by Google

die Ausfuhr von Eichenfaßholz, Faßdauben, Fässern und Weinbergpfählen. — Im Norden war sich Kleve seiner Rolle als vielbegangenes Durchgangsland wohl bewußt und suchte daher in der Regel wenigstens die Durchfuhr zu begünstigen.

Dieses System, das dem Nachbarn also sehr häufig den Bezug der Rohstoffe und auf der andern Seite den Absatz seiner Fabrikate im Lande versagte, mußte bei der rheinischen Kleinstaaterei seine besonderen Folgen haben.

Vor allem erwürgte es die Gewerbe der Reichsstädte, unter denen Köln daher gar nicht anders konnte, als mit Hilfe seines Stapels, so sehr es konnte, die bei ihm durchlaufenden Rohstoffe in die Stadt zu zwingen. Aber auch auf alle andern wirkte es bei der Kleinheit ihres Gebietes einschnürend, denn sie waren in Rohstoffversorgung und Fabrikatabsatz nun einmal auf andere Länder angewiesen.

Die merkantilistische Gewerbe- und Handelspolitik mußte daher ganz besonders im Rheinland die Folge haben, daß es sich in Rohstoffbezug und Fabrikatabsatz beschleunigt an die Weltwirtschaft wandte, wo es sich sowohl eindecken konnte als auch einen größeren Markt fand. So erklärte sich teilweise, jener neue weit in ferne Erdteile reichende Schwung in Ausfuhr und Einfuhr, wie er an anderer Stelle geschildert wurde.

Die französische Zeit unterbrach die Entwicklung, wenn auch der merkantilistische Geist durchaus, ja noch gesteigert weitergeführt wurde. Die am Rhein seit 1798 entlang laufende Douanenlinie trennte den Westen und den Osten, und das Großherzogtum Berg wurde im Jahre 1808 mit einer einheitlichen Zollgrenze umgeben. Während auf der einen Seite die engverwachsenen Teile durch die neue Rheingrenze sowie die im Jahre 1809 erfolgende Einverleibung Hollands und der Nordseeküste in Frankreich sehr schwer geschädigt wurden, so wurde auf der anderen doch wenigstens ihre wirtschaftliche Einheit erweitert.

Preußen hat diesen Prozeß in großem Stile allseitig weitergeführt, und das Rheinland wurde nun Schritt für Schritt in seine großangelegte, bald auch auf die wirtschaftspolitische Einigung Deutschlands zielende Gesetzgebung einbezogen.

Die französische Zeit, die alle Organisationen alten Stiles zertrümmerte, hat trotzdem aber doch neue Formen gerade im Handel durch die Bildung von Handelskammern angeregt, die hier und da bei uns schon in gelegentlichen älteren begutachtenden Kaufmannsgemeinschaften ihre Vorläufer hatten.

In der Binnenschiffahrts- und Bergbaupolitik ging Preußen dabei von Einrichtungen aus, die in französischer Zeit gewonnen worden waren: Das französische Bergrecht des linken Rheinufers mit seinem bourgeoisen Geist hat die Befreiungspolitik im preußischen Bergbau weitgehend beeinflußt. Die Oktroikonvention, die noch das alte Deutsche Reich im Jahre 1804 mit Frankreich abschloß und durch die mehr als 30 Rheinzölle auf je 6 auf beiden Seiten vermindert

Digitized by Google

wurden, und in der man den Zoll auf einen für den Zentner geltenden Einheitssatz für die ganze Schiffahrtsstrecke bis Straßburg und eine Abgabe von der Schiffsgröße festsetzte, wurde die Grundlage nicht nur der künftigen Schiffahrtsabgabenpolitik auf dem Rhein, sondern auch auf den anderen deutschen Strömen, bis der preußische Sieg von 1866 und die ihm folgende Akte von 1868 den Rhein völlig befreiten. 1831 wurden die Stapelrechte, die Frankreich entgegen seiner sonst so betonten Freiheitsideen aufrechterhalten hatte, weil Rotterdam, Köln und Mainz zu seinem Gebiet gehörten, aufgehoben.

Die Ideen der Einheit und der Freiheit äußerten sich auf allen Gebieten der Wirtschaftspolitik: Im Jahre 1818 erfolgte die Handelseinigung mit Preußen, die zugleich mit den Finanzgesetzen bis 1820 auch die steuerpolitische brachte, und 1834 der Eintritt in den Zollverein, der dem Rheinland einen großen Markt zur Verfügung stellte. Auf der anderen Seite belebte er aber auch das Aufkommen schutzzöllnerischer Ideen bei uns, da er den deutschen Wettbewerb auf rheinischem Boden verstärkte und dafür wenigstens den Wunsch um Schutz gegen das Ausland wachrief. Es wurde das Rheinland — wie schon gezeigt wurde — ein immer lebhafterer Vertreter der neuen Gedanken, obwohl die alten freihändlerischen Auffassungen des vom Großhandel in Verbindung mit der Fertigindustrie herkommenden Unternehmertums noch lange vorherrschten. In der Gewerbepolitik wurde das Rheinland mit Preußen durch die Allgemeine Gewerbeordnung von 1845 geeinigt.

Ein großes Gesetz und eine Maßnahme der Einheitsidee folgten der andern, die dann seit der Gründung des Reiches ihre weiteren, noch größeren Triumphe feierte. Sie verband sich nun zugleich auch mit der Idee des Schutzes, hinter der die Freiheit im Wirtschaftsleben mit Recht zurücktreten mußte, nachdem sie ihre großen Dienste geleistet, aber auch ihre großen Ausschreitungen auf Kosten des großen Ganzen begangen hatte.

Der Schutzgedanke dehnte sich von dem schon erwähnten Regulativ für die Kinderarbeit von 1839 aus allmählich, besonders seit der Krise der 1870er Jahre, auf eine planmäßige neue Politik aus, die nicht nur Arbeiter, Handwerker und Erfinder betraf, sondern mit dem Zolltarif von 1879 auch die gesamte einheimische Produktion. Er leitete zugleich wieder eine neue Wirtschaftsepoche der Synthese des mittelalterlichen Geistes der wirtschaftlichen Bindung mit der neuzeitlichen Idee der Freiheit ein, wie sie auch schon von den verschiedensten Kategorien des Wirtschaftslebens — von Arbeitern, Handwerkern, Bauern und Unternehmern — beständig seit den 1850er, verstärkt seit den 1880er und 90er Jahren verfolgt wurde.

Digitized by Google

Die geistige Kultur.

Digitized by Google

V.

Rheinische Sprachgeschichte

von

Theodor Frings.

Vorbemerkung. Auflösungen der Abkürzungen: Adv. = Adverb, Part. = Partizip, Präp. = Präposition, Sg. = Singular, Pl. = Plural, Nom. = Nominativ, Dat. = Dativ, Akk. = Akkusativ, anord. = altnordisch, ags. = angelsächsisch, asächs. = altsächsisch, afries. = altfriesisch, nfries. = neufriesisch, got. = gotisch, hd. = hochdeutsch, ahd. = althochdeutsch, mhd. = mittelhochdeutsch, nhd. = neuhochdeutsch, ndd. = niederdeutsch., mndd. = mittelniederdeutsch, ndl. = niederländisch, mndl. = mittelniederländisch, nndl. = neuniederländisch, mfränk. = mittelfränkisch, ndfränk = niederfränkisch, rip. = ripuarisch, nengl. = neuenglisch. Alle Belege stammen aus rheinischen Dialektgrammatiken oder vom Sprachatlas des Deutschen Reichs. Sie wurden, so gut es ging, in schriftsprachliche Orthographie gekleidet, die aber nicht immer folgerichtig und ohne Einschränkung zugemessen werden konnte. Lange Vokale sind fast stets durch Doppelung des schriftsprachlichen Vokalzeichens wiedergegeben. Darum erübrigte sich die Doppelung der Konsonanten nach kurzem Vokal, die nur selten angewandt ist.

Erstes Kapitel.

Sprachgeographie und Territorialgeschichte. — Die Einteilung des rheinischen Sprachgebietes auf Grund der hochdeutschen Lautverschiebung. — Die Geschichte der verschobenen Wörter auf rheinischem Boden. — Der rheinische Lautverschiebungsfächer als Musterfall sprachgeographischer Staffelung. — Die zentrifugale Ausfüllung der territorialen Gebilde. — Sprachliche Bindung und Trennung der Territoriallandschaften. — Linienentwicklung und Linienbildung infolge politischer, kirchlicher, sozialer, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Bewegungen. — Revolutionierende und stagnierende Epochen. — Landschaftliche und überlandschaftliche Sprachbewegungen. — Köln als Mittelpunkt der rheinischen Sprachlandschaft.

Die Zeiten sind vorbei, die da glaubten, die Sprachgeschichte einer Landschaft vorwiegend aus seiner landessprachlichen geschriebenen oder gedruckten Überlieferung schöpfen zu können. Die lebenden Mundarten sind der heutigen Forschung sicherster Erkenntnisquell. Ein Rheinländer, der Düsseldorfer Georg Wenker, hat das Material und den Grundstock zu den 1500 deutschen Mundartenkarten, zum Sprachatlas des Deutschen Reichs (SA), gesammelt und gezeichnet. Die Lehrer aus über 1500 rheinischen Orten haben als erste Wenkers Sätzchen in die Mundart übertragen helfen; über 40 000 Ortschaften des ganzen Deutschen Reiches sind ihnen gefolgt. Zur gleichen Stunde, da der Dogmatismus der Junggrammatiker seine Triumphe feierte, schrieb G. Wenker, auf rheinische Sprachkarten gestützt, das köstliche

Digitized by Google

Schriftchen vom rheinischen Platt (1877), die „kleine Keimzelle, aus der das Riesenwerk erwachsen ist". Und niederrheinische Studenten von Marburgs Hochschule haben seit Beginn des Jahrhunderts als erste Wenkers Material, Karten und Sprachlinien auf der Wanderschaft von Ort zu Ort überprüft, bestätigt, phonetisch fixiert und historisch belichtet.

Eine endlose Fülle von Fragen und Antworten breitete sich vor ihnen aus: die Grenzen der kleinen und großen Territorien, die kleinen und großen Grenzverschiebungen, überhaupt das ganze bunte Bild, das der bewundernswürdige Fleiß rheinischer Geschichtsforscher von der Territorialbildung des ausgehenden Mittelalters gezeichnet hat, die Winkelzüge der Kirchturmpolitik und die von weitem Blick geleiteten großpolitischen Gruppierungen, die Politik der Kirchen und der Kirche, die Bewegungen des Verkehrs, des Handels, des Wirtschafts- und überhaupt des gesamten Kulturlebens, die einmal die von Territorium, Kirche und Politik gezogenen Grenzen respektieren, ein andermal gegeneinanderstrebende Kräfte zu höherer Gemeinschaft einen, alles das lebte und lebt in der geographischen Gruppierung der Wörter, Akzente, Laute, Formen, Wortbildungselemente und schließlich der syntaktischen Konstruktionen fort. Wer auch nur ein schwaches Bild der heutigen rheinischen Sprachgeographie im Kopfe trägt und sehen will und kann, dem fällt es nicht schwer, auf der Karte der politischen und administrativen Einteilung der Rheinprovinz für das Jahr 1789 die Zusammenhänge zwischen Territorial- und Sprachgeographie zu erkennen. Diese Karte aber zeichnet ein rund 300 Jahre altes Bild, die zur Ruhe gekommene Territorialgeographie des ausgehenden Mittelalters. Territorialer Besitzwechsel in der Neuzeit, z. B. der Erwerb von Kleve und Mark (1666), Mörs (1702) und Geldern (1713) durch Preußen, von Jülich und Berg (1666) durch die Pfälzer, ist so wenig von Bedeutung gewesen für die Sprachgeographie wie die zwei Jahrzehnte französischer Fremdherrschaft und französischer Verwaltungsgrenzen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie die Errichtung von Kreis-, Bezirks- und Provinzialgrenzen unter preußischer Verwaltung seit dem Wiener Kongreß. Im Märchenschlaf hat die Sprachlandschaft alle Umwälzungen der Neuzeit überdauert; zuwenigst am Niederrhein abwärts Köln, auf der weiten Fläche, die sich zwischen Leuven-Maastricht in Belgien und Holland, Kleve, Elberfeld-Barmen und Neuß-Düsseldorf spannt, kann man aus dem heutigen Dialekt die mittelalterliche Territorialgeographie ablesen. Dort, wo auf den ersten Blick Zusammenhänge zwischen Dialekt- und neuzeitlicher Verwaltungs-, z. B. Kreisgrenze hervortreten, ruhen beide auf dem gleichen mittelalterlichen Fundament; eine unmittelbare ursächliche Beziehung besteht nicht. Denn nur die alten politischen Landschaftsgrenzen haften bis heute im Volksbewußtsein. An der holländischen Grenze, südlich der Schwalm, liegt um Elmpt und Krüchten ein kleines *häbben* „haben"-Gebiet zwischen nördlichem *habben* und südlichem *han*. Die Grenze zwischen *habben* und *häbben* fällt mit

Digitized by Google

der Grenze des Kreises Kempen gegen den Kreis Erkelenz zusammen. Aber das Volk weiß nur, daß die „Spanier“ *häbben* und die „Jülicher“ *habben* sagen; das *häbben*-Gebiet deckt sich nämlich im ganzen mit der ursprünglich geldernschen, später spanisch-österreichischen Zunge, die zwischen den Ämtern Brüggen und Wassenberg in das Jülicher Land hineinragte. Die Territorialgrenze schützte auf diesem winzigen Fleckchen die alte, ursprünglich auch in den benachbarten nördlichen und südlichen Gebieten geltende Form, die durch die nordwärtsrückenden jülich-kölnischen *han* verdrängt oder zum Kompromiß *habben* = *häbben* + *han* umgeformt wurde. Das lebendige Bewußtsein des alten spanisch-jülichischen Gegensatzes aber hält das sprachgeographische Bild, das sich zu Ausgang des Mittelalters gebildet hat, bis heute fest. Das Dorf Kaldenhausen, südlich Mörs, zerfällt gemäß der alten politischen Teilung zwischen der Grafschaft Mörs und Kurköln noch heute in zwei sprachliche Hälften.

Die Einteilung des rheinischen Sprachgebietes, die zur Stunde gilt, fußt naturgemäß im wesentlichen auf Kriterien, die die pergamentenen oder papierenen Quellen bieten, vor allem auf jenem sinnfälligsten und darum zuerst herausgearbeiteten, verhätschelten und überschätzten Phänomen der zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung. Der Rheinländer des Nordens, etwa der Klever, fühlt sich sprachlich dem Kölner enger verwandt als dem Trierer. Dennoch legte der Sprachforscher zwischen den Klever und den Kölner die Hauptsprachscheide, die niederdeutsch-hochdeutsche Lautverschiebungslinie schlechthin, und bezeichnete im besonderen das Gebiet des Klevers, des Niederrheinischen ab Neuß und Düsseldorf, als niederfränkisch, das Gebiet des Kölners und Trierers aber zusammengefaßt als mittelfränkisch. Die Linie oder besser das Linienbündel — man sollte nicht von Lautverschiebung, sondern von lautverschobenen Wörtern sprechen, die Linien der einzelnen Wörter decken sich nicht, sie verlaufen in einer Zone — zieht von der germanisch-romanischen Sprachgrenze südlich Eupen gegen Norden durch die Südostecke der holländischen Provinz Limburg, vom deutschen Geilenkirchen nordöstlich gegen Neuß-Düsseldorf, jenseits des Rheins östlich die Wupper und die Basis des Wupperbogens entlang, und fällt dann in sanftem Südostbogen gegen die Südhänge des Rothaargebirges. Der Gesamtlauf vom Hohen Venn über die Erftmündung zum Rothaar liegt in flachem Bogen um das Zentrum Köln. Genauer gilt nördliches ndd. *k* in einem Wort wie „machen“ in den Grenzorten Eupen, Geilenkirchen, Hünshoven, Erkelenz, Odenkirchen, Neuß, Düsseldorf, Gerresheim, Merscheid, Höhscheid, Dorp, Remscheid, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Neustadt, Drolshagen, Olpe, südliches hd. *ch* in den Grenzorten Montjoie, Kornelimünster, Burtscheid, Aachen, Aldenhoven, Jülich, Linnich, Grevenbroich, Benrath, Leichlingen, Burscheid, Burg, Freudenberg, Siegen, Hilchenbach. Gleich den nachvokalischen *k/ch* stehen an derselben Linie oder in derselben Zone nachvokalische *p/f* und *t/s*, anlautende, nachkonsonantische und nachvokalische *t/ts* = hd. *z* oder *tz*

Digitized by Google

gegeneinander, und dabei streben die Affrikatafälle mit *ts* mehr denn die Spirantenfälle mit *s, f, ch* von der normalen *maaken/maachen*-Linie gegen Norden, Neuß und Düsseldorf als Sprungbrett benutzend und von der Schrift- oder Kultursprache getrieben. Dies sind charakteristische Beispiele des niederdeutsch-hochdeutschen Gegensatzes im Rheinischen:

t/s: bääter/bääser „besser", *biite/biise* „beißen", *ääte/ääse* „essen", *heet/hees* „heiß", *wet, wit/wis, wiis* „weiß";

p/f: kruupe/krufe „kriechen", *loope/loofe* „laufen", *roope/roofe* „rufen", *schep/schef* „Schiff", *seep/seef* „Seife";

k/ch: bruuke/bruche „brauchen", *buuk/buch* „Bauch", *kook/kooch* „Kuchen", *melek/melech* „Milch", *riik/rich* „reich";

t/ts: tiit/tsik, tsiit „Zeit", *twie, twäi/tswäi* „zwei", *saot, salt/salts* „Salz", *schwat/schwats* „schwarz", *kat/kats* „Katze".

So charakterisieren Grenznachbarn bei Geilenkirchen einander:

die Übacher *koeke waater en der keetel*
on eete meter leepel,
die Boschelner *kaoche waser en der käsel*
on ääse meter läfel.

Man bezeichnet die niederdeutsch-hochdeutsche Lautverschiebungsgrenze als Benrather Linie, weil sie auf ihrem Westostlauf von Aachen gegen Frankfurt a. O. den Rhein unterhalb Benrath überschreitet. Gleichwie sie sich im Rheinland auf schmaler Zone fächert, verschobene und unverschobene Formen vorstürmend nördlich oder resthaft südlich eines unverkennbaren Normallaufes liegen, so ist sie selbst wieder Glied eines größeren Fächers, dessen Spannung den ganzen Rheinlauf von St. Goar bis Ürdingen bestreicht. Schon gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit lösten sich als Vorboten der ständig ins Niederfränkische hineinstrebenden mittelfränkischen Wortformen die Wörtchen *ich* „ich", *ooch* „auch" und die Nachsilbe *-lich* aus der Benrather Zone ab. *ich* und *ooch* besetzten auf deutschem, holländischem und belgischem Gebiet einen hochgewölbten Grenzbogen, der zwischen Remscheid (*ch*) und Lennep (*k*) aus der *maake/maache*-Linie erst schmal, dann wuchtiger emporquillt, und rechts und links des Rheins fernerhin die deutschen Grenzorte Ronsdorf, Wülfrath, Neviges, Velbert, Angermund, Ürdingen, Krefeld, Kaldenkirchen ein-, Lüttringhausen, Elberfeld-Barmen, Langenberg, Werden, Kettwig, Mülheim-Ruhr, Duisburg, Mörs, Hüls, Kempen, Straelen, Geldern aber ausschließt. Man nennt diesen jungen Seitensproß der Benrather die Ürdinger Linie. Basis und Sproß klaffen jenseits der Reichsgrenze weiter und weiter auseinander, die *k/ch*-Linie folgt schließlich in Belgien der brabantisch-limburgischen Grenze, ja greift vor dem Abfall zur romanischen Sprachscheide in Südostbrabant hinein bis vor die Tore von Leuven. Am Ende bleibt *ooch* hinter *ich* zurück, um Tienen und Tongeren z. B. gilt *ook* neben *ich*. Ganz anders türmt sich *-lich*, übrigens von Wort zu Wort starken, unfaßbaren Schwankungen unterworfen, am Hohen Venn aus der Basis heraus und in kühnem Spitzwinkel rheinabwärts

Digitized by Google

in das *ik*-Gebiet hinein, die *ik*-Orte Kempen, Mörs, Duisburg, Mülheim-Ruhr, Werden, Elberfeld z. B. umschließend, ja nach Westfalen hinübergreifend und sichtbar rittlings des Rheins vom *-lich* des Hochdeutschen geschoben, in Belgien und Holland vom *-lijk* des Niederländischen gehemmt. Kühner noch drängt *sich* bis gegen Kleve, am Westschenkel, der in der Maasgegend hochstrebt, mit dem reflexiv funktionierenden Personalpronomen kämpfend, mit dem Ostschenkel in der Gegend der rheinisch-westfälischen Grenze dem ndd. *sik* benachbart, das seinerseits nichts als eine Verniederdeutschung des hd. *sich* nach *ich/ik* ist. Hochdeutsche *ch* in „euch", „mich", z. T. auch „dich", laufen an schärferen, da an den *ich*-Bogen gefesselten Grenzen, *uch, üch, öch* „euch" mit nur unbedeutenden Aus- und Einbuchtungen, *mich* „mir, mich", mit einer starken linksrheinischen Protuberanz, die das Gebiet von Geldern, Mörs, Kempen umfaßt. Diese *ch*-Pronomina verdrängten alte *ch*-lose Pronomina des ndl. Typs *u, mij*. Als „mich" mit einer rechtsrheinischen Protuberanz auch nach Elberfeld-Barmen gegen das westfälische *mi* vorgriff, wurde es nach *ech/ek* zu *mek* umgesetzt.

Den pronominalen *ch*-Bogen pflegt man als niederfränkisch-mittelfränkisches Übergangsgebiet zu bezeichnen; man täte gut, statt der Benrather überhaupt die Ürdinger Linie als die normale niederdeutsch-hochdeutsche oder niederfränkisch-mittelfränkische Grenze anzusetzen. Wie *ik/ich* mit nordwestlicher, so löst sich aus der gleichen Gegend des Rothaar eine Gruppe neutraler Pronomina mit stark südwestlicher Richtung von der Lautverschiebungslinie ab. „Was," „es", „das" in den verschiedenen Funktionen und „dies" sind am Rhein mit unverschobenem *t* hinter dem normalen Marsch der hd. Spiranten zurückgeblieben, so wie andererseits die *ch*-Pronomina sie ebenda überholt haben. Das *t* in *wat, dat, it, dit* gilt als Charakteristikum des Rheinländers; dazu das Adverb *alt, at,* das formell dem hd. „alles" entspricht, in der Bedeutung aber beim mittel- und oberdeutschen „als" steht und für „schon" im Kölnischen, für „mitunter, immer" im Süden erscheint; in der kölnischen Bedeutung, in der Bedeutung und Form des Niederländischen herrscht im Niederfränkischen unflektiertes *al.* Die pronominale *t/s*-Grenze des Mittelfränkischen gegen das Ober-, insbesondere Rheinfränkische, fällt vom Rothaar über den Westerwald, die Lahn und die Südhänge des Hunsrück gegen die romanische Sprachgrenze südöstlich Metz. *wat* ist die Form der mittelfränkischen Grenzorte Hilchenbach, Siegen, Haiger, Westerburg, Hadamar, Limburg, Diez, Nassau, Boppard, Kirchberg, Gemünden, Oberstein, St. Wendel, Saarlouis, Busendorf, Bolchen, Falkenberg, *was* die der rheinfränkischen Grenzorte Laasphe, Dillenburg, Herborn, Weilburg, Runkel, Nastätten, St. Goar, Oberwesel, Caub, Simmern, Meisenheim, Kusel, Ottweiler, Saarbrücken, St. Avold. Nicht immer stimmen die Grenzen der pronominalen Neutra genau zueinander; die „dies"-Grenze z. B. ist stark gestört, *t*-Formen liegen resthaft im Rheinfränkischen, *s*-Formen streben ins Mittelfränkische hinein, an manchen Stellen des Südens ist das Pronomen überhaupt unbekannt.

Digitized by Google

Die mittelfränkische Fächerspannung wird an den Nordhängen des Westerwaldes und der Eifel, im Tal der Sieg und der Ahr, durch eine weitere Lautverschiebungslinie halbiert. Niederdeutsche *p* statt *pf* in schriftsprachlichen Typen wie „Pfund“ und „Apfel“ reichen ins westliche Hochdeutsche hinein bis südlich der Neckarmündung, das Rheinfränkische umschließend, also bis an die Grenze des Alemannischen. Die *pund/pfund-* und die *appel/apfel*-Linie, die von der romanischen Sprachgrenze nördlich Straßburg und südlich Heidelberg gegen die Mainkrümmungen zieht, ist innerhalb des westlichen Hochdeutschen die Grenze zwischen dem Alemannisch-Oberdeutschen und dem Mitteldeutschen. Die Grenze des *pund* im besonderen bindet die Mundarten von Heidelberg bis Düsseldorf, von Kassel bis zur romanischen Sprachgrenze, also das Mittel- und Rheinfränkische, zum Westmitteldeutschen zusammen. Im Typ ndd. *dorp* „Dorf“ aber reicht das nachkonsonantische *p* nur bis knapp südlich Bonn. Das Südmittelfränkische mit Trier und Koblenz hat das *f* des gesamten übrigen hochdeutschen Gebietes übernommen. Wiederum löst sich die nachkonsonantische *p/f*-Grenze am Rothaar aus dem niederdeutsch-hochdeutschen Strang ab. Zwischen den Randlinien *ik/ich* oder *maake/maache* und *wat/was* liegen im *dorp, dörp*-Gebiet ab Olpe-Drolshagen die Grenzorte Waldbröl, Blankenberg, Königswinter, Altenahr, Münstereifel, Gemünd, Schleiden, Montjoie, im *dorf, dörf*-Gebiet ab Hilchenbach-Siegen die Grenzorte Freudenberg, Altenkirchen, Unkel, Ahrweiler, Blankenheim, Cronenburg, Prüm, St. Vith. Dies sind Beispiele des Gegensatzes zwischen dem Nord- und Südmittelfränkischen oder dem Ripuarischen und Moselfränkischen:

p/f: hälepe/helefen „helfen“, *hölep/helef* „Hülfe“, *schärep/schäref* „scharf“, *wärepe/wärefen* „werfen“, *worep/woref* „Wurf“.

Bei Siegen liegt also der Drehpunkt des Fächers; lautphysiologische Gründe sind für seine eigenartige Staffelung nicht maßgebend gewesen. Als die Spiranten und Affrikaten, die auf alemannischem und bayerischem Boden aus der Mischung zwischen erobernden Germanen und bodenständer fremder Bevölkerung hervorgingen, an den Kulturstraßen in schnellem Marsch seit dem 5. Jahrhundert gegen Norden zogen, da fanden sie die stärkste Hemmung in den Gegenden nördlich des Rheinknies, auf dem Boden keltoromanischer und nieder- und ostrheinischer Stämme, die gegen Süden und Südwesten siedelten. Sichtbar sind der Hunsrück und der Westerwald, die Eifel und die Kölner Ebene mühsam erobert worden. Das ganze späte Mittelalter hat daran gearbeitet, und zahlreich sind über die derzeitigen rheinischen Denkmäler wie über die heutigen Mundarten unverschobene Formen innerhalb der Fächerspannung verstreut. *op* „auf“ Adv. und Präp. entwickelt seine Grenze gegen *of, uf* auf zerrissener, schwankender Linie, die bis heute vom Kampf des Südens gegen den Norden zeugt. Zwischen *dorp/dorf* und *wat/was* senkt sie sich wiederum aus dem Rothaarstrang gegen die Nied im nördlichen Lothringen, den Rhein zwischen Sinzig und Andernach schneidend, und läßt auf dem Wester-

Digitized by Google

wald die *dorf*-Orte Hilchenbach und Freudenberg, im linksrheinischen Moselland die *dorf*-Orte Sinzig, Adenau, Daun, Bitburg, Merzig, Sierck als Grenzorte im *op*-Gebiet. *aap* „Affe" führt sein *p* gegen südliches *af* vom Rothaar über den Unterlauf der Sieg und den Ostrand des Siebengebirges an den Rhein bis einschließlich Unkel, Linz, Remagen, ausschließlich Sinzig, und dann wieder in scharfem Nordwestlauf zwischen Düren (*p*) und Aachen (*f*) durch: die Rheinstrecke um Köln-Bonn bewahrt diesmal den niederdeutschen Konsonanten, gegen und um Aachen aber preßte eine kühne, von Süden kommende Sprengung einen *f*-Bogen ins *p*-Gebiet hinein, der Eupen (*aap*) schont und dessen ältere unmittelbare Verbindung mit Köln-Bonn (*aap*) zerriß. Die vergleichende dialekt- und territorialgeographische Methode hat gezeigt, daß die Ürdinger oder *ik/ich*-Linie sich in der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert aus der Benrather oder *maake/maache*-Linie gelöst hat, die ihrerseits aus einem vorausliegenden ripuarischen Wirrwarr im frühen 13. Jahrhundert auskristallisierte. Man fragt sich, ob die *dorp/dorf*- und *wat/was*-Linie oder wenigstens die Striche oder Zonen, die sie durchlaufen, in ähnlicher Weise zeitlich und geographisch frühere Lautverschiebungsstadien resthaft reflektieren. Sie wären dann ehemalige, bis heute sichtbare Ruhepunkte in einer ununterbrochenen, auch heute noch nicht stillstehenden süd-nordwestlichen Wanderung.

Die Typen *wat* und *dorp* rasteten gleich Nachhuten an alten Lagerstätten, während die Masse weiterzog. Aber aus dieser lösten sich vor dem allgemeinen Aufbruch bahnbrechende Vorhuten ab; diese behaupteten sich in der Spitzenstellung oder sie kehrten zur Masse zurück, ja die Vorhut von heute kann morgen Nachhut sein und umgekehrt. *ich* hat seit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts im niederfränkischen Grenzland ein Führeramt; die Sprache der oberen Schichten, des geschäftlichen, amtlichen, kulturellen Lebens hat es früh übernommen, kaum jedoch die Sprache der erdgebundenen niederen Schichten, die zunächst beim bodenständigen *ik* verharrten. Die auf der Mitte rheinabwärts und auf den Flügeln gegen Wupper und Maas vorstrebende Eroberungspolitik Kurkölns, Bergs und Jülichs kam ihm zu Hilfe, stützte es und bahnte ihm schließlich innerhalb ihres Radius den Weg von oben nach unten, zur Masse. Die alte kulturgeschichtliche Verbindung der limburgischen Lande von Loon, Overmaas und Südgeldern mit dem landschaftsbeherrschenden Köln sicherte dem *ich* auf die Dauer auch die Gesamtbevölkerung des Maastales von Venlo bis Maastricht. Im Bereich der maasabwärts gelegenen geldernschen Gebiete aber erscheint es zwar in der Amtssprache des 14. und 15. Jahrhunderts, weit jenseits seiner heutigen Peripherie und in augenfälligem Zusammenhang mit der zeitweiligen politisch-dynastischen Verknüpfung Gelderns und Jülichs um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts: Boden und Resonanz jedoch gewann es nicht; denn es fehlte des weiteren an politischen oder kulturellen Verknüpfungen und Strömungen, die es demokratisierten. Ein Rückzug also aus allzu verwegener Vorhutstellung, der nicht hinderte, daß *ich* im Gesamtbild

Digitized by Google

seine Stellung als ausgesprochenes Spitzenwort behauptet. Daß es vor oder in dem anhebenden 12. Jahrhundert beim Marsch der lautverschobenen Masse gegen die Benrather Linie eine ähnliche Vorzugsstellung eingenommen hat, sollte man nicht ohne weiteres aus seiner späteren und nördlicheren Geschichte schließen. Es kann auf südlicherer Fläche genau so gut einmal, ähnlich der *wat*-Sippe, Nachhut gewesen und demnach hinter der *maake/maache*-Sippe einhermarschiert sein. Das Vorschicken von Spitzenwörtern, die Bildung von gemischten Säumen, Mischzonen und Mischflächen, in denen die Wörter und Spracherscheinungen desselben Typs und auch ein und dasselbe Wort schwankten, dies dann zunächst in gesellschaftlicher Staffelung, der schließliche Sieg der neuen Form bei resthaftem Verweilen dieses oder jenes Untertyps oder Einzelfalls, die Bildung von relativ einheitlichen, grenzumzogenen Ausgleichsflächen auf dem Boden alter Mischflächen, ohne daß die Spuren der alten Säume, Zonen und Grenzen verloren gehen: das sind die grundlegenden Einsichten, die der rheinische Lautverschiebungsfächer dem sehenden Auge eröffnet, und unter diesen Gesichtspunkten ist er Muster und Wegweiser für die Interpretation aller übrigen rheinischen Spracherscheinungen und -bilder, für den Aufbau der rheinischen Sprachlandschaft in sich und im Zusammenhang mit dem großen deutschen und westgermanischen Hause. Unter diesen Gesichtspunkten ist er aber zugleich landschaftlicher Einzel- und Sonderfall, in dem sich greifbar auf beschränkter Fläche die Geschichte der geographischen Gesamtentwicklung der deutschen Lautverschiebung wiederholt. Um mit einem Bilde zu spielen: die Entwicklungsgeschichte der deutschen Art wird offenbar an der landschaftlichen rheinischen Individualität.

Ist es richtig, daß der südliche Fächersaum der unverschobenen pronominalen Neutra eine uralte stammes- und sprachhistorische Konstituante wiederspiegelt, so wäre die nördliche Fächerstaffelung zugleich der Nachhall der allmählichen Verknüpfung von Hause nordwärts gerichteter Stämme und Stammesteile mit dem Süden. Dann wäre innerhalb der Fächerspannung eine gewaltige südliche Flut in der Zeit von der Mitte des ersten bis jenseits der Mitte des zweiten Jahrtausends verebbt. An zwei Stellen standen ihr mächtige Dämme entgegen: an den Nordhängen der Eifel und in der niederrheinischen Ebene bei Düsseldorf, an der Mündung der Ahr und an der Mündung der Erft. Mit bald stärkerer, bald schwächerer Kraft schlug Welle auf Welle, Erscheinung auf Erscheinung, Wort auf Wort gegen Norden; zum Teil erlahmten sie schon im Vorgelände des ersten Dammes, beim Zug über Hunsrück, Mosel, Eifel und Westerwald. Die glücklichen Überwinder der Eifelabhänge hatten dann zwischen Ahr- und Erftmündung ein sichtlich freieres Spiel auf der Kölner Ebene: Moselfranken ist bunter gewürfelt, mannigfacher durchfurcht und überschnitten denn das einheitlichere, geschlossenere Ripuarien. Es hat, umgekehrt wie Ripuarien, mehr vom Süden bekommen und weniger vom Norden behalten, und darum fühlt man, trotz der Benrather Zone, im Ahrgebiet

Digitized by Google

den entscheidenden Bruch in der rheinischen Sprachlandschaft. Erst bei der Niederlegung des zweiten Dammes entwickelte sich im niederfränkischen Grenzgebiet ein neuer durchwühlter und verworrener Strang, ähnlich dem Gewirr des nördlichen Moselfranken. Aber der erste Damm überdauerte, tapferer als der zweite, die Stürme des späten Mittelalters.

Denn erst das Zeitalter der Territorialgeographie hat den rheinischen Sprachbildern den letzten, festigenden Rahmen gezogen. Die konstitutive *wat/was*-Zone hat gewisse Verschiebungen erfahren, ihre Richtung ist links des Rheins augenfällig von der aus Südwest gegen Nordost gereckten Nordgrenze des saarbrückisch-pfälzischen und von der Südgrenze des kurtrierischen Besitzes abhängig. Und so bestreicht die *dorp/dorf*-Linie beiderseits des Rheins den Norden des kurtrierischen und den Süden des jülich-köln-bergischen, die Benrather Linie die alte jülich-bergische, die Ürdinger Linie die junge jülich-köln-bergische Nordgrenze. Die stauenden Dämme also sind die Grenzen mittelalterlicher Staatskomplexe. Wir übersehen im einzelnen noch nicht die Ursachen, die die südliche Flut gegen Norden getrieben haben: älteste Zusammengehörigkeit eines Teils der Besiedler des Mosellandes mit dem Süden und Osten, vor allem dem Lahntal; der Rhein und die Verkehrsstraßen, die ihn begleiten und von ihm leben; wirtschaftliche, politische und allgemein kulturelle Abhängigkeiten. Vor und auch noch nach dem Jahre 1000 sind die Rheinlande jedenfalls von einem wüsten sprachlichen Gewirr übertobt. Auf dem Boden der spätmittelalterlichen Territorien, in engstem Zusammenhang mit ihren Geschicken, geht der Kampf der Elemente weiter. Nicht allein geht es um die niederdeutsch-hochdeutschen Gegensätze, wie sie der Einzelfall der Lautverschiebung vertritt. Ingwäonische Erscheinungen, die die südwärts wandernden Franken aus alter nördlicher, beim Anglofriesischen liegender Heimat mitgebracht hatten, niederfränkische Neuerungen mit südlichem, gegen das Kölner Land gerichteten Streben und mittelfränkischer Eigenwuchs wehren sich insgesamt gegen das, was wir hochdeutsch nennen, und im allgemeinen Getümmel der Großen kämpft das Niederfränkische den besonderen Verzweiflungskampf gegen das Mittelfränkische. Die territorialgeographische Unruhe des 10.—15. Jahrhunderts hält das bunte Spiel der vorausliegenden zweiten Jahrtausendhälfte in Gang und Atem. Erst mit der Konsolidierung der Territorien und in ihrem Rahmen konsolidiert sich das sprachliche Bild: darum steht die saarbrückisch-pfälzische Gruppe gegen Trier; Trier gegen Köln, Jülich, Berg; die Kölner Gruppe, worunter ich diese drei Territorien verstehe, gegen Kleve, Geldern, Overmaas, Loon, kurz gegen die klevisch-limburgische Gruppe. Läßt man alles Bei- und Grenzwerk aus dem Auge, so wäre das rheinische Damm- und Fächerwerk um das Pfälzer, Trierer, Kölner und Klever Land gespannt. Die Begriffe Rhein-, Mittel- und Niederfränkisch, insbesondere auch die Begriffe Moselfränkisch und Ripuarisch, erhalten sinnfälligen historischen Inhalt. Die sprachlichen Beziehungen und Verknüpfungen der Landschaften unter-

Digitized by Google

einander, die vor 1000 begannen, wurden nach 1000 gefestigt, abgeändert oder gar gelockert, preisgegeben und neugruppiert, je nachdem ältere historische und kulturelle Verbindungsstränge gedickt, umgelenkt, gelöst und neu gebunden wurden. Wenn heute bald Pfalz und Trier, bald Trier und Köln, bald Köln und Kleve, bald auch Pfalz, Trier, Köln oder Trier, Köln, Kleve beieinanderstehen, so ist immer zu fragen, wieweit ältere oder jüngere, wieweit landschaftsbauende Kräfte des ersten oder zweiten Jahrtausends die knüpfenden Fäden geschlungen haben. Mehr als zweihundert kleine und kleinste Territorien über- und zerschneiden am Ausgang des Mittelalters die großen territorialen Landschaften; und all die Winkelzüge, denen damit das gesamte große und kleine öffentliche Leben ausgesetzt ist, kehren hundertfältig im Sprachleben wieder, die Bilderflächen durchfasernd und zernagend. Orts-, Territorial-, Landschafts- und die Kulturgeschichte weitester Spannung binden und zerfleddern die Sprachlandschaften und -grenzen in ununterbrochenem Ineinanderspiel. Und doch reckt sich durch die scheinbar zügellose Flut eine ungebrochene, haltende Achse: die zentrifugale Tendenz der Sprach- und Linienentwicklung. Der Sprachausgleich, der der Mischung folgt, drängt immer nach außen, an die Grenzen der Territoriallandschaft, kämpfend mit hundertfältigem Widerstand und wieder durch hundertfältige Kräfte vorwärts geschoben. Die sprachliche Linienentwicklung verneigt sich vor jeder geschichtlichen Eigenstellung, vor Amtsgrenzen, kleineren eingesprengten Territorien, kirchlichen Sonderverhältnissen, aber sie empfängt andererseits durch die Organisation der Verwaltung, durch Handels- und Verkehrsbewegungen, durch die Kirchenpolitik und die weit über das Land greifenden kirchlichen Gerechtsame entscheidende Impulse, die zu rücksichtsloser sprachlicher Nivellierung drängen. Allen politischen Inkorporationen neuer Gebiete und den Änderungen des Lebens, die sie mit sich bringen, folgt sie auf dem Fuße, immer um kulturelle Zentren kreisend, deren man in den Rheinlanden drei, Trier, Köln und Kleve, beobachten kann. Linienentwicklung und Linienbildung hängt immer zusammen mit dem Durchbruch neuer Formen von oben nach unten, von höherer zu niederer Gesellschaft, von Stadt zu Land, vom Übergebenen und Überlegenen zum Untergeordneten, vom Individuum zur Masse. Die Sprachwellen und -fluten brechen an ihren jeweiligen Ufern, aber sie senden ihre Spritzer voraus in die Kulturherde, vor allem in die großen Städte der unterliegenden Nachbarlandschaft — M. Gladbach, Neuß, Düsseldorf am Nordrand der Benrather Linie sind von Lautverschiebung durchsetzt, Köln spricht *hälefe* „helfen", *werefe* „werfen" —, und die anstürmende Welle und die um sich fressenden Vorlandlachen stürzen schließlich wieder in ein Gewoge zusammen: die Linienverschiebung ist vollzogen, die Linie festigt sich bis zu neuem Bruch und neuer Festigung. Den revolutionierenden und stagnierenden Stadien und Perioden der Territorialgeographie sind gleichschreitende sprachliche Eruptions-, Ausgleichs- und Ruhephasen zur Seite gegangen, die eruptiven Kräfte werden nacheinander entbunden und gefesselt,

Digitized by Google

brodeln aber auch in den Zeiten der Ruhe weiter: das Wechselspiel zwischen Mischung und Ausgleich verläuft zu Zeiten in höheren und heftigeren, zu andern in schwächeren, kaum sicht- oder fühlbaren Kurven. Unhörbar und schwer faßbar sickert vor allem der überzentrale und überlandschaftliche Sprachvorrat weitgestreckter Kultursprachen in die Landschaftszentren und Landschaften hinein. Er wird getrieben von den Bewegungen der hohen Politik und des Großverkehrs und von den überlandschaftlichen Kulturströmen aller Art, auch er wird getragen, geleitet und übermittelt durch die städtischen Kulturzentren oder durch hervorstechende Individuen oder Gesellschaftskreise in der Provinz. So gelangen in die Bewegung der volkstümlichen die „gebildeten" Sprachelemente fremder Landschaften. Es entstehen die vielfachen Abstufungen zwischen Volkstümlich und Gebildet, und die ganze Skala wird wieder in den Kleinkrieg hineingezogen. Es kann Jahrhunderte dauern, bis sich die neuen Formen in der Masse und Landschaft durchsetzen und Linien bilden; es ist möglich, daß sie überhaupt keinen Halt finden und ihre überlandschaftliche Kraft und Bewegung behalten; ja sie können auch sterben mit ihren Trägern in Stadt und Land. Mit dem Blick auf erkannte Ausgangspunkte, Richtungen und Ziele könnte man versucht sein, zwischen land- und überlandschaftlichen Bewegungen zu scheiden. Aber wer will vielfach verwundene Ströme voneinander lösen, wo man zunächst froh sein muß, die Tatsache eines gedoppelten oder mehrfachen Laufs erkannt zu haben; wo vielfach die gegen Norden dringenden Landschaftsformen des Südens zugleich die Formen der deutschen Kultursprache sind. Der überlandschaftliche kultursprachliche Einfluß ist heute stärker denn je. Aber er hat auch in früheren Jahrhunderten bestanden und gewirkt. Köln saugt im Mittelalter wie in der Neuzeit und noch heute südliche landschaftliche und überlandschaftliche Formen an sich und gibt sie an die niederrheinische Ebene weiter; aber auch sein eigenes bodenständiges Sprachmaterial preßt es an die Grenze seiner landschaftlichen Einflußsphäre hinaus. Wie ein bald enger und straffer, bald faltiger und bauschiger sitzendes Kleid legen sich die sprachlichen Linienbündel um den Kölner Landschaftsrahmen. Es ist eine lockende Aufgabe, die Nähte aufzu trennen und überhaupt das vielfach verschlungene Gewebe der rheinischen Sprachlandschaft aufzuknüpfen. Eine Beschreibung der landschaftlich gegeneinanderstehenden Sprachformen geht damit Hand in Hand. Dabei sei Köln als Beobachtungs- und Ausschaupunkt gewählt; aus der rheinischen Metropole mag der Blick zuerst gegen Norden, dann gegen Süden schweifen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der Nordbogen um Köln. — Seine allmähliche zentrifugal-konzentrische Ausformung; der Spitzwinkel gegen Kleve. — Pronominalgeschicke als Musterfälle. — Die historischen und zeitlichen Gegensätze, die sie umschließen. — Niederdeutsch/hochdeutsche, ingwäonisch/deutsche, niederfränkisch/deutsche Linien. — Verdrängung der ingwäonischen, niederdeutschen und niederfränkischen Grundgebilde gegen Norden. — Eindringen hoch- und süddeutscher Typen rheinabwärts und rheinseitwärts. — Spuren der alten Grundstruktur und des Kampfes: Restlinien, Restformen, Kompromisse, analogische Neuschöpfungen im Gefolge der Sprachmischung.

In dem niederfränkisch-mittelfränkischen Übergangsgebiet oder dem pronominalen *ch*-Bogen ist heute eine Fülle von Gegensätzen vereint, die ganz verschiedenen sprachlichen Zeitaltern angehören und ehedem an ganz anderen Stellen gegeneinanderstanden. Ein großer Teil von ihnen hat jedenfalls in nächst zurückliegender Zeit, noch im Ausgang des Mittelalters, an der Benrather Lautverschiebungslinie oder in ihrer Zone, in noch früherer Zeit, um und vor 1000, an oder zumindest in der Zone einer der großen südlichen Scheidelinien gelegen, die im Lautverschiebungsfächer nachklingen. Sie haben im Nordbogen um Köln alle das gleiche Geschick wie *ik/ich* erlebt. Die Geschichte anderer Pronomina ist typisch für das Gesamtbündel. Im Anschluß an das Anglofriesische hat das Niederfränkische statt der hochdeutsch-ripuarischen Doppelheit *mir mer, mich mech* Einheitskasus, von Leuven bis Wesel in den auf altes *mi* zurückgehenden Formen *moe, mei, mej,* die sich im nordwestfälischen *mi* fortsetzen, von Sint-Truyen bis Elberfeld-Barmen in der Form *mich, mech* oder *mek* (aus *mech* nach *ek*). Der Einheitskasus *mich, mech, mek* erfüllt das ganze Übergangsgebiet und anschließende Grenzstreifen, ja er gilt auch noch im linksrheinischen Ripuarien im Anschluß an die Strecke Eupen-Neuß bis einschließlich der lautverschiebenden Orte Kornelimünster, Stolberg, Eschweiler, Adenhoven, Jülich, Linnich, Aachen, Burtscheid, Grevenbroich. *mich* ist eben in das Gebiet von altem *mi* eingedrungen, dessen Gesamtfunktion es übernahm. Die alte Scheide zwischen *mi* und *mir, mich* lag westlich des Rheins zumindest einmal vor den *mir, mich*-Orten Montjoie-Düren, Bergheim a. d. Erft, südlich der normalen Lautverschiebungslinie. Östlich des Rheins hat *mir, mich* sich schon in die verschiebungslosen Orte Merscheid, Höhscheid, Dorp, Remscheid eingefressen, und Südwestfalen zwischen dem Rothaar und Arnsberg hat nach südlichem Doppelprinzip *mi, mei* für den Dativ und *mik, mek* (nach *ik, ek*) für den Akkusativ aus altem Einheits-*mi* differenziert. Vom Rothaar bis zum Hohen Venn leuchtet also aus jüngerer Überschichtung deutlich die ältere Lagerung hervor. Ähnliches gilt hier für „ihm, ihn", „dir, dich", „euch Dat. Akk.", nur werden in diesen Fällen die Bewegungen der charakteristischen Grundformen zugleich von andern Erscheinungen gekreuzt. *öm,* Nebenform *em,* erscheint, anschließend an niederländisches *hem,* limburgisches *höm* für „ihm, ihn", im ganzen in dem *mi mech* „mir, mich"-Gebiet; es ist offenbar nach dem Einheitskasus-

Digitized by Google

prinzip seit mittelalterlicher Zeit gebildet unter Preisgabe des Akkusativs. Die ripuarische Doppelheit *em*, *en* strebt aber überall in den Rand des *mech mek* „mir, mich"-Gebietes hinein, aus der jung gewonnenen Einheit älteste Gegensätze von neuem differenzierend. Das verdumpfte *ŏ* in (*h*)*ŏm*, das von Limburg über Kleve-Krefeld gen Münster zieht, muß dabei zugleich vor hellem *em* weichen. Ältester *h*-Anlaut ist längst auf den zerrissenen *hem*, *höm*-Strich an der belgisch-holländischen Grenze zurückgeworfen, der Eupen, Aachen, Gangelt, Waldfeucht ein- und an das limburgische *h*-Gebiet anschließt. Südwestfalen hat parallel *mi* (*mei*), *mik* (*mek*) die Doppelheit *iäme*, *iäne*. „dir, dich" stimmt mit *dei*, *dej* (Wesel), *di* (Nordwestfalen), *dich*, *dech*, *dek* (Maastricht bis Elberfeld-Barmen), *dir*, *dich* (Ripuarien), *di dei*, *dik dek* (Südwestfalen) zu „mir, mich", wird aber am Niederrhein von Xanten bis Kleve und anschließend im Limburgischen links der Maas, insgesamt also von Sint-Truyen bis Kleve, von dem für Singular und Plural funktionierende *uch*, *ow* „euch", dem Einheitsnumerus der 2. Person, abgelöst, wodurch das alte *dei*, *dej* links und rechts des Rheins um Rheinberg-Wesel auf schmalen Fleck zusammengedrängt erscheint. *uch* und *üch*, *öch* „euch" sind die Formen Ripuariens und des Übergangsgebietes innerhalb und südlich der *ik*/*ich*-Linie, die gegen Norden von Leuven bis vor die Tore von Münster von *aalen* (Erweiterung mit *lieden* „Leute"), *ow*, *u*, d. i. von fortentwickeltem oder originellem, um Koesfeld-Dülmen erhaltenem *u* begrenzt wird. Südlich von Dülmen zieht über Dortmund, Lüdenscheid, Meinertshagen der pluralisch funktionierende Dual *ink* „euch" gegen Gummersbach und die geeinte Ürdinger - Benrather Linie. Am Rothaar, um Attendorn, stößt *ink* auf *au* Dativ, *auk* Akkusativ, die nach den südwestfälischen Paaren *mi* (*mei*), *mik*, *di* (*dei*), *dik* aus *au*, *u* differenziert sind. Bis auf die *ink*-Unterbrechung spannt sich also *u* mit seinen Fortentwicklungen um den *uch*, *üch*, *öch*-Bogen. Dieser Bogen ist gleich dem *ich*-Bogen jung. *üch*, *öch* ist erobernd über die Benrather Linie vorgedrungen. Das zwischen Maas und Brabant um das Zentrum Hasselt gelegene *uch* ist Zeuge der Eroberungstätigkeit: es ist Kompromiß zwischen *u* und *üch*, *öch*, gleichwie der von Werden über Elberfeld-Barmen gegen Remscheid gestreckte *önk* „euch"-Streifen rittlings *ek*/*ech* ein Kompromiß zwischen bodenständigem *enk*, *ink* und vorrückendem *öch* darstellt.

Entsprechende, nur schwerer entwirrbare Verschiebungen zeigen die Nominative „wir", „ihr", „er", „wer", „der". Die Linie der *r*-losen Formen südwestfälisch *fi*, *fei*, nordwestfälisch *wi*, klevisch *wej*, brabantisch *waej*, *woa*, *woalen*, alle aus ältestem *wi* „wir" entwickelt, gegen die *r*-Formen *fir*, *wir*, *fer*, *för*, *mer* auf deutschem, *väär* auf limburgischem Grenzboden (Maastricht), deren Grundlage deutsches *wir* ist, hebt sich wiederum vom Rothaar am pronominalen *ch*-Bogen gegen die Maas und senkt sich im Maastal. Der Bogenrest um Hasselt ist mit dem Kompromiß *vää* gefüllt, das in Umkehrung des geographisch gleich gelagerten Falles *uch* „euch" eine Form mit westlicher Grundstruktur und östlicher Vokalfüllung darstellt. Die gleichlaufende „ihr"-

Digitized by Google

Grenze wird im westfälisch-rheinischen *ink*, *enk*-Gebiet wieder durch pluralisch funktionierende Duale unterbrochen. Auf *r*-loses südwestfälisches *i* folgen die *g*-losen oder *g*-Formen *it, et, git, get,* auch *göt, gönt* mit Vokal und Nasalierung nach dem Akkusativkompromiß *önk*; an das nordwestfälische *i* schließt sich klevisches *gej*, brabantisches *gaej, goalen* (gleich *woalen* Erweiterung mit *lieden* „Leute") an; alle Formen sind aus *gi* oder *git* entwickelt. Im deutschen pronominalen *ch*-Bogen liegen *iir, eer, üür, ör,* im limburgischen *gäär* (Maastricht) und *gää* (Gebiet von Hasselt ,Anlautsvarianten sind vernachlässigt); diese entsprechen den *väär, vää* „wir", nur daß sie noch deutlicher den Kampf der Grundtypen, des unterliegenden alten *gi* und des erobernden deutschen *ir* reflektieren. Wiederum ist die Benrather Zone vom Rothaar bis Eupen die Ausgangslinie der deutschen Eroberung gewesen. „er" zeigt gleichen Kampf zwischen nördlicher *h*-anlautender, vokalisch auslautender und südlicher vokalisch anlautender, *r*-auslautender Form: westfälisch *he, hei,* klevisch *hej,* brabantisch *oa* (Leuven), *ai, aa* (Antwerpen) nördlich des pronominalen *ch*-Bogens gehen auf alte *he, hi*; das *hää* mit Spielformen zwischen Maas und Wupper vereinigt nördliche Grundstruktur mit offener Vokalqualität aus hochdeutschem *er*, gleichwie auch im limburgisch-ripuarischen *wää* „wer", *dää* „der" ein Kompromiß zwischen niederländisch-klevisch *wie, die* + *wer, der* (so moselfränkisch mit Spielformen) steckt. Das Kompromiß *hää, hä* ist nicht gleich etwa *mich, dich,* „mir mich, dir dich" auf die Übergangs- und Grenzzone gegen Ripuarien beschränkt. Es erfüllt Ripuarien bis auf die Eifelhänge, bis gegen Bonn, und reicht östlich des Rheins auf die Höhen des Westerwaldes; am Rothaar steht die alte Nordform *hei* gegen das nordsüdliche Kompromiß *hää*. Das ist ein Fingerzeig, daß auch der ehedem geeinte Ürdinger-Benrather Bogenstrang seine Geschichte hat. Schon die Einheitskasuszone in Westripuarien wies in diese Richtung.

Dies sind die historischen und zeitlichen Gegensätze und Gesichtspunkte, die wir aus dem Geschick der Pronomina am kölnischen Nordbogen ablesen:

1. *ik/ich* umschließt einen niederdeutsch-hochdeutschen Gegensatz. Die in Oberdeutschland entstandene Verschiebung greift seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends gegen Norden; das letzte Eroberungsstadium erlebt die maas-niederrheinische Ebene an der Peripherie des Kölner Landes im Laufe und um die Wende der zweiten Jahrtausendhälfte, rund um 1500. Der Gegensatz gehört in die Zeit der deutschen Sprachgeschichte.

2. *r*-lose und *r*-auslautende, *ch*- (ursprünglich *k*-) lose und *ch*- (ursprünglich *k*-) auslautende, *h*-lose und *h*-anlautende Pronominalbildung, Einheits- und Doppelkasus im Dativ-Akkusativ offenbaren einen ingwäonisch-deutschen Gegensatz; den nördlichen Grundformen *mi, di, wi, gi, hi he, u, hime* entsprechen im Bereich der ingwäonischen Sprachgruppe angelsächsisch-englische, friesische, sächsisch-niederdeutsche und niederländische Bildungen. Sie lauten in älterer niederländischer Gestalt *mi, di, wi, ghi, hi, u* oder *ju, heme* oder *him*. Die

Digitized by Google

mittelhochdeutschen Gegenformen sind *mich, dich, wir, ir, er, iuch, ime.* Der Gegensatz gehört in die Zeit der westgermanischen Sprach- und Stammesgeschichte.

3. Der Einheitsnumerus *uch, ow* „dir, dich, euch Dat. Akk.", entsprechend natürlich auch *gää, gaej, gej* „du, ihr", *sprenk* „du springst, ihr springt", *komp* „du kommst, ihr kommt", *valt* „du fällst, ihr fallt" (Tongeren), *sit* „sei, seid", *düt* „tu, tut", *got* „geh, geht" (Kleverland) gegen den Doppelnumerus *dich* oder *dir dich* „dir, dich", *öch* (*üch*) „euch Dat. Akk.", *du sprängs ör sprängt, du kömps ör kompt, du välts ör valt, bös sit, don dot, jon jot* hat den deutschen Niederrhein im Anschluß an die Vereinheitlichung ergriffen, die mit dem 13. Jahrhundert im Niederländischen anhebt. Die Scheide Einheitsnumerus gegen Doppelnumerus stellt somit einen niederländischdeutschen oder besser einen niederfränkisch-deutschen Gegensatz dar. Er beherrscht nicht den gesamten kölnischen Nordbogen von Limburg bis zum Rothaar, sondern nur den Halbbogen bis zur westfälischen Grenze, kurz das Stück Maastricht-Kleve. Als niederfränkisch-deutsch kann man bei begrenztem Blick auch den Gegensatz zwischen verdumpftem (*h*)*öm* und hellem (*h*)*em* ansehen; man muß sich nur bewußt bleiben, daß der Wechsel in alter und neuer Zeit auch sonst auf niederländisch-niederdeutschem Boden begegnet (mndl. *heme, home*, mndd. *eme, ome*). Der niederfränkisch-deutsche Gegensatz gehört in die Zeit der spätmittelalterlichen niederfränkischen Sprachgeschichte.

Alle ingwäonisch-deutschen Gegensätze, um mit den ältesten zu beginnen, haben zumindest einmal an der Benrather Linie oder in der Benrather Zone gestanden. *viif* „fünf" mit ingwäonischem Nasalschwund vor Spirans-*f* (ags., afries., asächs. *fif*, nengl. *five*, mndl., nndl. *vijf*) wird heute zwischen Benrather und Ürdinger Linie von *vönef* (got. *fimf*, anord. *fim*(*m*), ahd. *fimf, finf*, nhd. *fünf*) bekämpft. Ab Mörs-Ürdingen stürzt die *viif/vönef*-Linie südwestlich gegen die holländische Grenze, die sie zwischen Gangelt und Geilenkirchen, unmittelbar nördlich *maake/maache* „machen" erreicht. Aber auf kleinen Stücken, bei Erkelenz und Linnich, bleibt sie, mit scharfer südöstlicher Ausbuchtung, an ihrem ehemaligen Lauf, dér Benrather Linie stehen. Ab Gangelt-Geilenkirchen bewegt sie sich in nordsüdlichem Lauf an der Reichsgrenze und trifft südöstlich Heerlen die Lautverschiebungslinie. Mit der Lautverschiebungslinie kommt sie auf deutschen Boden zurück: das verschiebungslose Eupener Gebiet hat *foof*, ein Kompromiß aus *fiif* und dem labialen Vokalelement des vorrückenden *vönef*. Rechtsrheinisch ist *fiif* bis zum Rothaar ganz an die Ürdinger Linie abgedrängt. Aber das Bergische nördlich und zu beiden Seiten der Wupper, um Velbert, Wülfrath, Mettmann, Gräfrath, Elberfeld-Barmen, Merscheid, Höhscheid, Dorp, Remscheid, also im Ostwinkel zwischen den gegeneinanderstrebenden Ürdinger und Benrather Linien, hat *fouf*, ein Kompromiß gleich dem Eupener *foof*, nur mit jüngerer Diphthongierung. Die *foof* am Hohen Venn und an der Wupper, somit an zwei weit voneinanderliegenden Stellen, sind aus gleicher Grundform und aus der

Digitized by Google

gleichen ripuarisch-deutschen Eruptionstätigkeit entstanden, die über die Benrather Linie vorbrach. Zu beiden Seiten des Rheins, vorwärts Düsseldorf, wurde *viif* von *vönef* am stärksten, an der holländischen Grenze, bei Geilenkirchen, weniger weit zurückgedrängt, in der Mitte zwischen den beiden Einbruchsstellen blieb es bis heute an der Benrather Linie stehen. Und an den Flügeln des Eruptionsgebietes liegen die Kompromisse, deren ingwäonische Grundstruktur nicht um Haaresbreite von der Eruptionsbasis gewichen ist. Eine Verbindung der südlichsten ingwäonischen *foof, fiif*-Spitzen vom Hohen Venn über Linnich-Erkelenz nach der Wupper und weiter zum Rothaar gäbe die alte, um Köln gerundete, mit der Lautverschiebung zusammengehende Linie. Die Einfügung des südlichsten *fiif*-Punktes am Rhein, zwischen Mörs und Ürdingen, zieht die ehemalige Rundung linksrheinisch zur Diagonalen aus, was sich auch in anderen Fällen zeigen wird. Im Falle „fünf" hat diese Diagonale einen idealen Anfangs- und Endpunkt: ihr Südwestpunkt steht an der Benrather, ihr Nordostpunkt an der Ürdinger Linie. Darum spiegelt die „fünf"-Linie klarer als jede andere Geschick- und Entwicklungsrichtung des niederfränkisch-mittelfränkischen Stranges wieder. Was bei den Pronomen nur aus Kompromissen und aus der Südzone von *mich* „mir, mich", *dich* „dir, dich" geschlossen werden konnte, offenbaren hier Kompromiß und Linienlauf zugleich in eindeutiger Helle. — „Gans, Gänse" und „uns" zeigen in stark zerstörten, ganz andern geographischen Bildern denselben Nasalschwund vor Spirans-*s*. Vom ndd. *n*-Schwund-Gebiet (westfälisch *goos* Sg., *gööse* Pl., am Rothaar nördliches *gäus* Pl. gegen südliches *gäns* Pl.) streckt sich über Elberfeld-Barmen, Krefeld, Aachen-Eupen, Maastricht eine *n*-lose Zunge gegen Tongeren und an die romanische Sprachgrenze. Das Klever wie das Kölner und Trierer Land haben *n*-Form. Die *n*-losen Formen des Übergangsgebietes sind nicht zu trennen von ags. *gos*, nfries. *guus*, mndd. *gos*. Ein niederländischer Stoß rheinauf- und ein hochdeutscher Stoß rheinabwärts haben alte, weitgestreckte rheinische *n*-lose Gebiete überflutet und zerfressen. Nach der SA-Karte „Gänse" liegen *n*-lose Formen noch heute trümmerhaft in Lothringen sowie nördlich der Siegmündung rechtsrheinisch zwischen Bonn und Köln. *gaas, goos, guus* „Gans" heißt es in Lothringen und in Luxemburg. *n*-Schwund in „uns" (ags., afries., asächs., nengl. *us*) beherrscht das ganze Kölner und Trierer Land und im Anschluß Limburg gegen Nordwesten und den Westerwald, das Siegerland, Westfalen im Osten und Nordosten. *us, uus, os, oos* verteilen sich so, daß Limburg, das Kölner Land und Westfalen Kürze haben, *os* links und *us* rechts vom Rhein, das Trierer Land und der Westerwald aber vorwiegend Länge, *oos* im Nordstreifen von Prüm bis Altenkirchen, *uus* im übrigen Süden. *uus* folgt gegen rheinfränkisch-deutsches *uns* links des Rheins ziemlich genau der *wat/was*-Linie; aber es bleibt rechts des Rheins, aus der Richtung Wiesbaden-Frankfurt von *uns* bekämpft, am Taunus hängen, während *wat/was* den Westerwaldhöhen zustrebt. Ältester Kampf zwischen *ns*- und *s*-Formen in dem von Nordsee, Zuiderzee und Nahe-

Digitized by Google

Main gespannten Rahmen hat in den Niederlanden dem *ns-* (*gans, ons,* aber Westflandern *üs* gegen *ons* in Ostflandern-Brabant; auch Südwestfalen hat *uns*), in den Rheinlanden dem *s*-Typ zur Vorherrschaft verholfen. Rheinaufwärts haben die Niederlande dann *ons* ins Klever Land geführt, rheinabwärts sprengt *uns* die alte Verbindung der *uus* an Mosel und Lahn, zungenhaft *wat/was* überquerend, auf der Strecke Kaub, Koblenz, Neuwied. Die groß- und kleinstädtischen Kulturherde an der Rheinstraße und im Lande führen *ons* oder gar reines *uns* aus dem Kulturdeutschen wieder in die *s*-Gebiete hinein: so Trier, Köln, Bonn, Düsseldorf, Neuß, Aachen (*ons* neben *os*), Ruhrort, zum Teil mit Umgebung, so aber auch Kochem, Karden, Engers, Neuwied, Andernach, Linz, Zons, Siegburg, Düren, Jülich, Mörs. Schwer bleibt es denn auch, das Alter der Formen *gangs gängs* Sg. Pl. (von Aachen bis vor Düren), *ongs* (südlich Düren an der Roer), *ganges gänges* Sg. Pl., *onges, unges* (an der Erftstrecke Bergheim-Neuß um Grevenbroich) zu bestimmen. Sie setzen jedenfalls an den Rändern oder im Innern *n*-loser Gebiete die Formen *gans, ons, uns* voraus, die im Kampf der ndfränk.-rip. Typen *wiin, win, wing, weng* „Wein“, *bruun, brun, brung, brong* entgleist sind. Aber das über zwei Jahrtausende laufende Gesamtspiel zeigt bis heute einen Grundschritt: ein im Anglofriesischen am konsequentesten wirkender Vorgang reicht vereinzelt bis an die Südgrenze der Rheinlande. Im Zusammenfall von *uus/uns* und *wat/was* zeigt sich das Gegeneinanderprallen eines rheinauf- und eines rheinabwärts gerichteten, eines ingwäonischen und eines deutschen Prozesses: des *n*-Ausfalls und der Lautverschiebung. Wir haben den Nordbogen um Köln verlassen und sind von der *ik/ich-* an die *maake/maache-* und weiter an die *wat/was*-Linie heruntergeglitten.

Bei „neun“, „haben“ und „sagen“ spielt sich der Kampf wieder im pronominalen *ch*-Bogen, im Übergangsgebiet ab, dem Ringen *viif/vönef* vergleichbar. *neege, niege, nüege, nüge,* also *g*-Formen, die den ags. *nigon,* afries., asächs. *nigun,* ndl. *negen* entsprechen, fallen gegen rip. *nüng* aus ahd. *niun* „neun“ vom Rhein hart südlich Ürdingen mit *viif/vönef* gegen die holländische Grenze. Die *g*-Linie macht also vor allem in der Gegend Erkelenz-Linnich den charakteristischen Südostsprung gegen die Benrather Linie mit, bleibt dieser sogar auf größerer südwestlicher Strecke treu und entfernt sich auch auf dem weiteren Lauf zur holländischen Grenze nicht so weit von ihr wie *viif/vönef*. Auch hier erscheinen Gangelt und Geilenkirchen als deutsche Grenzorte. Gleich der „fünf“- läuft auch die „neun“-Linie in nordsüdlicher Richtung der Reichsgrenze entlang. Aber die Linie kehrt weiter südlich, in charakteristischem Gegensatz zu „fünf“, nicht mehr auf deutschen Boden zurück: der lautverschiebungslose *foof*-Ort Eupen hat deutsches *nüün,* die regelrechte Fortsetzung von ahd. *niun* und die unmittelbare Grundlage von rip. *nüng*. Die ehemalige Reichsgrenze ist in diesem Falle zugleich Sprachscheide. *nüege* und *nüge* sind aus *niege* + *nüün* oder *nüng* gebildete Kompromißformen, die das Gebiet zu beiden Seiten der Roer um Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg füllen; *nüge* ist die un-

Digitized by Google

mittelbare Rand- oder Schwellenform gegen *nüng*. Sichtbar drängt die ripuarisch-deutsche Form also auch um und nördlich Gangelt an die Reichsgrenze, ja das Kompromiß *nüege* greift sogar auf holländisch-belgischen Boden hinüber, südlich Roermond bis an und über die Maas. Östlich des Rheins ist *nüng* bis auf ein kleines Gebiet um Velbert, Neviges an die Ürdinger Linie herangedrungen und fällt mit ihr gegen *negen* und *niegen* an das Rothaargebirge heran. Nicht kampflos: denn Wülfrath, Mettmann, Gräfrath, Merscheid, Höhscheid, Dorp, das Zentralstück des als Kompromiß erkannten *fouf*-Gebietes und gleich diesem auf der Wupper und der Benrather Linie aufgebaut, hat *nün*, ein Kompromiß aus ripuarischem *nüng* und deutschem *nüün*, das sich vereinsamt und unberührt einmal in Eupen, am Hohen Venn, und dann noch südlich Olpe, am Rothaar, gehalten hat. Ist der ingwäonische Typ zuvörderst einmal von deutschem *nüün* verdrängt worden, so erscheint er später und heute von der ripuarischen Fortentwicklung *nüng* bedroht. Der nur noch resthaft erkennbare ingwäonisch-deutsche Gegensatz wird durch den ingwäonisch-ripuarischen abgelöst. — „haben" und „sagen" zeigen engverbundenes Geschick wie „fünf" und „neun". Die Gegensätze *hebben* und *haben* (ags. *habban*, afries. *habba, hebba*, asächs. *hebbian*, ndl. *hebben* gegen deutsch *haben*), *seggen* und *sagen* (ags. *secgean*, afries. *sedsa*, asächs. *seggian* gegen deutsch *sagen*) scheiden sich rechtsrheinisch vom Rothaar bis Ürdingen wiederum an oder im Feld der Ürdinger Linie. Südwestfälisches *hewwen*, das bis an die Rheinstrecke Duisburg-Wesel reicht, und *hän* im Grenzstreifen Gummersbach, Neustadt, Drolshagen, Olpe, Rothaar steht gegen rip. *han* und *haven*, wobei *hän* sich deutlich als Kompromiß zwischen *hewwen* und *han* erweist; ähnlich *seggen* (Elberfeld-Barmen *seien*, Südwestfalen *sien*) mit spirantischem Reibelaut *-gg-* gegen rip. *sage(n)*, nur daß *sägen*- und *sän*-Formen resthaft noch bis an die Sieg östlich Bonn und ins Siegerland um Siegen hinabreichen, von *san, son* und *sa, so* umkränzt. Linksrheinisch kämpft *sage* gegen *segge* (mit Verschluß-*gg*-, das gegen westfälisch-klevisch-niederländisches Spirans-*gg* im Grenzstreifen Krefeld, Dülken, Roermond, Maastricht, Tongeren herrscht). Von der Schwellenform *säägge* begleitet, fällt die Linie ab Ürdingen südwestlich gegen die holländische Grenze bei Roermond, zieht dann ein Stück an der holländischen Grenze dahin und schlägt schließlich den Nordwestzipfel des Regierungsbezirkes Aachen mit den Orten Gangelt und Waldfeucht zum limburgisch-niederländischen *segge*-Gebiet; Gangelt und Geilenkirchen liegen also auch hier als Grenzorte gegeneinander. Ab dieser Stelle erreicht die Linie das niederländische Gebiet und teilt das Ostlimburgische um Heerlen und südlimburgische Striche südöstlich Maastricht dem deutschen *sage*-Gebiet zu. Die Sprachgrenze läuft in diesem Falle somit durch die germanischen Striche im Nordosten der belgischen Provinz Lüttich, die dieselbe deutsche Sprachform wie Aachen und Eupen (*saje* und *sane*) beherbergen. Ganz ähnlich entwickeln sich die Gegensätze bei „haben". *han* und *haan* (die Vorstufe *have(n)* liegt resthaft und vereinsamt in der Gegend Erkelenz-

Digitized by Google

Dahlen) kämpfen gegen *hebbe(n)*, *höbbe(n)*, wobei die zweite, gerundete Form um Mörs und um Gangelt, dann auch beiderseits der Maas in Belgisch- und Holländisch-Limburg zu finden ist. Stärker als die Nachkommen von ahd. *finf*, *niun*, *sagen* haben die von *haben* gegen Niederfranken gebrochen. Bei sonst ziemlich gleichem Lauf der Linien „sagen“ und „haben“ ist z. B. das *segge*-Gebiet im Nordwestzipfel des Regierungsbezirkes Aachen von *haan* überflutet, um Waldfeucht und Gangelt konkurrieren *haan* und *höbbe*. Zwischen *segge/sage* und der Ürdinger Linie hebt sich an der *han*-Grenze, um Dülken-Viersen, aus dem *hebbe*-Gebiet ein schon eingangs erwähnter Grenzfleck *habbe* heraus, der gleich dem *hän*-Gebiet am Rothaar aus dem Kampf zwischen Nord- und Südform geboren ist. Nur wurde bei *hän* die Struktur des Südens mit dem Vokal des Nordens, bei *habbe* aber die Struktur des Nordens mit dem Vokal des Südens gefüllt, wie denn im *habbe*-Gebiet spurenhaft noch alte *hebbe*-Formen geblieben sind. In seiner Bildung ist *habbe* somit unmittelbar dem südwestlich benachbarten *nüege*, *nüge* und dann überhaupt den Kompromissen am gesamten Grenzbogen von den Ardennen und der Maas bis zur Wupper vergleichbar, also auch den *foof*, *fouf* = *fiif* + *fönef* „fünf“, *nün* = *nüün* + *nüng* „neun“, *önk* = *enk* + *öch* „euch“, und endlich den *vää* „wir“, *gää*, *gäär* „ihr“, *hää* „er“; *uch* aber stellt sich auf die Seite von *hän*. Gleich *nüege* zeigt *habbe* den Drang der südlichen Formen an die Reichsgrenze; ein Unterschied liegt darin, daß *habbe* nicht auf außerdeutschen Boden übergreift. Die Linie, die das unberührte *hebbe* im Osten begrenzt, schneidet, ungefähr wie die Reichsgrenze, das linksrheinische Übergangsgebiet vertikal in zwei Teile. Diese Vertikale hat sich aus der Diagonale emporgereckt, die *sage* und das reine *haan*, *han* in dem Viereck Rhein, Ürdinger Linie, romanische Sprachgrenze, Benrather Linie nach Norden abschließt. *habbe* umfaßt dann das Gebiet zwischen der älteren Diagonale und der jüngeren Vertikale, und die Diagonale ist ihrerseits wieder junger Trieb aus einer um Köln schweifenden konzentrischen Linie, der Benrather Linie.

Formen vom Typ *hebben* beherrschen für „du hast, er hat“ das ganze Kölner Land und über die *dörp*, *dorp/dorf*-Linie hinaus das Siegerland, den nördlichen Westerwald und die Nordeifel bis Hilchenbach, Siegen, Hachenburg, Vallendar (Rhein), Neuwied, Laacher See, Adenau, Blankenheim einschließlich. Nordwestfälisch *hes(t)*, *hät hef*, südwestfälisch *hiäs(t)*, *hiät*, siegerländisch *häst*, *hät*, kölnisch *häs*, *hät* bedecken eine geschlossene Fläche gegen moselfränkisch *has(t) hos(t)*, *hat hot*, rheinfränkisch *hasch(t) hosch(t)*, *hat hot*. Aber gleichwie um M.Gladbach, Odenkirchen, Grevenbroich eine *has*, *hat*-Enklave liegt und *has*, *hat* im westripuarischen Randstreifen Geilenkirchen, Heerlen (Ostlimburg), Gulpen (Südlimburg), Aachen, Eupen, Montjoie, St. Vith, Prüm über die Schneeeifel dem Süden verbunden erscheint, so liegt knapp östlich vom lothringischen *geis* „Gänse“ beiderseits der unteren Saar von Merzig bis Saarburg *häs häscht*, *hät*. Für „du sagst, er sagt“ aber kennen die ganzen Rheinlande bis ins Rheinfränkische nur die umgelauteten Formen des Typs *sääs*, *säät*, die erst in Lothringen, Pfalz

Digitized by Google

und Nassau von *saas, saat* abgelöst werden. *hän* „haben"-Formen liegen in Enklaven an der mittleren Erft um Bergheim, an der Sieg östlich Blankenberg im Südzipfel des *sägen*-Gebietes, auf dem Maifeld zwischen Adenau, Mayen und dem Laacher See, an der Mosel hart westlich und südlich Bernkastel. Das Part. „gesagt" lautet im Moselfränkischen, ziemlich genau südlich *dorp/dorf, gesoot, gesaat,* die aus *gesaget* zu deutsch *sagen* entwickelt sind. Aber die rip. *gesäät, gesaat, geseit, gesaut,* die sich auf deutschem Boden bis an die Ürdinger Linie heranpressen, sind als Formen mit *ch*-Vokalisierung vor *t* zu westfälisch *sacht,* mörs-geldern-limburgisch *gesach(t), gesaoch(t), gesaach* zu stellen; sie sind Entwicklungen aus einem umlaut- und mittelvokallosen Part. *gesacht* zu *seggen,* gleichwie niederländisch-klevisch *geseid, geseit* auf mittelvokallosem *gesegd* zu *seggen* beruht. Das Präteritum, soweit es nicht der Umschreibung mit „haben" und Partizipium gewichen ist, zeigt, ohne Vorsilbe *ge-,* gleiche Formen, nur daß das ganze Klever Land *seej, saij* gleich niederländisch *zei* aus *segde* hat. So vollführen denn auf rheinischem Boden Norden und Süden wie bei „Gans" und „uns" ihr Gegenspiel. In dem einen Falle des Part. „gesagt", im alten Gegensatz *gesacht/gesaget* an der *dorp/dorf*-Linie, finden wir das Gegen- und Mittelstück zum Zusammenfall von *uus/uns* und *wat/was*: wir sind diesmal vom *ik/ich*-Bogen über *maake/maache* nur bis zur Eifelhorizontale heruntergeglitten. Die geographisch verschiedene Verteilung der Stämme ahd. *uns-, iuw-* und ahd. *unser-, iuwer-,* also der Possessiva „unser", „euer", umrahmt das mittelfränkische Kampffeld. Die kürzere, *er*-lose Form ist den fränkischen Dialekten eigentümlich; sie vergleicht sich asächs. *usa, iuwa,* afries. *use, iuwe,* mndl. *onse, uwe,* nndl. *onze, uw,* aber ags. *user ure, iower,* nengl. *our, your* mit *r*-Bildung wie im Süddeutschen. Heute bekämpft linksrheinisch der hd. Typ *unser kind* den mfränk. Typ *us kind* (Varianten gemäß den Entsprechungen von „uns") an der *uus/uns* und *wat/was*-Grenze, und auch an den Taunushängen bleibt der geographische Gleichschritt mit *uus/uns.* Der hd. Typ *ür, ör kengk* (rip., Varianten *euer, eier, ur, auer*) aber strebt gegen brabantisch-klevisch-westfälisches *aalen, ow, u, enk, ink kind* analog den „euch"-Entsprechungen an und über die Ürdinger Linie (Kompromiß *uur, ur* um Hasselt); er fällt aber kurz vor dem Rothaar in scharfem Südlauf gegen die Lahn und den Taunus; die Lahn schneidet er knapp oberhalb Weilburg. Auf dem östlichen Westerwald bei Dillenburg stehen *ois, au haus* „unser, euer Haus" noch nebeneinander. Die mfränk. Differenz, etwa rip. *os, ür huus,* ist ein junges Kind der Rheinstraße, die für „euer" den *r*-Typ nach Norden führte. Der „euer"-Typ füllt die Fächerspannung zwischen *ik/ich* und *wat/was*; der Nordbogen um Köln ist an *uus/uns, uus/unser,* an den Südrand der Provinz zu senken, wenn man ein älteres sprachgeographisches Bild rekonstruieren will.

So sind denn die alten ingwäonischen *h*-Formen des geschlechtigen Pronomens der 3. Person, die schon bei Gelegenheit von „er, ihm, ihn" berührt wurden, von der Rheinstraße an die Reichsgrenze geworfen.

Digitized by Google

Das ripuarische *hää* setzt sich an der Basis Montjoie, Schleiden, Blankenheim in einem rittlings zu Mosel und Saar gruppierten *hen*-Gebiet fort, das von St. Vith-Prüm über Trier gegen Lothringen greift und etwa an der Linie Daun, Wittlich, Merzig vom hd. *er* bekämpft wird. In dem gleichen Grenzgebiet und zugleich in dem erwähnten *hem, höm*-Streifen Waldfeucht, Aachen, Eupen zerbröckeln allmählich die lothringisch-trierischen *him* „ihm", *hen* „ihn", *hier* (ags., afries. *hire*, nengl. *her*, ndl. *haar, heur*) „ihr", *hine*(*n*) (ags., afries. *him*, ndl. *hun, hen*) „ihnen" und die entsprechenden *höm hem, hör, hön henne hönne honne* des Aachener Landes, die bis heute die schmale Brücke von Lothringen zu den Niederlanden und zum Anglofriesischen schlagen. Neben den andringenden *h*-losen Formen *em, en, ir, en*(*ne*) *ön*(*ne*) hochdeutscher Bildung wütet natürlich auch die Satzinnenstellung der Dative und Akkusative gegen den *h*-Anlaut; weshalb der Nominativ der Satzspitze das *h*- auf größtem Areal behauptete.

Übereinstimmend mit dem heutigen Zustand im Anglofriesischen und in den seewärts liegenden niederländischen Mundarten hat Niederdeutschland und Rheinland von Hause kein besonderes Reflexivpronomen für das geschlechtige Pronomen der 3. Person: *zich* der ndl. Kultursprache stammt aus dem Hochdeutschen, ndd. *sik* ist aus hd. *sich* geformt. Tongeren in Belgisch-Limburg z. B. braucht *höm, hör, hön* schlechtweg, oder, unter besonderem Ton, mit *zelef* „selb" oder *eiges* „eigens" verbunden, Bildungen von der Art des nengl. *himself, herself, themselves. sich* holte im Rheingebiet und rittlings der Rheinstraße im Gleichschritt mit den übrigen Pronomen gen Norden aus; im Maastal blieb es hinter dem *ch*-Bogen zurück, übersprang ihn aber dafür im Rheintal mit spitzem Winkel, dessen Scheitel bei Kleve liegt und dessen Halbierende die Rheinstraße bleibt. An Stellen, wo *mir, mich* gegen den Einheitskasus *mi* oder *mich* und zugleich *sich* gegen bodenständiges Personalpronomen in Reflexivfunktion kämpfen oder gekämpft haben, begegnen Neubildungen aus *sich* wie *si* Dat. Akk., *si* Dat. *sik* Akk., *ser* Dat. *sech* Akk. Sie liegen naturgemäß an den Flügeln des Kampffeldes, abseits der Rheinstraße, *si* südöstlich von Antwerpen, *si sik* in Südwestfalen, *mi mik, di dik, au auk* vergleichbar, *ser sech* in bedeutsamem Parallelismus zugleich westlich und östlich von Köln, zwischen Düren-Montjoie und um Siegen, in beiden Fällen in Grenzstrichen des heutigen *mir, mich*-Gebietes. Die alte Sprachwissenschaft hat in *si, ser* Reste von goto-nordischem *sis, ser* gesehen!

Die Frage nach Ausbreitung und Zertrümmerung der Ingwäonika, die sich immer wieder vordrängen will, muß zunächst im Hintergrund bleiben. Ihr letztes Schicksal, ihre allmähliche Verschiebung aus dem Benrather an den Ürdinger Saum, ja die Neigung der deutschen Gegenformen zum Spitzenmarsch rheinabwärts, ist sicher erkannt. Die deutschen Gegenformen aber marschieren an der Seite hochdeutscher Neubildungen, die gen Niederdeutschland ziehen. Marschgefährte von *ech* gegen *ek* „ich" am pronominalen *ch*-Bogen ist vor allem der breite

Digitized by Google

Zischlaut *sch* des Hochdeutschen, und zwar ohne Rücksicht auf seine Stellung und Entstehung im Wortkörper. In die getrennte wortanlautende *s-ch*-Aussprache des Niederländers und Westfalen (*s* + *ch*, in Westfalen auch noch ältestes *sk* oder breiter Zischlaut + *ch*, also *sch-ch)* ist das einheitliche hd. *sch* mit spitzem rheinisch-deutschem Winkel hineingetrieben, der sich dem *sich*-Winkel vergleicht. Nördlich Kleve, kaum mehr auf deutschem Boden, heißt es *s-choop* „Schaf", *s-chepe* „schöpfen", *s-chaame* „schämen", *s-chuuve* „schieben", *s-chuer* „Schauer" mit dem gleichen *s-ch* von Orten weit südlicherer geographischer Breite, von Hasselt in Belgisch-Limburg, von Soest in Westfalen. Aus der Klever Gegend stürzen die Winkelschenkel um die winkelhalbierende Rheinstraße die Maas hinab an die romanische Sprachgrenze und die rheinisch-westfälische Grenze hinab an das Rothaargebirge. Orte wie Maastricht und Olpe an den Schenkelenden stimmen noch zum Hochdeutschen. Die teilweise Erhöhung und das teilweise Zurückbleiben gegenüber der *ik/ich*-Linie verhindert nicht stückweisen Zusammenfall in Holländisch-Limburg und am Rothaar: ein Zeichen, daß der gleiche hochdeutsche Stoß die getrennten Erscheinungen emporgetrieben hat. So heißt es nördlich Kleve auch *springe* „springen", *steeke* „stechen", *sloon* „schlagen", *smal* „schmal", *snuuve* „schnauben", *swat* „schwarz" mit *s*-Anlaut vor *p, t, l, m, n, w*. *s-/sch-* stürzt mit gleicher Winkelbildung, nur senkt sich die Linie, nach gleichem holländisch-limburgischem Marschstück mit *s-ch-/sch-*, im Westen spitzer, Maastricht diesmal der niederländischen Gewohnheit zuweisend, im Osten stumpfer, so daß auch das Westfälische östlich Olpe an der hochdeutschen *sch*-Aussprache teilhat. Entwicklung von *s* zu *sch* nach *r* wie in hochdeutschen Mundarten und in kulturdeutsch „Kirsche" (mhd. *kerse*, lat. *cerasum*) ist geographisch schwächer entwickelt; *sch* bleibt im Westen an der Reichsgrenze hängen. Maastricht und das Übergangsgebiet stehen in folgenden Paaren gegeneinander: *boors, boorsch* „Brust", *böörstel, büerschel* „Bürste", *doors, duersch* „Durst", *geers, geersch* „Gerste" *keers, kiersch* „Kirsche", *koors, koersch* „Kruste", *wöörs, wuersch* „Wurst". Im übrigen ist *ik/ich* bis zum Rothaar die Haltelinie des Nordmarsches, von starken Bruchstellen unmittelbar links und rechts des Rheins, um Geldern, Mörs, Duisburg, Ruhrort und dann wieder auf der Linie Elberfeld-Barmen, Gummersbach abgesehen. Deutlich hebt sich dasselbe ripuarisch-niederfränkische Einsturzgebiet heraus, das wir auch bei den Pronomen und den Ingwäonismen beobachtet haben. Die nördlichen Pronominalformen, die Ingwäonismen, die unverschobenen *p, t, k* und auch die *s*-Laute erscheinen im Gefolge derselben Südnorderuption in eine Bogenlinie gedrängt, deren Basis etwa die Horizontale Maastricht (Eupen), Köln, Rothaargebirge ist; in einigen Fällen hat die Rheinstraße aus der Bogenlinie gar noch einen spitzen Winkel gegen Kleve herausgetrieben, dessen Schenkel als ihre Tangenten erscheinen.

Bei den ingwäonisch-deutschen und den niederdeutsch-hochdeutschen Gegensätzen erschienen niederländische, klevische und westfälische Gebiete als sprachliche Einheit. Eine Fahrt von Leuven nach Nijmegen

Digitized by Google

maasabwärts, um die Nordecke der Rheinprovinz, und dann wieder südwärts über Dortmund zum Rothaar vermag gleichstimmende sprachliche Erscheinungen abzulaufen. Als die nordwärts strebende Rheinkerbe noch nicht geschlagen war, konnte man, das Kölner Land querend, in der Horizontale fahren. In dieser Zeit, sagen wir einmal in den nächsten Jahrhunderten vor und nach dem Jahre 1000, gab der Norden rheinaufwärts dem Süden. Süd- und südostwärts kamen all die Erscheinungen, die die besondere Eigenart des Kleverlandes und zum Teil auch der Nachbarstrecken, vor allem des Gelderner und Mörser Landes, ausmachen. Sie verketten das Gebiet eng mit der Sprache der Niederlande und scheiden es vom Süden und Osten, vom Kölner und Westfalenland. Zu diesen niederfränkischen Eigenheiten gehören außer dem als Typ vorweggenommenen Einheitsnumerus vor allem charakteristische Fälle der Lautgeschichte. Übereinstimmend mit den *i*, *u*-Lauten der niederländischen und auch mit den *i*, *u*, *ü*-Lauten der deutschen Kultursprache spricht das Klever Land *ii*, *uu*, *üü*, wo wir im Kölnischen älteste *ee*, *oo*, *öö*, im Westfälischen diphthongische *ei*, *au*, *äu* vernehmen. Es stehen also gegeneinander die Paare *schiite*, *scheese*, „schießen", *briif*, *breef* „Brief", *diip*, *deef* „tief", *bluut*, *bloot* „Blut", *muut*, *moot* „Mut", *vuut*, *voos* „Fuß", *vüüt*, *vöös* „Füße", *küül*, *kööl* „kühl". Die Scheide liegt am pronominalen *ch*-Bogen. Ab Ürdingen geht sie linksrheinisch horizontal gegen die Maas und fällt dann im Südlauf an die romanische Sprachgrenze, der *s-choop/schoop* „Schaf"-Linie vergleichbar und gleich dieser Maastricht der kölnischen Gewohnheit zuweisend. Rechtsrheinisch erscheinen die *ee*, *oo*, *öö* mit hartem Südfall gegen die Wupperbasis und die Benrather Linie nur im Düsseldorfer Gebiet. Ab der Vereinigungsstrecke von Benrather und Ürdinger Linie streben die kölnischen und westfälischen Formen zum Rothaar gegeneinander. Statt des kölnisch-hochdeutschen *sch* und des ältesten westfälischen *sk* (auch *schk*) im In- und Auslaut erscheint *s*, das allerdings auch in westfälische Grenzstriche hineinspielt; man vergleiche *bos* „Busch", *des* „Tisch", *fläs* „Flasche", *tösen* „zwischen", *mens* „Mensch" mit westfälischen Typen wie *busk* „Busch", *lesken* „löschen". Die Grenze hebt sich, am ehesten *sloope/schloope* „schlafen" vergleichbar, aus dem Maastal bei Maastricht, das *s* spricht, über Venlo, Geldern gegen Dorsten und Stadtlohn in Westfalen. Zwischenvokalisches *d* schwindet in weiten niederdeutschen Strichen. Das Klever Land und Ripuarien haben daran breiten Anteil gehabt, *faam* „Faden", *feer* „Feder", *kiel* „Kittel", *büül* „Beutel" heißt es in der nördlichen Rheinprovinz. In einem Wort wie „Kleider" reicht das niederfränkische *d*-lose Gebiet (*kleer*, *kleier*, *klier*) über die Benrather Linie weit in Westripuarien hinein und schlägt Orte wie Montjoie, Eupen, Aachen, Jülich, Grevenbroich zum Norden. Das ripuarische *d*-lose Gebiet vergleicht sich dem ripuarischen *mich* „mir, mich"-Gebiet. Ebenso reicht östlich des Rheins das westfälische *d*-lose Gebiet über die Benrather Linie bis an die Sieg. Die *d*-Formen beherrschen umgekehrt das Übergangsgebiet östlich des Rheins. Im ganzen zieht somit die *d*-Linie (*kleeder*,

Digitized by Google

kleider, klieder) aus der Gegend Montjoie in strengem Nordostlauf gegen Neuß, von Neuß bis Duisburg den Rhein hinunter, ab Duisburg längs der *ik/ich*-Linie gegen die westfälische Grenze, die westfälische Grenze entlang an die Lautverschiebungslinie, mit der sie bei Wipperfürth-Gummersbach zusammengeht; dann biegt sie gegen die Sieg südlich ab und wendet sich dem Rothaargebirge zu, wo *d* teilweise durch *r* abgelöst wird (*kleerer*). Der Spitzwinkel rheinabwärts ist jung. *d* wird nach vorhergehendem Schwund aus der Richtung Köln neu gegen Norden geführt. Im Klever Land nun steht in anderen Wörtern gegenüber südlichem *d*-Schwund in- und auslautendes *j*: *lääj* „Lade", *lüüj* „Leute", *baojem* „Boden", *raoje* „raten", *leeje* „leiten". Im belgisch-holländischen Maastal ist die *j*-Linie vielfach gestaffelt; Straelen, Geldern, Rheinberg, Ruhrort, Dinslaken, Wesel, Isselburg erscheinen als deutsche Saumorte des *j*-Gebietes. Altes langes *u* in einem Falle wie mhd. *hus* „Haus" erscheint als langes oder kurzes *ü* in Übereinstimmung mit der *ü*-Grundlage von nndl. *huis* (mit *eu*-Diphthong) und im Anschluß an den *ü*-Laut eines friesisch-niederländischen Komplexes, der von den nordfriesischen Inseln längs der Küste über das Zuiderzee-Maas-Rhein-Scheldegebiet nach Französisch-Flandern hinuntergreift. Dies sind Beispiele des nordsüdlichen Gegensatzes: *hüs, huus* „Haus", *krüt, kruut* „Kraut", *üt, uut* „aus", *rüke, ruuke* „riechen", *brün, bruun* „braun", *düüre, duure* „dauern". Alte lange *ii, uu, üü* werden vor stimmlosen Konsonanten und vor *l, m, n* gekürzt wie in benachbarten niederländischen Grenzstrichen. Die Erscheinung läßt sich schon aus den *ü, üü/uu*-Beispielen erkennen, die unter diese Regel fallen. Andere Beispiele des Gegensatzes zwischen Norden und Süden sind diese: *lim, liim* „Leim", *win, wiin* „Wein", *ful, fuul* „faul", *is, iis* „Eis", *rik, riik* „reich", *hut, huut* „Haut", *bite, biite* „beißen", *küme, küüme* „keuchen", *line, liine* „Leinen".

Für keinen Typ der niederfränkisch-deutschen Gegensätze läßt sich im ganzen Bereich der Grenzentwicklung eine feste Linie ziehen, und rest- und enklavenhaft liegen die Einzelfälle südlich der Zonen, in denen die Typen verlaufen. Kompromißgebilde folgen alten oder heutigen Kampfsäumen. *i, u, ü* liegen westlich des Rothaargebirges und in einzelnen Wörtern an der Rheinstraße und anderen Stellen des Übergangsgebietes (*kuu, küü* „Kuh, Kühe", *müch* „müde", *früü, früch* „früh", *hüje* „hüten" in der Krefelder Zone). In den Übergangsorten schillern die Klangfarben zwischen *ii, uu, üü* und *ee, oo, öö,* vielfach unfaßbar. In Übergangszonen erscheinen diphthongische Gebilde, so *ei, ou, öu*-Laute um Krefeld-Ürdingen, so *ie, ue, üe*-Laute im Bergischen *fouf* „fünf", *nün* „neun"-Gebiet; und man fragt sich, ob sie, wie die vereinzelten Fälle mehr zentraler Lage, als Diphthongierungen oder als Ausgleiche zwischen ringenden nordsüdlichen Gegensätzen zu fassen sind. Das kölnisch-hochdeutsche *sch* des In- und Auslauts drängt, von der Kultursprache geschoben, auf deutschem Boden rücksichtslos über Mörs-Geldern gegen Norden, ohne aber die *schoop* „Schaf", *schloope* „schlafen"-Spitze bei Kleve zu erreichen; auf niederländischem

Digitized by Google

Boden treibt umgekehrt das *s* der niederländischen Kultursprache die *sch* wieder zurück: *s* und *sch* spielen gegeneinander wie *-lik* und *-lich*. Klevisches *laije* „leiten“ setzt sich in *leeje, leje leie*, klevisches *müüj* „müde“ in *mööch, müch* linksrheinisch bis hart an und über die Benrather Linie fort. Im Falle des Wandels von *uu* zu *üü*, *ü* hat fast jedes Wort andere Grenzen; *ü* reicht in den kleinsten Wörtchen und vor stimmlosen Konsonanten am weitesten nach Süden. Geldern kennt nur *hüs* und *üt* mit *ü*-Laut; gegen und um Kleve wird der *ü*-Laut immer häufiger. Nach Ausweis versprengter südlicher *ü* stirbt das *ü*-Gebiet ab. Dasselbe Schicksal erleiden die nördlichen Kürzen, und im Durcheinander werden auch vereinzelte Fälle mit anderen Vokalen als ursprünglich lang *ii, uu, üü* in die Kürzung hineingezogen: so begegnen für alte *ai, ee, oo* klevische Formen wie *het* „heiß“, *klet* „Kleid“, *krich* „Krieg“, *buk* „Buch“, *rupe* „rufen“, *süke* „suchen“. Im Kampf zwischen *ü* und *uu* bildet sich der Typ *ut* = *üt* + *uut* „aus“. Kurz: der deutschkölnische Typ bekämpft niederfränkischen Eigenwuchs aller Art mit unerhörter Gewalt. Es ist schwer zu sagen, wie weit die einzelnen niederfränkischen Erscheinungen einmal nach Süden gereicht haben. Sie mögen zum Teil bis an und in den Nordrand Ripuariens marschiert sein. Jedenfalls wurden und werden sie durch dieselbe Südnordrevolution gegen die Niederlande zurückgetrieben, die auch die Ingwäonismen zerfrißt und die hochdeutschen Erscheinungen gegen Niederdeutschland führt. Daher die Verwandtschaft ihrer Zonen- und Linienverläufe mit dem pronominalen *ch*-Bogen. Wie bei den ingwäonischdeutschen und den niederdeutsch-hochdeutschen Gegensätzen ist es nicht so, daß Norden und Süden an alter Völkerscheide gegeneinandergeprallt wären. Der verwandte Lauf ist vielmehr das Ergebnis gemeinsamen Rückmarsches aus älterer, südlicherer Stellung. Die versprengten südlichen Fälle nördlicher Prägung sind keine Spitzen-, sondern Restformen.

Drittes Kapitel.

Nachbarliche und innerrheinische Landschaftsverknüpfung. — Rheinland und Westfalen. — Niederländisch-kölnisch-westfälische Bindungen. — Rheinische Eigenformung und rheinischer Eigenwuchs. — Siegreiche Nordwärtsentwicklung am Kölner Nordbogen. — Verdrängung und Nivellierung im Moselland. — Zertrümmerung der Südbogen um Köln und Trier. — Fortschreitend engere Verknüpfung der ursprünglich nördlich gerichteten Rheinlandschaft mit dem Süden. — Südnordstaffelung verschiedener konsonantischer Erscheinungen parallel der Lautverschiebungsstaffel.

Gegen Osten machen die niederfränkischen Eigenheiten an und in der Zone der rheinisch-westfälischen Grenze halt. Ihr gegen Norden umgebogener Lauf geht auf Teilstrecken unmittelbar, in der Richtung aber immer zusammen mit der Sprachgrenze, die man als die fränkischsächsische Normalgrenze ansieht. Es ist die Grenze des Typus *fleege(n), fleegt, fleege(n)* „wir fliegen, ihr fliegt, sie fliegen“ gegen das einheitliche

Digitized by Google

niederdeutsche *fleig(e)t*. Aus dem Rothaarstrang strebt sie in strengem Nordwestlauf zur Zuiderzee. Attendorn, Meinerzhagen, Schwelm, Hattingen, Steele, Essen, Dorsten, Bocholt sind Grenzorte des niedersächsisch-westfälischen *-(e)t*-Gebietes; der Typus *fleege(n)* „wir, sie fliegen" hat die Grenzorte Hilchenbach, Neustadt, Gummersbach, Wipperfürth, Lüttringhausen, Lennep, Remscheid, Elberfeld-Barmen, Langenberg, Velbert, Werden, Mülheim-Ruhr, Oberhausen, Dinslaken, Wesel, Isselburg. „Ihr fliegt" lautet in dem Grenzstreifen Neustadt-Oberhausen auf *-en* aus: *fleigen, fliegen, fleegen* oder *flüigen*; dort herrscht also für alle drei Personen östliches Einheitsprinzip mit der überwiegenden westlichen Endung. Der Streifen ist zugleich die Grenzzone der nach Rheinland hinübergreifenden Duale in Pluralfunktion. Sein Kern, der Bannkreis von Elberfeld-Barmen, deckt sich mit den Kompromissen *göt, gönt* „ihr" und *önk* „euch", zum Teil auch mit *fouf* „fünf". Drolshagen und Olpe, zwischen Hilchenbach, Neustadt, Attendorn, Meinerzhagen, am südlichen Auslauf des *-en*-Streifens, haben für alle drei Personen des Plurals das Kompromiß *-ent*, also *helpent* „wir helfen, ihr helft, sie helfen", *makent* „wir machen, ihr macht, sie machen". Osten und Westen sind hier deutlich vernäht. Andere Erscheinungen der Flexions- und Lautlehre dicken den durch die *en/et-* und die Duallinie fundamentierten Gegensatz. *flooge(n), floogt, flooge(n)* „wir flogen, ihr flogt, sie flogen" hört man im Präteritum im Westen, einheitliches *flüügn* im Osten, um Drolshagen und Olpe *hulpent, maketent*. Das Partizipium wird links mit, rechts ohne *ge-* gebildet: *gedriive(n)* gegen *drievn, gefloogen* gegen *floegn*; ausgenommen natürlich die Fälle, wo auch im Rheinischen seit alters die Vorsilbe *ge-* fehlt: *kome* „gekommen", *fonge* „gefunden", *braat* „gebracht", *wuede, woode* „geworden", *trofe* „getroffen". Die jüngere rheinische Generation gibt allerdings zugunsten von *ge*-Bildungen diese Altertümlichkeit preis.

Die Formen für „ich bin, tue, gehe, stehe, schlage, sehe, habe" haben in der Rheinprovinz ein auslautendes *n*: *ben bön sin sen, don, goon gon, stoon ston, schloon schlon, seen sen, doon don, han* (mit zahlreichen vokalischen Abschattungen). Sie lauten im Westfälischen und im Anschluß daran auch in den nassauisch-hessischen Strichen jenseits des Rothaargebirges und bis an und über die Lahn auf Vokal aus: *si* oder *sin, dao, gaa, staa, slaa, sae*; „ich habe" steht im Westfälischen mit *hewwe, hef, heb* abseits. Für die entsprechenden Imperative des Singulars gelten entsprechende Formen und Gegensätze auf Grund der vielfachen Übereinstimmung zwischen Imperativ und erster Person des Singulars bei anderen Verben. Die kurzen Vokale *i, u, ü* sind im Westfälischen erhalten, in der Rheinprovinz aber in Übereinstimmung mit mitteldeutschen und niederländischen Strichen zu *e, o, ö*-Lauten entwickelt, wenn man von zahlreichen Ausnahmen und Sonderentwicklungen, vor allem von offenbaren Neueinführungen der *i, u, ü* aus der Kultursprache absieht. Es stehen also gegeneinander Paare wie *ribe, rep* „Rippe", *mede, mide* „Mitte", *lege, lign* „liegen", *welt, wilt* „wild", *blenk, blint* „blind", *benge, binn* „binden", *bes bös, bis(t) büst* „bist", *emmer ömmer, ümmer*

Digitized by Google

„immer“, *en, in* „in“, *es ös, is* „ist“, *drenke, drinken* „trinken“, *wengter, winter* „Winter“, *fonge, funn* „gefunden“, *hont, hunt* (wenn nicht *rüe*) „Hund“ *öm, üm üme* „um“, *on, un* „und“, *pöt, püt* „Brunnen“, *döppe, düppe* „Gefäß“. Der bereits erwähnte Gegeneinanderprall von klevisch-bergisch *ii, uu, üü* oder *ie, ue, üe* mit westfälisch *ei, au, äu* in Wörtern des Typs „Brief, fliegen, Blut, Füße“ hat in einer Saumzone zwischen Ruhr und Wupper, um Elberfeld-Barmen, alte *ee, oo, öö* verschont; sie sind gleich den kölnischen *ee, oo, öö* uralt und gleich ihnen erhaltene Vorstufen der niederländisch-klevischen, westfälischen und kulturdeutschen Werte. Der Rheinländer stößt das Endungs-*e* ab, der Westfale behält es; den Unterschied zeigen die Paare *trap, trappe* „Treppe“, *fast, faste* „fest“, *stem, steme* „Stimme“, *mensch, menske* „Mensch“, *oes, ose* „Ochse“, *rök, rökke* „Röcke“, *krep, krübe* „Krippe“, *kält, kül(d)e* „Kälte“, *boks, bükse* „Hose“, *drenk, drinke* „trinke“, *heb, hewwe* „habe“, *hat, hade* „hatte“, *schoof* Nom. Akk. Dat., *schaap* Nom. Akk., *schaape* Dat. Allerdings ist von der Wupper bis zur Sieg im rheinischen Grenzgürtel das *e* schon massenhaft erhalten. Bis an und über den Rhein auf der langen Strecke Emmerich-Koblenz reicht gar die feste Erhaltung des auslautenden *n*, das im Kölner und Klever Land im Absterben ist: *niege, niegn* „neun“, *segge sage, segn* „sagen“, *scheppe, s-chepn* „schöpfen“, *füele, füeln* „Füllen“, *fleege, flaegn* „fliegen“, *gefloege, floegn* „geflogen“, *haase, haasn* „die Hasen“, *hemde, hiemdn* „Hemden“ sind linksrheinische und westfälische Gegenformen.

Die Mauern, die alte und jüngere Bewegungen und Ausgleiche zwischen dem Niederländisch-Klevischen, Kölnischen und Westfälischen aufgerichtet haben, werden überquert durch gemeinsame, bis heute erhaltene oder in starken Resten erkennbare Neuerungen. Bis in das Herz und an die Südgrenze des Kölner Landes reichen Ausläufer der niederländisch-klevischen, aber auch in Westfalen nicht ganz unbekannten *d-* oder *t-*Entwicklung zwischen *l, n, r* und folgendem *r*. Die kölnischen *fändrich* „Fähnrich“, *Hendrich* „Heinrich“, *hoonder* „Hühner“ sind die geographischen Fortsetzungen der kleverländischen *hunder*, „Hühner“, *donder* „Donner“, *donderdach* „Donnerstag“, *hönder* „Hörner“, *könder* „Körner“, *kelder* „Keller“, *sölder* „Söller“, *telder* „Teller“, *helder* „Heller“, *mölder* „Müller“, *pilder* „Pfeiler“, *geldere* „Stadt Geldern“, *boldere* „bollern“, *köldere* „kollern“ und den entsprechenden niederländischen *vaandrig, Hendrik, hoenders, donder, Donderdag, kelder, zolder, kolder* „Koller, Pferdewut“. Den kölnischen Komparativen *dönter* „dünner“, *gröönter* „grüner“, *klenter* „kleiner“, *renter* „reiner“, *schönter* „schöner“, *düeter* „teurer“, *kloeter* „klarer“, *schwoeter* „schwerer“, *sieter* „schneller“, *mii* „mehr“, *miiter* „noch mehr“, woraus dann *ter* als Komparativsuffix weiterwucherte in *huu, hüüter* „hoch, höher“, *jii, jiiter* „jäh, jäher“, *noo, nööter* „nah, näher“, *fruu, fruuter* „froh, fröher“, *frööch, fröōter* „früh, früher“, entsprechen die neuniederländisch-westfälischen *der*-Komparative der mit *r* auslautenden Adjektiva wie *zwaarder, svöder, svöörder* „schwerer“, *duurder, duirder* „teurer“. Und ähnlich stehen die kölnisch-aachenschen *aater* „hinter“ in z. B. *aater-*

Digitized by Google

geschier „Hintergeschirr“, *luet* „Luft“, *süete* „seufzen“, *verkoet* „verkauft“, die im Stammauslaut auf altes vokalisiertes *ch* aus *f* vor *t* gehen, zu den neuniederländisch-klevisch-westfälischen *luch, loch(t), lucht* „Luft“, *achter, ächter* „hinter“, *zuchten, söchtn* „seufzen“, *verkocht, verkoch(t)* „verkauft“, *hecht* „Heft“, *schacht* „Schaft, langer Mensch“.

Mit der Verdrängung der ingwäonischen, niederdeutschen und niederfränkischen Eigenheiten aus dem Nordstück des Kölner Landschaftsrahmens hielt die Nordwärtsführung ripuarischer Neuerungen gleichen Schritt. Stark geneuert hat das Kölner Land auf dem Gebiet des Vokalismus wie des Konsonantismus. Während es bei Wörtern des Typs „Brief, fliegen, Blut, Füße“ bei einem langen *ee, oo* oder *öö*-Laut verharrte, ging es in Wörtern des Typs „tot, hoch, Flöhe, mehr, weh, Käse“ zu *ii, uu, üü* über. Die Neuerung beherrscht das Rheinland beiderseits des Rheins von hart südlich Düsseldorf bis hart nördlich St. Goar-St. Goarshausen und strebt gegen Westen in die Niederlande, gegen Osten in Nassau-Hessen hinein. Unverkennbar ist im rheinisch-deutschen Norden die Verwandtschaft mit dem pronominalen *ch*-Bogen, nur daß die Zone Krefeld-Düsseldorf mit ähnlicher Sonderstellung wie bei „Kuh, Kühe, müde, früh, hüten“ bei *ee, oo, öö* verharrt; gegen Süden reicht die Neuerung bis an und über die Mosel, bis an die Hänge von Hochwald, Idarwald, Hunsrück, begleitet dann den Rhein bis Mainz, den Main bis jenseits Frankfurt, und endet gegen Osten an der Linie Vogelsgebirge, Marburg, Rothaargebirge. Im Kleverland wie im Hunsrückgebiet heißt es also *doot* „tot“, *root* „rot“, *froo* „froh“, *hooch* „hoch“, *stroo* „Stroh“, *groot, groos* „groß“, *wee* „weh“, *teef, tseef* „Zehe“, *meer, mee* „mehr“ (*r*-Erhaltung im Norden), *ree* „Reh“, *klee* „Klee“, *leene(n)* „leihen“, *see* „See“, *kees, kääs* „Käse“, *geehonger* „Jähhunger“ (Kleve), *jää* „jäh, steil“ (Ottweiler), *flöö* „Flöhe“, *blööj* „blöde“, *nöödech* „nötig“ im Norden, *flee, bleet, needich* mit entrundetem *ee* aus *öö* im Süden. Das Zentralkölnische aber hat *duut, ruut, fruu, huu* (ohne *ch* im Zentralrheinischen um die Rheinachse von hart südlich Düsseldorf bis hart südlich Koblenz), *strüü, gruus* (Stadtköln auch kultursprachliches *groos*), *wii, tsii, mii, rii, klii, liine, sii, kiis, flüü, blüüt, nüüdich.* Diphthonge der Gestalt *ue ua oa, ie ia ea, üe üa öa* liegen abseits der Rheinstraße in westlichen und östlichen Randgebieten; die mit *e* als zweitem Bestandteil vor allem im Westripuarischen und im Siegerland, die mit *a* in dem Grenzstreifen von Mülheim-Ruhr bis Elberfeld-Barmen, wo wir auch *ie, ue, üe*-Diphthonge für die Typen „Brief, fliegen, Blut, Füße“ beobachten konnten; vereinzelte *ou* und *ei* sind charakteristisch für das Moselfränkische.

Die Wörter der Typen „Brief, fliegen, Blut, Füße“ und „tot, weh, Käse“ haben in der Entwicklung ihres Wurzelvokals alle einmal eine *ee, oo*-Stufe erlebt. Sie tragen infolgedessen gerade im Kölner Land eine eigene charakteristische Quantität und Akzentuierung. Diese haben sie zugleich gemeinsam mit der mundartlichen Fortsetzung eines alten langen *a*, die gemeinhin in den rheinischen Mundarten

Digitized by Google

offenes, seltener auch geschlossenes *oo* ist, so in moselfränkischen und bergischen Strichen. Wörter wie *schoof* „Schaf", *kiis* „Käse", *breef* „Brief", *fleege* „fliegen", *foos, föös* „Fuß, Füße", *duut* „tot", *flüü* „Flöhe", *wii* „weh" können ihre Wurzelvokale nicht ungehemmt und beliebig dehnen, wie etwa *liif* „Leib", *huus* „Haus"; vielmehr folgt einem starken Exspirationsdruck im Vokaleinsatz eine plötzliche Druckverringerung, ein jäher Abbruch, ein starker Schnitt; auch der folgende Konsonant wird schroff abgebrochen. Quantitätsminderung bis zur Halblänge beherrscht die Wortausgänge, wenn man zum Vergleich Wörter gleicher Kategorie heranzieht, die sich in diesem oder jenem Bezirk oder Ort dem gemeinen Gesetz nicht fügen und so beim Typ *liif, huus* verharren, so etwa *nool* „Nadel", *leet* „ließ", *hoon* „Huhn", *wööl* „Wühlerei" im Kölner Land. Kehlkopfverschluß verbindet sich stellenweise mit dem Erschlaffen des Exspirationsdrucks. Dieselbe Erscheinung kann alle heute oder ehedem mehrsilbigen Wörter beherrschen, wenn nur der Stammauslaut stimmhaft ist oder war, so *driiven* „treiben", *schuuven* „schieben", *schüümen* „schäumen", *jaagen* „jagen", *laaden* „laden", *booge* „Bogen", *freien* „freien", *freuen* „freuen", *fallen* „fallen", *hangen* „hangen", *haalen, haalde* „halten", *huus* Dat. „Hause", *duuf* „Taube", *bööm* „Bäume", *stel* „stille", *määt* „Magd", *rään* „Regen". Neben Erfordernissen der Lautenergie haben Tempogesetze der lebendig fließenden Rede die „Schärfung", wie man die Erscheinung nennt, erzeugt und auch dem aus dem Zusammenhang gelösten Wort aufgeprägt. Kürzung und Dehnung streben gegeneinander; darum herrscht die Schärfung weder landschaftlich noch beim Wortvorrat eines Individuums oder einer individuell gestimmten Gemeinschaft nach ungebrochenem Gesetz. Aber drei wichtige Tatsachen stehen fest. Einmal ist das Kölner Land das Zentrum der Schärfung, dort hat sie stärkste Wucht und Wirkung: *dumen* „Daumen", *prum* „Pflaume, *schwige* „schweigen", *suge* „saugen", *bun* „Bohne" sind extreme Fälle von Kürze statt alter Länge; Dehnung alter Kürze in offener Silbe, die die Rheinlande schon ab rund 1000 und früher denn andere deutsche Landschaften entwickelten, wird wieder zur Kürze reduziert. Nördliche Formen mit Dehnung oder gar Zerdehnung stehen den Kürzeformen der oberen Roer und Erft, des Rheintales von nördlich Köln bis Königswinter und der Siegmündung gegenüber: *heeve, heve* „heben", *hoele, hole* „holen", *hüevel, hüvel* „Hügel", *leeve, leve* „leben", *müele, möl* „Mühle", *schaame, schame* „schämen", *sieve, seve* „sieben", *fuegel, fugel* „Vogel", *wuene, wone* „wohnen". Auch das Moselfränkische bewahrt die Länge. Im Herzen der Rheinlande ist das Gebiet um Köln als Mittelpunkt der *dorp/dorf*-Linie auf der Strecke Königswinter-Blankenheim aufgesetzt. Andererseits ist die Schärfung das festeste Band, das den schneidenden Gegensatz zwischen dem Kölner und Trierer Land überschlingt; man darf sagen, daß die noch nicht näher untersuchte und bestimmte Südgrenze in der *wat/was*-Zone liegt. Die Nordgrenze aber, und das ist das Dritte, zieht am pronominalen *ch*-Bogen dahin von der Maas bis zur Wupper; auch diesmal ist das belgisch-holländische Limburg in den Kölner

Digitized by Google

Rahmen gespannt. Die um Köln geborene charakteristische Quantitätserscheinung wurde in die niederfränkische Landschaft hineingepreßt. Brabant, das Klever Land und Westfalen kennen sie nicht. Das Klever Land im besonderen ist von einer gerade entgegengesetzten Tempo- und Quantitätserscheinung beherrscht. Im Kölner Land bestimmte das einsilbige Wort das Tempo des ursprünglich oder noch immer mehrsilbigen, die Dauer von *huus* „Haus" galt auch für *huuse* Dat., dessen Wurzelvokal infolgedessen Quantitätsminderung erfuhr, ganz abgesehen von dem folgenden Abfall des Endungs-*e*. Im Klever Land aber bestimmt umgekehrt das mehrsilbige Wort das Tempo des einsilbigen, die Dauer von *deelen* „teilen" gilt auch für *deel* „Teil", dessen Wurzelvokal infolgedessen Quantitätsmehrung erfährt. Zwischengebiete wie Mörs und Geldern zeigen Kreuzungen der beiden Prinzipien: die südliche Schärfung ist in vielen Fällen an die nördliche Einsilbigkeit gebunden.

Dehnung und Diphthongierung ursprünglich kurzer Vokale vor Konsonanten und Konsonantengruppen beherrschen alle rheinischen Landschaften. Konsonantenauflösung und -verlust geht damit Hand in Hand. Bei kaum einer anderen Erscheinung der Lautgeschichte sind dabei so viele Überquerungen fühlbarer Grundtendenzen zu verzeichnen; denn es kreuzen sich die regionalen Verschiedenheiten und dazu die gerade hier besonders starken Einflüsse der Kultursprache. So ist die auch jenseits der rheinischen Grenzen weitverbreitete Dehnung vor *r* + Dental von Kürzefällen durchsetzt; einige Wörter, so *hart* „hart", *schwart, schwa(r)ts* „schwarz", bekennen sich nie zur Dehnung. Das Klever Land links des Rheins hat das *r* fest bewahrt, im Kölner Land schwindet es durchgängig, im Trierer Land ist die Dehnung von unregelmäßigem *r*-Schwund oder von *r*-Reduktion begleitet, in Strichen des Bergischen erscheint es gar zu fest bestimmten Vokalen entwickelt: *peert, peet, peit* „Pferd", *woort, woet, wout* „Wort" mögen die Landschaften charakterisieren. Dehnung vor *l* oder *n* + Dental gilt in kölnischen und geldernschen Strichen. Im Kölner Land, aber nie im Stadtkölnischen, heißt es *aalt* „alt", *kaalt* „kalt", *saalts* „Salz", *goolt* „Gold", *haant, haank* „Hand", *laant, laank* „Land", im Geldernschen *aalt, kaalt, saalt, goolt, haant, laant,* aber auch *fäält* „Feld", *gäält* „Geld", *hoont* „Hund", *bleent* „blind". In der Dürener Gegend gilt *daamp* „Dampf", *däämpen* „dämpfen", im Geldernschen *daamp, däämpe,* aber auch *poomp* „Pumpe", *koomp* „Schüssel". Das Landkölnische spricht *baank* „Bank", *daank* „Dank, *laank* „lang". Vor allem in Aachen häufen sich die Dehnungen vor *l* und *n* + Konsonant. Diphthongierung zeigt der nordöstliche rheinisch-westfälische Grenzstreifen, der sich von Mülheim-Ruhr bis nach Wermelskirchen streckt: *kault* „kalt", *sault* „Salz", *gäilt* „Geld", *hoult* „Holz", *daump* „Dampf", *däimpe* „dämpfen", *roump* „Rumpf" beherrschen ein größeres Gebiet, das sich von der Ruhr zur Wupper zieht, *haunt* „Hand", *bleint* „blind", *hount* „Hund" füllen nur dessen Nordecke an der Ruhr. Das geographische und lautliche Gegenstück ist der Grenzstreifen gegen das Niederländische, der von hart nördlich Kaldenkirchen bis hart südlich Eupen

Digitized by Google

reicht. *saot, saat, saut* „Salz“ sind typische Formen, in der Schwellenbildung *saots* wehrt sich *saot* gegen linien- und flächenzerstörendes *salts*; *l* ist in Übereinstimmung mit dem Niederländischen geschwunden. Selbst „Kalb“ und „halb“ erscheinen als *kaof kaaf kauf, haof haaf hauf*. Bildungen wie *haunt* „Hand“, *laump* „Lampe“, *kraunk* „krank“, *launk* „lang“, *keint* „Kind“, *hount* „Hund“, *koump* „Kumpe, Schüssel“ fehlen nicht. Und man fragt sich, ob die Rheinstraße hier nicht alte Zusammenhänge zerrissen hat, ob das bergische *sault*, das sich über den oft beobachteten Kompromißstreifen streckt, nicht eine jüngere Mischung aus *saut* und *salt* oder *salts* ist. In den Wörtern und Formen des Typs „halten“, „alte“ folgt im Streifen Kaldenkirchen-Eupen dem *l*- der *d*-Schwund: *haue, aue* heißt es in Aachen. Zentralripuarien, Eifel und Westerwald bis an und jenseits der Linie Mosel-Lahn stoßen, in Übereinstimmung mit dem Bergischen und Westfälischen, in diesem Falle das *d* aus. Dehnung und Diphthongierung sind rheinisch-bergische Begleiterscheinungen; *aale(n), aule, ole, ale* sind typische Flächenformen zwischen Mosel und Ems; *haalen* „halten“, *faalen* „falten“, *spaalen* „spalten“, *schaal* „Schalte“, *baal* „bald“, *feel* Dat. zu *felt* „Feld“ sind charakteristische Beispiele aus dem Kölner Land. Vor alten auslautenden *ll, mm, nn* erscheint Dehnung in einem kleinen Gebiet um Kaldenkirchen-Dülken (*faol* „Fall“, *schwaom* aber *schwäm* „Schwamm, Schwämme“, *maon* aber *män* „Mann, Männer“), vor *ll, mm, nn* überhaupt im westlichen Moselfränkischen an und nördlich der Mosel, in der Westeifel, Luxemburg und Lothringen, also im Südweststück des *aale(n)* „alte“-Gebietes: *gaal* „Galle“, *flaam* „Flamme“, *kaan* „Kanne“, *maan* „Mann“, *stäälen* „stellen“, *stäämen* „stämmen“, *bräänen* „brennen“. Dehnungen vor *l, m, n*-Verbindungen bei erhaltener oder geschwundener Folgesilbe, zum Teil auch ohne diese Bedingung, beherrschen die gleichen Striche: *kalf, kalef* gegenüber Dat. *kaalef*, Pl. *käälver* „Kalb“, *kaalven* „kalben“, *hals* gegenüber Dat. *haals* „Hals“, *gaalgen* „Galgen, Hosenträger“, *kamp* „Kamm“ gegenüber Dat. *kaam*, Pl. *kääm* „Kamm“, *lant* gegenüber Dat. *laan* „Land“, *laanen* „landen“, *tsant* gegenüber Pl. *tsään* „Zahn“, *schaan* „Schande“, *ään* „Ende“, *lank* „lang“ gegenüber *laang* „lange“, *schlaang* „Schlange“, *aangel* „Angel“, *äängel* „Engel“, *halm* neben *haalem*, aber immer Pl. *häälmen* „Halme“. Selbst vor alten gedoppelten Verschlußlauten *pp, tt, kk* dehnt das Gebiet: *traap* „Treppe“, *kaap* „Kappe“, *raat* „Ratte“, *bäät* „Bett“, *saak* „Sack“, *naaken* „Nacken“, *faakel* „Fackel“, *bääker* „Bäcker“, *schnääk* „Schnecke“. Die Gesetze der Dehnungen sind, soweit sie über das greifbar Lautphysiologische hinausgreifen, noch nicht erforscht; ihre akzentuellen und sozialgeographischen Grundlagen harren der Aufspürung. Zusammenhang mit der Geschichte der Dehnungen in offener Silbe ist zu vermuten. Denn in diesem Moment ist gewiß ein Teil jener Flut von Dehnungen vor Spiranten begründet, die ganz Mittelfranken, das Kölner wie das Trierer Land, auszeichnen. Die Typen *maache(n)* „machen“, *waaser* „Wasser“, *daach* „Dach“, *aaf* „Affe“, *faas* „Faß“ sind Kreuzungen zwischen niederdeutschen *maaken, waater, daak,*

Digitized by Google

aap, faat und hochdeutschen *machen, wasser, dach, aff, fass*. Die alte unverschobene rheinische Grundstruktur schaut bis heute aus den langen Vokalen hervor. *daak* „Dach“, *faat* „Faß“, *glaas* „Glas“, *hoof* „Hof“, *weech* „Weg“ haben ihre Dehnung aus offener Silbe. Bauend auf dieser Grundlage und unterstützt durch lautphysiologische Momente sind, wiederum von ständigen, allen Regeln spottenden Ausnahmen überquert, die Dehnungen und im Gefolge die Diphthongierungen vor Spiranten gemeine rheinische Eigenart geworden. Im Lautverschiebungsfächer, umrahmt von *ik/ich* und *wat/was*, finden sich die *raafe* „raffen“, *saaf* „Saft“, *kaas* „Kasse“, *naach* „Nacht“, *waas* „Wachs“, *aas* „Ast“, *raasch* „rasch“, *trääfe* „treffen“, *geschääf* „Geschäft“, *ääse* „essen“, *fääser* „Fässer“, *knääch* „Knecht“, *ääs* „Äste“, *täösch* „Tasche“, *flääsch* „Flasche“, *brääche* „brechen“, *wääsele* „wechseln“, *greefel* „Griffel“, *steef* „Stift“, *deesch* „Tisch“, *neech* „Nichte“, *leech* „Licht“, *fleech* „vielleicht“, *laoch* „Loch“, *schlaos* „Schloß“, *kaos* „Kost“, *graosche* „Groschen“, *daochter* „Tochter“, *aos* „Ochse“, *dööchter* „Töchter“, *öösech* „brünstig“, *koofer* „Kupfer“, *loos* „Lust“, *kees, köös* „Kiste“, *fööch* „feucht“, *lööchten* „leuchten“, *nööchler* „nüchtern“. Dehnungen vor alten *sch, st, chs, cht* spielen in den Beispielen eine besonders große Rolle. Der Übergang vom Vokal zum Konsonant ist im Ripuarischen vielfach von gleichgestimmten stimmhaften Reibegeräuschen begleitet. Sie setzen sich in ripuarischen Zentralstrichen an und nördlich der *dorp/dorf*-Linie, an der oberen Roer und Erft und an der unteren Sieg, vielfach in Vokale um, wodurch statt voller oder spirantisch absetzender Langvokale Diphthonge erscheinen: *aisch* „Asche“ und „Esche“, *faischen* „Fäßchen“, *laifel* „Löffel“, *flaisch* „Flasche“, *fraisch* „Frosch“, *haichel* „Hechel“, *haifen* „Hefe“, *kaissel* „Kessel“, *de laisten* „der letzte“, *schaifen* „schöpfen“, *taisch* „Tasche“, *dauch* „doch“, *grauf* „grob, starkknochig“, *kauchen* „kochen“, *kaust* „Kost“, *knauch* „Knochen“, *lauch* „Loch“, *laus* „los“, *maust* „Moos“, *raust* „Rost“, *stauchen* „stochen“, *gebrauch* „gebrochen“ sind z. B. Formen der Gegend östlich Prüm. Der Dehnung geht vor *sch* (Typ *äösch* „Asche“) ein *ä*-Laut parallel, der sich auch im Westfälischen und in anderen Mundarten des deutschen Westens und Südens findet. Ausfall des *ch* im Typ *waasen* „wachsen“, das im Kultur- wie im Mittel- und Süddeutschen *k* gesprochen wird, teilt das Rheinische mit dem Niederdeutschen, Niederländischen und mit fränkisch-mitteldeutschen Strichen. Die kulturdeutsche *-ks*-Form zerreißt jedoch den alten Stand: *waase(n), woose(n)* stimmt linksrheinisch leidlich zu *wat/was*, aber an der Rheinstraße, um Koblenz und im Mündungsgebiet von Mosel und Lahn, sprengen *wachse* und *wochse* die alte Linie. Die Form *oose(n)* des Marktwortes „Ochsen“ wird über die Mosel-Lahn-Linie sichtbar gegen die Südzone des Kölner Landes zurückgeworfen; die Westeifel um Prüm und eine größere Hunsrückenklave bleiben, fern vom Verkehr, bei alter bodenständiger *-s*-Form. Die kulturdeutsche Form des Zahlwortes „sechs“ hat, ähnlich *fönef* gegen *fiif, nüng* gegen *neegen*, rechts und links des Rheins die Benrather Zone erreicht: hier wie dort beharren Rothaar

Digitized by Google

und Eupen, ja selbst Aachen, bei *ses* oder *sees*; am Rhein aber schiebt sich *sechs* mit *-ks*-Aussprache abwärts Düsseldorf spitzwinklig gegen Ürdingen.

Die mittelfränkischen Dehnungen vor Spiranten wurden von Köln aus ins Niederfränkische hineingetrieben und umspülen heute auf deutschem Boden den pronominalen *ch*-Bogen. Gegen Holland und Belgien aber machen sie in der Zone der Reichsgrenze halt, nur der Typ *naach* „Nacht" greift tiefer ins Geldernsche und Niederländische hinein. Schwund auslautender *t* (Typen *wuersch* „Wurst", *koos* „Kost", *naach* „Nacht") erscheint mit der Dehnung im ganzen Kölner Land und seinem niederfränkischen Eroberungsbezirk verknüpft, ja er wird selbst den anschließenden niederfränkischen Grenzsäumen mit erhaltener Kürze aufgezwungen: *nach* = *nacht* + *naach*. Im selben Maße wie Köln sich gegen Norden durchsetzte, wurden im rheinischen Mittel- und Südgebiet die neugebildeten mittelfränkischen Eigenheiten zerstört: Niederfranken unterliegt Köln, und Köln und vor allem Trier unterliegen dem deutschen Süden, der sich längs und beiderseits des Rheins gegen Norden preßt. Im Trierer Land sind die Dehnungsverhältnisse vollständig zerrissen und Ort um Ort verschieden, überall dringt die Kürze ein und vor.

Das gleiche Spiel zeigt die Geschichte der *ch*-Auflösung vor *t*, die die Dehnung überquert. Wie *ch* vor *s*, so ist auch *ch* vor *t*, Typ *braach(t)* „gebracht", *naach(t)* „Nacht", *reech(t)* „recht", *doochter* „Tochter", einmal weithin geschwunden gewesen in rheinischen Landen. Der Schwund ist heute charakteristisch für Ripuarien beiderseits der Roer und westlich der Erft sowie für das anschließende rechts- und linksrheinische ripuarisch-niederfränkische Übergangsgebiet von M.Gladbach bis Elberfeld-Barmen, dann auch für weite trierisch-lothringische Striche an und zwischen Mosel und Saar. Im Falle „recht" ist *räät, reet* die Form des Aachener, *räit* die des Düsseldorfer, *räät, reet, riet* die des Saar- und Lothringer Landes. Die Gebiete haben einmal zusammengehangen, Köln und Trier sind die Brennpunkte der gemeinmittelfränkischen Erscheinung gewesen. Dann drang *ch* rheinabwärts wieder vor, besetzte Moselfranken bis auf seine westlichsten, rheinabgelegenen Grenzstriche gegen das Romanische und überspült heute auch das ripuarische Land zwischen Rhein und Erft und bis unterhalb Köln. An der mittleren Erft stehen nebeneinander *aatergeschier* „Hintergeschirr des Pferdes", *braat* „gebracht", *gedaat* „gedacht", *knääete* „Knechte", *schlääete* „schlechte", *liieter* „leichter", *liiets* „am leichtesten", *niiet* „Nichte", *weet* „Wicht", *riiete* „richten", *triieter* „Trichter", *dooeter* „Tochter", *dööeter* „Töchter", *gemooet* „gemocht", *gesoot* „gesucht", *nööter* „nüchtern", *luuet* „Luft" und *ch*-Formen wie *aach* „acht", *paach* „Pacht", *schlaachte* „schlachten", *knääch* „Knecht", *schlääch* „schlecht", *gääch* „Gicht", *deech* „dicht", *geseech* „Gesicht", *leech* „Licht" und „leicht", Miteinander kämpfen *naat* und *naach* „Nacht", *niiet* und *neech* „Nichte", *fliiets* und *feleech* „vielleicht"; in den Kampf zwischen *loot, luuet* und *looch, luuech* greifen auch kulturdeutsche *lof(t)* und *luf* ein. Charakteri-

Digitized by Google

stisch für das niederfränkisch-mittelfränkische Übergangsgebiet sind echte Diphthonge wie in *naut, näit* „Nacht", *schläit* „schlecht", *neit* „Nichte", *lout* „Luft", *dauter* „Tochter", *verkout* „verkauft", *gesout* „gesucht", *däuter* „Töchter", *löüte* „leuchten". Sie sind unmittelbar aus kurzvokalischer Grundstruktur, ohne vorhergehende Dehnung diphthongiert, leiten somit zu den niederländisch-niederfränkisch-westfälischen *cht*-Formen wie etwa *nacht, slecht, necht, locht, dochter, verkocht, gesocht, löchte* hinüber. Auch sie sind von den südlichen *ch*-Formen bedroht: *aach* kämpft gegen *äit, gewech* gegen *geweit* „Gewicht". Die Auflösung wurde gleich der Dehnungstendenz aus Ripuarien ins Niederfränkische hineingetrieben, sie erlahmt vor der Reichsgrenze und stößt nur westlich Aachen-Eupen mit wenig Orten auf holländisch-belgischen Boden vor. Gleich der Dehnung wird sie auch, in allen ihren besonderen Stadien und je nach dem höheren oder geringeren Kulturwert der Wörter schneller oder langsamer, von den Formen des Südens, von den gedehnten (*aach*) oder gar von den zur Kultursprache stimmenden und rheinabwärts strebenden Formen mit Kurzvokal bekämpft (*gewech*). Die Entwicklung läuft dahin, daß Nieder- und Rheinfranken, Kleve und Mainz, die durch eigenartige mittelfränkische Sonderbestrebungen einmal auseinandergezerrt worden sind, in vielen Fällen wieder übereinkommen.

Die *ch*-Auflösung steht zum Teil in engem Zusammenhang mit der *ch*-Qualität und des weiteren mit dem Problem der palatalen oder gutturalen Spiranten überhaupt. Die südliche Rheinprovinz spricht im Anlaut Verschluß-*g* wie die Kultursprache, z. B. in *galje* „Galgen", *glaas* „Glas", *gruuf* „Grube", *geleeft* „gelebt", und zwar Verschluß-*g* stimm- und energieloser Art wie auch andere mittel- und süddeutsche Mundarten. Die *g*-Grenze zieht von der Reichsgrenze westlich Prüm über Andernach und den Westerwald gegen den Drehpunkt des Lautverschiebungsfächers am Rothaargebirge. Sie schwankt von Fall zu Fall beträchtlich. Den Rhein quert sie auf der Spanne Hönningen-Neuwied, wobei Neuwied ausschließlich Verschluß-*g*, Hönningen ausschließlich das nördliche palatal-spirantische stimmhafte *j* spricht, das besondere Charakteristikum des Kölner Landes. Auf dem Westerwald grenzt südliches *g* westlich vom *g*-Ort Siegen an die westfälische guttural-spirantische stimmlose *ch*-Aussprache, die z. B. in Waldbröl, südlich der Lautverschiebungslinie, gilt. Die Linie des kölnischen *j* strebt gegen *ch* westlich Waldbröl hoch und an den pronominalen *ch*-Bogen hinan, dem sie bis zur Reichsgrenze folgt. Von Kaldenkirchen bis Eupen liegt *j*/*ch* vor oder an der Grenze, *j* greift augenscheinlich nirgends in niederländisches Gebiet hinein. Zwischen Eupen und Prüm schließt dann die romanische Sprachgrenze den *j*-Kreis, der sich in fast idealer Rundung um den Mittelpunkt Köln spannt. Ein merkwürdiges Bild! Als Gebiet mit ausschließlich spirantischer Anlautartikulation gehört der Kölner Kreis zum niederländisch-niederfränkisch-westfälischen Komplex, in der Eifel prallt Hoch- (*g*) gegen Niederdeutsches (*ch, j*). Das Kölner *j* scheint junge Neuerung zu sein statt älterer anderer spirantischer Qualität: man bedenke, daß auch niederfränkisch-nieder-

Digitized by Google

ländisch-westfälische Striche palatalen und stimmhaften oder wohl besser energiereduzierten Einschlag kennen. Jedenfalls ist das Kölner *j* wie alle anderen mittelfränkischen Neuerungen im Siegeszug, der bis heute nicht erlahmt, gegen Norden gerückt. Zieht man den Fall eines verhältnismäßig originellen Bildes der *ch*-Auflösung zum Vergleich heran, etwa *bräit, braut, bräät, braat* „gebracht", das sich auch an der Rheinstraße um und oberhalb Köln behauptet, so ist die Ringbildung um Köln die gleiche. Ob *j* oder vielmehr spirantische Anlautsqualität auch einmal für das *g*-führende Moselfranken gegolten hat? Ist *g* somit Eindringling? In gestaffeltem Südnordmarsch würde dann wiederum *ch* durch *j*, und *j* durch *g* bekämpft, worauf jedenfalls die Brüche in der *ch/j*- und der *j/g*-Linie weisen. Durchstehende stimmhafte oder stimmlose Gutturalspirans im In- und Anlaut ist ein Charakteristikum des Klever Landes, das rheinische Mittel- und Südland scheidet, soweit *g* nicht zwischenvokalisch schwindet, im allgemeinen zwischen Palatalspirans nach palatalen Vokalen und Konsonant, und Gutturalspirans nach gutturalen Vokalen: *lääge* „legen", *lige* „liegen", *folege* „folgen", *sorege* „sorgen" sind mit stimmhaftem *j*, *wääg* „Weg", *lüg* „Lüge", *soreg* „Sorge" mit stimmlosem *j*- oder *ich*-Laut, *saage* „sagen", *booge* „Bogen", *fugel* „Vogel" sind mit stimmhaftem, *daag* „Tag", *kloog* „klug" mit stimmlosem *ach*-Laut zu sprechen. Nach gleichem Gesetz und in gleichem Gebiet sind *rääch* „Recht" und *aach* „acht" geschieden. Es sind Anzeichen vorhanden, daß diese Regelung jüngeren Datums ist. Energieschwache Spiranten schwer bestimmbarer, aber wenig differenzierter Qualität sind das Ursprüngliche gewesen. Daraus sind die eingeborenen Anlaut- und Inlautverformungen zu begreifen, die *j*-Bildung und die *ch*-Auflösung, nicht zuletzt auch der noch zu behandelnde zwischenvokalische *g*-Schwund. Der Anteil des Süddeutschen an den übrigen Neuerungen ist zur Stunde noch nicht bestimmbar. Jedenfalls treibt die Rheinstraße in Fällen alter Doppelung Verschlußlaute weit über die Zone des moselfränkischen anlautenden Verschlußlautes gegen Norden. Bis gegen Kleve türmen sich die Auslautsfälle wie *rök* „Rücken", *mök* „Mücke", *brök* „Brücke", *häk* „Hecke", *rok* „Roggen" ins *röch* usw.-Gebiet hinein, während die Inlautsfälle mit Verschluß-*g* (das hier durch *gg* umschrieben sei) wie *sägge* „sagen", *lägge* „legen", *legge* „liegen" an dem pronominalen *ch*-Bogen liegenbleiben. *lägge* und *legge* werden dazu in der Benrather Zone von *lääje* und *lije* hochdeutscher Prägung, mit altem einfachem statt doppeltem *g* bekämpft. Kurz: von der Eifel bis Kleve baut sich die Verschlußlaut- und Spirantenstaffelung genau so auf wie *dorp/dorf*, *maake/maache*, *ik/ich* und *sich*. Limburger Maasstriche und die westfälischen Gebiete nördlich vom Rothaar beharren auf weit südlicherer Breite immer wieder beim alten Bestand.

Das zentrifugale Streben der vielen neugebildeten ripuarischen Gutturalnasale und -verschlußlaute läßt am augenfälligsten Kölns zentrale Stellung im Sprachleben der Rheinlande erkennen. Die Gutturalisierungstypen und -linien vertreten folgende Musterbeispiele:

Digitized by Google

1. *tiit, tsiit/tsik* „Zeit“, *kruut/kruk* „Kraut“ — 2. *schnit/schnik* „schneidet“ zu *schnigge* „schneiden“, *kruut/kruk* zu *krugge* „jäten, krauten“, *lüt/lük* „läutet“ zu *lügge* „läuten“, *lüüt, lüt/lük* „Leute“, *hüüt, hüt/hük* „heute“, *siit, sit/sik* „Seide“, „Seite“ — 3. *wiin/wing* „Wein“, *bruun/brung* „braun“ — 4. *kent/kenk* „Kind“, *hont/honk* „Hund“, *hant/hank* „Hand“, *wenter/wengter* oder *wenkter* „Winter“. Sie entwickeln sich in deutlichem Parallelismus zu den Lautverschiebungslinien, wobei im Rheingebiet der Typ 1 die geringste, der Typ 4 die größte nördliche Entwicklung hat, und im einzelnen der Typ 1 die nächste Verwandtschaft zur Benrather Linie zeigt, der Typ 3 von dieser Linie am Rhein gegen die Ürdinger Linie springt und schließlich der Typ 4 am pronominalen *ch*-Bogen, an der Ürdinger Linie, dahinzieht. Ursprünglich haben die Linien der Lautverschiebung und der gutturalen Konsonanten in der Benrather Zone enger beieinandergelegen. Die nordwärts spielenden Linien haben sich allmählich aus einem einheitlicheren südlichen Strang gelöst. So fallen denn weiter östlich vom Rhein die Lautverschiebungs- und Gutturalisierungslinien im Gelände der vereinigten Benrather und Ürdinger Linien gegen das Rothaargebirge, und weiter westlich vom Rhein, gegen die holländisch-belgische Grenze, bewahrt das Gebiet von Aachen-Eupen, d. i. das Gebiet des ripuarischen *mich* „mir, mich“ und des ungestörten *d*-Ausfalls, auf bald größerer, bald kleinerer Fläche die unberührten *-t, -n, -nt*. Allen anderen voraus behauptet Typ 4 im Nordbogen um Köln die Spitzenstellung. Zwar macht er wie die Lautverschiebung vor Eupen halt, schlägt aber dafür nördlichere niederländische Grenzorte zum *honk* „Hund“-Gebiet, das im übrigen durch die Reichsgrenze umschlossen und demnach dem *habbe, han* „haben“-Gebiet verwandt erscheint. Wo Typ *kent, hont, wenter* im Grenzstrich um Heinsberg einmal reliktartig zurückbleibt, hat sich zumindest der Untertyp mit inlautender Gutturalisierung, also *kenger, höng* „Kinder“, „Hunde“ durchgesetzt. Wie denn auch das Aachener Nebeneinander von *schiin* „Schein“ und *schinge* „scheinen“ und vor allem der Vorsprung von *nüng* „neun“ aus *nüüne* vor *wing* „Wein“ eine größere Eroberungsintensität des Inlautstyps verrät. An Eck- und Grenzpunkten, wo die Eroberungstätigkeit erlahmt, im holländischen Maasgebiet bei Venlo, im Ruhr-Wupper-Gebiet um Velbert, Wülfrath, im Westerwaldgebiet nördlich und um Waldbröl, im Eifelgebiet südlich Montjoie und Schleiden, an der Roerquelle, erscheinen die Kompromisse: *hont* + *honk* = *honkt* oder *hongt*. Selbst aus den Maasformen wie *handj* „Hand“, *hundj* „Hund“, *kendj* „Kind“, *wentjer* „Winter“, die auch den deutschen Zipfel von Gangelt beherrschen, und aus Grenzformen wie *biine* „binden“, *uune* „unten“ in Mülheim-Ruhr scheint die dentalverformende oder -zerstörende Tätigkeit des Südens hervor. *win* „Wein“, *brun* „braun“ und *nün* „neun“ im Wuppergebiet sind Mischlinge aus *wiin* und *wing, nüün* und *nüng*, ja die Formen *tsik, kruk, schnigge, krugge, lügge, lük, hük, sik, wing, brung* sind in ihrem Wurzelvokal selbst Grenzformen zwischen Außenformen mit *ii, uu, üü* und Zentral-

Digitized by Google

formen mit *e, o, ö*. Köln allerdings, der Quellpunkt der Bewegungen, hat in junger Entfernung von der Sprache des umliegenden Landes *i, u, ü* wieder eingeführt. Die Kürzung überhaupt steht im Einklang mit den ripuarischen *i, u, ü*-Kürzen in den Typen *glich* „gleich", *buch* „Bauch", *tsüch* „Zeug". Die Gutturalisierungen sind, wie andere Prozesse, um Köln einmal gleichmäßig gegen alle Himmelsrichtungen, vor allem also auch gegen Süden ausgestrahlt. Der Typ 3 *weng* „Wein", *brong, brung, brang* „braun", *nöng, neng* „neun" wie der Typ 2 *lök(t), lek(t)* „Leute", *hök(t), hek(t), hok(t)* „heute", *schneggen* „schneiden", *loggen* „läuten", *ogger* „Euter" behaupten sich von Prüm-Bitburg bis westlich Siegen an und nördlich der *op/of, uf* „auf"-Linie, wobei die *kt*-Formen immer nur als Mischprodukte in Grenzstrichen erscheinen. *weng/wein, brong/braun, neng, nöng/neun, nein, hök/heut, heit, lök/leut, leit* schneiden den Rhein unmittelbar südlich Sinzig-Linz, also südlich der Ahrmündung. Typ 1 ist stark zurückgedrängt, Eifelstriche haben z. B. nebeneinander *tseit* „Zeit" und *tseggich* „zeitig, reif", *hout* „Haut" und Pl. *hek* „Häute". Typ 4 erfährt die stärkste Einbuße: im Rheinbezirk von Köln-Bonn, zwischen Rhein und Erft also, aber auch an Flecken innerhalb des *nk*-Gebietes, vor allem in Köln selbst, dringt *nt* machtvoll vor und ein. *haant, haank, hant* „Hand" liegen im Streit miteinander, *wenk, wönk* und *wint* „Wind", *kenk, könk* und *kint* „Kind", *ronk* und *runt* „rund", *sönk* und *sünt* „Sünde" stellen land- und stadtkölnische Gegensätze dar. Um Köln, das einst die Gutturalisierung kreis- und ringförmig an die Grenzen seines Machtbereiches trieb, sind heute neue Kreise in der Bildung begriffen, die einmal die alten von ihrem eigensten Zentrum aus aufsaugen werden. Während Typ 4 gegen Norden weiteste Ausdehnung gewann, ist er im Süden am schwersten bedrängt, entwickelt sich aber doch im ganzen im Gelände an und nördlich der *dorp/dorf*-Linie. Nur der Untertyp *kenger* „Kinder", *fenge* „finden", *onge* „unten" hält seinen alten Stand und überschreitet mit *dorp/dorf* den Rhein bei Honnef. Denn der Süden hat mitteldeutsches *nn*, also *kenner, fenne, onne*, das der Aktivität des südlichen gemeindeutschen *nt*, Typ *hant* „Hand", entbehrt. Insgesamt umschließt die Strecke Bonn-Sinzig den südlichen, die Strecke Ürdingen-Benrath den nördlichen Spielraum aller Gutturalisierungstypen beim Rheinübergang. Von *op/of* bis *ik/ich* springt demnach ein deutlicher geographischer Zusammenhang zwischen Lautverschiebung und Gutturalisierung heraus. Auch die lothringischen *op*-Striche bei Sierck und Diedenhofen an der Mosel zeigen Restfälle der Gutturalisierung: *räng* „rein", *kläng* „klein", *brong* „braun", *dengen* „dienen", *keng* „kühn", *greng* „grün". Sie zeigen zugleich ein Hinausgreifen über die Bedingung eines vorausliegenden alten mittelhochdeutschen langen *i, u, ü*: ein Zeichen der Schwäche und des Verfalls, das auch im Gebiet von Prüm (*kleng* „klein", *bong* „Bohne", *long* „Lohn", *schong* „schön" statt *kleen, bun, lun, schun schin*, ferner *bruk* „Brot", *duk, dukt* „tot", *nukt* „Not", *ruk* „rot" statt *bruut, duut, nuut, ruut*), Aachen (*kleng* „klein", *reng* „rein", *gröng* „grün", *gemeng* „ge-

Digitized by Google

mein") und Elberfeld (*beng* „Beine", *kleng* „kleine, *steng* „Steine", *aleng* „allein"), immer also in gestörten Grenzzonen heraustritt. Mit *op* „auf" wird man darum die gutturalisierten Formen für ältere Zeiten weiter südlich schieben. Der mittelfränkische Eigenwuchs, der sich im Norden siegreich behauptet, ist im Süden vom Hochdeutschen zerstört.

Viertes Kapitel.

Alter, territorialpolitische und kulturhistorische Voraussetzungen des Nordbogens um Köln. — Kölner und Klever Land. — Nördliche und südliche Sprachrahmen um den Territorialkomplex Jülich-Köln-Berg. — Ingwäonische, niederländisch-niederfränkisch-westfälische Rest-, niederdeutsch/hoch- oder mitteldeutsche Hauptscheiden im Kölner Süd- und Trierer Nordrahmen. — Parallelprobleme am Eifeldamm bei der Ahr- und am niederrheinischen Damm bei der Erftmündung. — Südliche Eigenprägung des Vokalismus und Konsonantismus im Trierer Land. — Die territorialpolitischen Voraussetzungen des Trierer Südrahmens. — Verjüngte Staffelung von der Pfalz bis Kleve. — Ingwäonische und niederdeutsche Rest-, rheinisch/alemannische und moselfränkisch/deutsche Hauptscheiden am rheinischen Südrand. — Süd- und kulturdeutsche Stöße rheinabwärts.

Die Zerstörung der verschlungenen alten ingwäonisch-niederdeutschen Grundstruktur der Rheinlande, die gleichzeitige kreisförmige Ausdehnung ripuarischer Eigenheiten um Köln und die ellipsenförmige Ausformung um Köln und Trier, der schließlich übermächtig gegen Norden wütende süddeutsche Einschlag, der den Kreis, die Ellipse, die Restformen der alten Grundstruktur, ja die niederfränkischen Neuerungen zerbricht und zerfetzt, dies scheinbar unfaßbare Chaos fügt sich bei einem Blick auf die Karte von 1789 im Geschichtlichen Atlas der Rheinlande zu Plan und Ordnung, allerdings nur im großen Zug. Das territoriale Bild von 1789 hat sich nach 1000 allmählich herausgebildet. Ins 13., 14. und 15. Jahrhundert fallen entscheidende territoriale Formungen. Der pronominale *ch*-Bogen nördlich Köln und seine ganze weitverzweigte Sippe hat ursprünglich in der Zone der südlicheren Benrather Linie, am rheinischen Norddamm, gelegen. Der jülich-köln-bergische Komplex ältester Gestalt ist dessen Grundlage. Im 11. und 12. Jahrhundert hat dieses runde Gebiet die bereits angegriffenen ingwäonisch-niederdeutschen und die eingedrungenen niederfränkischen Eigenheiten an seinen Nordbogen getrieben und zugleich auch seinen eigenen Neuerungen Boden und Spielraum gegeben. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts ist die Benrather Zone von Eupen bis zum Rothaar gebildet und gefestigt. Zug um Zug dehnt sich der alte historische Grundkomplex im 13., 14. und 15. Jahrhundert gegen Norden. Jülich, Köln und Berg verleiben sich eine Saumzone kleiner Herrschaften ein. Die sprachliche Verschiebung folgt der politischen auf dem Fuße. Die Gegenden stärkster politisch-kultureller Eigenstellung wehren sich auch am kräftigsten gegen die sprachlichen Neuerungen, sie sind die Sitze der Kompromißbildungen. Das Kompromiß *nüge, nüege* „neun" aus *niege* + *nüng* gilt in Randerath, Geilenkirchen,

Digitized by Google

Millen, Heinsberg, Wassenberg: es ist die junge jülichische Nordwestecke, die von 1392—1499 erworben wurde. Vom 14.—16. Jahrhundert entwickelte sich das reich gegliederte Übergangsbündel, das heute den Raum zwischen der Benrather und Ürdinger Linie erfüllt. Am Hohen Venn und am Rothaar, an der alten limburg-jülichischen Grenze und am Südsaum von Mark und Westfalen ruht das Gebilde des 13. Jahrhunderts bis heute auf festem Grund. Die Mittelstruktur beiderseits der Rheinstraße folgt der jüngeren Umbildung. Die Grenze von Limburg, Geldern, Mörs, Kleve, Mark gegen Jülich, Kurköln, Berg zieht einen neuen Rahmen. Aber Rahmen und Bild greifen in vielfacher Verzahnung ineinander. Im Wuppergebiet wird die märkische Grenze, also die sächsische *fleig(e)t*-Linie, nur selten erreicht. Breite niederländische Strecken jenseits der politischen Eroberungssphäre werden in den Kampf der südlichen gegen die nördlichen Formen hineingezogen. Die westliche Ausspitzung der Benrather Lautverschiebungslinie zwischen Eupen und Aachen weist auf Maastricht; die alte Handelsstraße Köln—Maastricht hat beim Vortreiben der lautverschobenen Formen geholfen. Das Herzogtum Limburg zwischen Maas und Weser, Lüttich-Loon und südgeldernsche Striche, kurz das Limburger Land zwischen Jülich und Brabant wird mit staffelförmig erlahmender Kraft in die ripuarische Eroberung einbezogen. Beziehungen zu Köln haben den rheinischen Sprachformen jenseits der politischen Grenze den Weg ins Maastal gebahnt. Wie denn politische Eroberung immer einen Anstoß zu sprachlicher Umformung gibt, aber nie deren Anfang und Ende bestimmt. Die rheinabwärtsstrebende Erzdiözese, die Grund- und Patronatsrechte der Kölner Kirchen, die politischen, geschäftlichen und persönlichen Beziehungen zwischen den Herren, Adeligen und Bürgern des Kölner, Maas- und Klever Landes, der Handelsverkehr zwischen Köln und Brabant-Flandern, die Landfriedensbünde Kölns und der niederrheinischen Geschlechter und Städte, kurz, die alles beherrschende kirchliche, politische und kulturelle Machtstellung der rheinischen Metropole hat vor und nach den politischen Eroberungen des ausgehenden Mittelalters die Formen des Südens an die Peripherie der Einflußsphäre getrieben. Die von Köln dirigierte Sprachbewegung schob seit dem 16. Jahrhundert ihre gemeindeutschen Elemente über den pronominalen *ch*-Bogen hinaus, Geldern und Mörs werden von südlichen Erscheinungen durchsetzt. In einzelnen Fällen entwickelt sie sogar eine Spitze gegen Kleve. Im allgemeinen aber ist die Südgrenze von Kleve ein starker Damm, ja im Kleverland werden deutlich niederländische Gegenströmungen bemerkbar. Auf Grund des eigenartigen Verlaufs der klevischen Südgrenze bietet sich das Schauspiel, daß eine Reihe von niederfränkischen Sprachgrenzen linksrheinisch auf höherer geographischer Breite als rechtsrheinisch verlaufen. Wenn demnach die schwerer aufspürbaren kulturellen Fäden schon mindestens seit dem 12. Jahrhundert kölnisch-hochdeutsches Sprachgut gegen die Maas und den unteren Rhein geleitet haben, so ist doch die endgültige Um- und Neu-

Digitized by Google

gestaltung erst mit dem Ausgang des Mittelalters und auf der Grundlage der Territorialpolitik und -geschichte erfolgt.

Kulturelle Bewegungen haben schon um die Wende des ersten Jahrtausends Ripuarien, vorher bereits das Trierer Land in sprachliche Abhängigkeit vom oberrheinischen Deutschland gebracht. Durch das ganze Mittelalter geht die südnördlich schreitende Eroberung fort. Es ist vorläufig unmöglich zu sagen, wieweit bereits die besonderen Siedlungsverhältnisse des Mosellandes, die Anteilnahme alemannischer und rechtsrheinischer Stämme, diese Bewegung eingeleitet und gefördert haben. Jedenfalls aber hat auch hier die spätmittelalterliche Territorialgeschichte die geographischen Bilder bestimmt. Die *dorp/dorf*-Linie steht auf dem rechten Rheinufer an der Südgrenze von Berg und an der Nordgrenze eines Gürtels kleiner Territorien, der sich zwischen Berg und einem geschlosseneren Südkomplex erstreckt, zusammengesetzt aus trierischem (Montabaur) und nassau-oranischem Besitz. Von westlich Siegen bis zum Rhein fallen nacheinander die Reichsherrschaft Wildenburg, die Grafschaften Sayn und Wied und das Amt Linz-Altenwied, mit dem Köln über den Rhein und um den Südrand des bergischen Besitzes greift, in das *dorf*-Gebiet. Linksrheinisch sind Jülich und Köln und ebenso Köln und Trier vielfach miteinander vernäht; und dazu sind die Nahtstellen und -zonen wie auf dem rechten Rheinufer durch einen Gürtel kleiner Herrschaften überdeckt. Reichsritterschaftliche Gebiete längs der Rheinstraße, die Reichsherrschaft Tomburg, die Reichsherrschaft Olbrück, die Grafschaft Virneburg, die herzoglich-arembergischen Lande (Aremberg nebst Saffenburg, Kerpen, Kasselburg, Kommern), die Grafschaften Blankenheim und Gerolstein, endlich die Reichsherrschaft Reifferscheid ziehen, um die Ahr gruppiert, gegen die Reichsabtei Prüm und das Herzogtum Luxemburg, das von St. Vith bis Bitburg tief in die Reichsgrenze und in die ehemalig trierischen Lande hineingreift. Dennoch tritt eine Anlehnung der *dorp/dorf*-Linie an den Nordsaum der nichttrierischen Ahr- und Eifeldistrikte und an den Südsaum des köln-jülicher Landes deutlich heraus. *dorp/dorf* gehört zu den nördlichsten Eifel- und Westerwaldgrenzen. Um und südlich davon, beiderseits der Ahrmündung, streckt sich ein festes, dichtgeflochtenes sprachliches Scheideband über den Rhein. Die *op/of* „auf"-Linie, die Südgrenze der *häs, hät* „hast, hat", der Nachkömmlinge des Part. *gesacht* zu *seggen* „sagen", des Typs *hoonder* „Hühner", der spirantischen *j, ch*-Aussprache im Wortanlaut sowie der gutturalen Konsonanten zeigen auch in diesem Band den Gegensatz zwischen Niederdeutsch oder Ingwäonisch und Hochdeutsch, dazu den Gegensatz zwischen Ripuarisch und Hochdeutsch, zu dem noch die Nordgrenze speziell moselfränkischer oder mitteldeutscher Erscheinungen kommt. Der niederdeutsch-hochdeutsche Gegensatz springt besonders kräftig heraus. Denn in der *dorp/dorf*-Zone verläuft die niederdeutsch-hochdeutsche Diphthongierungslinie. Zwar heißt es in der ganzen Rheinprovinz *bei, bäi, bai* „bei", *blei, bläi, blai* „Blei", *bou, bau* „Bau", von Grenzflecken abgesehen, die alte *ii* und *uu* weiter-

Digitized by Google

führen. Aber der Norden und der Süden scheiden sich z. B. in den Gegensätzen *iis/eis, äis, ais* „Eis“, *stiif/steif, stäif, staif* „steif“, *huus/hous, haus* „Haus“, *bruche/brouchen, brauche* „brauchen“. Die Diphthongierungsgrenzen laufen nach Worten und Wortgruppen verschieden. Der Grenzgürtel füllt linksrheinisch im ganzen die Spannung zwischen der *op/of-* und *dorp/dorf*-Linie. Die Schneeeifel mit St. Vith und Prüm, das obere und untere Ahrgebiet mit Adenau und Sinzig und ein Westerwaldstreifen mit Altenkirchen vereinigen die Typen *eis, ais* „Eis“ und *weng* „Wein“, was in dem Eifeler Nebeneinander von Sg. *hout,* Pl. *hek* „Haut, Häute“ seine Parallele hat: bodenständig umgeformte Sprachformen (*weng, hek*) haben gegenüber dem Eindringling ein starkes Beharrungsvermögen; in Altenkirchen kämpft *weng* mit *wain*. Die Nordgrenze von *wein, wäin, wain* „Wein“ läuft im Nordsaum des Trierer, die Nordgrenze von *eis, ais* „Eis“ am Südsaum des jülichkölner Landes; der territoriale Wirrwarr dazwischen ist Kampfzone. Damit ist für den Eifeldamm an der Ahrmündung das gleiche Problem gestellt, das für den niederrheinischen Damm an der Erftmündung gelöst ist. Sprach- und politisch-geographische Einzelforschung von Ort zu Ort hat das Material bereit zu stellen, sprach-, politisch- und kulturhistorisch weitgespannte Betrachtung muß es in Atem und Leben setzen. Das Linienmaterial des Sprachatlas ist Ausgangspunkt und Leitfaden. Das Richtungsstreben der Linienentwicklung, Stoß und Gegenstoß, Mischung und Ausgleich, Relikte und Kompromisse müssen auch hier am wechselnden Geschick, am Schwanken zwischen geringerer oder größerer Selbständigkeit oder politischer und kultureller Abhängigkeit, endlich an der Zwitterstellung der Randterritorien zwischen Nord und Süd gemessen werden. Die stärkere politische Verwirrung der Ahr- und Eifellandschaft und die gesteigerte Bedrängung durch südliche Sprachformen verwickeln die Lösung. Und so werden ältere Bilder und Zustände auch nicht so glatt und plastisch heraustreten wie im Norden.

Auch abgesehen von der Diphthongierung trägt der Vokalismus des Trierer Landes charakteristische und dann südwärts weisende Eigenprägung. Die gerundeten Vokale *ö, ü, äu* jedweden Ursprungs und jeder Qualität und Quantität sind, wie in den meisten süd- und mitteldeutschen Mundarten, zu *e, i, ei*-Lauten entrundet. Die entrundeten Laute spielen südlich der Diphthongierungslinie auf der Quere Schneeeifel (Prüm), Moselmündung (Koblenz), Siegerland (Siegen). So stehen gegeneinander *rök, rek* „Röcke , *bök, bek* „Böcke , *flüjel* und *flijel, fliiel* „Flügel , *föös* und *fees, fiis, feis* „Füße“, *müüs, möüs* und *meis, mäies, mais* „Mäuse“, *flüü* und *flii, flee* „Flöhe“, *bööm* und *beem, bääm* „Bäume“, *höü* und *haai* „Heu“, *düür, döüer* und *deier, däier, daier* „teuer“. Die schwankenden südlichen Entwicklungsqualitäten verraten starke Neuerungen in den alten Grundstrukturen. So haben die Typen „fliegen, Fuß, Füße“ wie um Krefeld (*ei, ou, öü*), im Nassauischen (*ei, ou, ei*) und im Westfälischen (*ei, au, äu*), an und südlich der Mosel aufwärts Bernkastel und beiderseits der Saar (Hauptorte Merzig, Saarburg) und auch in dem anschließenden lothringischen Bezirk an Mosel

Digitized by Google

und Nied (Hauptorte Sierck und Bolchen) Diphthonge entwickelt, also die Formen *fleie* „fliegen", *fous* „Fuß", *feis* „Füße". Sie sind je nach Gegend und vor allem auch nach Wörtern untermischt mit den *ee, oo* des Nordens und den *ii, uu* des Südens. Denn die *ii, uu*-Gewohnheit des Lothringers und Pfälzers wie überhaupt des gemeinen Mitteldeutschen, also Fälle wie *briif* „Brief", *fliie* „fliegen", *fuus* „Fuß", *fiis* „Füße", *siis* „süß", greifen kräftig gegen Saar, Hochwald und Idarwald vor. Zweimal, zwischen Trier-Wittlich und zwischen Busendorf-Diedenhofen, verdichten sich die *ii, uu* zu geschlossenen Enklaven. Die Grenze vergleicht sich der behandelten *uu, üü, ii/oo, ee*-Grenze der Typen „tot, hoch, Flöhe, mehr, weh, Käse" mit geographisch umgekehrter Vokallagerung. In beiden Fällen ist der südliche Typ Sieger. Der Südsaum des Trierer Landes wird verlassen. Kölnisch-trierische Rest- und Neuformen, in beiden Fällen nördlich und südlich politisch umrahmt, erobern im Norden und weichen im Süden. Zerrissen und preisgegeben werden die charakteristischen Bildungen wie *blaul* „Bläuel", *nau* „neu", *saul* „Schusterahle", *haut* „heute", *sprau* „Spreu", *hauer* „heuer, heutzutage", *fauer* „Feuer", *auch* „euch", *auer* „euer", die von südlichen *äi*-Bildungen bekämpft werden. Neben *auch, äich* stehen *uch, och* und *ech, ich* „euch", so wie auch *äich, ech, ich* „ich" und *däich, dech, dich* „dich" nach dem Grade stärkerer oder schwächerer Betonung miteinander wechseln. In Wörtern des Typs „Bein, Teil, Seife, Leid, Fleisch, klein, rein, Baum, kaufen, Laub" nebst einem Umlautsbeispiel wie „träumen" hat das Kölner und Klever Land zumeist einförmige geschlossene *ee, oo* oder *öö*-Laute. Nach ungeklärten Gesetzen treten im Klever Land *been, deel, seep, leet* und *flais, klain, rain* nebeneinander. Strichweise lassen sich neue *ei, ou, öü*-Bildungen aus *ee, oo, öö* beobachten, so vor allem im Mörsischen, Bergischen, Stadtkölnischen und in ripuarischen Südstrichen; junge Diphthongierungen zu *ie, ue, üe* finden sich in bergischen Grenzstrichen um Remscheid. Jedenfalls steht der ganze rheinische Norden in seinen durchsichtigen Grundstrukturen beim Niederdeutsch-Niederländischen. Im Moselland aber herrschen, wenn auch nicht unbestritten, offene Laute, die nach dem Süden weisen. Den Gegensatz zwischen nördlicher und südlicher Rheinprovinz veranschaulichen *been* und *bään, baan, deel* und *dääl, daal, seef* und *sääf, saaf, leet* und *läät, laat, fleesch* und *flääsch, flaasch, kleen* und *klään, klaan, reen* und *rään, raan, boom* und *baom, baam, koofe(n)* und *kaofe(n), kaafe(n), loof* und *laof, laaf, drööme(n)* und *drääme(n), draame(n)* „träumen". Die rheinabseits und gegen Luxemburg über Südeifel, Mosel und Saar gestreckten Grenzstriche des Trierer Landes haben vor allem die Fortsetzungen alter kurzer Vokale in scheinbar unentwirrbares Durcheinander gebracht. Da begegnen gedehnte *aa* als *ao, oo, uu* oder *u*-Laute in Fällen wie *haover, hoover* „Hafer", *haomer, hoomer* „Hammer", *baon, buun, bun* „Bahn", gedehnte und lange *a*- und *o*-Laute erscheinen als offene *öö* in *bööden* „baden", *höös* „Hase" *fööl* „fahl", *nööscht* „Nacht", *mööt* „Magd", *nööl* „Nagel", *wöösen* „wachsen", *brööten* „Braten", *bööden* „Boden", *kööl* „Kohle", *dööder*

Digitized by Google

„Dotter". Altes *o* erscheint als *a* oder *aa* in Wörtern wie *kap* „Kopf", *knap* „Knopf", *glaak* „Glocke", *raak* „Rock", *kaach* „Koch", *kaachen* „kochen", *maat* „Motte". Wörter wie „Kind", „Winter" und „im" durchlaufen die Skala *kind im, kend em, kand am, kond om, kund um,* anschließende *könd öm*-Formen im Ahr- und Westerwaldgebiet dichten die Verknotung. Formen wie „ist" und „mit" erscheinen in den Spielarten *is mit, es met, os mot, as mat,* die noch um ripuarisch-niederfränkisches *ös möt* vermehrt werden, „ißt" aber lautet *es(t)* oder *is(t).*

Eigenprägung und stark südlichen Einschlag zugleich hat auch der Konsonantismus des Südens. Stimm- und Energielosigkeit der *b, d, g*-Laute, die unter Umständen aber auch zu stimmlos-energetischen *p, t, k*-Lauten gesteigert werden können, und, umgekehrt, größere oder geringere Energie der stimmlosen *p, t, k*-Laute sind echt süddeutsche Züge. Die stimmhaft-energielosen *b, d* des Nordens in *boom* „Baum", *dorp* „Dorf", *wede* „wetten", *waade* „warten", *leider* „Leiter" sind im Süden stimm- und energielos wie das anlautende *g* in *galje* „Galgen". *pluut* „Blut", *prenge* „bringen", *trai* „drei", *traive* „treiben", *kraowe* „graben", *kraife* „greifen" schreiben südliche Gewährsmänner statt der *b, d, g*-Gewohnheit des Nordens. Sie schreiben aber auch *bider* „bitter", *schdil* „still", *meeschder* „Meister", *khaschde* „Kasten", *dochder* „Tochter", *schbek* „Speck", *dambe* „dampfen", *dube* „tupfen", *abel* „Apfel" gegenüber kölnischen *beter, stel, meester, kaaste, daochter, spek, dämpe, tuppe* „klopfen", *appel.* Der Übergang vollzieht sich wiederum in der durch *dorp/dorf* und *op/of* gebildeten Zone. Im Klever Land wird *w* in Fällen wie *waater* „Wasser", *wääk* „Woche", *twee* „zwei", *kwääle* „quälen" labiodental gesprochen wie im Westfälischen. Die übrige Rheinprovinz spricht bilabiales *w,* das nur in Eifel-, Mosel- und Saarstrichen gelegentlich zur labiodentalen Aussprache abbiegt. Anlautendes *f* in dem Typ *fuut, foos, fuus* „Fuß" ist allerorts stimmlos labiodental, in ripuarisch-niederfränkischen Grenzstrichen allerdings mit einem Streben zur Stimmhaftigkeit behaftet. Nur in Fällen wie *frenge* „ausringen", *friive* „reiben", in denen altes anlautendes *w* im Anschluß an das Niederländische und Westfälische sich bis zu den Eifelhängen hält, ist Zusammenfall mit *frou* „Frau", *frei* „frei" eingetreten. Inlautend zwischen Vokalen zeigen *w* im Typ „ewig", *f* in den Typen „Ofen", „Teufel", *b* in dem Typ „leben" gleiches Geschick. Statt des nordrheinischen, zugleich niederländischen und westfälischen labiodentalen *v* tritt nördlich und südlich der Mosel allerorts bilabiales *w* hervor; es heißt *eewich* „ewig", *uuwe* „Ofen", *däiwel* „Teufel", *leewe* „leben". Nach *l* und *r* bleibt das Bild zunächst das gleiche: *sterve, sdärwe* „sterben", *kälver, kälwer* „Kälber", *färve, fäärwe* „färben" sind ripuarisch-moselfränkische Gegensätze. In Fällen der Konsonantenverhärtung wie *kärf, karf, körf, korf* „Korb", *bleif* „bleib", *geleeft* „gelebt", *fäärf* „Farbe" steht die gesamte Rheinprovinz mit stimmlos-labiodentalem, zugleich niederländischem und niederdeutschem *f* dem rheinfränkisch-hochdeutschen *b*-Laut gegenüber. Der Gegensatz verläuft in der *wat/was*-Zone. Die einzelnen Fälle und Wörter decken sich nicht genau miteinander

Digitized by Google

und auch nicht mit den übrigen moselfränkisch-rheinfränkischen Gürtellinien. Grenzstriche und -fälle mit auslaufendem *w*, z. B. *fäärw* zwischen *fäärf* und *farp*, *gruuw* zwischen *gruuf* und *gruup* „Grube“, *schduw* zwischen *schduf* und *schdup* „Stube“ zeigen den Kampf des Südens gegen den Norden. In der Unsicherheit zwischen *f*, *w* und *p* entgleist *leef* „Löwe“ zu *leep*, *aaw* „Auge“ zu *aap*, *laaw* „Lauge“ zu *laap*, entstehen *eepche* „Öfchen“ und *heepche* „kleiner Hafen, Topf“. In der Zerrissenheit der territorialen Gebilde, die den Südsaum des Trierer Landes begleiten, liegt auch hier der Grund: die Geschichte der lothringischen Grenzgebiete, des Fürstentums Nassau-Saarbrücken, der pfälzischen Besitzungen, der zwitterstelligen Grafschaft Sponheim, der Rhein- und Wildgrafschaft, endlich der reichsritterschaftlichen Gebiete hat auf die Gestaltung des moselfränkisch-rheinfränkischen Bandes entscheidend eingewirkt. Mit dem Niederländischen ist das ganze rheinische Gebiet auch einig in der stimmhaften Aussprache des anlautenden und zwischenvokalischen *s*. Erst am Südrand werden Wörter wie *seks* „sechs“ und *leese* „lesen“ mit stimmlosem *s* gesprochen Gemeinsame pfälzisch-moselfränkische Eigenart zeigt sich in der Behandlung zwischenvokalischer *g* und *d*. *saon*, *saan* „sagen“ heißt es in den mitteldeutschen Mundarten zwischen *dorp/dorf* und *pund/pfund*, die von ripuarischem und alemannischem *saage* umrahmt sind. Südlich der Mosel wütet der *g*-Ausfall stärker als im Norden, wobei die rheinwärts gelegenen Nahegegenden wieder in größerem Umfang daran teilhaben als die Trierer Striche. Ausläufer schießen rheinabwärts über das Kölner Land ins Klevische hinein. *drüü*, *dräi*, *drei* (ags. *dryge*) „trocken“, *gäi*, *gai* „Geige“, *aau*, *aa*, *ao*, *oo*, *au* „Auge“ herrschen auch nördlich der Linie Mosel-Südwesterwald, die z. B. von *fliie(n)*, *fleie(n)*, *fleee(n)*, „fliegen“ gehalten wird, bis zu einer Linie Sinzig oder Honnef-Wiedtal. *fläägel/flääl*, *fleel* „Flegel“ überschreitet den Rhein südlich, *saage/saon* „sagen“, *draage/draon* „tragen“ mit *dorp/dorf* nördlich der Ahrmündung. *waan* „Wagen“, *naal*, *nääl* „Nagel“, *rään* „Regen“ sind Formen des Kölner Landes. *maat*, *määt*, *mäit* „Magd“, *drääs*, *drääst* „trägst, trägt“, *sääs*, *säät* „sagst, sagt“ heißt es noch im Niederfränkischen. *r* statt *d* strebt in Wörtern wie *fuure* „Futter“, *bruure* „Bruder“, *biire* „bieten“, *hiire* „hüten“, *raire* „reiten“, *lärich* „ledig“ von Pirmasens über Birkenfeld-Oberstein südlich der Mosel und über den Westerwald und Altenkirchen gegen das Rothaargebirge; mit dentaler *r*- wechselt *l*- und *th*-Aussprache wie im englischen *father*. Alemannisch *scht* in Fällen wie *bischt* „bist“, *hoscht* „hast“, *muscht* „mußt“, *huuschde* „husten“, *frischt* „frißest“, *geescht* „gehst“, *schenscht* „schönste“, *elscht* „älteste“, *wilscht* „willst“, *dischdel* „Distel“, *nescht* „Nest“, *dantscht* „tanzest“, *kreescht* „größte“, *baischt* „beißest“ greift saarabwärts weit nördlich *wat/was* bis vor die Tore von Saarburg bei Trier und strebt an und über die Nahe den Höhen des Hunsrück zu. Saarburg, Oberstein, Kirn, Kirchberg, Simmern, St. Goar und St. Goarshausen bleiben außerhalb der alemannischen Einflußsphäre. Am Rhein, abwärts Bingen, Kaub, Oberwesel, ist der Vorbruch des *sch*, zugleich aber der enge Zusammen-

Digitized by Google

hang mit *wat/was* augenfällig. Unmittelbar östlich des Rheins senkt sich die *st/scht*-Linie auf das Rheinknie und strebt südlich Mainz ins Badische hinein. Die Linie liegt unmittelbar nördlich einer anderen rheinisch-alemannischen Linie, der Grenze zwischen *mir, si derfen,* „wir, sie dürfen", *dir* oder *ir derft* „ihr dürft" im Norden und einheitlichem *mir, dir* oder *ir, si derfe(n)* im Süden. Das einheitliche *-e(n)* überschneidet *wat/was* an der Saar bis vor Merzig, bleibt aber im übrigen südlich *wat/was* und *st/scht* vor der Linie Birkenfeld, Oberstein, Sobernheim, Kreuznach, Bingen, Mainz liegen. *mir* „wir" und *dir* „ihr" sind aus der Stellung hinter dem Verbum abgelöst; *mir* strebt in seinen Spielformen rheinabwärts in den Kölner Nordbogen hinein, der von Eupen bis zum Rothaar von *fer, fir, wir, wej, fi* umgrenzt ist, *dir, der* ist eine charakteristische Neubildung des linksrheinischen Moselfranken, die im Süden im ganzen an der *-e(n)*-Grenze halt macht.

So spielen am rheinischen Südrand ingwäonisch-deutsche (*uus/uns* „uns"), niederdeutsch-hochdeutsche (*wat/was*), rheinischdeutsch-alemannische und gar moselfränkisch-deutsche Gegensätze durcheinander. Die ingwäonische *g*-Form *drüch, dräich, dräi,* die dem ndl. *droog,* ndd. *drööge,* nengl. *dry* entspricht, wird von hd. *troke* „trocken" in Moselfranken verdrängt. Die Mosellinie ist heute der Kampfplatz. Aber das *treken* um Trier zeigt in der Verbindung des nördlichen Vokalismus mit dem südlichen Konsonantismus die ehedem südlichere Linie der nördlichen Form. Die Nordformen *gaon, staon* „gehen, stehen" mit den kreisförmig um Köln gelagerten kurzvokalischen *gon, ston* werden an und südlich der Mosel von den südlichen *geen giin, steen stiin* bekämpft; im Kampf entgleisen *schlaon* „schlagen", *draon* „tragen" zu *schleen schliin, dreen driin.* Die alten *nt*-Formen in Beispielen wie *staont, stont* „wir, sie stehen", *gaont, gont,* „wir, sie gehen", *sent* „wir, sie sind", *hant* „wir, sie haben" halten sich nur noch im West- und Nordripuarischen und im Grenzgebiet gegen Niederfranken. Rheinabwärts dringt der hochdeutsche *n*-Typ über Köln hinaus, rheinaufwärts ist der niederfränkische *n*-Typ einmal gegen das Kölner Land gezogen. Ähnlich sind die alten Imperative *gank, stank* „geh, steh" auf ein großes Kreisgebiet um Köln von südlichen *gee gie, stee stie* und nördlichen *gao gaon, stao staon* zusammengedrückt, auf kleinerem Kreisgebiet erscheint *ben, bön* „bin" von umliegenden *si(n), sen* umrahmt. Die zu *gaon* „gehen", *staon* „stehen" gehörigen *gees stees, geis steis* „gehst, stehst" (entsprechend „geht, steht") mit den Varianten *gääs stääs, gaas staas* weisen in ihrem Parallelismus zu „Bein, Seife" auf altes *ei.* Von *ee, ii*-Formen hochdeutscher Art (*gees giis, stees stiis*) sind diese uralten Bildungen heute an derselben Mosellinie wie *gaon, staon* bedrängt. In der gleichen Kampflinie ringen *deet, deit, däät, daat* und südliches *tuut* „tut", *för, für, fir fer* „vor, für" und südliches *for* „vor, für".

Aber auch nördlich der Moselbezirke setzen sich ausgeprägte kultursprachliche Formen durch, und zwar am kräftigsten an der Rheinstraße. Nördliches, auch für die Niederlande und Westfalen geltendes *fas(t), faas, faos, faste* „fest" wird westlich des Rheins von *fest* über die

Digitized by Google

Mosel und Eifelhöhen gegen Ripuarien gedrängt; östlich des Rheins ist bereits die Rothaarlinie erreicht. *flääsch, fläisch* „Flasche“ wird von *flasch* bis gegen Aachen, Köln, Sieg bekämpft; der Westrand von Lothringen bis Eupen beharrt bei der *ā*-Form. In der Köln-Trierer Grenzzone kämpft *ebbes, eppes* „etwas“ gegen das ripuarische *jät*, das kreisförmig um Köln liegt und das seinerseits am Benrath-Ürdinger Bogen von niederländisch-klevisch-westfälischem *wat* abgelöst wird, stellenweise unter Bildung des Kompromisses *wät*. Bis an *dorp/dorf* ist *fon* „von“ gegen *fan* vorgerückt, aber das *fun* in der Westeifel und in Lothringen geht auf *fan*. Im Benrather Bogen überwältigt *durch, dorch* „durch“ die nördlichen *dur, dör, dür* und *tswölf* „zwölf“ das nördliche *twälf* unter Bildung der Kompromisse *zwälf* um Aachen und *twölf* im Bergischen. Nachkommen von *hiute* „heute“ (*hüü, hüüt, hüt, hük*) zerstoßen ebenda *vandaag*; *waa(r)de(n)* „warten“ und *henge, henger* „hinten, hinter“ zerbrechen *wachten* und *achter* und ihre Sprößlinge. Beim Vormarsch von *schwäster* gegen *söster, süster* „Schwester“, von *löfel* gegen *lääfel, lääpel, leepel* „Löffel“ sind *söster, sester* und *lääfel* in der Westeifel liegen geblieben. Das lothringische Relikt *seschter* ist eine niederdeutsch-alemannische Kreuzung. Im spitzen Winkel preßt sich *als* „als“ gegen Düsseldorf-Krefeld rheinabwärts in *es, as* hinein, *es* hält im Westen über Aachen bis südlich des Eupen-Montjoier Landes, *es, as, os* im Osten bis zur Sieg und bis auf den Westerwald dem Ansturm stand. Im Klever Land ringt *r*-loses *do* „da“ gegen *dor*, im Ürdinger Bogen *hei* „hier“ gegen *hiir*, im Benrather Bogen *mii* gegen *miir, meer* „mehr“. In den niederländisch-deutschen Grenzstrichen werden *kwam, kwamme* „kam, kamen“, *was* „war“, *wu, u* „wie“, *en* „und“, *of* „oder“, *ge(n)* „kein“ preisgegeben zugunsten von *kaom, kaome, waor, wii, on un, odder, ke(n)*. Eupen, Aachen und Kleve bleiben vielfach in unmittelbarem sprachlichem Zusammenhang. Die deutschen Sprachlandschaften am Nordfuß der Ardennen und des Rothaargebirges, im Limburgischen und Westfälischen, beharren bei alten nördlichen Formen, wo die Rheinstraße bis gegen Kleve den hochdeutschen Typ vortreibt. Das resthafte *en* „und“ um Aachen und Kleve geht auf *ende*, die ehemalige Form des nordwestlichen Rheinlandes; *inde* herrschte von Köln bis Mainz. Dies ist in der Form *an* nur im Westen des *kant* „Kind“-Gebietes am Leben geblieben, in der Westeifel um Bitburg, in Luxemburg, in Lothringen. Es ist der lehrreichste Fall der revolutionierenden Kraft der Rheinstraße und der bodenständigen Beharrlichkeit der verkehrsfernen Grenzstriche des Westens.

Fünftes Kapitel.

Dialektgeographie und schriftliche Sprachüberlieferung älterer Zeit. — Die geographischen Südnordrevolutionen als Vorboten der hochdeutschen Kultursprache. — Die Verdrängung der mundartlichen Schriftsprache in Köln durch das Neuhochdeutsche.

Die Geschichte der schriftlich überlieferten rheinischen Sprachformen zeigt das gleiche Bild. Sie wäre auf Grund der neuen Einsichten,

Digitized by Google

die die Dialektgeographie gibt, neu zu schreiben. Im 13. Jahrhundert erscheinen in allen rheinischen Territorien die ersten deutschen Urkunden: Kleve 1258, Geldern 1268, Jülich 1261, Berg 1262, Köln 1257, Trier 1258, wenn auch bis ins 14. Jahrhundert die Urkundensprache vorwiegend lateinisch bleibt. Mit der Steigerung der Urkundenproduktion hält eine sprachliche Südnordrevolution, wie wir sie aus den heutigen sprachlichen Landschaftsbildern abgelesen haben, gleichen Schritt. Schon in den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts ist Trier bei einem südlich-hochdeutschen Typ angelangt, der im 15. Jahrhundert bevorzugt wird. Seit 1420 werden die älteren *gaen, staen* „gehen, stehen" der moselfränkischen Weistümer durch *geen, steen* verdrängt. Von besonderer Bedeutung war Balduins Doppelherrschaft über Trier und Mainz 1323—1336. Am entgegengelegenen Norden der Rheinlande, in Geldern, dringt der südliche jülich-kölnische Typ vor allem seit 1379 ein, dem Jahre der Vereinigung von Geldern und Jülich. Durch das ständige Rheinabwärtsfluten südlicherer Erscheinungen wird auch der Durchbruch der hochdeutschen Kultursprache vorbereitet und erleichtert.

Die Verdrängung der mundartlichen Schriftsprache in Köln durch das Neuhochdeutsche erfolgt im wesentlichen während des zweiten und dritten Viertels des 16. Jahrhunderts, also zwischen 1525 und 1575. Indessen machen sich schon vor 1525 hochdeutsche Einflüsse im Konsonantismus und bezüglich der neuen Diphthongierung („Fleiß, aus, euch") bemerkbar. Die neuen Diphthonge zeigen sich zuerst deutlicher in den Briefbüchern, seit etwa 1517, bald darauf, seit 1520, in erzbischöflichen Urkunden, seit 1522 in den Ratsprotokollen, 1525 auch in dem ältesten erhaltenen Turmbuch und dann, nach langem Abstande, erst 1546 in den Schreinsbüchern. Im allgemeinen treten oberdeutsche Konsonanten etwas früher hervor, in den Briefbüchern seit 1510, in den Ratsprotokollen um 1520, am spätesten in den Schreinsbüchern. Noch 1534 erscheint bei dem Kölner Buchdrucker Johann Gymnich „Ein boechelchen vür die Kinder in der Dütschen Schullen", eine Art Fibel und Titulaturbüchelchen, das durchgängig kölnisch ist. Jaspar von Genneps Homulusübersetzung und -druck von 1540 strebt, im Gegensatz zu seinen ersten Drucken von 1535—1537, aber noch nicht so energisch wie die Homulusdrucke von 1548 und 1554, weg vom Dialekt, vor allem in der Einführung der neuen Diphthonge. Schon seit 1527 geben andere Drucke die kölnische Verkleinerungssilbe *-chen* oder *-elchen* (neukölnisch *blöömche* „Blümchen", *büchelche* „Bäuchlein") zugunsten von *-lin* (so zuletzt 1558) und *-lein* preis, die nach 1540 herrschen: *süngen* „Söhnchen" im Homulus von 1540 ist der letzte Beleg. Beim Druck der Streitschriften gelegentlich des Reformationsversuchs Hermanns von Wied führte Jaspar von Gennep, unter dem Einfluß der Kanzleien, 1543—1545 die neue Schriftsprache durch. Die Druckersprache kommt so in wenigen Jahren zu dem Entwicklungsstandpunkt, der in den Kanzleien von rund 1520—1540 reifte. Auch in seinen sonstigen Drucken strebt Gennep ab 1547 zum gemeinen Deutsch. Nach dem Homulus von 1554 schwinden die Dialektformen endgültig. Die innerkölnischen Verwaltungs-

Digitized by Google

akten behalten sie länger, und gar noch nach 1575. Bis weit über 1600 hinaus sind sie zwischen die hochdeutschen gestreut, wobei einzelne dialektische Konsonanten, z. B. *d* in *dochter*, sich am hartnäckigsten halten, so in den Turmbüchern. Ähnlich ist es mit einzelnen alten Vokalen, von denen *o*, z. B. in *boch* „Buch", wie *d* in *dochter* noch um 1650 in gehäufter Zahl vorkommt. Im übrigen tritt der Kampf zwischen der dialektischen Schriftsprache und dem anstürmenden Gemeindeutschen sehr deutlich zutage durch allerhand Kompromißformen, z. B. *ober* für *über* aus *o(e)ver* (1532 *oeverfarenheit* und *oberfarenheit* in demselben Ratsprotokoll), und nicht minder deutlich durch die Überverhochdeutschungen auf vokalischem und konsonantischem Gebiete, Erscheinungen, an denen vor allem die Schrifttradition Weinsbergs zwischen 1560 und 1598 so reich ist.

Digitized by Google

VI.
Rheinisches Geistesleben im Wandel der Zeiten

von

Justus Hashagen

Erstes Kapitel.
Das Mittelalter.

Blüte des rheinischen Geisteslebens unter Karl dem Großen. — Niedergang unter den späteren Karolingern. — Neuer Aufschwung unter den Ottonen: Bruno von Köln. — Geistige Kämpfe unter den Saliern: Anno von Köln und sein Kreis; Rupert von Deutz. — Geistesleben unter den Staufern: Der „Erzpoet". Cäsarius von Heisterbach. Laienkultur. Kreuzzüge. — Das spätere Mittelalter: Orden und Universitäten. Devotio moderna. Laienkultur.

Unter römischer und merowingischer Herrschaft war das Rheinland jahrhundertelang ein Grenzland, ein Außengebiet gewesen. Erst als in seiner westlichen und östlichen Nachbarschaft Friesen und Sachsen unterworfen wurden, rückte es allmählich in das Innere des fränkischen Reiches hinein, ja bald, wenn nicht äußerlich so doch innerlich, in seinen Mittelpunkt. Das geschah unter den Karolingern. Noch nie hatte ein Herrscherhaus in so engen Beziehungen zum rheinischen Lande gestanden wie dieses. Immer mehr wurde das Rheinland zum bevorzugten und gesegneten Zentrallande der karolingischen Monarchie. Hier befanden sich neben den alten Familienklöstern die glänzenden Herrschersitze, die Pfalzen. Unauflöslich ist der Name Karls des Großen mit der Aachener Pfalz verbunden.

Das Rheinland erlebte damals eine der glücklichsten Perioden seiner vielbewegten Geschichte. Neben der materiellen Blüte begegnet man einem für die damalige Zeit reich und vielseitig entwickelten Geistesleben. Nicht an äußerer Macht und an Reichtum fehlte es, um am Rheine die hochfliegenden, auf das Allgemeine gerichteten Bildungspläne Karls des Großen zu verwirklichen, wohl aber an Personen, an einheimischen, auch an rheinischen Führern. Aber der Kaiser warb mit Erfolg bei anderen Germanenstämmen, bei Langobarden und Goten und besonders bei den Angelsachsen, so daß sich in Aachen, wohin er immer wieder zurückkehrte, erlesene Männer der Wissenschaft und Kunst, der Bildung und Lebensweisheit um ihn scharten. Man bezeichnet ihre geistigen Leistungen mit dem Ehrennamen der Karolingischen Renaissance. Von einer Wiedergeburt auch nur der wesentlichen Elemente der echten Antike konnte man freilich kaum sprechen. Der

Digitized by Google

christliche Geist an Karls Hofe war noch zu jung und zu stark, als daß er sie geduldet hätte. Aber eine Art Nachblüte war es trotzdem, und ihre Stätte war das Rheinland. Die fremden Mitarbeiter aber, die der Kaiser herbeirief, konnten im Rheinland nur deshalb segensreich wirken, weil sie, wenn auch auf keine geistig produktiven Kräfte im strengen Sinne des Wortes, so doch auf vielseitiges Verständnis stießen. Den ersten Angelsachsen, den er berief, bestellte Karl zum Abte des Klosters Echternach, und die Schüler Alchwines (Alcuins), des bedeutendsten angelsächsischen Gelehrten, erlangten rheinische Bischofssitze. Und wenn auch unter den Führern der Karolingischen Renaissance geborene Rheinländer fehlen, so war doch der Schauplatz dieser Renaissance vornehmlich das Rheinland und der Aachener Hof. Mit dem, was der Kaiser in Aachen geschaffen hat, und was nun weit hinauswirkte in die Lande, beginnt die rheinische Geistesgeschichte des Mittelalters.

Die Art aber, wie sich unter Karl dem Großen eine höhere Geisteskultur im Rheinland zu verbreiten anfing, wird vorbildlich für alle folgenden Zeiten, bis heran an die Schwelle der Gegenwart. Es gibt nämlich kaum einen deutschen Stamm, der auch später auf die anderen deutschen Stämme eine solche Anziehungskraft ausübte, der zugleich den Zuwanderern einen solchen Resonanzboden schuf wie der rheinische. Wie in den Anfängen, so war das rheinische Geistesleben auch später noch durch eine große Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit ausgezeichnet. Schon in karolingischer Zeit lockten aber nicht nur die günstigen äußeren Lebensbedingungen im Schutze der wohnlichen Pfalzen, sondern auch ein Kreis von empfänglichen Rheinländern, deren Kulturarbeit fortlebt, wenn auch ihre Namen und Werke meist untergegangen sind. In ihnen fanden die Ausländer bewährte Hilfskräfte, ohne deren gleichgesinnte Tätigkeit das große Werk allgemeiner Bildung, wie es dem damit über die Kirche hinausgreifenden Kaiser vorschwebte, nicht zu vollführen war.

Das wird auch einer erfahren haben, der aus der nächsten Nachbarschaft, aus dem Maingebiet, herüberkam und bald trotz unansehnlicher äußerer Gestalt einer der geistigen Führer in der Hofgesellschaft wurde: der Biograph Karls des Großen, Einhard. Die Sage hat sich früh seiner liebenswürdigen Persönlichkeit bemächtigt. Aber auch ohne sie zeigt sein wirkliches geschichtliches Bild kräftige Farben. Er konnte noch mehr, als die Taten seines Herrn nach dem Muster römischer Kaiserbiographen in wohlgerundeter, stoffreicher und zuverlässiger Darstellung schildern. Nicht umsonst verglich man ihn mit dem alttestamentlichen Beseleel, der die Stiftshütte des Judenvolkes mit Werken der Kleinkunst ausgeschmückt hatte. Schon damals liegt der Schwerpunkt der neuen rheinischen Geisteskultur wie meistens auch später auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Hier wird der sonst so rezeptive Stamm produktiv in gewaltigem Ausmaß.

Das rheinische Geistesleben war während des Mittelalters und darüber hinaus noch ganz beherrscht von der Machtstellung der kirchlichen Kultur und des kirchlichen Bildungsmonopols. Fast nur der Klerus

Digitized by Google

konnte zunächst dem höheren Geistesleben eine Stätte bereiten. Aber der Begründer und erste Organisator des rheinischen Bildungswesens war doch kein Kirchenfürst, sondern ein weltlicher Herr, Karl der Große. Er hat nicht nur auf die Gründung von Dom-, Stifts- und Klosterschulen, sondern auch auf die Gründung von Pfarrschulen für Laien hingewirkt. Aber auch sein Hauptaugenmerk war natürlich auf eine bessere Bildung des Klerus gerichtet. Geistliche, die seinen hohen Anforderungen nicht entsprachen, wurden zeitweise ihres Amtes enthoben. Je länger, je mehr haben aber gerade diese Bestrebungen des Kaisers im Rheinlande selbst Unterstützung gefunden. Erzbischof Hildebold von Köln, Karls intimer Freund, begründete bei dem damals an seine heutige Stelle verlegten Dom eine Domschule und stattete sie mit einer trefflichen Bibliothek aus, die durch Schenkungen des Kaisers und des Papstes und durch eigene Ankäufe vermehrt wurde. Nach Ausweis eines wenig später, 833, verfertigten Bücherverzeichnisses war diese noch heute teilweise erhaltene KölnerDombibliothek gewiß vornehmlich der kirchlichen Wissenschaft und gottesdienstlichen Praxis gewidmet. Aber man konnte dort auch die teilweise übersetzten Gesetzbücher der salischen und ripuarischen Franken studieren, sich in den Elementen der lateinischen Grammatik unterweisen lassen, ja den Geheimnissen mittelalterlicher Medizin nähertreten.

Auch in der Geschichte der Geisteskultur ist das Rheinland, „eine Stätte alter Kultur", mit am frühesten unter den deutschen Ländern zur Stelle. Noch beschienen von der sinkenden Sonne der Antike, hat es doch bald in sich selbst neue Keime entwickelt, die auch dann noch Frucht trugen, als sich der politische Himmel wieder mit Wolken überzog. Durch den Zusammenbruch der karolingischen Herrschaft wurde das Rheinland schwer getroffen. Was die streitenden karolingischen Erben und rheinischen Magnaten geschont hatten, war vielfach den räuberischen Normannen zum Opfer gefallen. Nur einige Klöster, wie Stablo und Prüm, ragten Inseln gleich aus den Fluten der Zerstörung empor und retteten Reste der karolingischen Geisteskultur in bessere Zeiten hinüber. Christian von Stablo verfaßte um 865 einen Matthäuskommentar, der der historischen vor der allegorischen Auslegung sogar den Vorzug gab. Abt Regino von Prüm († 915) betätigte sich in schwerer Notzeit auf dem Gebiete des Kirchenrechts und der Liturgie und schuf mit wirklichem Verständnis eine besonders die rheinischen Ereignisse berücksichtigende Chronik. Der Mönch Wandalbert ist als Verfasser einer Lebensbeschreibung des hl. Goar (839), des ersten rheinischen Heiligenlebens, bekannt. Seine einem versifizierten Martyrologium um 848 angefügten antikisierend-lehrhaften Verse über das Landleben können zwar mit Ausonius' Mosella nicht verglichen werden, bieten aber doch, auf ihren Quellenwert angesehen, eine Art kulturgeschichtlicher Ergänzung zur Chronik des Abtes Regino. Auch in der sonst so unerfreulichen spätkarolingischen Periode der rheinischen Geschichte sind in den Klöstern nicht nur Abschreiber, sondern auch Sammler und Kompilatoren verschiedener Art tätig gewesen,

Digitized by Google

deren eigene bescheidene Persönlichkeit freilich hinter den durch sie von anderen übernommenen und an die Nachwelt weiter überlieferten geistigen Gütern zurücktritt. Man hat das karolingische Geistesleben im ganzen als traditionalistisch bezeichnet, weil es sich im wesentlichen auf das immer dürftiger ausfallende Fortspinnen alter Fäden beschränkt. Das gilt auch für das Rheinland. Aber es war schon eine Kulturtat, daß man wenigstens das Alte nicht ganz untergehen ließ.

Als das sächsische Herrscherhaus endlich das Rheinland in seine Gewalt brachte, herrschten dort noch weithin anarchische Zustände, und es bedurfte einer tatkräftigen und sorgfältigen Arbeit von Jahrzehnten, bis man nach Heilung der schwersten Wunden an geistigen Wiederaufbau denken konnte, und bis das Rheinland auch innerlich dem von den Ottonen mit neuem Glanze umgebenen deutschen Reiche angegliedert wurde. Das verwaltungspolitische Mittel, das Otto der Große anwandte, um diese Ziele zu erreichen, war sein Bund mit der hohen Geistlichkeit, besonders mit den Bischöfen. Sie wurden mit einer Fülle weltlicher Aufgaben betraut und entwickelten sich fast ausnahmslos auch innerlich zu festen Stützen der ottonischen Herrschaft am Rhein. Ottos des Großen jüngerer Bruder Bruno, Erzbischof von Köln (953—965) und zeitweise rheinischer Herzog und Reichsverweser, hinterließ nicht nur in der politischen Geschichte des Landes seine Spuren. Es ehrt die ottonische Rheinlandpolitik, daß mit ihm nicht nur ein fähiger und aufopferungsvoller Beamter, sondern auch ein einflußreicher Kulturträger an die entscheidende Stelle gesetzt wurde. All die mannigfaltigen Wissens- und Bildungsanregungen, die der begabte Jüngling während seiner Lehrjahre in der Utrechter Domschule, am königlichen Hofe und in der Kanzlei seines Bruders bis hinauf zum Griechischen in sich aufgenommen hatte, übertrug er an den Rhein und ließ sie dort Frucht tragen. Mit ihm wurde einer der Führer der mit der karolingischen innerlich noch ganz verwandten ottonischen Renaissance am Rheine heimisch. Sein Biograph, Ruotger, ein sächsischer Benediktiner, entwirft (969) von dem allen eine begeisterte Schilderung. Besonders Brunos rastloser Tätigkeitstrieb nötigt ihm Bewunderung ab. Wie der Hohepriester die Bundeslade, so habe Bruno stets seinen Bücher-, d.h. Handschriftenschatz bei sich gehabt und mit sich geführt. Vor allem der Kölner Domschule sind Brunos angestrengte Bemühungen zugutegekommen. Für eine Reihe anderer ähnlicher Bildungsanstalten wird sie jetzt vorbildlich, und Köln wird schon unter Bruno auch in geistiger Beziehung zur Metropole des Rheinlands. Seine geistlichen Pflichten hat Bruno darüber nicht vernachlässigt. Wie er als Bischof auf eigene häufige Predigt großes Gewicht legt, so sucht er auch aus den durch ihn zu streng geregeltem, sogenanntem kanonischen Leben zusammengeschlossenen Weltgeistlichen wirkliche Prediger und Seelsorger zu machen. Auch weltflüchtigen Einsiedlern läßt er seine Hilfe angedeihen. Dagegen scheint er der damals in oberlothringisch-französischen Benediktinerklöstern aufkommenden streng asketischen Reformbewegung

Digitized by Google

ferner gestanden zu haben. Seine Lieblingsgründung, die Kölner Abtei S. Pantaleon, besetzte er nicht mit Oberlothringern, sondern mit sächsischen Benediktinern, die von den modischen Stimmungen radikaler Abtötung noch kaum berührt waren. „Tätiges Leben, Dienst an Kirche und Vaterland, Wissenschaft waren seine eigenen Ideale": eine harmonische Natur, abhold allen Übertreibungen, weltoffen und verantwortungsvoll, ein Freund aller edlen Studien und ein verständnisvoller Förderer der bildenden Kunst.

In Brunos geistiger Gefolgschaft begegnet man unter ottonischer Herrschaft am Rhein manchem ähnlichen Kulturträger, so dem Mönche Adalbert von St. Maximin in Trier, einem der später von der Reform ergriffenen Klöster, der eine inhaltreiche und formschöne wirkliche Reichsgeschichte schuf, in der er unter dem Eindrucke der ottonischen Erfolge den einseitig und beschränkt rheinischen Gesichtskreis der Darstellung seines historiographischen Vorgängers Regino zu einem allgemein deutschen erweiterte, — so auch dem Erzbischof Ekbert von Trier (977—993), dem Sohne eines holländischen Grafen, mit seiner Förderung des kirchlichen Kunstgewerbes und der Buchmalerei. Immer mehr sind es auch rheinische Kulturzentren, die unter den Ottonen denen im Sachsenlande ebenbürtig an die Seite treten. Das ist ein Fingerzeig dafür, daß die ottonische Herrschaft dem Rheinland mit der äußeren Befriedung auch einen inneren Kulturaufschwung gebracht haben muß. Wie die Ottonen auch sonst an die Karolinger anknüpfen, so erneuern sie auch die Bemühungen um den Ausbau einer höheren Geisteskultur auf kirchlicher Grundlage. Auswärtige sächsische nebst anderen fremden und bodenständige rheinische Bestrebungen verknüpfen sich zu gemeinsamem Werke.

Wenn die weitere Entwicklung des rheinischen Geisteslebens unter den Saliern bis in die ersten Jahrzehnte des zwölften Jahrhunderts hinter manchen Erwartungen zurückbleibt, so lag das am Ausbruche des kirchenpolitischen Kampfes zwischen den beiden Gewalten, von deren einmütigem Zusammenwirken der Fortschritt auf allen Gebieten abhängig blieb, an dem bis zu erbitterter Fehde verschärften Gegensatz zwischen Königtum und Kirche. Unter den langwierigen Wirren des sich zum gregorianischen Kirchenstreite erweiternden Investiturstreites mußte auch das rheinische Geistesleben schwer leiden.

Besonders die kirchlichen Kreise waren durch diesen Kampf auch am Rheine während des späteren elften Jahrhunderts voll in Anspruch genommen. Die von Poppo von Stablo schon während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts geförderte strenge Askese gewann jetzt vom französischen Cluny her am Rheine großen Anhang. In ihren Dienst stellte sich trotz aller sonstigen Weltförmigkeit der hervorragendste, aus Schwaben stammende rheinische Kirchenfürst der Zeit, Erzbischof Anno von Köln (†1073). Ihr bereitete er in dem von ihm auf dem Siegburger Michelsberge begründeten Benediktinerkloster eine Stätte, das im Gegensatz zum brunonischen St. Pantaleon mit Mönchen der neuen strengen Richtung besetzt wurde. Die entsagungsvolle Selbstzucht, in der man hier

Digitized by Google

lebte, endete jedoch noch nicht bei völliger Weltabgewandtheit. Der gewiß romanisch beeinflußte neue asketische Lebensstil wurde seiner mehr oder weniger ausgebildeten Neigung zur Kulturfeindschaft entkleidet und hier auf deutsch-rheinischem Boden im Sinne einer stärkeren Berührung mit der „Welt" umgebildet. Jedenfalls wurden in Annos Reformkloster Siegburg gewisse geistige Betätigungen in solchem Umfange und mit solchem Eifer gepflegt, daß man dem Kloster einen Platz in der rheinischen Geistesgeschichte nicht versagen kann. Hier weilte der Mönch Lampert von Hersfeld, dessen Annalen trotz ihrer Parteilichkeit für Anno und gegen den König einen Höhepunkt in der Geschichte der mittelalterlichen Historiographie darstellen. Hier ist zwar auch die lateinische Lebensbeschreibung Annos entstanden, die ihren Helden ganz in mönchische Beleuchtung rückt, aber auch das deutsche Annolied eines Bayern, das seinen lokalen Stoff in einen großen weltgeschichtlichen Rahmen einspannt und damit einem gewissen rheinischen Universalismus huldigt, der auch später noch durch alle partikularistischen Irrungen immer wieder hindurchbricht. Der Verfasser beschäftigt sich schon mit tiefen Fragen nach dem Sinne des Lebens und der Geschichte. Geschichtsphilosophisches Interesse ist neben dem theologischen in diesem von dem geistig angeregten Abte Kuno geleiteten Kloster auch sonst zu spüren. Schon in der jetzt längst zerstörten Ingelheimer Pfalz der Karolinger hatte es einen Bilderzyklus gegeben, der die für das Mittelalter maßgebenden Gedanken Augustins zur Darstellung brachte. Außerdem bezeugt uns das Annolied das Hineinspielen weltlicher und volkstümlicher Überlieferungen aus dem deutschen Sagenschatze. Als eine heute fast ganz verschüttete Unterströmung unter der kirchlichen Kultur zieht die volkstümliche Behandlung nichtkirchlicher Stoffe, wie sie von den namenlosen Spielleuten betrieben sein muß, besonderes Interesse auf sich, weil hier aus Quellen geschöpft wird, die von denen der Kirche ursprünglich weit abliegen. — Ganz anders als sein Vorgänger Bruno war Anno eine eigenwillige, selbstherrliche Gestalt. Kirchenpolitik, Reichspolitik, vielfach im Gegensatz zum Königtum, und Territorialpolitik füllten sein Leben aus. Aber schließlich zog er sich doch aus der Welt in das Siegburger Kloster zurück, dessen geistige Haltung ihm selbst nicht ferngeblieben sein kann.

Aber auch die königliche Partei zählte am Rheine sehr viele Anhänger. Gleich mehrere Nachfolger Annos verdankten dem gebannten Könige Heinrich IV. ihre Erhebung und vertraten durchweg seine Sache, auch indem sie für die Aufrichtung des Gottesfriedens wirkten. Der Trierer Scholastikus Wenrich verteidigte mit anderen Gesinnungsgenossen den König auch mit der Feder, indem er in einer Denkschrift dem Papste selbst wegen seines Kampfes gegen den König schwere Vorwürfe machte, und die Bürger der aufstrebenden Stadt Köln waren 1106 die letzten, die auf der Seite Heinrichs fochten. So widersetzte sich auch am Rhein eine starke königstreue Partei den Machtansprüchen der Kirche. Aber der Kanpf war zu schwer und aufreibend, als daß er für die Pflege selbständiger Geisteskultur noch viel Raum gelassen hätte. Die Laien

Digitized by Google

gar sind, von jenen indirekten Spuren im Annoliede und einigen anderen abgesehen, erst viel später mit selbständigen Leistungen in der rheinischen Geistesgeschichte hervorgetreten.

Die Machtstellung der kirchlichen Kultur blieb im Zeitalter der Salier am Rhein noch fast ganz frei von jeder Erschütterung. Eine zu Beginn des zwölften Jahrhunderts von den Niederlanden übergreifende ketzerische Bewegung unter Tanchelm(1112) wurde rasch zum Schweigen gebracht. Das rheinische Geistesleben entfaltet sich auch in dieser Periode, soweit man überhaupt etwas davon erfährt, noch ganz im Schatten der Kirche. Die Theologie spielt noch die entscheidende Rolle. Man sieht das an der bedeutendsten Figur, dem Abte Rupert von Deutz, einem Freunde Kunos von Siegburg, der den letzten Salier noch um einige Jahre überlebt hat (†1135). Er war ein gelehrter Theologe,aber auch nicht ohne Interesse für Naturkunde, wie das frühere Mittelalter sie verstand, darin schon ein bescheidener Vorläufer Alberts des Großen. Ohne daß er der Philosophie fernblieb, wollte er doch von der damals in Frankreich zuerst ausgebildeten neuen dialektischen Methode bei der Behandlung dogmatischer und exegetischer Fragen nichts wissen. Seine Bibelerklärung begnügte sich deshalb im allgemeinen mit der weiteren Ausführung überlieferter Gedanken der altchristlichen und karolingischen Vorgänger, gab aber auch damit der bildenden Kunst seiner Zeit Anregung. Auch seine klassische Bildung ging über das damals Übliche kaum hinaus. Er hätte den Satan nicht aus dem Griechischen abgeleitet, wäre er selbst dieser Sprache mächtig gewesen. Als bahnbrechend kann man ihn deshalb kaum bezeichnen. Aber das Verdienst seiner fruchtbaren und umsichtigen Schriftstellerei lag zunächst darin, daß er dazu half, den Faden der Überlieferung kommenden Geschlechtern zu selbständiger Weiterbildung zu übergeben. Auch übte seine schlichte, der Mystik verwandte Frömmigkeit gerade auf seine Landsleute auch in späteren Jahrhunderten eine große Anziehungskraft aus. So beeinflußt er die Führer einer neuen verinnerlichten Frömmigkeit im späteren Mittelalter, aber auch die Vorläufer der rheinischen Gegenreformation.

Soweit sich das rheinische Geistesleben in den Stürmen der salischen Zeit überhaupt entfalten kann, ist es noch ganz von der kirchlichen Vergangenheit beherrscht. (Bruno, der Gründer des Karthäuserordens († 1101), war vielleicht ein Kölner Patriziersohn.) Das ist die Lage, als mit der staufischen Periode ein neues weltlicheres Zeitalter heraufzieht. Die Zukunft des rheinischen Geisteslebens wurde davon abhängig, daß neue Keime in das alte Erdreich eingesenkt wurden. Dafür war auch diesmal äußere Befriedung die Vorbedingung. Nach einigen stürmischen Jahrzehnten wurde sie unter Barbarossa in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erreicht. Sie bleibt trotz der zerstörenden Einwirkung der Thronstreitigkeiten der Jahrhundertwende für ein Jahrhundert bis zum Ausgange der Staufer die auch das Geistesleben schirmende und fördernde Erscheinung.

Digitized by Google

Wieder war es ein vom König bestellter Kirchenfürst, der auf geistigem Gebiete befruchtend wirkte, der Niedersachse Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln und zeitweise Leiter der gesamten Reichs- und Kirchenpolitik im Kampfe mit dem Papsttum. Wenn der hochgebildete Mann auch nur einen kleinen Teil seines reichen und vielbewegten, durch einen jähen Tod abgeschnittenen Lebens in seiner Bischofsstadt geweilt hat, so ist doch sein Name in ihr schon deshalb unvergessen, weil er ihr 1164 die Reliquien der hl. drei Könige zuwandte und damit eins der am meisten verehrten zahlreichen rheinischen Heiligtümer. Aber die hohe Politik und die große Welt, in der er sich mit stolzem Selbstbewußtsein und doch als zuverlässiger Diener seines Herrn meistens bewegte, führte den Erzbischof über das kirchliche Gebiet vielfach hinaus, brachte ihn in Berührung mit neuen Strömungen in der allgemeinen europäischen Kultur, wie sie damals besonders von Frankreich her nicht nur in das Rheinland gelangten. Die ritterlich-höfische Kultur entwickelte Ideale, besonders Bildungsideale, die sich mit den kirchlichen nicht mehr einfach deckten. Diese selbst aber wurden damals infolge der durch arabische Vermittelung vollständiger bekanntgewordenen Schriften des allumfassenden Philosophen Aristoteles den ersten Versuchen wissenschaftlicher Ausdeutung und Stützung nähergeführt.

Während nun die zweite Reihe der neuen Errungenschaften der Stauferzeit das rheinische Geistesleben und die Anfänge einer rheinischen Wissenschaft erst nach dem Ausgange der Staufer zu den höchsten Höhen emporführte, die vom Mittelalter überhaupt erreicht worden sind, machte sich eine stärkere Einwirkung des Weltlebens auf Gedanken, sittliche Haltung, Kunstformen und Bildungsbemühungen am Rheine auch schon unter den Staufern bemerkbar.

Eben im Gefolge Reinalds von Dassel haben wir den ersten wirklichen rheinischen Dichter zu suchen, dessen den sechziger Jahren des zwölften Jahrhunderts angehörige, reizvolle zehn Schöpfungen trotz ihres lateinischen Gewandes schon weit mehr Weltluft atmen, als man in salischer Zeit vertragen konnte. Man kennt den Namen des Dichters nicht, aber man tat recht, wenn man ihn seit dem fünfzehnten Jahrhundert den „Erzpoeten" nannte; denn einzelne der humorvollen, lebenslustigen, genußfreudigen Gedichte dieses Fahrenden — wie seine „Beichte" — sind noch heute nicht vergessen. Wie seine unbefangene Stellung zur Welt, zur Weltfreude und zur Schönheit an höfische Stimmungen gemahnt, so wirkt er auch durch nationale Töne und eine überraschend starke Einbildungskraft anziehend. Die Lasten der christlichen Überlieferungen beschweren diesen in Italien gelegentlich auch mit medizinischen Studien beschäftigten „Kleriker" nicht mehr so vollständig, wie das bei früheren Generationen der Fall gewesen war; die Antike hat schon große Gewalt über ihn. So wird er in mancher Beziehung ein Sonderleben geführt haben, wie auch die spärliche handschriftliche Überlieferung seiner Dichtungen erkennen läßt. Und doch sind Rückschlüsse von seiner geistigen Haltung auf die Welt- und

Digitized by Google

Lebensanschauung der besten rheinischen Gesellschaft, wie sie sich etwa um die Erzbischöfe oder die in raschem politisch-wirtschaftlichem Aufstieg befindlichen territorialen Grafengeschlechter gruppierte, vielleicht nicht ganz unberechtigt. Kräfte waren bei ihr schon damals an der Arbeit, die die Renaissance bereits von ferne vorbereiten. Den Erzbischof Engelbert von Köln, den Reichsgubernator und Erzieher des Thronfolgers, feiert später kein Geringerer als Walther von der Vogelweide, der in näheren Beziehungen zu ihm gestanden zu haben scheint, in zwei mittelhochdeutschen Sprüchen als den treuen Königspfleger und den Kämmerer der hl. drei Könige und der Elftausend Jungfrauen, und 1225 sandte der Dichter dem Mörder des Kirchenfürsten einen furchtbaren poetischen Fluch nach. Noch gegen Ende der Stauferzeit sind unter Engelberts Nachfolger, Heinrich v. Müllenark, Spuren einer Art von erzbischöflicher Hofdichtung vorhanden.

Auch bei dem Verfasser des bis 1175 reichenden ersten Teiles der Kölner Königschronik, einem Domherrn, wird man nähere Beziehungen zu Reinald annehmen, dessen Ruhm in diesem trotz aller Mirakel und lokalen Interessen doch immer aufs allgemeine gerichteten Geschichtswerke beinahe ebenso hell ertönt wie in den Versen des „Erzpoeten". Köln war für einen Geschichtsschreiber als Nachrichtenquelle sicher besonders wertvoll. Schon bei der Darstellung des ersten Staufers konnte sich der Verfasser von andern Chroniken emanzipieren. Seine Arbeit fand Beifall; denn sie wurde bis zum Ende der Stauferzeit von etwa einem halben Dutzend Chronisten nicht ohne antikisierende Neigungen fortgesetzt. Da sich unter ihnen auch Mönche des Klosters St. Pantaleon befanden, wo die Studien von neuem aufblühten, so war es nicht zu verwundern, daß der kaiserliche Standpunkt des ersten Verfassers in den späteren Teilen vielfach aufgegeben und durch den päpstlichen ersetzt wurde. Aber noch die beiden letzten Bearbeiter kehrten sogar in der Zeit Friedrichs II. teilweise zur Haltung ihres ersten Vorläufers zurück. Noch der letzte „schreibt ganz ohne Bitterkeit" gegen den Kaiser. Und von diesem Standpunkt abgesehen, macht sich ein Niedergang in diesem Werke durchaus nicht bemerkbar. Gerade die letzten Fortsetzungen sind an Stoffreichtum und Anschaulichkeit unübertroffen. Auch die Trierer Bischofsgeschichte, kurzweg als „Geschichte der Trierer" bezeichnet, wurde jetzt weiter fortgesetzt. Die vom Trierer Scholaster Balderich verfertigte Lebensbeschreibung des Erzbischofs Albero († 1152) gehört zu den anschaulichsten kirchlichen Charakterbildern des rheinischen Mittelalters. Abermals wurde die deutsche Geschichtsschreibung des Mittelalters vom Rheinlande her durch Monumentalwerke bereichert.

Zwischen dem „Erzpoeten" und den Verfassern der Königschronik einerseits und andererseits dem unter den letzten Staufern im Zisterzienserkloster Heisterbach wirkenden Novizenmeister Cäsarius (1180—1240), der seine Bildung der Kölner Stiftsschule von S. Andreas und dem zeitweise in Paris tätigen, aber auch für Rupert von Deutz empfänglichen Domscholastiker Rudolf verdankte, liegt gewiß eine Welt. Denn die um-

Digitized by Google

fangreiche, annähernd vierzig Schriften umfassende, nur zu einem kleinen Teile erhaltene geistige Hinterlassenschaft des Mönches ist schon darin von mönchischem Geiste erfüllt, daß sie zunächst klösterlich-kirchlichen Zwecken zu dienen hat. Bei den verlorenen exegetischen und gegen die Ketzer gerichteten Schriften und bei den erhaltenen Klosterpredigten bedarf das ebensowenig eines Beweises wie bei den Lebensbeschreibungen der hl. Elisabeth und des hl. Engelbert. Aber auch die beiden teilweise, und zwar nicht nur aus literarischen Gründen, in die Form eines Zwiegesprächs zwischen Novizenmeister und Novizen gekleideten Sammlungen der Wundergeschichten des Cäsarius von Heisterbach gehören zur Gattung der Klosterliteratur, da sie durch die Vorführung anschaulicher „Exempel", die der Verfasser auch unter dem Eindrucke der Kreuzzüge und zum Teil nach antikem Muster als einer der ersten in seinen Klosterpredigten verwandte, die Mönche in der Erfüllung ihrer gesamten Ordenspflichten stärken wollen. Nur daß dieser ursprünglich klösterliche Zweck durch eine ausgesprochene Freude am Erzählen und Fabulieren überwuchert wird. So konnte Cäsarius in seinen Wundergeschichten die verschiedensten Vorgänge des weltlichen Kulturlebens meistens nach der mündlichen Überlieferung seiner Zeitgenossen, besonders seiner Ordensbrüder, bei denen er das Anekdotensammeln planmäßig betrieb, mit hervorragendem Erzählertalent behandeln. Dieses trat auch in der Lebensbeschreibung Engelberts glänzend hervor, die er ursprünglich in die Mirakelsammlung aufzunehmen gedacht hatte, bis er sie auf Anordnung des Erzbischofs selbständig herausgab und dann immer mehr ins Hagiographische und Martyrologische umstilisierte, bis Engelbert vom hl. Thomas Becket von Canterbury kaum noch zu unterscheiden war. Dazu kam eine rückhaltlose Offenheit bei Mitteilung und Behandlung auch der gewagtesten, einen schwankartigen Eindruck machenden Stoffe, verbunden mit einem anschaulichen Stile in ganz leidlichem Latein und einem frischen Humor.

Erst aus diesen Eigenschaften des Werkes erklärt sich seine große Anziehungskraft über die kulturgeschichtlichen Interessenten hinaus. Gerade für den Humor waren die rheinischen Landsleute des Novizenmeisters zu allen Zeiten besonders empfänglich. Cäsarius' Werk ist ein Beweis dafür, daß die Zisterzienser nicht nur wegen ihrer Verdienste um die innere Kolonisation einen Platz in der weltlichen Kulturgeschichte des Rheinlandes beanspruchen dürfen. Nichts ist bezeichnender für das starke Anwachsen der Interessen für weltliche Stoffe, als die Tatsache, daß sie sich hier in die Klostermauern selbst Eintritt verschaffen. Neben dem Licht gibt es freilich auch hier Schatten genug, „die man über dem poetischen Reize so vieler Erzählungen, über ihrem kulturgeschichtlichen Interesse und über der frommen und sittlich reinen Persönlichkeit des Cäsarius zu sehr übersehen zu haben scheint": es ist die unstillbare Wundersucht, die sich besonders in den 56 Kapiteln „der durchschlagendsten Teufelsgeschichten" ein schädlich wirkendes Denkmal gesetzt hat. „Dieselbe Gegend, in der der Dialogus entstand, hat nachmals (1486) den Hexenhammer hervorgebracht".

Digitized by Google

Es wäre überhaupt übertrieben, wollte man von den weltlichen Interessen schon damals eine stärkere Einwirkung auf das Geistesleben erwarten. Die war schon deshalb unmöglich, weil das Bildungsmonopol der Kirche am Rheine auch unter den Staufern durchweg unangetastet blieb. Wohl mögen die Zahlen der Laien unter den Schülern der verschiedenen geistlichen, von Cäsarius lebendig geschilderten Bildungsanstalten allmählich gewachsen sein: Lehrer und Vermittler dieser in lateinischem Gewande gebotenen Bildung blieben doch nach wie vor die Weltgeistlichen in den Pfarrschulen, die Kanoniker (Scholaster) in den Dom- und Stiftsschulen und die mönchischen Leiter der Klosterschulen. Diese geistliche Bildung war zwar in der staufischen Zeit schon nicht mehr die einzige. Man darf annehmen, daß die Jugend des rheinischen Adels nicht mehr nur in den erwähnten kirchlichen Bildungsanstalten erzogen wurde. Außerrheinische Nachrichten aus dieser Zeit lassen jedenfalls erkennen, daß die Ritterburgen nicht nur militärische Schutz- und Trutz- und wirtschaftliche Ausbeutungsanlagen waren, sondern auch Stätten einer mehr weltlichen Erziehung der ritterlichen Jugend, in der das höfische Wesen, das höfische Zeremoniell und die neuartige höfische Sittenlehre und auch die Volkssprache zur Geltung kam. Auch aus der freilich nur spärlichen Verbreitung der höfischen Literatur am Rhein und aus dem raschen, ohne ritterbürtige Erziehung kaum denkbaren politischen Aufschwung sind Rückschlüsse möglich. Andererseits konnten sich doch auch die Grafengeschlechter in kirchlicher Devotion nicht genug tun. Auf dem Boden der alten Stammburg gründeten die bergischen Grafen 1133 das Zisterzienserkloster Altenberg, und zahlreich kämpften und starben sie und ihre Standesgenossen als Kreuzfahrer. Daß sich die neuen Orden wie eben die Zisterzienser um die weltliche Kultur auch außerhalb der Wirtschaft und der bildenden Kunst große Verdienste erwarben, ist gewiß unleugbar. Aber nicht minder groß war ihre kirchliche, auch der geistigen Machtstellung der Kirche zugutekommende Wirkung. Bei den Zisterziensern, deren geistigem Haupte Bernhard von Clairvaux auch manche außerhalb seines Ordens stehende Rheinländer in Verehrung und Freundschaft verbunden waren, wurde diese Wirkung besonders durch eine vervollkommnete Organisation ermöglicht. Die von dem am königlichen Hofe erzogenen niederrheinischen Grafensohne, dem hl. Norbert von Xanten († 1134), begründeten und später am Rheine, besonders durch den aus Köln gebürtigen sel. Hermann Joseph, einen Zeitgenossen des Cäsarius, verkörperten Prämonstratenser aber machten sich im Gegensatze zu den bald in wirtschaftlichen Dingen aufgehenden Zisterziensern lange vor den Bettelorden die Volkspredigt zur besonderen Aufgabe. Beide Orden aber zeigen am Rheine die frühste und größte Verbreitung. — Von einem starken geistigen Leben bei dem ältesten Orden der Benediktiner wird man in den einflußreichen Dokumenten der mittelrheinischen visionären Schriftstellerei einer Elisabeth von Schönau († 1164) und besonders einer Hildegard von Bingen († 1179) berührt.

Digitized by Google

Die von der Kölner Königschronik und Cäsarius mit besonderer Vorliebe behandelten Kreuzzüge haben auch im Rheinland den Gesichtskreis außerordentlich erweitert. Indem sie zum ersten Male wieder eine nahe Berührung mit einer fremden Religion herbeiführten, konnten sie sogar Gedanken zutage fördern, die ihrem ursprünglichen Zwecke fernlagen und den kirchlichen Anschauungen in den Weg traten. Die Verbreitung der Ketzerei, besonders der katharisch-waldensischen, nahm in staufischer Zeit am Rhein einen größeren Umfang an. Auch die positive Befruchtung aller Seiten weltlichen Kulturlebens durch die auch im Rheinlande zu Zeiten überaus volkstümlichen Kreuzzüge ist gewiß anzunehmen. Aber der sichtbare weltliche Niederschlag dieser neuen Anregungen ist am Rheine nicht besonders groß. Diejenige literarische Gattung, die den Kreuzzügen ihre Entstehung verdankte, war neben dem Kreuzliede besonders die Kreuzpredigt, wie sie von dem Kölner Domscholaster Oliver († 1227) nach dem glänzenden Vorbilde des hl. Bernhard während des ersten Jahrzehnts des dreizehnten Jahrhunderts zusammen mit anderen rheinischen Geistlichen (auch gegen die Albigenser) eindringlich und machtvoll ausgestaltet wurde: den neuen weltlichen Anregungen weit entrückt, ist sie doch ähnlich wie die Predigt der Prämonstratenser nur ein weiteres Zeichen für die ungeschwächte Kraft der kirchlichen Kultur. Auch Olivers geschichtliche Werke über den Orient und die Kreuzzüge, an denen er selbst einmal teilgenommen hat, wird man (ebensowenig wie seine Briefe) dagegen anführen können, obwohl sie auch der Weltoffenheit und der Achtung vor den Andersgläubigen Raum geben.

Gewiß gehören nach Überwindung der Thronstreitigkeiten die ersten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts, zugleich die letzten glücklichen einer engen Verbindung mit der deutschen Zentralgewalt, auch geistesgeschichtlich zu den Glanzperioden der rheinischen Geschichte. Aber es ist doch vielleicht bezeichnend, daß ihre eindrucksvollsten, bis zur Gegenwart erhaltenen Zeugen keiner weltlichen Sphäre entstammen: es sind vielmehr die spätromanischen Kirchen Kölns und die anderen rheinischen Gotteshäuser des Übergangsstils. Und ein deutsches „Marienlob“ der Stauferzeit aus dem Ahrtale hat man als „den Höhepunkt rheinischer Dichtkunst“ im Mittelalter bezeichnet. Die spezifisch kirchliche Geisteskultur hätte sich im Rheinlande während des späteren Mittelalters nicht noch einmal zu so beherrschender Höhe erheben können, wenn sie bereits in der vorangegangenen staufischen Periode stärkere Einbuße erlitten hätte. Daraus erklärt sich denn auch die noch immer aufrechterhaltene Überlegenheit der lateinischen Bildung und Literatur und der verhältnismäßig geringere Anteil des Rheinlandes an der höfischen Epik und Lyrik in deutscher Sprache.

Nur die Anfänge höfischer Epik lassen sich bei den Rheinländern, welche auch hier französische Einflüsse den Deutschen jenseits des Rheins vermittelten, deutlicher verfolgen, und auch diese Anfänge führen in geistliche Kreise zurück. Denn zu Beginn der Stauferzeit trat der in Trierischem Deutsch dichtende Pfaffe Lambrecht mit seinem

Digitized by Google

Alexanderepos auf. Es war zwar aus französischer Quelle geschöpft, wurde aber „dem altnationalen Wort- und Stilvorrate“ nicht untreu. Bahnbrechend im eigentlichen Sinne wurde dann um 1170 der aus dem rheinisch-niederländischen Grenzgebiete des Haspengaues stammende Ritter Heinrich von Veldeke mit seiner Bearbeitung eines französischen Aeneasromans, die ausgesprochen höfisch-gesellige Zwecke verfolgte und am klevischen Hofe, der sich auch später noch öfters als starker Förderer höherer Geisteskultur erwies, verständnisvolle Bewunderung fand. Aber der Dichter kehrte der Heimat bald sein Rücken; und wenn er auch zunächst noch nachgeahmt wurde, so kam die ganze Gattung doch schon während des dreizehnten Jahrhunderts zum Erliegen. Und an der Artusdichtung war das Rheinland schöpferisch überhaupt nicht beteiligt. Auch der Minnesang scheint sich nur in den auch hier klerikalen Anfängen reicher entwickelt zu haben. Neben dem bodenständigen Veldeke sang der 1190 auf dem Kreuzzuge gebliebene, am staufischen Hofe gern gesehene Dichter Friedrich von Hausen, der sich als Sohn des südlichen Trierer Landes den romanischen Einflüssen mehr öffnete. Aber schon mit ihm ist der rheinische Minnesang großen und echten Stiles im wesentlichen verklungen. Tiefere Spuren hinterließ die auch von den Kreuzzügen angeregte weltliche, aber unhöfische Spielmannsdichtung, die am Rheine um 1150 mit dem „König Rother“ und seinen Nachfolgern den Übergang vom Liede zum ausgeführten Leseepos meisterhaft vollzog und auch in der freilich nur schwer mit Sicherheit erkennbaren stilistischen und stofflichen Vorgeschichte der Gudrun und des Nibelungenliedes besondere Beachtung verdient.

Auch noch während des späteren Mittelalters hat die Säkularisation der Bildung im Rheinland nicht so kräftig eingesetzt und durchgegriffen wie in anderen deutschen Gebieten. Ansätze dazu machen sich freilich jetzt bemerkbar. Besonders die Geistesgeschichte der in ihre größte Periode eintretenden Stadt Köln wird allmählich in größerem Umfange durch Laienarbeit befruchtet, was durch den ererbten politischen und wirtschaftlichen Gegensatz gegen den Erzbischof und gegen den Stadtklerus nur unvollkommen erklärt ist. Anderes weist in dieselbe Richtung, wie das noch vor Beginn der Neuzeit hier und da versuchte landesherrliche oder städtische Kirchen- und Schulregiment, die Verwendung der Volkssprache für geschäftliche, gelehrte und literarische Zwecke, die große Beliebtheit volkstümlicher Kunst und des Volkstümlichen und Humoristisch-satirischen überhaupt, worin das Rheinland des späteren Mittelalters besonders an die flämischen Gebiete erinnert. Aber weder dem Umfange noch dem Gehalte nach konnte dies alles damals schon mit dem von der Kirche Gebotenen wetteifern und jene Säkularisation in größerem Ausmaße herbeiführen. Es gibt doch zu denken, daß die erhaltenen Kölner Stadtrechnungen vor 1400 Ausgaben für Schulzwecke noch nicht aufführen, und daß auch eine städtische Armenpflege in planmäßig-weltlicher Gestalt in dieser Zeit noch fehlt. Bildung und Wohltätigkeit waren eben auch in dem sonst so ganz von bürgerlicher Eigenwilligkeit und Tatkraft

Digitized by Google

erfüllten Köln des späteren Mittelalters noch vorwiegend Domäne der Kirche. Auf sie ist wohl auch die erste deutsche Schule in der Stadt zurückzuführen, die 1487 neben einer Pfarrschule auftaucht. Ältere Zeugnisse über Stadtschulen in Aachen und Düren sind nicht über allen Zweifel erhaben. Während in den Niederlanden die ersten Stadtschulen schon bald nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts errichtet wurden, lassen sie sich am Niederrhein vor das vierzehnte Jahrhundert nicht zurückverfolgen (Neuß 1302, Ürdingen 1309, Geldern 1332, Kleve 1335 u. a.). In Wesel wurde der Rat 1342 Patron der Schule.

Dazu befand sich das kirchliche Bildungswesen noch keineswegs im Niedergang. Als sich der geistliche Unterricht in den verschiedenen geistlichen Instituten im Laufe der Zeit immer mehr zersplitterte, war es eine Kulturtat des neuen Dominikanerordens, daß er für seine Mitglieder die Zentralisation der für die Ordenszwecke nötigen Bildung in vier Generalstudien durchführte. Das für Deutschland bestimmte kam nach Köln, wo der Orden zusammen mit den Franziskanern schon früh (1221) Fuß gefaßt hatte. Trotz mancherlei Schwierigkeiten und trotz der unruhigen Zeiten Konrads von Hochstaden und seiner Nachfolger muß das Kölner Generalstudium auch für die Philosophie bald große Bedeutung erlangt haben; denn der Orden gab, schon mit Rücksicht auf die Ketzerbekämpfung, seinen anfänglichen Widerstand gegen die Philosophie bald auf, und so konnte die deutsche Scholastik, die nicht nur Theologie ist, hier begründet werden und alsbald ihre reichste Ausgestaltung erfahren. Sofort nach Errichtung der neuen Studienanstalt wurde der Schwabe Albertus Magnus zum Lehrer (Lesemeister) berufen, dessen Schüler dann sieben Jahre lang (1245—1252) Thomas von Aquino war, in dem das Mittelalter seinen größten Weisen verehrte. Später kam auch der Thüringer Predigermönch Eckhart nach Köln und der Franziskaner Duns Scotus. Während aber die letztgenannten, ebenfalls hochgefeierten Gelehrten nur kurze Zeit in Köln wirkten, ist Albert der Große trotz seines sich über die deutschen Grenzen hinaus erstreckenden Wanderlebens jahrelang und immer wieder in der Stadt nachweisbar, wo er sich auch seit 1252 während zweier Jahrzehnte als allgemein geachteter politischer Schiedsrichter zwischen Bürgern und Erzbischof bewährte. Man darf daraus auf eine besondere Anhänglichkeit an das Kölner Generalstudium seines Ordens schließen. In Köln ist Albertus 1280 auch gestorben. Über seine epochemachende Rolle in der mittelalterlichen Geistesgeschichte bedarf es keiner Worte. Die über die Logik hinaus neu erschlossenen Schriften des Aristoteles sowie die arabischen und jüdischen Philosophen benutzte dieser universale Geist zur Errichtung eines das ganze damalige Wissen umspannenden, selbst für uns Heutige kaum noch übersehbaren Lehrgebäudes, in dessen weiten Hallen mittelalterliche Wahrheitssucher und Wissensforscher immer wieder eingekehrt sind. Wenn sich auch das Originelle und das Neuschöpferische auf der ungemein breiten, von der Überlieferung des Aristoteles und der Kirche gebotenen Grundlage nur schwach entfalten konnte, so bleibt Albertus Magnus doch auch unter den ersten

Digitized by Google

tastenden Anfängern einer empirischen Naturwissenschaft schon wegen seines außerordentlichen, durch eigene Anschauung stets wachgehaltenen Naturinteresses unvergessen. Noch ist im Kölner Stadtarchiv die eigenhändige Niederschrift seiner „Tiergeschichte" erhalten. Dabei war es das eifrige Bemühen dieser auf Ausgleich und Versöhnung abgestimmten Natur, das ihm überlieferte und von ihm selbst vertiefte und auch wohl neu gefundene Wissen mit der Lehre seiner Kirche in Einklang zu bringen. Über sie ist er denn auch durch Studium und Unterricht nicht hinausgeführt worden, vielmehr zu ihren Gunsten von Aristoteles abgewichen und in ihre Verteidigung gegen den Pantheismus eines Averroës eingetreten. Weniger vorsichtig äußerte sich später Meister Eckhart. In Köln begann 1326 sein Irrlehreprozeß, der 1329 mit der Verurteilung des damals schon Verstorbenen endete. Schon vorher hatte Eckhart alles Bedenkliche widerrufen. Auch aus den nur lückenhaft erhaltenen Prozeßakten wird eines deutlich: daß in den Freunden des Ordens, die sich um ihn scharen, ein starkes geistiges Leben rege gewesen sein muß. Es hat ihm an aufopfernder Verteidigung nicht gefehlt, und der von ihm ausgestreute mystische Samen hat gerade in kirchlichen Kreisen weitergewirkt. Man begegnet unter seinen Schülern Johann Tauler, der auch in Köln seine ergreifenden Predigten gehalten hat. Unter Albertus Magnus und Meister Eckhart hat das Kölner Generalstudium der Dominikaner bereits seinen Höhepunkt erreicht. Es waren zwei Persönlichkeiten, die mit ihrer Lehre und mit ihren Schriften die Welt umspannten und bewegten. Noch im Bibliothekskatalog der Artistenfakultät der Kölner Universität von 1474 ist Albertus Magnus mit 31 handschriftlichen Werken, d. h. weitaus am besten vertreten. Dem Meister Eckhart aber sind ebenso wie Albert dem Großen nicht umsonst immer wieder neue Schriften untergeschoben worden. Der weitgreifende Einfluß dieser Lehren, weit über ihren örtlichen Wirkungskreis und ihre Lebenszeit hinaus, kann nicht leicht überschätzt werden. Der Ruhm ihrer Namen strahlt auf Köln und das Rheinland zurück, nicht minder auf ihren Orden.

Auch andere Orden haben zur rheinischen Bildungsgeschichte des späteren Mittelalters einen stattlichen Beitrag geliefert. Selbst die für die Wissenschaft zunächst nicht sonderlich begeisterten Zisterzienser gründeten 1285 in Köln eine besondere Studienanstalt. Die Bopparder Karmeliten-Bibliothek wurde ebenso hochgeschätzt wie das ganze Kloster nebst seinem Grundbesitz. Aus dem Karthäuserorden ging „der letzte Scholastiker", der Kölner Magister Dionysius Ryckel (†1471), hervor, ferner der dem Kölner Kloster angehörige, schriftstellerisch tätige Westfale Werner Rolewinck(† 1502). Den Vorteil von der Neubelebung der Studien hatten gewiß zunächst die Mönche selbst und die von ihnen unterwiesenen Weltgeistlichen. Aber auch die Laien scheinen zuweilen hineingezogen worden zu sein. Der Bettelmönch war ihnen ohnehin eine vertraute, freilich nicht immer nur geliebte Persönlichkeit. Daß die Mendikanten die Städte als Missionsfeld in Predigt und Seelsorge bevorzugten, sicherte ihnen am Rheine besonderen Einfluß.

Digitized by Google

Vor allem die Franziskaner wurden von den Laien aller Stände mit Stiftungen überschüttet.

Daneben stößt man auch in den rheinischen Orden des späteren Mittelalters auf mancherlei Verfallserscheinungen. Schon Konrad von Hochstaden hatte sich 1261, kurz vor seinem Tode, u. a. gegen den Bildungsmangel auch der Stiftsgeistlichkeit wenden müssen. Albertus Magnus und Meister Eckhart haben keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Daran hat auch die von dem Kardinal Nikolaus von Cues, der in seinem umfassenden Wissensdrange und seiner universalen Bildung noch am ehesten mit jenen Größen verglichen werden könnte, nach 1450 immer wieder in Gang gebrachte Klosterreform auf die Dauer nicht viel ändern können, obwohl sie die alten und neuen Orden in gleicher Weise ergriff (Bursfelder Reform der Benediktiner, Windesheimer der Augustiner Chorherren, Observanzbewegung bei den Bettelorden). Und doch kann auch diese Klosterreform in der rheinischen Geistesgeschichte schon deshalb nicht übergangen werden, weil aus den Kreisen dieses reformierten Mönchtums eine in manchem Betracht neuartige Erbauungsliteratur, teilweise in der Volkssprache, hervorgegangen ist. Die kleine kurkölnische Stadt Kempen ist der Geburtsort von Johannes Brugmann und von Thomas Hemmerken (Malleolus). Jener, der Mitbegründer der Kölnischen Observantenprovinz der Franziskaner († 1473), ist als Wanderprediger und Traktatenschreiber hervorgetreten. Ein verwandter Geist ist Dietrich Kölde aus Münster († 1515), zeitweise Guardian des Brühler Observantenklosters und Verfasser des weit verbreiteten „Christenspiegels".Mit Thomas von Kempen(†1471) nennt man wieder einen weltberühmten Namen,wenn er auch nur von Geburt ein Rheinländer war. Sein späteres Leben hat sich ausschließlich in der niederländischen Klosterwelt abgespielt, wie denn die rheinische Klosterreform des späteren Mittelalters vornehmlich niederländischen Ursprungs ist. Es ist aber bemerkenswert, daß das erste Buch der lateinischen „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen in Köln schon 1434 in die niederrheinische Mundart übersetzt worden ist. Das Werk gehört zu den gelesensten Büchern der Weltliteratur, hat jedoch seine außerordentliche Beliebtheit nicht nur dem gemütvollen Inhalt, sondern auch der leicht faßlichen und dabei poetischen Form zu verdanken.

Mit diesem Werke zählt Thomas zu den klassischen Vertretern der sogenannten „modernen Frömmigkeit" (Devotio moderna), wie sie besonders in der von der Klosterreform beeinflußten Laienorganisation der Brüder vom Gemeinsamen Leben heimisch wurde. Vielleicht trat sie am Niederrheine noch früher auf als in den Niederlanden. In der Nähe von Goch wurde vielleicht schon 1364 ein Bruderhaus gegründet. Auch Gerhard Groote, der den niederländischen Kern schuf, verdankte dem aus einer Kalkarer Patrizierfamilie stammenden Karthäuserprior Heinrich Eger († 1408) den Übergang zu einer verinnerlichten Auffassung der Religion. Im neuen Jahrhundert wurden die Brüder im Rheinlande bald zu einer geistigen Macht. Sie erwarben sich um Volksbildung und Volkserziehung im weitesten Sinne die größten Ver-

Digitized by Google

dienste, während andererseits die bis an den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurückreichenden, aus den südlichen Niederlanden stammenden Beginen den mönchischen Geist bis in die untersten Schichten der Laienwelt vortrieben. Deutscher Individualismus und rheinische Eigenwilligkeit mag sich in der Tatsache aussprechen, daß die großen flämischen Beginenhöfe schon in Köln in die auch für das übrige Deutschland bezeichnenden zahlreichen kleinen Beginenkonvente mit nur wenigen Insassinnen umgewandelt werden, die dem spätmittelalterlichen Stadtbild ein eigentümliches Gepräge geben.

Man wird sich der geistigen Leistungen der Orden (und der erwähnten ordensähnlichen Organisationen) erinnern müssen, wenn man die Rolle der rheinischen Universitäten im letzten Jahrhundert mittelalterlicher Bildungsgeschichte würdigen will. Von Anfang an unterhielt die 1388 auf Veranlassung der Bettelorden durch die noch am Ruder befindlichen Geschlechter gegründete Universität der Stadt Köln zu den Mendikanten die engsten Beziehungen. Unter Lehrern und Schülern waren sie dauernd vertreten. Auf Geist und Technik dieses Universitätsunterrichts müssen sie bestimmend gewirkt haben. Die Scholastik in der Form des auf Albert und Thomas zurückgehenden Realismus beherrschte ihn vollkommen. Die Artistenfakultät hatte sich 1415 darauf von neuem festgelegt, und zehn Jahre später fällten alle vier Fakultäten dieselbe Entscheidung. (1444 erklärten sich allerdings eine Reihe Kölner Professoren auf dem Nürnberger Reichstage für das Baseler Konzil). Neben der realistischen Scholastik stand an der Kölner Universität das Studium des Kirchenrechts im Mittelpunkte des Unterrichts. Unter den von der Stadt Köln angestellten und von der städtischen Rentkammer besoldeten, den sogenannten ordentlichen, Professoren befanden sich drei Kanonisten. Leider beförderte die Einrichtung besonderer städtischer Professuren und die Finanzierung der anderen durch Kanonikate die Vetternwirtschaft, woraus fast mit Notwendigkeit die Anstellung unfähiger und pflichtvergessener Kräfte folgte, deren Mißwirtschaft dann von den Studenten gerügt werden mußte. Das äußere Verhältnis zwischen diesen und den Bürgern gestaltete sich während der letzten Jahrzehnte des Mittelalters oft recht unleidlich, und die sonst eifrig um den Schutz und das Wohl der Universitätsangehörigen bemühten städtischen Behörden legten bei dem Schutze der Studenten gegen allerlei Unbill außerhalb des Weichbildes oft mehr Energie an den Tag als innerhalb. Diese u. a. retardierenden Momente, z. B. auch die fühlbare Konkurrenz der 1425 gegründeten Löwener Hochschule, sind einer Überschätzung der Universität und ihres Einflusses, auch ihrer Studentenzahl hinderlich. Es ist ferner bezeichnend, daß der Trierer Universitätsplan zwar schon 1454 die Genehmigung des Papstes fand, aber erst 1474 verwirklicht wurde, worauf sich aber schon 1489 eine dritte „Gründung" als unerläßlich herausstellte. Unter so ungünstigen Vorzeichen begann die Geschichte dieser zweiten alten rheinischen Hochschule, die denn auch den Ruhm der älteren Schwester nie erreicht hat.

Digitized by Google

Auch die rheinischen Universitäten bewiesen von neuem die Stärke der kirchlichen Machtstellung. Das Ziel der mittelalterlichen Universitätswissenschaft war ja „nicht Forschung, sondern stufenmäßiges Eindringen des Adepten in das einheitlich fertige Wissen, wie es dargeboten war von Aristoteles, der Hl. Schrift, von den Canones und Leges sowie von den Doctores Ecclesiae, die im Werke des Lombarden zusammengestellt sind. Die Einheitlichkeit dieses Wissens ist sichergestellt durch die Kirche . . . Im ausgehenden Mittelalter war ... fast jeder ... zum Heil seiner Seele und zur Erlangung von sozialen Vorteilen bemüht, Mitglied irgendwelcher geistlichen Korporation zu werden." . . . Daher der Andrang der Handwerker zu den Bruderschaften und der Gelehrten zu den Universitäten. Ihre Angehörigen fühlen sich „in dem Bewußtsein, Gott auf besondere Weise zu dienen, . . . als der clerus universitatis im Gegensatz zu der Masse der ungelehrten Laien" . . . So war es natürlich, daß die Universität Köln 1479 vom Papste das Zensurrecht für gedruckte Werke erhielt, das dann aber schon acht Jahre später an die Bischöfe übertragen wurde.

Gleichwohl machen sich auch am Rheine während des späteren Mittelalters ketzerische Vorstöße immer wieder bemerkbar. Kölner Synodalstatuten von 1300 verpflichteten die Pfarrer, „gegen die Tätigkeit der Winkelprediger wegen Gefahr der Häresie vorzugehen". In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, zu der Zeit, als Meister Eckhart in Köln zum Widerruf gezwungen wurde, hatten auch radikalere ketzerische Gruppen am Rheine offenbar eine größere Ausdehnung erlangt. Während der Perioden des avignonesischen Papsttums und des Schismas kamen diese Bewegungen nicht zur Ruhe. Auch die Wiclifie und der Hussitismus fanden am Rheine Anhänger. Schließlich traten auch Akademiker auf die Seite der Ketzer: Johann Pupper von Goch († 1475), Johann Ruchrath von Oberwesel († 1481) und Johann Wessel Gansfort von Groningen († 1489) studierten in Köln. Ihr Kampf gegen einzelne Stücke der Welt- und Lebensanschauung der Kirche vollzog sich zwar nicht auf rheinischem Boden. Aber wenigstens die beiden ersten waren geborene Rheinländer, Pupper ein stiller Gelehrter vom Niederrhein, wie Wessel der Mystik ergeben, Ruchrath ein leidenschaftlicher Agitator. Auch solche Persönlichkeiten liefern einen Einschlag zum bunten Gewebe der damaligen rheinischen Geisteskultur.

Wie schon angedeutet, kann die rheinische Laienkultur auch während des späteren Mittelalters mit der kirchlichen noch nicht wetteifern. Durch Politik und Wirtschaft sind die Laien zumal in den Städten aufs äußerste in Anspruch genommen. Auch in dem Überwiegen der geistlichen Staaten liegt wohl ein Grund für das Zurückbleiben. Immerhin regt es sich jetzt bei den Laien in den weltlichen Staaten am Niederrhein, besonders am klevischen Hofe. Man sieht das beispielsweise an der reichen Entwicklung einer dynastischen Geschichtsschreibung, die freilich, wie alle rheinischen Geschichtswerke des späteren Mittelalters, den allgemeinen Gesichtskreis der frühmittelalterlichen rheinischen Historiker völlig einengte. Ihr erster Vertreter, der Westfale

Digitized by Google

Levold von Nordhoff (1278—1369), dessen „Markanische Ursprünge" betiteltes, aber auch rheinischen Stoff behandelndes Werk bis 1358 reicht, ist noch ein Geistlicher, aber mit offenem Blick für das Weltliche. Levolds auch stilistisch treffliches Vorbild hat dann ein Jahrhundert später, als sich die Landesherrschaft immer mehr befestigte, einen neuen Fortschritt dieser Chronistik gezeitigt. Bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts hat ein vielleicht auch noch dem geistlichen Stande angehörender Anonymus ein Buch „über die Genealogie, Reihenfolge und Geschichte der Grafen und späteren Herzöge von Kleve" verfaßt, das in ihrer nüchternen Sachlichkeit die meisten ähnlichen Werke der Zeit übertrifft. Kaum ein Menschenalter später wandelt sich dann das Bild abermals. Die Fürstenchronik streift jetzt das geistlich-lateinische Gewand ab und erscheint in deutscher Sprache. Der Ritter Gert van der Schüren († um 1485) schafft nun ein volkstümliches, durch zahlreiche Sagen geschmücktes Werk in fesselnder und bildhafter Prosa. In Köln hatte er 1477 ein lateinisch-niederdeutsches Wörterbuch drucken lassen. Ähnliche Werke entstanden auch in Duisburg und Neuß.

Ein wesentlich anderes Gesicht zeigt die Geschichtsschreibung zunächst in der Stadt Köln. Ein volles Jahrhundert hindurch ist sie hier Mittel des politischen Kampfes. Die ersten kräftigen Töne werden 1270/71 in Gotfrid Hagens „Buch von der Stadt Köln" angeschlagen. Obwohl in deutschen Versen verfaßt, ist das Werk keine Reimchronik im gewöhnlichen Sinne, sondern eine stark religiös gerichtete Tendenzarbeit im Dienste der von ihm wie früher und später von so vielen mit religiös-patriotischem Schwunge verherrlichten Stadt gegen den Erzbischof und den päpstlichen Nuntius und im Dienste der Geschlechter gegen die Zünfte, durchaus volkstümlich, unter dem Einflusse der Spielmannsdichtung, gewürzt mit „harmlosem Scherz und grimmem Reckenhumor", auch darin ein echt rheinisches Gewächs. (Um dieselbe Zeit (1260/79) sind „joculatores" als ansässig in der Stadt nachgewiesen). Auch der Sang von der „Weberschlacht" gehört ein Jahrhundert später noch zu Hagens Parteirichtung. Andererseits machte auch die mit der unblutigen Revolution von 1396 emporgekommene Demokratie des Verbundbriefes die Geschichtsschreibung politischen Zwecken dienstbar. Der geistige Vater der neuen Verfassung, Gerlach vom Hauwe, war auch der Verfasser des die Prosa wählenden „Neuen Buches". Erst in der volkstümlichen, 1499 gedruckten Koelhoffschen Stadtchronik machte ein rein stofflich-episches Interesse der politischen Einstellung Konkurrenz.

Die Koelhoffsche Chronik gehört auch in die Geschichte der Anfänge des Buchdrucks in Köln. Ihr Drucker, Johann Koelhoff, stammte aus einer aus Lübeck eingewanderten Familie. Sein gleichnamiger Vater hatte in Venedig gelernt. In der Buchdruckerkunst darf man eine der hervorragendsten Äußerungen neuer geistiger Regsamkeit und Bedürfnisse der Laien erblicken. Denn nicht einmal von den Brüdern vom Gemeinsamen Leben, die sich in Köln auf Abschreiben und Einbinden beschränkten, war sie ausgegangen. Ihr Begründer Ulrich Zell

Digitized by Google

aus Hanau, war verheiratet. Sein erster mit einer Jahreszahl versehener Druck stammt von 1466. Der Verlagskatalog der Kölner Druckereien umfaßt bis zum Ende des Jahrhunderts schon 1271 Nummern, unter denen freilich die weltlichen Werke noch vergleichsweise zurücktreten. Die Hälfte dieses Verlagskatalogs ist rein theologisch-erbaulichen Inhalts. Auch daraus ist abermals die Machtstellung der kirchlichen Kultur ersichtlich, während überragende Leistungen der Laien auf dem Gebiete der höheren Geisteskultur vor 1500 noch recht selten sind. Auch in Laienkreisen aber behaupteten sich die geistlichen Stoffe im Vordergrunde, wie aus den zahlreichen Heiligengeschichten in der Volkssprache, den sogenannten Passien, ersichtlich ist.

Das Volkslied und das historische Lied wurden natürlich am Rheine gepflegt. Aber eine um 1500 in Köln gedruckte Sammlung enthält nichts Rheinisches, und zwei andere gleichzeitige, die Werdener Liederhandschrift und die Sammlung der Anna von Köln, sind trotz weltlicher Einflüsse rein geistlicher Art, zumal da die Sammlerin wohl eine Begine, wenn nicht eine Nonne war. Auch das geistliche Drama war, solange es sich der lateinischen Sprache bediente, eine kirchliche Gattung, so die Trierer „Osterfeier“ des dreizehnten und die Essener des vierzehnten Jahrhunderts, bei der Geistliche agieren und das Volk nur zum Schlusse ein deutsches Auferstehungslied singt. Aber schon ein späteres Trierer Osteroratorium ließ auch deutsche Verse zu, und damit war den Laien der Zugang ermöglicht. Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts bedienen sich dann das Maastrichter und das Aachener Spiel der Volkssprache und scheuen auch vor Anleihen bei der höfischen Dorfpoesie nicht zurück. Aber als Gegengewicht gegen die hier stark verweltlichte Maria wird gerade die Martha als mystische Devote gestaltet: „Kaum ein Dichter hat die Doppelseite der rheinischen Seele so fein gespiegelt“ . . . In Geldern wurde u. a. 1392 das Dreikönigsspiel gegeben, 1443 vor dem Herzoge und seinem Hofe das Susannenspiel, in Xanten 1473 und 1481 das Antichristspiel. Dazu kamen die Schulaufführungen, so in Wesel, wo 1461 das Osterspiel auf den Markt verlegt wurde. Allein trotz dieser Beispiele, die sich gewiß vermehren lassen, steht das Rheinland in der Geschichte des Dramas des späteren Mittelalters nicht in vorderster Reihe, zumal das weltliche Drama trotz vieler dialogischer Bestandteile z. B. in der Schwankliteratur fast gar nicht aufkommen konnte. An Fastnachtstreiben hat es am Rheine gewiß nie gefehlt. Aber Fastnachtsspiele sind im Unterschied von den Niederlanden wenigstens literarisch nicht überliefert. Aber auch die spätmittelalterlichen Nachfolger der großen Volks- und anderen Epen, die Volksbücher, sind im Gegensatz zu Oberdeutschland am Rheine nicht gedruckt worden. Nicht einmal der Meistergesang, der der rheinischen Vorliebe für das Konventikelwesen und Festefeiern entgegenkommt, und dem es in dem reich entwickelten Zunft- und Bruderschaftsleben an wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen nicht fehlen konnte, hat Wurzel gefaßt. So bleibt der Beitrag, den das Rheinland zur Laienliteratur des späteren Mittelalters geliefert hat, teilweise hinter

Digitized by Google

den Erwartungen zurück. Die Machtstellung der kirchlichen Kultur war auch an der Schwelle der Neuzeit noch ungebrochen.

Zweites Kapital.

Sechzehntes und siebzehntes Jahrhundert (Reformation und Gegenreformation).

Humanismus. — Reformatorische Richtungen. — Äußerer und innerer Kampf der alten Kirche gegen die Reformation. — Die Jesuiten-Kultur der rheinischen Gegenreformation in kirchlich-religiöser und profaner Hinsicht. — Unterichtswesen, Wissenschaft und schöne Literatur der Jesuiten. — Ihre Bundesgenossen und allgemeine Bedeutung für die rheinische Geistesgeschichte.

Erst um die Wende der Neuzeit gewinnt das geistesgeschichtliche Bild eine reichere Färbung. Das rheinische Mittelalter reicht zwar über das Jahr 1500 hinaus. Aber es wird in seiner letzten Phase nun doch tiefer berührt von den allgemeinen geistigen Kämpfen der Zeit. Zunächst wurde die Wiederbelebung des klassischen Altertums durch den Humanismus auch für das rheinische Bildungswesen von Bedeutung.

Es muß künftiger Forschung vorbehalten bleiben, die Anfänge des rheinischen Humanismus genauer zu untersuchen. Die ältesten Spuren scheinen nicht über die zwanziger Jahre des 15. Jahrhunderts zurückzureichen. Mit Nikolaus von Cues (†1462) erreicht diese frühe Bewegung durch eine hervorragende Persönlichkeit sogleich einen Höhepunkt. Schon als Jüngling hatte er seit 1425 am Rheine nach klassischen Handschriften gesucht. Aus einem Handschriftensammler wurde er zu einem führenden Humanisten. Daß dabei der frühe Verkehr mit den Italienern den entscheidenden Anstoß gegeben hat, ist nicht zu bezweifeln. Doch wurde der Cusaner dann bald auf den großen europäischen Schauplatz entführt und seiner rheinischen Heimat mehr entfremdet. Wenn er gelegentlich an den Rhein zurückkehrte, stellte er sich mehr in den Dienst der Kirchenreform als der neuen Bildungsbestrebungen. Im übrigen aber gehört seine große Gestalt mehr der europäischen als der spezifisch rheinischen Geistesgeschichte an. Das gilt besonders von seiner tiefsinnigen Bearbeitung philosophischer Probleme.

Schon der Cusaner hatte seine erste Bildung in der damals noch in ihren ersten Anfängen und mit den Brüdern vom Gemeinsamen Leben in Verbindung stehenden Schule von Deventer erhalten. Es ist diejenige Bildungsanstalt, der der rheinische Humanismus auch sonst zu größtem Danke verpflichtet ist, besonders natürlich am Niederrhein, wo die neuen Anregungen durch die im Jahre 1500 nach dem Muster von Deventer humanisierte Münsterer Domschule verstärkt wurden und hier zunächst besonders den Stiftsschulen von Emmerich, Xanten, Essen, Werden, der Stadtschule in Wesel und später der 1545 begründeten herzog-

Digitized by Google

lichen Akademie in Düsseldorf zugute kamen. Alexander Hegius, ein Schüler der niederländischen Frühhumanisten, war, ehe er die Deventerer Schule zu hoher Blüte brachte, 1469—1483 Rektor in Wesel und Emmerich. Unter dem doppelten Einflusse Deventers und Münsters hat sich als eine charakteristische Äußerung der auch vorher und nachher immer wieder nachweisbaren engen niederländisch-niederrheinisch-niedersächsischen Kulturgemeinschaft eine der am meisten in der Breite wirkenden Richtungen des rheinischen Humanismus entwickelt, die man wegen ihrer großen und bleibenden Verdienste um die höheren Schulen als niederrheinischen Schulhumanismus bezeichnen kann. Zum ersten Male wurden jetzt allmählich ganze Generationen rheinischer und auswärtiger Scholaren mit den klassischen Sprachen nicht mehr nur auf Grund der verworrenen mittelalterlichen Lehrbücher, sondern an der Hand praktischerer Grammatiken und besonders ausgewählter antiker Schriftsteller bekanntgemacht. Die von diesen niederrheinischen Anstalten überlieferten außerordentlich hohen Frequenzzahlen lehren zur Genüge, daß sie eine weithin umgestaltende Wirkung in den höheren Studien hervorgerufen haben müssen.

Dieser Einfluß hätte zweifellos noch mehr um sich greifen können, wenn die neue humanistische Bewegung an der ersten Bildungsstätte des Landes, an der Kölner Universität, einen ständigen und festen Rückhalt gefunden hätte. Das war aber nur zeitweise und in beschränktem Umfange der Fall. Zwar erscheint Kölns Feindschaft gegen den Humanismus in den bekannten „Dunkelmännerbriefen" (1515), einer fingierten, ihrer eigenen Verhöhnung dienenden Korrespondenz, in einem gehässigen Zerrbilde, nach dem man sich über die wirkliche Schätzung des Humanismus bei „unsern Magistern" keine Vorstellung bilden kann. Aber der Widerstand der Universität gegen den Humanismus ist doch auch sonst bezeugt. Sie unternahm sogar den Versuch, die erwähnte humanistische Reform der Münsterer Domschule durch einen feierlichen Einspruch bei Bischof und Domkapitel zum Scheitern zu bringen. Und man mußte in Münster Gutachten bei italienischen Sachverständigen einziehen, um darüber hinwegzukommen. Die neuen Statuten der Kölner Artistenfakultät von 1523 machten denn auch dem neuen Geiste kaum irgendwo ein nennenswertes Zugeständnis, hielten es vielmehr für ihre Pflicht, die mittelalterlichen Autoritäten mit Einschluß der Grammatiken von neuem auf den Schild zu heben. Die Universitätsreform wurde zwar seit 1525 immer wieder in Angriff genommen, aber vor dem Auftreten der Jesuiten und Nuntien ohne Erfolg. Zur Zeit ihres Beginns beschwerte sich einmal ein Drohbrief der „bildungsbeflissenen studentischen Jugend" aufs bitterste darüber, daß Beschäftigung mit der griechischen und hebräischen Sprache als Ketzerei ausgelegt werde; hatte doch der für die hebräischen Studien und die Nichtverbrennung der Judenbücher herzhaft, wenn auch oft in extremer Weise eintretende Reuchlin, übrigens selbst in Okkultismus verstrickt, die Feindschaft der Kölner Dominikaner innerhalb und außerhalb der Universität aufs peinlichste fühlen müssen, und die Universität war

Digitized by Google

auch sonst nicht jedem humanistischen Wanderlehrer freundlich entgegengekommen.

Und doch hat der Humanismus in der Stadt Köln mehr Anhänger gehabt, als nach diesen und anderen Nachrichten zu erwarten ist. Außer dem Studium rheinischer Scholaren an den italienischen und anderen im Humanismus vorausgeeilten deutschen Universitäten wirkten zu seiner Vorbereitung gewiß auch die vielen Beziehungen der Kölner Kaufleute zu Italien. Die rheinischen Altertümer der Römerzeit ferner, die damals noch besser erhalten waren als heute, gewannen für diese Generation wie für die folgenden ein ähnliches Interesse wie später die mittelalterlichen für die Romantiker. Aber noch stärkere Anregungen gingen natürlich von den Personen aus, sei es von den erwähnten humanistischen Wanderlehrern und Poeten, die auf ihren durch aller Herren Länder gerichteten Fahrten auch die Universität oder die Stadt Köln berührten, sei es, und das war noch erwünschter, von leibhaftigen Südländern selbst. Zu den ersteren gehörte der westfälische Ritter Hermann von dem Busche, der 1508 vor versammelter Universität ein lateinisches Preislied auf die Stadt Köln vortrug. Später findet man ihn auf der Seite Luthers. Freilich wird man die Erfolge dieser und anderer Propheten des neuen Geistes schon deshalb nicht überschätzen, weil unter ihnen in Köln wirklich große Persönlichkeiten kaum begegnen. Aber die Träger anderer in der Matrikel der Kölner Universität verzeichneten Namen, wirkliche Studenten, zeigen doch, daß eine ganze Reihe von Männern, deren Namen in der Geschichte des Humanismus einen guten Klang haben, ein Stück ihrer Bildung der Kölner Universität und den ihr angeschlossenen, schon im früheren 15. Jahrhundert gegründeten gymnasialen Internaten (Bursen) verdanken. Endlich aber haben jene Humanisten nicht nur in der stark international zusammengesetzten, in den besten Jahren das zweite Tausend überschreitenden Studentenschaft, sondern auch bei einheimischen Kräften Widerhall gefunden. Wenigstens was die Personen betrifft, darf man von einem durch Fremde vertretenen Humanismus einen anderen mehr bodenständigen unterscheiden, der bei Klerus und Laien Aufnahme fand. Im Vordergrunde begegnet man dem hohen Weltklerus, besonders dem Stiftsklerus, der durch seine statutenmäßige Verpflichtung zum Universitätsbesuch bald auch mit dem Humanismus in Berührung kam, und unter dem besonders der früh verstorbene Dompropst Hermann v. Neuenahr (1492—1530) hervorragte, der mit seiner Betätigung in den verschiedensten Geistes- und Naturwissenschaften dem Universalismus der Renaissance huldigte und religiös eine ähnliche Entwicklung nahm wie Busche. Bis in die Kölner Klöster hinein läßt sich die Einwirkung der neuen Richtung verfolgen. Dazu kommen so berühmte Laien wie Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, ein geborener Kölner (1487—1535), vom Okkultismus schließlich zum Skeptizismus hinüberschwenkend, ferner als bedeutende philologisch-philosophische Kraft Johannes Cäsarius von Jülich (1468—1550), einer der ersten Lehrer des Griechischen in Köln (außerhalb der Universität). Für die weitere Entwicklung des stadtkölnischen und

Digitized by Google

damit auch eines Teiles des rheinischen Geisteslebens wurde besonders das Eindringen des Humanismus in das städtische Patriziat bedeutungsvoll, wofür außer dem durch sein umfängliches und interessantes Memoirenwerk bekannten mehr kleinbürgerlichen Hermann Weinsberg (1518—1598) nur der Bürgermeister Johann von Reidt († 1535), der Vater des gleichnamigen führenden Kölner Jesuiten, als Beispiel angeführt sein mag. Dazu sind die durch neue antike Funde stets wachgehaltenen Altertumsinteressen in der Stadt nicht untergegangen. In den humanistisch interessierten Patriziern darf man die Vorläufer jener langen Reihe städtischer Mäzenaten und Sammler erblicken, von denen später Jabach und Wallraf die bekanntesten waren.

Eine besondere Form des Humanismus hatte inzwischen in mittelrheinischen Benediktinerklöstern Eingang und dort in dem Sponheimer Abt Trithemius und in dem Laacher Prior Johannes Butzbach († 1526) eine charakteristische Verkörperung gefunden. Wenn sich auch in der allgemeinen christlichen, ja asketischen Tendenz zwischen diesem mittelrheinischen Klosterhumanismus und dem niederrheinischen Schulhumanismus mancherlei Verwandtschaft zeigt, die sich auch aus den für beide Richtungen so wichtigen Anregungen der spätmittelalterlichen Klosterreform und der Devotio moderna erklärt, so hat doch die mittelrheinische Gruppe eine Reihe literarischer Gattungen eifrig angebaut, die am Niederrhein entweder ganz fehlen oder wenigstens zurücktreten. Kein niederrheinischer Humanist hat etwas zustande gebracht wie das frische und spannende „Wanderbüchlein" Butzbachs, die Geschichte eines Mannes, der das Joch in der Jugend getragen hat und doch nicht am geistigen Aufstiege verzweifelt ist. Nicht minder wertvoll ist die bei ihm und besonders bei seinem Vorbilde Trithemius so erfolgreich gepflegte Gattung des kompilatorischen biographisch-historischen Lexikons.

Wie in Köln, so ist aber auch am Mittelrhein der Humanismus nicht auf die kirchlichen Kreise beschränkt geblieben. Man hört gelegentlich von namenlosen Männern in entlegener Gegend, daß sie begeisterte Jünger des neuen Geistes gewesen seien und besonders seines großen Propheten Erasmus, dessen Rheinfahrt im September 1518 seine vielen Anhänger überall in Bewegung brachte, wobei sich sogar ein kurtrierischer Zöllner in Boppard als schwärmerischer Verehrer seiner erhabenen Person und gründlicher Kenner seiner Werke entpuppte, wie denn die große Zahl der rheinischen Freunde und Gesinnungsgenossen des Erasmus nicht nur auf humanistischem, sondern besonders auch auf reformkatholischem Gebiete kaum überschätzt werden kann. Überall stößt man in den Kreisen der Intelligenz auch in Kurtrier und im Luxemburgischen auf sie. Die Trierer Universität öffnete sich trotz ihrer bescheidenen Existenz auch sonst dem Humanismus und stellte sogar einen sizilianischen Poeten als Professor an.

Die Erasmianer gaben auch am kurkölnischen Hofe in Bonn zeitweise auch in kirchenpolitischer Beziehung den Ausschlag und liehen dort dem ersten von Erasmus' Ideen befruchteten Reformversuch des

Digitized by Google

mit der Kurie schon seit Jahrzehnten zerfallenen Erzbischofs Hermann V. v. Wied ihre Unterstützung, ja gingen teilweise mit ihrem Herrn zusammen später zum Protestantismus über. Weit länger waren die Erasmianer in Jülich-Cleve-Berg im Besitze der höchsten Staatsämter. Einige von ihnen wie Vlatten, Heresbach und Masius, gehören auch der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften an. Die greifbare Förderung der Fachwissenschaft, die dem Humanismus trotz aller Uferlosigkeit, alles Formalismus und aller Phantastik gelungen ist, zeigt sich am Niederrhein an zwei so glänzenden Beispielen wie dem herzoglichen Leibarzt Johann Weyer († 1588), einem der ersten Bekämpfer der Hexenprozesse, und dem herzoglichen Kosmographen Gerhard Mercator († 1594), dem Begründer der wissenschaftlichen Geographie, der ähnlich wie der gleichfalls von der clevischen Regierung beschäftigte katholische Vermittlungstheologe Georg Cassander († in Köln 1566) seinen von der Ketzerverfolgung bedrohten niederländischen Wohnsitz mit Duisburg vertauschte, wo er, indem er sich ähnlich wie Weyer dem Protestantismus näherte, von der Atmosphäre religiöser Duldsamkeit und geistiger Regsamkeit zehrte, die dem Humanismus am Niederrhein eine so schöne Nachblüte ermöglichte. Man verdankt ihr auch die erste rheinische Sammlung weltlicher deutscher Liebeslieder, veranstaltet von der Gattin des Jülichschen Hofmeisters Werner v. Hochsteden († 1558), Katharina v. Hatzfeld.

Der weitere Verlauf der rheinischen Geistesgeschichte wurde jedoch nicht durch die äußere oder innere Entwicklung des Humanismus und das Maß seines Eindringens in die Schichten der führenden Intellektuellen bestimmt, sondern durch das Verhältnis des Landes zu den reformatorischen Richtungen.

Die rheinische Reformationsgeschichte gestaltet sich, ideengeschichtlich betrachtet, vielfach anders als die innerdeutsche. Diejenige reformatorische Richtung, die politisch und sozial am gemäßigtsten war, das Luthertum, fand die wenigsten Anhänger. Zwar führten die ersten Gewaltmaßregeln, zu denen die Kirche in der Abwehr des Luthertums griff, wie die heimliche Verbrennung von Luthers Büchern in Köln, die schon vor dem Wormser Reichstag im Herbst 1520 veranstaltet wurde, oder die Verbrennung der Ketzer Clarenbach und Fliesteden vor dem Hahnentor 1529, in ihrer allgemeinen Wirkung nicht zum Ziele. Humanisten wie Busche und Neuenahr ließen sich in ihrem publizistischen Eintreten für Luther nicht beirren. Theodor Fabritius von Anholt benutzte die ihm in Köln gestatteten hebräischen, Johann Oldendorp aus Hamburg die juristischen Vorlesungen ebenso wie Leichius und Velsius ihre klassischen Unterrichtsstunden noch nach der Mitte des Jahrhunderts zu lutherischer Propaganda. Auch sonst fand Luther am Rheine, auch außerhalb seines Ordens, in den verschiedensten Kreisen Bundesgenossen, so den Deutschherrenritter Grafen Wilhelm von Isenburg, der in den Jahren 1525—1529 zehn Schriften in deutscher Sprache zugunsten Luthers veröffentlichte und auch den Kaiser und den Kölner Rat gegen „die Predigermönche und So-

Digitized by Google

phisten zu Köln“ zu Hilfe rief, so auch den ungelehrten Kölner Buchdrucker Arnt von Aachen, der etwa zur selben Zeit „Des Evangelischen Bürgers Handbüchlein" verfaßte, eine gleichfalls zu Luther hinneigende Umarbeitung von Köldes Christenspiegel, die, als sie der ebenfalls zum Luthertum übergetretene Franziskanerkonventuale Johann Stammel von Meinerzhagen im Sauerlande († 1549) vierzehn Jahre später von neuem herausgab, bis zum Kaiser hinauf den heftigsten Unwillen erregte. Auch sonst lassen sich aus einer heute größtenteils verschütteten Überlieferung noch hie und da rheinische Lutheraner nachweisen.

Aber einer nach dem anderen mußte vor den Repressalien der Gegenpartei doch schließlich das Feld räumen. Andere erlahmten oder traten von dem ihnen als aussichtlos erscheinenden Kampfe in das Lager der alten Kirche zurück und schlossen ihren Frieden mit ihr, ja betätigten sich bald, und nicht zuletzt auch die Humanisten unter ihnen, als ihre eifrigsten Parteigänger. Dazu kamen eine Reihe äußerer Ereignisse, die die Aussichten des Luthertums am Rheine schon vor dem Einsetzen der eigentlichen Gegenreformation stark beeinträchtigten: der Sturz des in kommunistischem Wahnsinn endenden und gleichwohl den Protestanten zur Last gelegten Münsterer Wiedertäuferreiches 1535, noch mehr die Unterwerfung des reformfreundlichen clevischen Herzogs unter die Macht Karls V. im Venloer Vertrage von 1543 und die Absetzung des zuletzt von Melanchthon und von Calvins Vorläufer Bucer beratenen Kölner Erzbischofs 1547. Als der Kaiser nach siegreicher Beendigung des Schmalkaldener Krieges auf der Höhe seiner Macht stand, schien sich auch am Rheine seinem religionspolitischen Willen niemand mehr wiedersetzen zu können.

Und doch waren die Lutheraner nicht völlig unterdrückt, und überdies fanden allmählich auch andere reformatorische Richtungen im Rheinlande Eingang. In den dreißiger Jahren traten die Wiedertäufer besonders in den Jülicher Unterherrschaften und weiter nordwärts, aber auch in den pfälzischen Gebieten des südlichen Rheinlands massenhaft auf, und sie erhielten dann nicht gar lange darnach in den organisationskräftigen Calvinisten Nachfolger, die für die alte Kirche noch weit gefährlicher waren. Sie wagten sich schon früh bis in die geistlichen Metropolen. In Trier machte Caspar Olevian, ein Sohn der Stadt, 1559 seinen (gescheiterten) Reformationsversuch. Wenig später erfolgte in Köln und Aachen unter starker Beihilfe niederländischer Flüchtlinge die Gründung heimlicher calvinistischer Gemeinden. In aller Offenheit aber und im Lichte des Tages erfocht der Calvinismus am Niederrhein seine ersten Siege. Wesel, damals noch die bedeutendste Stadt am gesamten Niederrhein, wurde zum Vorort des niederrheinischen Calvinismus. Hier wurde 1554, wenn auch mit dem falschen Straßburger Druckorte, eine der wirksamsten calvinistischen Werbeschriften, der „Laienwegweiser“ herausgebracht. Es waren schwere Schläge, die gegen den Machtbereich der alten Kirche gerichtet wurden.

Digitized by Google

Man hätte denken sollen, daß eine seit alters so gefestigte katholische Geisteskultur wie die rheinische gegen diesen Ansturm an Ort und Stelle auf das heftigste reagiert hätte. Aber das war zunächst in weit hinter den Erwartungen zurückbleibendem Maße der Fall. Die Kampfes-, ja überhaupt nur die Abwehrfreudigkeit der katholischen weltlichen und geistlichen Fürsten des Rheinlandes war zunächst nur gering. Und auch die Reichsstädte ließen es an rücksichtslosem Durchgreifen und einer zielbewußten und folgerichtigen, jedem Paktieren abholden Konfessionspolitik öfters fehlen. Nur wenn die kaiserliche Zentralgewalt allein oder mit der päpstlichen vereint einen scharfen Druck ausübte, wie in den angegebenen bekanntesten Fällen, wurde die Politik des Temporisierens zeitweise verlassen.

Dies Verhalten der lokalen Gewalten ist so auffallend, daß tiefere Gründe mitgewirkt haben müssen. Soweit nicht wirtschaftliche Rücksichten der merkantilistischen Bevölkerungs- und Gewerbepolitik die Schonung der Andersgläubigen als geboten erscheinen ließen, bemerkt man hier den Einfluß des allen Tumult scheuenden Erasmus, unter dessen theologischem Beirat z. B. die landesherrlichen clevischen Kirchenordnungen und die Kölner Synodalstatuten zustande gekommen waren, und den Einfluß der rheinischen Erasmianer. Vom Boden eines biblischen Humanismus aus, wie ihn ihr Meister schon in seinen Jugendschriften gepredigt hatte, entwickelten sie eine weitgehende Duldsamkeit, besonders in Zeremonienfragen, scheuten aber auch vor einer Erweichung gewisser katholischer Dogmen nicht zurück und begründeten nun einen zunächst besonders auf religiöse Verinnerlichung und auf sittliche Erneuerung der eigenen Anhänger bedachten Reform- und Kompromißkatholizismus, der schon deshalb nicht ohne praktische Folgen bleiben konnte, weil die Vertreter dieser einflußreichen und außerordentlich weit, bis in die Ordenskreise hinein, verbreiteten Richtung nicht nur in den Studierstuben saßen oder bei Disputationen und als Prediger auftraten, sondern weil sie besonders in Jülich-Cleve-Berg die entscheidenden Regierungsstellen innehatten. So trieben die Düsseldorfer Herzoge trotz ihres dem Kaiser in Venlo geleisteten Eides gegenüber dem Protestantismus um so mehr nur lahme Abwehr, als sich in der Epoche des Passauer Vertrages und des Augsburger Religionsfriedens die allgemeine reichs- und konfessionspolitische Lage von neuem zugunsten der Protestanten, wenn auch nicht der Calvinisten, verschob. Ihre Kirchenpolitik lenkte während der fünfziger und ersten Hälfte der sechziger Jahre energisch zum erasmischen Kompromißkatholizismus zurück und machte den Neugläubigen weitere Zugeständnisse. So weit und so lange die Düsseldorfer Herzoge wirklich regierten, bröckelte in ihren Landen auch unter dem Einflusse der von Johann Monheim und Franz Fabritius geleiteten herzoglichen Hochschule in Düsseldorf ein Stein nach dem anderen von dem alten katholischen Baue allmählich ab. In Kurköln aber war mit der Absetzung Hermanns von Wied noch keineswegs alles auf den alten Stand zurückgeführt. Unter seinem Nachfolger kam es zwar schon zu Anfängen der kirchlichen Restauration. Aber

Digitized by Google

es blieb dabei, und vier weitere Erzbischöfe der nächsten zwanzig Jahre (1556—1577) haben im Gegensatze zu den eifrig kirchlichen Trierern fast nichts erreicht. Jene Siege der katholischen Sache am Rheine während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten also die vom Protestantismus, zumal vom Calvinismus her drohenden Gefahren noch nicht beschworen. Mit der Absetzung des Wieders, dem letzten dieser Ereignisse, war der Konfessionskampf noch keineswegs zugunsten der alten Kirche entscheiden. Es bedurfte, abgesehen von spanischer Gewalttat, anderer, innerlicherer Mittel, um den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln. Weit verheerender für die Durchführung streng kirchlicher Ideale als der Erasmianismus wirkte, je länger je mehr, vor allem jene völlige religiöse und kirchliche Gleichgültigkeit, wie sie von starker Verweltlichung in den Domkapiteln, von sittlichem Niedergang in Stiftern und Klöstern begleitet wurde und auch in einer auffallenden Klosterflucht ihren Ausdruck fand. Innerlich war der Katholizismus um die Mitte des 16. Jahrhunderts jedenfalls so, wie er am Rheine in die Erscheinung trat, seinen sich ständig vermehrenden Feinden kaum noch gewachsen.

Diese und ähnliche Tatsachen wird man bei Motivierung des protestantischen Fußfassens am Rheine gewiß im Auge behalten und andererseits doch die Festsetzung der Neugläubigen, besonders der Calvinisten, mehr oder weniger in allen Ständen und Berufen und in allen Gegenden des Rheinlands auch auf die in ihnen selbst wirksamen Kräfte zurückführen und als ihre eigene Leistung auffassen. Der Kitt, der diese von ewigen Verfolgungen bedrängten Gemeinden zusammenhielt, war die reformierte Kirchenverfassung, wie sie am Niederrhein ganz ohne irgendwelche landesherrliche Unterstützung und Einwirkung nach Genfer aristokratisch-moralistischem Muster zustandekam und von Anfang an den Laien einen Einfluß auf Kirchenregiment und -verwaltung einräumte, so daß sich am Rheine der dem innerdeutschen Luthertum schließlich doch abträgliche Typ einer Pastorenkirche nicht herausbilden konnte, auch die Kirchengemeinschaft als Anstalt hinter ihrem familienhaften Charakter ganz verschwand. Auch die rheinischen Lutheraner übernahmen teilweise die synodale Organisation der Calvinisten, die zuerst länger als ein Menschenalter noch mit der niederländischen Nationalkirche verbunden war, sich aber seit Beginn der brandenburgischen Herrschaft am Niederrhein 1610 verselbständigte. Im Schutze dieser nach außen lediglich zu schärfster Abwehr eingerichteten, nach innen dem einzelnen Mitgliede ständig das Gewissen schärfenden, „eine Erziehung zu männlichem Christentum . . . ohne Rücksicht auf Standesunterschiede“ fördernden Organisation entwickelte sich nun ein geistiges Leben, das beträchtliche religiöse und moralische Werte ausbildete, so daß der Bestand der Gemeinden durch die später einsetzende, endlich zu vollem Durchbruch und zu voller Kraft gelangte Gegenreformation wohl beeinträchtigt, aber nicht mehr tödlich getroffen werden konnte. Diese Leistung ist um so höher zu bewerten, als staatlicher Schutz höchstens seit 1609 und nur indirekt zur Verfügung stand, indem die brandenburgische Regierung in damals allgemein üblicher

Digitized by Google

Weise bei Bedrückungen der jülich-bergischen Protestanten mit Vergeltungsmaßregeln gegen die eigenen katholischen Untertanen vorging. Auch fehlte dem nieder- und mittelrheinischen Calvinismus eine alle andern überragende und völlig einzigartige Persönlichkeit wie Calvin, wenn auch Philipp Marnix von St. Aldegonde von den Niederlanden herüberwirkte und unter den rheinischen Prädikanten einzelne bedeutendere Charaktere hervortreten, wie die beiden 1597 verstorbenen Jülicher Johannes Christianus von Otzerath bei Erkelenz, der 1582 vor den Toren Kölns zu predigen wagte, und Johannes Schumacher von Rödingen bei Jülich, daher genannt Badius, der von dem Kölner Konvertiten und Bibelübersetzer Kaspar Ulenberg heftig bekämpfte Gründer der Bergischen Provinzialsynode 1589, der im folgenden Jahre in Köln verhaftet wurde. Auch die verschiedenen Richtungen des Calvinismus fanden am Rheine ihre Vertreter: neben der strengen auch die gemäßigte, in den Niederlanden später remonstrantische genannte, zu der sich schon der aus der Veluve stammende Verfasser des Laienwegweisers bekannte: Jan Gerritsz Versteegh, genannt Johannes Anastasius Veluanus († 1572), und der aus Köln gebürtige spätere Leidener Professor Kaspar Janszoon Coolhaes († 1615). Aber stärker als die von unausgesetzten Verfolgungen bedrohten Persönlichkeiten wirkten die Vorzüge einer sorgfältig abgewogenen, auch vom landesherrlichen Kirchenregiment der brandenburgischen Regierung nicht wesentlich beeinträchtigten genossenschaftlichen Organisation, die von der Opferwilligkeit und Leidensfähigkeit jedes einzelnen Mitgliedes getragen wurde. Vom religiös-geistigen Standpunkte war es dabei für den rheinischen Protestantismus ein Vorteil, daß er sich vom eigentlich politischen Gebiete völlig zurückzog und neben den wirtschaftlichen die besonderen religiös-geistigen Interessen lebendig erhielt. Jedenfalls hat sich diese neue Richtung zusammen mit den gemäßigten, mennonitischen Weiterbildungen der Wiedertäufer von Anfang an eine Stelle in der rheinischen Geistesentwicklung gesichert, da auch die literarische Betätigung über das religiös-kirchliche Gebiet bald hinausgriff. Doch waren es immer nur Minderheiten, die sich in den verschiedenen Gebietsteilen dem neuen Glauben anschlossen und an ihm festhielten.

Für die weitere Entwicklung des rheinischen Geisteslebens im ganzen wurde es von größter Bedeutung, daß sich die alte Kirche besonders seit den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts allmählich nun doch auch innerlich zur Wehr setzte, daß sie sich also nicht mit der Gegenreformation begnügte, sondern zur katholischen Reformation und Restauration überging und auf diesem Wege am Rhein eine Erneuerung der katholischen Kultur zustande brachte, die bis zur Gegenwart fortwirkt.

Die Führung haben dabei die in Köln 1542 zuerst mit Faber und Canisius (der schon 1535 in Köln vorübergehend studierte) auftretenden Jesuiten übernommen. Ihre Anfänge in der Stadt waren recht bescheiden. Nur von einer kleinen Zahl von Ordensmännern, besonders von Karthäusern, wurden sie mit offenen Armen aufgenommen. Was sie zueinander führte und bei einander festhielt, war zunächst die Sehnsucht

Digitized by Google

nach mystischer Vertiefung in die göttlichen Geheimnisse. Das schien ihnen zunächst wichtiger zu sein als die Bekämpfung des Protestantismus. Überhaupt war zu großartigem Auftreten nach außen zunächst gar keine Gelegenheit. Die Parole der Kleinarbeit im stillen, und zwar positiver Kleinarbeit, ergab sich aus den Verhältnissen, wurde aber auch von den die Wichtigkeit des rheinischen Missionsfeldes bald erkennenden Ordensoberen anbefohlen. In Köln wurde sie von dem Humanistensohne Johann v. Reidt (Rethius), der bald die beste Kölner Gesellschaft dafür interessierte, und von dem Flamen Leonhard Kessel († 1574) in entsagungsvoller, auf das ganze Rheinland hinauswirkender Weise in die Tat umgesetzt: zunächst gegen die inneren Feinde im eigenen Lager, die hin und her schwankenden Erasmianer und namentlich das Heer der völlig Weltförmigen und in Gleichgültigkeit Versunkenen innerhalb und außerhalb der priesterlichen und mönchischen Kreise. Man bewegte sich dabei zunächst mit voller Absicht nur auf rein kirchlichem Gebiete. Alle Mittel wurden aufgeboten, um Anziehungs- und Wirkungskraft des Kultus zu steigern und auf diese Weise auch die Lauen und Störrischen und selbst die Abtrünnigen auch innerlich wieder mit der Sakramentskirche zu verbinden und die schlechthinnige Achtung vor der Kirche als alleiniger Heilsanstalt von neuem zu beleben. Es war auch in Köln, wo Rat und Universität zunächst von lebhafter Abneigung gegen den neuen Orden erfüllt waren und alles mögliche aufboten, die ungebetenen Gäste wieder loszuwerden (sogar eine formelle Ausweisung wurde ins Auge gefaßt), wirklich eine Wiederaufbauarbeit ganz von unten herauf, persönlich in den kleinsten Zirkeln der ersten begeisterten Anhänger begonnen und sachlich besonders auf den Gehorsam gegen die kirchlichen Gebote eingestellt und alles andere als weniger wesentlich zunächst beiseite lassend. Die Jesuiten begannen auch in Köln mit Predigten, die einen ganz neuen Ton angeschlagen haben werden, da sie sich bald eines immer größeren Zulaufs erfreuten. Sodann wurde auf häufigen Sakramentsempfang hingearbeitet, und die Beichte wurde durch Erweiterung des Sündenbekenntnisses zu einer allgemeinen Enthüllung des Seelenzustandes psychologisch vertieft und damit das ganze Beichtinstitut viel wirksamer gemacht, so daß die Beichtstühle der Patres bald ebenso umlagert waren wie ihre Kanzeln. Seit Jahrhunderten hatte es Bruderschaften gegeben; aber erst in den Händen der Jesuiten wurden sie als Marianische Kongregationen oder sonstige Sodalitäten, nach Alter und Beruf getrennt, zur wirksamen Organen der weiteren Verbreitung streng kirchlichen Geistes. Übertriebene Askese dagegen trat zurück. Die innere Wiederaussöhnung mit der Kirche sollte durch keine Gewaltsamkeiten erschwert werden.

Dazu gesellte sich dann bald der Kampf gegen die niederländischen Einwanderer und gegen die Protestanten mit Einschluß der Wiedertäufer im allgemeinen. Eine jesuitische Predigt in Köln forderte 1572 auf „zur Nachahmung des Banketts, das den Protestanten in Frankreich auf St.-Bartholomäus-Tag angerichtet sei". Aber sonst lag es den neuen Seelenführern daran, ihre Anhänger nicht nur negativ zu beeinflussen

Digitized by Google

und gegen alle ketzerischen Einflüsse hermetisch abzuschließen, sondern auch positiv von der schlechthinnigen Alleinberechtigung des göttlichen katholischen Prinzips zu überzeugen. Die „Geistlichen Übungen" des Ordensstifters leisteten dabei die besten Dienste. Auch im Rheinlande wurden ferner umfassende Volksmissionen organisiert und zur ständigen Einrichtung. Ein bewußter Hang zur Materialisierung der Frömmigkeit ist dabei unverkennbar. „Während der Orden das alte kurialistische Dogma, das Recht und das Handeln der Kirche möglichst zu spiritualisieren suchte, bekundet sich in seiner Religionspflege durchweg die Tendenz, die Frömmigkeit gleichsam zu materialisieren. So trug er einerseits den Instinkten der Massen Rechnung und erleichterte andererseits der Kirche die Anpassung an die politische und soziale Verfassung der modernen Welt, ohne sie doch zu nötigen, das mittelalterliche Ideal der kirchlich geleiteten Kultur aufzugeben."

Schon die rein kirchlichen Leistungen würden genügen, den Jesuiten einen bevorzugten Platz in der rheinischen Geistesgeschichte anzuweisen. Sie haben nun aber mehr als jemals einer der alten Orden planmäßig auf das Weltliche hinübergegriffen. Ihre Arbeit ist nicht nur auf Wiederaufbau gerichtet, auf Herstellung des Alten, sondern auch auf Begründung und unerschütterliche Befestigung einer neuen Laienkultur.

Mit dem Scharfblicke, der ihrer Kulturpolitik eignet, haben sie früh den entscheidenden Punkt erkannt, bei dem hier einzusetzen war, die Beeinflussung der Schule, besonders der höheren Schule, wenn sie auch mehr durch äußerliche Veranlassungen früh zu einem förmlichen Schulorden geworden sind. Trotz aller Zugeständnisse, die die Kölner Jesuiten den lokalen Rücksichten und der ihnen wenig Vorschub leistenden Universität machen mußten, führten sie, nachdem die Dreikronenburse 1556 aus humanistischen Händen direkt in die ihrigen übergegangen war, die jesuitische Schulordnung vor und nach dem Erlaß der allgemein für den Orden gültigen von 1598 auch in Köln in allen wesentlichen Teilen durch. Der Schwerpunkt lag auch hier weit mehr auf der formalen als auf der inhaltlichen Seite. Die große, auch am Rheine überall nachweisbare und den späthumanistisch-häretischen Schulen wie der Düsseldorfer höchst abträgliche, ja selbst den Protestanten nicht ungefährliche Anziehungskraft der Jesuitenschulen beruhte mehr auf der Art, wie in ihnen, als auf dem Lehrstoff, der in ihnen unterrichtet wurde. Vor allem war die Unentgeltlichkeit des Unterrichts ein gutes Lockmittel. Sodann diente die menschlichere Behandlung der Schüler zur Empfehlung. Der Weckung und Wachhaltung des Ehrgeizes der Schüler wurde besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Das von den Humanisten übernommene Schuldrama wurde auch in den rheinischen Jesuitenschulen zum prächtigen Ausstattungsstück umgebildet, was dem rheinischen Geschmack und der Lust am Gepränge sicher besonders zusagte. Aber diese und andere formalen Mittel wurden, so oft sie auch dem Fernerstehenden als Selbstzweck erscheinen mochten, stets nur als Mittel zum Zweck behandelt. Jahr für Jahr führte das Jesuitendrama einer gewiß empfänglichen Zuhörerschaft die Ideale der kirchlichen

Digitized by Google

Restauration in anschaulichen Bildern greifbar vor die Augen. Negativ wurden die Feinde der Kirche der allgemeinen Verachtung preisgegeben. So lautet der Titel eines uns nicht erhaltenen Kölner Jesuitendramas von 1565: „Wie Luther, Calvin und die Wiedertäufer alle nach dem gerechten Urteile Gottes von Teufeln in die Hölle geholt werden." . . . Positiv feierten hier vor allem die heroischen Ideale der Gegenreformation ihre Triumphe. Neben religiös-moralischen Tendenzstücken, in denen brennende Fragen behandelt wurden, verwertete man im Repertoire der jesuitischen Schulbühne viele Stoffe aus der heiligen Geschichte und der kirchlichen Vergangenheit, besonders hagiographischer Art; auch sonst suchten die Jesuiten von Anfang an das Mittelalter wieder zu beleben. So erscheint das Schuldrama im System der jesuitischen Pädagogik keineswegs als Fremdkörper. Es verfolgte ja auch mit seiner Anleitung zum fließenden Lateinischsprechen und zu unbefangenem Auftreten vor einem großen Auditorium dieselben Zwecke wie die Schule und der in ihnen gelehrte, freilich verkümmerte Humanismus. An sachlich neuen Gedanken mag die jesuitische Pädagogik arm genug sein. Weder auf dem kirchlichen noch auf dem pädagogischen Gebiete liegt die Originalität der Jesuiten in der Verkündigung der sachlichen Ideale. Diese sind vielmehr durchweg von anderen übernommen, wobei auch die Humanisten nicht verschmäht wurden; woraus man doch wohl auch für die rheinische Schulgeschichte schließen darf, daß die humanistischen Forderungen allerseits so laut erhoben wurden, daß man ihnen, wenn auch in abgeschwächter Form, Rechnung tragen mußte. Späterhin sind dann in die Jesuitenschulen wohl auch noch andere Lehrstoffe eingedrungen. Wenn die Jesuiten auch dem Aufschwung der modernen Naturwissenschaft fernstanden, so ließen sie doch auch naturwissenschaftliche Fächer allmählich zu, wie sie auch den Geschichtsunterricht einführten, während der eigentliche Religionsunterricht als gedächtnismäßige Unterweisung hinter der Gewöhnung der Schüler an ständige religiöse Übungen ganz zurücktrat.

Die Tätigkeit der Jesuiten erschöpfte sich auch im Rheinlande, wo auf die wichtigsten Gründungen in Köln, Trier, Koblenz, Aachen, Düsseldorf, Emmerich bald eine ganze Anzahl kleinere folgten, nicht in kirchlicher und pädagogischer Arbeit. Nebenher lief eine mit ihr innerlich verbundene rastlose schriftstellerische, sei es wissenschaftliche, sei es künstlerische, sei es erbaulich-volkstümliche Tätigkeit. Zur Geschichtsschreibung nicht nur ihres Ordens, sondern auch des rheinischen Landes und seiner Altertümer lieferten rheinische Patres wie Christof Brower († 1617) mit seiner Trierer Geschichte und H. J. v. Hartzheim († 1763), der Freund Muratoris, mit seiner Kölner Gelehrtengeschichte und seinen Konzilienforschungen namhafte Beiträge. Männer wie Georg Braun, zeitweise Ordensmitglied, mit seinem in Köln 1572 f f. entstandenen Städtebuch und im 17. Jahrhundert die Brüder Gelenius, Kölner Kanoniker, traten ihnen an die Seite. Daß sich die Jesuiten in unablässiger Pflege der theologischen Kontroversschrift-

Digitized by Google

stellerei von niemandem übertreffen ließen und, auch abgesehen von der stillen, oft sehr erfolgreichen Propaganda, in ständigen schärfsten Federkrieg mit den Protestanten verwickelt waren, verstand sich von selbst. Der von ihnen, wenn auch nur unter erheblichen Abstrichen übernommene Humanismus führte sie aber auch auf das weite Gebiet der Sprach- und Literaturwissenschaft mit Einschluß der Poetik. Der große Bedarf an Schuldramen rief immer neue Kompilatoren auf den Plan. Der auch als erbaulicher und Kontroversschriftsteller sowie als Historiker bekannte Jakob Masen († 1681) versah seine „Ringschule der gebundenen Beredsamkeit", (1654), d. h. die aus seiner Lehrtätigkeit hervorgegangene, theologisch durchsetzte neulateinische Poetik, mit moralisierenden epischen und dramatischen Musterbeispielen, unter denen sich auch die einen ähnlichen Stoff wie Miltons „Verlorenes Paradies" behandelnden Gesänge von der personifizierten „menschlichen Natur" (Sarkotis) befinden. Einem wirklichen Dichter aber begegnet man unter den rheinischen Jesuiten nur ein einziges Mal. Es ist Friedrich von Spee († 1634), der sonst auch durch die von ihm 1631 anonym veröffentlichte Kritik der Hexenprozesse („Kriminalistische Vorsicht oder ein Buch über die Hexenprozesse . . . von einem ungenannten römischen Theologen") bekannt ist. Erst nach seinem Tode erschien in Köln im ersten Friedensjahre in hochdeutscher Sprache seine „Trutznachtigall", eine Sammlung religiöser Lyrik, die diesem Zweige der rheinischen Lyrik bis zur Gegenwart hin Nahrung zuführte, obwohl sie neben sozusagen zeitlosen Tönen echter Religiosität sonst den durch das Vorbild des Hohen Liedes beförderten schäferlich-sentimentalen Modeströmungen in der zeitgenössischen Dichtung allzuweit nachgibt. Auch vaterländische, antitürkische und reichspatriotische Töne wurden von den Jesuiten angeschlagen, wie in Masens epischer Skizze des Zuges Karls V. nach Tunis (Tunisias). In seinen lateinischen Satiren und Oden wandte er sich auch gegen das Auswanderungsfieber und die Fremdländerei, rief Karl den Großen zum Schutze des friedebedürftigen Deutschlands zu Hilfe und widmete auch seiner engeren Heimat gutgemeinte Verse. Ähnliches ist gelegentlich auch außerhalb der jesuitischen Kreise zu beobachten, wie bei dem Heisterbacher Novizenmeister Reiner Schmitz, der 1680 in Köln einen „Trutz-Mahomet" drucken ließ, und besonders bei dem Pfarrer Franz Xaver Trips im benachbarten Honnef auf der anderen Seite des Siebengebirges. Er besang die Raubkriege Ludwig XIV. in patriotischen Alexandrinern, wie den folgenden:

> Wenn Teutschland seine Macht zusammen wollte bringen,
> So würde Frankreich wohl ein ander Liedlein singen.

Wenn die Jesuiten auch nach dem Vorgange der Humanisten die deutsche Muttersprache aus ihren Schulen und Schuldramen ausschlossen, so werden sie doch, was noch näherer Untersuchung bedarf, dem Vordringen der hochdeutschen Schriftsprache im Rheinlande förderlich gewesen sein, wie schon Spees Beispiel beweist, der den Dialekt nur noch ausnahmsweise anwendet.

Digitized by Google

Dieser nur einiges wenige berücksichtigende Überblick über die positive Kulturleistung der rheinischen Jesuiten rechtfertigt schon das Urteil, daß ihre Bedeutung für die rheinische Geistesgeschichte weit über das kirchliche und das pädagogische Gebiet im engeren Sinne hinausreicht. Sie haben sich vielmehr mit Erfolg bemüht, auch andere geistige Bedürfnisse ihrer Schüler und Freunde zu befriedigen. Sie haben den durch das Zeitalter der Religionsunruhen auch innerlich aufs schwerste erschütterten rheinischen Glaubensgenossen eine positive Welt geistiger Werte aufgebaut und sich, weil sie sich gegen kirchlich einwandfreie und verwendbare Elemente der allgemeinen Kultur nicht ängstlich verschlossen, mehr als zwei Jahrhunderte lang einen festen Stamm von willigen und begeisterten Adepten geschaffen, deren geistige Nachkommen noch heute nicht ausgestorben sind.

Die Frage erhebt sich natürlich, ob die Jesuiten diese für die besondere Charakteristik des rheinischen Geisteslebens bis zur Gegenwart bestimmende Arbeit im wesentlichen ohne Vorläufer und ohne Bundesgenossen geleistet haben. Diese Frage ist zwar zu verneinen. Aber angesichts der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Restauration des rheinischen Katholizismus entgegenstellten, und angesichts der häufigen, im Zeitalter der Religionskriege nicht auffallenden äußeren Unterbrechungen dieser Arbeit wird das Verdienst der Jesuiten um die Wiederherstellung der schwer erschütterten katholischen Kirche am Rhein dadurch doch kaum geschmälert, nur daß sich allerdings bei genauerem Zusehen ergibt, daß an dem Aufbau der noch den gegenwärtigen rheinischen Katholizismus beeinflussenden Kultur der Gegenreformation auch nichtjesuitische Kräfte beteiligt gewesen sind. Als Vorläufer der Jesuiten wären namentlich diejenigen rheinischen Mitglieder anderer Orden zu bezeichnen, die sich schon vor Ankunft der Jesuiten mit der Bekämpfung des Protestantismus nicht begnügten, sondern auch um die innere Erneuerung der Kirche bemüht waren. Hier wären einzelne Dominikaner, Karmeliten und besonders Franziskanerobservanten zu nennen, bei denen auch schon die Agitation für die Heidenmission hervortritt. Diese Männer und ihr Anhang haben der künftigen Arbeit der Jesuiten als die ersten Begründer der Gegenreformation am Rhein mehr genützt als anfänglich die geistlichen und weltlichen Fürsten, die erst allmählich, besonders durch die päpstlichen Nuntien, für die Gegenreformation gewonnen wurden. Am Düsseldorfer Hofe hat sich der Einfluß der Jesuiten ähnlich spät, aber dann freilich um so kräftiger und nachhaltiger durchgesetzt wie am Bonner. Weiterhin hat aber die jesuitische Gegenreformation ihre für die rheinische Geistesgeschichte bis zur Gegenwart in mancher Beziehung ausschlaggebende Arbeit doch nur leisten können, weil sie trotz alles Mißtrauens gegen den neuen Orden bei Geistlichen und Laien eine auf die breiten Massen wirkende Unterstützung fand. Schon bei der Weltgeistlichkeit läßt sich das beobachten, bei einfachen Pfarrern, die auf eigene Faust den Jesuiten zu Hilfe kommen; im 17. Jahrhundert mehren sich die Anzeichen dafür. Die gemeinsamen

Digitized by Google

Bemühungen der päpstlichen Nuntien und des von Gregor XIII. erst zu wirklichem Leben erweckten Collegium Germanicum in Rom(1573)fangen jetzt an, Früchte zu tragen. Ein Generalvikar wie der Trierer Johann Peter Verhorst († 1708) zeigt das neben vielen anderen. Trotz ihrer Eifersucht gegen die fremden Eindringlinge sind aber auch die älteren Orden bald in die Bahn der Jesuiten eingelenkt. Von den Karthäusern ist im Zusammenhange mit den Jesuiten schon die Rede gewesen. Zu ihnen gehörte auch der seit 1536 in Köln studierende Lübecker Laurenz Surius († 1578), der Hagiographie und Zeitgeschichtsschreibung ohne Vorbehalt in den Dienst der Gegenreformation stellte. Die Franziskanerobservanten wurden in den achtziger Jahren im selben Sinne reformiert. Für die Missionsarbeit, besonders unter den niederen Schichten, traten den Jesuiten die Kapuziner an die Seite. Aus diesem Orden ist einer der einflußreichsten Wanderprediger und religiösen Volksschriftsteller hervorgegangen, Martin von Kochem († 1712). Unter den Laien gehörten die Kölner Drucker, Verleger und Buchhändler zu den eifrigsten Bundesgenossen der Jesuiten. Köln entwickelte sich „rasch zum buchhändlerischen Bollwerk für die katholische Restauration und zum Gegenpol gegen Wittenberg". Canisius war mit den Chefs der Hauptfirmen persönlich befreundet. In dem 181 Werke verzeichnenden Verlagskatalog des Kölners Arnold Quentel von 1598 befinden sich 97 theologische in lateinischer Sprache; aber auch die 61 deutschen Bücher sind meist theologischer Art. Die streng katholische Richtung des Kölner Buchgewerbes ist jedoch, wie auch hier hinzugefügt werden muß, nicht erst durch die Jesuiten hervorgerufen worden, sondern besteht in ihren wesentlichen Zügen schon vor dem Auftreten des Ordens in Köln.

Die jesuitische Gegenreformation setzte zwar im Rheinland außer in Trier verhältnismäßig spät ein, erst nach Aufrichtung der wittelsbachischen Herrschaft in Bonn und Düsseldorf. Als ihr dann aber der Aufstieg zur Macht geglückt war, hat sie überaus gründliche Arbeit geleistet. Es kam ihr darauf an, nicht abzuschrecken, sondern zu gewinnen. Sie handelte nach dem weitsichtigen Reformprogramm, das Rethius 1573 in Rom zur Durchführung empfohlen hatte: man müsse die Deutschen mit der Einsicht durchdringen, daß sie von der Kirche geliebt würden, und daß die Kirche nur ihr Bestes wolle. Denn alle Arbeit werde vergeblich sein, wenn man sie nur in der Furcht vor der Kirche erziehe. Ein Mann, in dem man einen Freund sähe, werde leicht viele gewinnen.

Jedoch konnte der Sieg nur unter den schwersten äußeren und inneren Kämpfen errungen werden. Die Kampfes- und Erneuerungsarbeit der Jesuiten und ihrer zahlreichen treuen Bundesgenossen wurde immer wieder unterbrochen, aber ebenso oft auch mit seltener Zähigkeit wieder aufgenommen. Indem zwei Kölner Erzbischöfe protestantisch wurden, setzten sie den kirchlichen Bau am Rheine den schwersten Erschütterungen aus. Aber je mehr Erschütterungen, desto stärker die Gegenwirkungen. Weder die Greuel des Truchsessischen noch die des Dreißigjährigen Krieges haben insbesondere die innere Erneuerungs-

Digitized by Google

arbeit der Gegenreformation zum Stillstand gebracht. Gerade das äußere Elend gab ihr vielmehr nicht nur einen immer stärkeren Antrieb, sondern ließ auch ihre Wertschätzung beim gläubigen Volke steigen. Daher beispielsweise noch die großen Erfolge der 1677 und 1683 von Trier aus veranstalteten Jesuitenmissionen auf dem Westerwald und im südlichen Rheinland, denen sich während der neunziger Jahre ähnliche in Jülich-Berg beigesellen.

Den Jesuiten und ihren Helfern gelang es, das Geistesleben des katholischen Rheinlandes im Jahrhundert des großen Krieges fest gegen alle unerwünschten äußeren Einflüsse abzuschließen. So war die hier in einigen Hauptzügen vergegenwärtigte geistige Kultur der Gegenreformation um 1700 noch durchaus intakt, als das Zeitalter der Aufklärung zu dämmern anfing. Aus dieser Tatsache vor allem ist es zu erklären, daß es dem rheinischen Katholizismus gelang, die schwere Krise der Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts zu überstehen. Sie war um so gefährlicher, als sie gegen die Gläubigen nicht nur von außen heranflutete, sondern bald im kirchlichen Lager selbst, und zwar in den leitenden Kreisen, wichtige Bundesgenossen gewann.

Drittes Kapitel.

Achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert (Aufklärung. Romantik. Moderne).

Die Aufklärung. — Die schöne Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Der Kampf um die Aufklärung. — Gegenströmungen. — Die französische Herrschaft. — Die Romantik und ihre Epigonen. — Die politisch-soziale Dichtung. — Der Aufschwung des rheinischen Geisteslebens unter preußischer Herrschaft: Bildungswesen. — Kirche. — Presse und öffentliche Meinung. — Neuste Erscheinungen.

Es war kein Protestant und kein katholischer Laie, sondern der Trierer Weihbischof Johann Nikolaus v. Hontheim, der unter dem Einfluß des Löwener Episkopalismus und Gallikanismus mit seinem lateinischen „Febronius“ von 1763 zugunsten der Stärkung und Verselbständigung der bischöflichen Gewalt einen literarischen Angriff auf den päpstlichen Absolutismus unternahm und damit auch auf die Lehre von der Infallibilität des Papstes, die weder von orthodoxen Kirchenlehrern anerkannt sei, noch praktischen Wert habe. Man müsse jetzt, in einem aufgeklärten Jahrhundert, alles beseitigen, was in früheren dunkleren Zeiten „aus übertriebener Religiosität“ zur Stärkung der papalen Gewalt geschehen sei. Mit dem historisch-kritischen Maßstab verband Hontheims weitschichtiges kirchenrechtliches Werk den rationalistischen. Er war geneigt, die Dogmen in die zweite Linie zu rücken. Hontheims positive Reformvorschläge liefen denn auch, abgesehen von der Stärkung der fürstlichen und bischöflichen Gewalt im Sinne der Gallikaner und Episkopalisten, besonders auf eine Wiederbelebung

Digitized by Google

der Konzilien und auf Verbesserung der religiösen Volkserziehung hinaus. Einem radikalen Staatskirchentum im Sinne des Josephinismus redete er jedoch nicht das Wort. Gerade deshalb fand er bei den rheinischen Kirchenfürsten Anklang, die sich schon früher allerlei „vorfebronianische" Widersetzlichkeiten gegen Rom gestattet hatten und jetzt, 1769, in den Koblenzer Artikeln als Febronianer auftraten. Nach vorübergehendem Rückzug, mit dem auch Hontheims erzwungener Widerruf von 1778 in ursächlichem Zusammenhang stand, den die Kaiserin Maria Theresia als eine „vilaine Komödie" bezeichnete, stellten schließlich 1786 Abgeordnete der drei rheinischen Erzbischöfe und des Salzburgers die Emser Punktationen auf, die abermals alle Hauptsätze des Febronianismus vereinigten.

Der Emser Vorstoß scheiterte jedoch, nur daß damit die Gebiete der geistlichen Kurstaaten der Aufklärung noch nicht entrückt wurden. Besonders der letzte Trierer Erzbischof, Klemens Wenzeslaus, hat ihr zeitweise nachhaltig Vorschub geleistet. Man sieht das aus einem noch im Jahre des Ausbruchs der Französischen Revolution für die Klöster im aufklärerischen Geiste erlassenen Reformstatut. Ferner wurden Feste und Prozessionen vermindert und neben der Reform der Klerikerbildung vor allem eine weitausschauende Schulreform in Angriff genommen, für welche viele Mittel durch die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 flüssig gemacht wurden. Die Schulen sollen religiöse und gemeinnützige Bildung im Sinne der Aufklärung verbreiten. Daher soll in den Volksschulen u. a. eifrige landwirtschaftliche Unterweisung gepflegt werden. Überhaupt tritt jetzt zum ersten Male in der rheinischen Schulgeschichte ein wärmeres Interesse für die Volksschule ans Licht, wie man auch aus der Einrichtung einer sogenannten Normalschule, d. h. eines Lehrerseminars, in Trier 1784 erkennen kann. Aber auch für die höheren Schulen wie für das Trierer Gymnasium 1786 wurden teilweise durchaus vorbildliche Lehr- und Studienpläne ausgearbeitet, die sich mit den trefflichen klevischen Schulordnung von 1782 vergleichen lassen, jedoch leider nur kurz in Geltung blieben. Die einbrechenden Franzosen zerstörten hier manchen hoffnungsvollen Keim. Aber schon vorher war die aufklärerische Kirchen- und Schulreform im Erzstift Trier durch das unaufhörliche planlose Hin- und Herschwanken der verantwortlichen Regierungsstellen und des im Grunde urteilslosen Kurfürsten selbst schwer geschädigt worden, obwohl sie zeitweise einen so bedeutenden Mann wie den Domherrn Johann Friedrich Hugo Frhrn. v. Dalberg, den Freund Schillers und Herders, in ihren Dienst stellen konnte.

Ähnliche Tendenzen waren in Kurköln wirksam. Nach außen traten sie hier insofern noch deutlicher in die Erscheinung, als sie seit 1777 an der Bonner Akademie, die 1784 in eine Universität verwandelt wurde, eine oft allzu temperamentvolle Vertretung fanden. Die Reden bei der Eröffnungsfeierlichkeit waren zwei Jahre später auf einen einhellig aufgeklärten Ton gestimmt: die des Kurfürsten Max Franz, ferner die des ersten Kurators, des in Löwen und Göttingen gebildeten Frhrn. Spiegel zum Desenberg, des älteren Bruders des späteren Kölner

Digitized by Google

Erzbischofs Ferdinand August, verfaßt von dem febronianischen Kanonisten Hedderich („er war Minorit und konnte gleich seinen berühmteren Ordensgenossen des 14. Jahrhunderts die Zeichen schärfster römischer Verurteilung aufweisen"), in der ein kritischer Überblick über die Geschichte des Unterrichtswesens im Kurstaate seit den Tagen Hildebolds gegeben und die Scholastik scharf abgelehnt wurde, welche „spitzfindig, ohne gründlich zu sein", die „gesunde Vernunft" verdrängt habe. Auffallen mußte auch das Lob der Schulreform Hermanns v. Wied von 1544. Die neue Universität aber, sagte Spiegel, solle allen Klassen der Bürger zugutekommen. Darauf folgte als Festredner der erste Rektor, der praktische Theologe Theobald Oberthür, ebenfalls mit einem Abrisse der Bildungs- und Aufklärungsgeschichte und einem Preise des Erasmus und sogar des Melanchthon. „Vollends der Karmelit Thaddaeus a S. Adamo (Dereser) erschien, als er eine Disputation . . . abhielt, einem protestantischen Zuhörer . . . geradezu wie ein zweiter Luther". Und gewiß war man sich bei dieser merkwürdigen Universitätsgründung vollkommen dessen bewußt, daß man etwas neues und zeitgemäßes schuf. Von der Last der Vergangenheit, besonders des rheinischen Mittelalters, wollte man sich bis zu einem gewissen Grade befreien. Praktische Wissenschaft und praktisches Christentum sollen gefördert werden. Auch die moderne Kantische Philosophie wurde in Bonn sofort gelehrt, u. a. von Schillers Freunde Bartholomäus Ludwig Fischenich, und zwar unter großem Beifall. Es sei wie in einer Totengruft; solche Stille herrschte, wenn er die Lehren des Meisters erklärte. Der heftige Widerstand, den die Universität Köln gegen die erzbischöfliche Neugründung richtete, wurde damit beantwortet, daß den alten Kölner Studenten die Anstellungsfähigkeit im Kurstaate aberkannt wurde. Wenn nun auch bei der Kölner Kritik Konkurrenzneid und geistige Rückständigkeit, das, was man damals den „Obskurantengeist" nannte, eine beträchtliche Rolle spielte, so waren andererseits gewisse Auswüchse der geistlichen Aufklärungsbewegung unleugbar. In Bonn betätigte sich der jesuitisch erzogene Minorit Eulogius Schneider mehr als Enfant terrible der Aufklärung denn als „Professor der schönen Wissenschaften". Seine Stärke lag gewiß in der populär-journalistischen Ausmünzung eines übrigens verhältnismäßig kleinen und ärmlichen Gedankenkapitals. Seine viel größere Schwäche aber lag einerseits in dem Hang zu Pose und Reklame und andererseits in dem Mangel an sittlichem Halt. Dabei beschäftigte sich Schneider mit mancher zeitgemäßen Frage, so in seiner beachtenswerten Antrittsvorlesung von 1789 mit der am Rheine noch während des letzten Jahrhunderts wiederholt aufgeworfenen Frage nach der literarisch-schöngeistigen Überlegenheit der damaligen Protestanten gegenüber den Katholiken. Er sieht den Grund in der von den Jesuiten übernommenen Vorherrschaft des Lateinischen im Jugendunterricht und in der „Mönchsmoral", d. h. in der Verachtung des natürlichen Ehr- und Liebebedürfnisses, der beiden mächtigsten Triebfedern künstlerischer Betätigung. Die eigenen 88 Gedichte von 1790 zwar, auf die

Digitized by Google

der Kurfürst an erster Stelle subskribierte, waren wässerig genug und bei allem weichmütig-anakreontischen Getändel und Getue recht prosaisch und dabei recht revolutionär, wie das Lied auf die „Erstürmung" der Bastille. Das Jahr brachte ferner eine nicht üble Gedächtnisrede auf Joseph II., vor allem aber den „Katechetischen Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christentums", ein oberflächliches und herzlich unbedeutendes Buch, das den Verfasser wegen seiner Ketzereien aber doch in Bonn unmöglich machte, obwohl es im Gegensatz zu den früheren Darbietungen eine maßvollere Sprache führte und einen aufreizend-radikalen Ton zu vermeiden wußte. Auch sachlich hielt sich der Verfasser zurück. Das Christentum wird als Offenbarungsreligion anerkannt. Die Wunder werden als Beweismittel zugelassen. Von der Bibelkritik ist Schneider ganz unberührt. Aber unmöglich machte ihn das in diesen Katechismus aufgenommene rationalistische Christusbild. Schneider entzog sich einer Verurteilung wegen Irrlehre durch die Flucht und endete nach blutiger Tätigkeit unter den Revolutionsmännern Straßburgs 1794 in Paris durch die Guillotine.

Inzwischen hatte die Aufklärung am Rheine auch sonst um sich gegriffen. Trotz der vor und besonders nach Ausbruch der Französischen Revolution mit größter Härte geübten Zensur reichen die Anfänge einer periodischen rheinischen Presse größeren Stils in diese Zeit zurück. Es ist kein Zweifel, daß die Aufklärungsbewegung an diesem Aufschwung der periodischen Presse nicht unbeteiligt ist. Denn der Ruf nach freier, auch politischer Meinungsäußerung, nach Publizität, war am lautesten von den Aufklärern erhoben worden. In Wochen- und Monatsschriften, ja in den ersten primitiven Vorläufern der Tagesblätter, wurden mehr als einmal die neuen Gedanken verbreitet und die Zusammenhänge mit den innerdeutschen und den allgemein europäischen geistigen Emanzipationsbestrebungen hergestellt. Man findet sie an den erwähnten Höfen der geistlichen Herren. Sie machen auch am Niederrhein vor den Konfessionsgrenzen nicht halt. Sogar in den Hochburgen engherzigster Zensurpolitik, den Reichsstädten, lassen sie sich bis vor die Mitte des Jahrhunderts zurückverfolgen. Später bekennt sich etwa das Kölnische Historische Wochenblatt von 1778 gleich anfangs dazu, der „Aufklärung und der Aufnahme der Wissenschaften in unserem Vaterlande" dienen zu wollen. In den größeren Städten bildeten sich, von der Zensur zuerst weniger behelligt, Lesegesellschaften, die neben den am Rheine zu allen Zeiten besonders gepflegten geselligen Zwecken auch der Aufklärung dienten und in französischer Zeit noch namhafte, noch heute bestehende Nachfolgerinnen erhielten, wie die 1801 gegründete Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen. Auch fand die Freimaurerei am Rheine bei beiden Konfessionen Eingang. Die Mitgliederzahl der Logen wuchs ständig, obwohl der Aachener Rat sie 1779 verboten hatte.

Auch in der schönen Literatur machte sich der neue Geist schon insofern bemerkbar, als sie allmählich rein äußerlich mehr Pflege und

Digitized by Google

Interesse fand. Das aufgeklärte war ja zugleich auch das schöngeistige Jahrhundert, woran freilich die Aufklärung selbst teilweise unschuldig war. Daß sie aber schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Anhänger gewann, zeigen die Werke des in Köln und Bonn lebenden Satirikers Heinrich Lindenborn († 1750). Neben und nach der Aufklärung haben dann auch andere Hauptströmungen in der deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts im rheinischen Schrifttum ihre Spuren hinterlassen, wenn auch nur vereinzelt. Das Kölnische Enzyklopädische Journal von 1779 öffnete sich beispielsweise dem Einflusse der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges. Es brachte Beiträge in der Manier des vielgelesenen englischen Romanschriftstellers Richardson, Abhandlungen über Rousseaus gefühlvollen, auch das soziale Gebiet einbeziehenden Briefroman, die „Neue Heloïse," sowie über Ossian und Zitate aus Goethes „Werthers Leiden". Etwa zu gleicher Zeit begann Friedrich Müller aus Kreuznach, genannt Maler Müller (†1825), der später meist in Rom lebte, „die ritterliche und katholische Romantik des Rheinlandes" mit dem Überschwange der Geniezeit zu verbinden und große Stoffe wie Niobe, Faust und Genovefa zu behandeln. H. L. Wagner verweilte 1774 vorübergehend in Saarbrücken.

Goethe hatte das Rheinland (Elberfeld, Düsseldorf, Duisburg, Trier, Saarbrücken) mehrfach besucht. Die erste Rheinreise, 1774, zusammen mit Lavater und Basedow unternommen, wurde ihm zum großen Erlebnis. Er fand am Rheine so intime Freunde wie Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, und die Brüder Johann Georg und Friedrich Heinrich Jacobi. Jener hatte sich von der Anakreontik her zu einem tieferen, weltoffenen und lebensbejahenden Lyriker entwickelt. Dieser war nach rasch überwundenen aufklärerischen Anfängen immer mehr ein Gefühls- und Glaubensphilosoph geworden und hatte an Irrationalismus und Mystik auch gegenüber seinem größeren Freunde festgehalten, der meinte, Gott habe ihn „mit der Metaphysik gestraft". So findet man in den beiden Brüdern Jacobi die Doppelseitigkeit niederrheinischer Stammesanlage wieder. Sie waren auch darin echte Söhne der Heimat, daß sie einen verfeinerten Lebensgenuß zu hoher Vollendung brachten. Ein neuerer Literarhistoriker nennt sie „so ausgeprägte Rheinfranken, daß sie uns den Schlüssel bieten, um aus Brentano, dem (vom Vater her) Volksfremden, und aus Heine, dem Rassefremden, das Rheinfränkische herauszulesen." Johann Georg Jacobi verdient auch deshalb eine Erwähnung in der rheinischen Geistesgeschichte, weil er seit 1774 die „Iris, eine Vierteljahrsschrift für Frauenzimmer", herausgab und damit eine lange Reihe schöngeistiger rheinischer Periodika eröffnete, die auch in Gestalt von Musenalmanachen, Taschen- und Jahrbüchern für das Geistesleben, freilich nur kleiner Kreise der höheren Intelligenz, deshalb wichtig werden, weil sie den innerdeutschen Stammesbrüdern, die geistig etwas zu bieten hatten, kleinere Einfallstore nach dem Rheinland öffneten, während rheinische Dichter und sonstige geistige Größen in diesen rheinischen Sammelwerken ge-

Digitized by Google

wöhnlich nur in der Minderheit vertreten waren. Das gastliche Pempelforter Haus der Jacobis stand auch sonst den Jüngern der neuenLiteraturbewegung offen, wie dem Thüringer Wilhelm Heinse, dessen ästhetischer Enthusiasmus sich einst an der Düsseldorfer Gemäldegalerie und den ihm von seinen Düsseldorfer Gönnern erschlossenen niederländischen und besonders italienischen Kunstschätzen entzündet hatte. Weder sein Ardinghello noch seine Hildegard von Hohenthal sind ohne die Düsseldorfer Anregungen zu denken. Am preußischen Niederrhein vollends waren die rechtsrheinischen Bindungen doch nicht nur politischer Art.

Am Mittelrhein liefen die Fäden der neuen Literaturbewegung während der siebziger Jahre in dem Hause des aus Franken gebürtigen kurtrierischen Kanzlers Georg Michael von La Roche († 1788) zu Ehrenbreitstein zusammen, einem natürlichen Sohne des Voltairianers Grafen von Stadion. La Roche hatte, von Febronius angeregt, 1771 ohne Namen „Briefe über das Mönchswesen von einem katholischen Pfarrer an einen Freund" in Zürich erscheinen lassen und wurde auch als kurtrierischer Beamter die Hauptstütze der aufklärerischen Kulturpolitik. Zugleich stand er in lebhaftem brieflichem und persönlichem Austausch mit bedeutenden Pionieren des geistigen Fortschritts. Seine Gattin Sophie, die ehemalige Braut Wielands und Freundin Goethes, wurde durch ihren gleichfalls 1771 erschienen Roman „Geschichte des Fräulein von Sternheim" zu einer der beliebtesten Schriftstellerinnen des gebildeten Deutschlands. In selbständiger Weise verkörperte sie darin Richardsons Tugend-, Gelassenheits- und Empfindsamkeitsideale. In späteren Werken trat bei ihr auch Rousseaus Einfluß stärker hervor. Bahnbrechend in der Werbearbeit für eine bessere Frauenbildung, wirkt Sophie, die Großmutter Clemens Brentanos, noch heute durch „warme vaterländische Gesinnung" anziehend. Gegen die Nachahmung Frankreichs wandte sie sich mit Entschiedenheit. Niklas Vogt erzählt zwar im vierten 1833 erschienenen Bande seiner Rheinischen Geschichten und Sagen, des ersten Versuches einer umfassenden gesamtrheinischen Geschichte, daß in den Gemächern der aufgeklärten kurkölnischen Domherren „die altgotischen Figuren der hl. Apostel Petrus und Paulus den Büsten eines Voltaire und Rousseau weichen" mußten. Aber auch am Bonner Hofe, besonders in den einer heiteren und geistig höherstehenden Geselligkeit ergebenen Beamtenfamilien Kaufmann, von Mastiaux, Boosfeld, von Pelzer u. a., fand die deutsche Literatur Gehör. In diesen Kreisen wurde auch das deutsche und rheinische Volkslied schon vor den Romantikern gepflegt. Alexander Kaufmann erzählt 1866 in seinen Lebenserinnerungen: „Geistige Lethargie trat erst in der unglücklichen französischen Periode ein..., da der größte Teil des gebildeten Publikums die Stadt verlassen hatte".

Wenn die für das Rheinland noch ganz rückständige literarhistorische Forschung erst weiter vorgedrungen sein wird, werden sich ohne Zweifel noch mehr Spuren rheinisch-deutscher Zusammenhänge auffinden lassen. Aber selbst wenn man sie schon heute einigermaßen vollständig überblicken könnte, wäre man schwerlich zu dem Urteile

Digitized by Google

berechtigt, daß das Rheinland zu dem glänzenden Aufschwunge zumal der schönen Literatur im übrigen Deutschland des 18. Jahrhunderts einen seiner sonstigen Kulturbedeutung entsprechenden namhaften Beitrag geliefert hätte. Vielmehr macht sich nun doch der Abschluß, den die jesuitische Gegenreformation gegen den Einstrom aller ihr nicht homogenen oder nicht assimilierbaren Elemente für das höhere Geistesleben am Rhein auch gegenüber den Erzeugnissen des deutschen Mutterlandes durchgesetzt und aufrechterhalten hatte, ungünstig fühlbar.

Schon im 17. Jahrhundert war Spee beinahe die einzige den Durchschnitt überragende Erscheinung. Denn die „volkstümlicher gefärbte Renaissancekunst“ des Heidelberger Dichterkreises unter dem 1635 in St. Goar an der Pest verstorbenen (noch später von Freiligrath besungenen) Julius Zinkgref wirkte nur von ferne herüber (der jahrzehntelang im niederrheinischen Schuldienst beschäftigte und auch in der jesuitenfeindlichen Publizistik tätige Johann Leonhard Weidner [† 1650], ein pfälzischer Landsmann und Verwandter Zinkgrefs, nahm sich seines literarischen Nachlasses an), und die schulmeisterlichen lateinischen Epigrammata des Elberfelder Rektors Hermann Cruse (Crusius), die 1679 in neun Büchern in Duisburg gedruckt wurden, konnten den Jüngern der „schönen Wissenschaften“ keinen Mut machen. Andere aus der innerdeutschen Literaturgeschichte bekannte schöngeistige Bemühungen blieben am Rheine ohne nennenswerten Widerhall. Das gilt durchweg ebenso von Opitzens antikisierendem Purismus wie von der marinesken Romanschriftstellerei und vom vorklassischen Drama, wie sie im inneren Deutschland zu kräftiger Blüte gelangten. Ebensowenig fanden Gottsched und die Leipziger oder die Schweizer am Rheine besondere Beachtung.

Es war andererseits gewiß kein Zufall, daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur die Satire und der Humor in dem ‚Kölnischen Diogenes‘, wie Lindenborn sich nannte, etwas besser vertreten waren. Ebenso wurde ein Menschenalter später die von Wieland in Mode gebrachte komische Erzählung und das parodierende Epos am Rheine besonders beliebt. Im gleichen Jahre, 1784, erschienen die Jobsiade des Arztes Arnold Kortum aus Mülheim an der Ruhr und die Äneis des eine Zeitlang in Bonn verweilenden Wiener Exjesuiten Aloys Blumauer. Auch die 1766 gegründete Kölner Olympische Gesellschaft war der heiteren Muse besonders ergeben. Mathias Joseph De Noël diente ihr später auch noch im romantischen Gewande.

Die rückständige Lage der rheinischen schönen Literatur änderte sich aber auch noch während der geistig so ungemein vielseitig bewegten zweiten Hälfte des Jahrhunderts, von den erwähnten, gewiß vermehrbaren Beispielen abgesehen, nicht wesentlich, wenn auch die mit vielem Beifalle aufgenommenen wandernden Schauspielertruppen in den größeren Städten zur Erweiterung des Gesichtskreises mancherlei beitrugen. Auch würde man einer Stadt wie Köln gewiß unrecht tun, „wenn man ihr poetisches Leben an der Zahl der Drucke mißt. Solche . . . Stämme, denen Sangesfreude, frohbewegter Lebensrhythmus

Digitized by Google

und das unbesorgte Spiel mit dem Augenblicke angeboren sind, geben oft eine Fülle geistigen Reichtums bei flüchtigen Gelegenheiten des Tages und Jahres aus, ohne darüber Buch zu führen". Trotzdem hat man den Eindruck, daß die rheinische Intelligenz von dem doch erst 1763 einsetzenden Febronianischen Streite weit tiefer bewegt wurde als von jenen subtilen ästhetischen Fragen, die an den sonstigen deutschen Bildungszentren vielfach im Mittelpunkte des Interesses standen. So war es nicht verwunderlich, daß auch das rasche Emporblühen des deutschen Klassizismus auf die Rheinländer zunächst nur insofern einen tieferen Eindruck machte, als beispielsweise eine Größe wie Winckelmann den stadtkölnischen Kunstfreunden bald zum ästhetischen Lehrer wurde. Während sich in den fürstlichen Residenzen Bonn und Düsseldorf, in den Schlössern von Brühl und Benrath, eine gehobene künstlerische Kultur vom Barock bis zum Frühklassizismus entwickelte, in der besonders die Musik mit dem aus Bonn gebürtigen, der Heimat aber schon früh entführten Beethoven die höchsten Triumphe feierte, so „daß Bonn am Ausgange des 18. Jahrhunderts in Deutschland dieselbe hervorragende Stellung für Musik eingenommen hat, wie Weimar für Literatur und Poesie",: blieb eben die schöne Literatur hinter diesen der europäischen Kulturgeschichte angehörenden Leistungen völlig zurück. Wenn auch deutsche Reisende, die das Rheinland damals berührten, die geistigen Zustände schwärzer malten, als es der Wirklichkeit entsprach, so ließ sich doch nicht leugnen, daß die Rheinländer mit produktiven Leistungen, namentlich auf schöngeistigem Gebiete hinter den anderen deutschen Stämmen allmählich ins Hintertreffen gerieten, woran schließlich auch die betriebsame Betätigung der Jesuiten auf diesem Gebiete nichts ändern konnte.

Auch darf man sich von dem Umfange der „aufgeklärten" Gemeinde am Rhein keine übertriebenen Vorstellungen machen. Ihre örtliche Ausdehnung war zeitweise gewiß beträchtlich. Denn neben den geistlichen Staaten, wo man an der Hand der älteren Forschung ihren Einfluß noch am besten übersehen kann, öffneten sich ihr selbstverständlich auch die größeren und die kleineren weltlichen Gebiete und in letzter Linie auch die Reichsstädte. Noch in den letzten Jahren der pfalzbayrischen Herrschaft wurde im neuen Jahrhundert eine umfassende Schulreform in die Wege geleitet, der auch das Düsseldorfer Lyzeum seine Entstehung verdankte. Auch die Konfession konnte der Bewegung keine festen Grenzen setzen. Wenn die rationalistischen Pflanzen schon in der katholischen Luft so gut gediehen, so war zu erwarten, daß auch die protestantische ihr Wachstum nicht hindern würde. Diese Erwartung wird nicht getäuscht: sie bestätigt sich etwa bei einem Blick auf die nach dem Scheitern der Pläne des 16. Jahrhunderts 1654 vom Großen Kurfürsten auf Veranlassung der klevischen Stände, der Generalsynode, der Stadt und des Statthalters Johann Moritz v. Nassau zur Bekämpfung der niederrheinischen Jesuitenschulen gegründete reformierte Universität Duisburg, wo die Cartesianer des 17. von den Leibnizianern und Wolffianern

Digitized by Google

des 18. Jahrhunderts abgelöst wurden. Aber bei der Eröffnung der neuen Universität 1655 wurde als Zweck doch besonders Erhaltung der reformierten Religion hingestellt; und schon eine genauere sozialgeschichtliche Untersuchung und Charakteristik der Träger der rheinischen Aufklärung wird wahrscheinlich zu dem Ergebnisse führen, daß sie in der Hauptsache auf gewisse, teils neuerungssüchtige, teils ernsthaft reformfreudige Kreise der Intelligenz beschränkt blieb und in die breiteren Schichten des Volkes kaum hinabreichte. Schon angesichts der weiteren Entwicklung der rückläufigen Strömungen während des 19. Jahrhunderts würde von einer nachhaltigen Wirkung nicht gesprochen werden können. Gewiß gewann die Aufklärung während der beiden Jahrzehnte der französischen Herrschaft (1794 bis 1814) sowohl an den republikanischen wie an den kaiserlichen Behörden überaus wirksame Bundesgenossen. Aber den Widerstand gegen die Aufklärung in gewissen Kreisen zu brechen, ist selbst ihnen nicht gelungen. Und jedenfalls in der Geschichte des rheinischen Katholizismus ist die Aufklärung trotz aller zeitweise von ihr entwickelten Ausdehnungskraft nur episodenhaft aufgetreten.

Als Hauptinhalt der rheinischen Geistesgeschichte während des 18. Jahrhunderts vor, aber auch noch unter der französischen Herrschaft ergibt sich im Grunde nichts Ästhetisches oder Philosophisches, sondern etwas, was man als den „Kampf um die Aufklärung" bezeichnen möchte. Dieser Kampf um die Aufklärung war in großem Umfange ein Kampf gegen die Aufklärung. Für die letzten Phasen der rheinischen Geistesgeschichte ist er deshalb von größter Bedeutung, weil er zugleich die Vorgeschichte der Erneuerung des rheinischen Katholizismus im 19. Jahrhundert darstellt. Doch hat sich die Forschung mit ihm bisher nur wenig beschäftigt. Und es läßt sich nur so viel sagen, daß die Widerstände auf katholischer Seite vor allem im Febroniusstreite zutage getreten sind. Theologen und Kanonisten wie der Kölner Professor J. M. Carrich fochten im ersten Treffen. Ihnen und ihren Genossen kam es nun natürlich zustatten, daß sich die Kultur der Gegenreformation am Rhein so reich und tief entwickelt hatte, und daß sie mit ungeschwächten Kräften die Schwelle des aufgeklärten Jahrhunderts überschritt. Freilich verlor sie später viel von ihrer eigentümlichen Produktivität. Religiöser Widerstand im eigentlichen Sinne ist nämlich auf katholischer Seite wenigstens literarisch am Rheine kaum formuliert worden, wenn man hier nicht neben der in Köln 1715 gedruckten Übersetzung des Thomas von Kempen an das Mainzer Religionsjournal erinnern will, einen Vorläufer der religiösen Publizistik des 19. Jahrhunderts, und an die Wiederbelebung der rheinischen Geschichtsschreibung der Gegenreformation durch ein großes, 1764, ein Jahr nach dem Febronius, in Köln erschienenes Übersetzungswerk. Wenn man gar die religiöse Verinnerlichung zum Vergleiche heranzieht, die die Geschichte des gleichzeitigen französischen Katholizismus schon seit dem Dreißigjährigen Kriege so anziehend macht, so muß man sich darüber wundern, wie wenig in dieser Zeit der Katholizismus am Rheine im Kampfe mit einer ihm

Digitized by Google

fremden Geistesrichtung von den in ihm seit alters ruhenden und von der jesuitischen Gegenreformation neubelebten mystischen Kräften wenigstens literarisch Gebrauch gemacht hat. Schriften, die sich der spanischen Mystik eines Molinos zu sehr hingaben, wurden 1735 vom Erzbischof von Köln verboten. Aber das kann über die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß der Kampf gegen die Aufklärung auch innerlich-religiös dagewesen ist und vielfach mit der Niederlage der Aufklärung geendet hat, nur daß es eben ein Kampf war, der nicht immer seinen schriftlichen oder gedruckten Niederschlag in den Akten und der Presse zu finden brauchte.

Bei näherer Betrachtung der Schicksale der Aufklärung am Rhein gelangt man endlich noch zu der Erkenntnis, daß sie auch beim rheinischen, besonders beim niederrheinischen Protestantismus auf heftigen Widerstand gestoßen ist. Und was auf katholischer Seite viel mehr zurücktritt, erweist sich hier als stärkstes Immunisierungsmittel gegenüber der Aufklärung: die innerhalb und außerhalb der Gemeinden unter deutschen und niederländischen Einflüssen zur Blüte gelangte konfessionelle und häretisch-schwärmerische Mystik,der die Neugläubigen seit dem stillen, aber eindrucksvollen Wirken Menno Simons' immer wieder ihren Tribut zollten. Schon seit dem 17. Jahrhundert hatte es hier unter den Evangelischen an Konventikeln nie gefehlt. Sie beschränkten sich örtlich nicht auf das Wuppertal und auf die Ansiedelung der Brüdergemeinde in Neuwied (1750), und sachlich nicht auf den kirchlichen Pietismus und auf die im Rahmen der Kirche verbleibende, im 19. Jahrhundert dann abermals stark hervortretende Erwecktenbewegung. Man begegnet ihnen auch auf dem linken Rheinufer. Und wie der Rahmen der alten Kirche, so wurde auch der Rahmen der neuen Kirchen durch diese Mystik vielfach gesprengt, wie durch die wilde Ronsdorfer Sekte, zu der Schleiermachers Vater eine Zeitlang gehört hatte, oder durch den von den westlichen Ländern hier eingeführten Labadismus und verwandte Strömungen, die man immer wieder, auch innerhalb der Gemeinden, antrifft.

Eine genauere Schilderung dieser geistigen Neubildungen in den reformierten und lutherischen Gemeinden des Niederrheins würde bald in eine dem Durchschnittsaufklärer und seinen kühlen Idealen völlig unverständliche und deshalb lächerliche und verächtliche Welt führen. Die Sphäre des Irrationalen, die auch auf F. H. Jacobi und selbst auf dessen aufgeklärten Freund, den geistvollen Georg Forster, späteren Mainzer Klubisten, mächtig einwirkte, war für jene niederrheinischen Neubildungen das ganz natürliche Betätigungsfeld, während die Aufklärung trotz ihrer eigenen Verflechtung in den Okkultismus der Geheimen Gesellschaften nichts damit anzufangen wußte. Daraus ergibt sich aber auch, daß diese Mystik, wie sie am Niederrhein stets von der bloßen Stimmung zum organisierten Konventikel führte, der weiteren Verbreitung der Aufklärung hinderlich werden mußte. Wenn die Aufklärung sogar am protestantischen Niederrhein nur hier und da festen Fuß faßte, wie im preußischen Krefeld, das berühmt war, weil

Digitized by Google

es schließlich alle Konfessionen mit Einschluß der Mennoniten in seinen gastlichen Mauern duldete und jeden nach seiner Fasson selig werden ließ, wenn die Aufklärung doch auch am protestantischen Niederrhein nicht völlig obzusiegen vermochte, so lag das vor allem an dem lauten, noch mehr an dem geheimen Widerstande der Stillen im Lande, wie sie sich immer wieder auch um Diener der Kirche scharten, so um Joachim Neander aus Bremen († 1680), der gegen Ende seines Lebens eine Zeitlang in Düsseldorf als Rektor der lateinischen reformierten Schule und als Prediger wirkte. Später wurde eine so schlichte und anziehende Gestalt wie der fromme, von der reformierten und katholischen quietistischen Mystik Frankreichs in gleicher Weise beeinflußte Liederdichter Gerhard Tersteegen aus Mörs, später in Mülheim an der Ruhr (†1769), das schon durch Th. Undereyck (†1693) ganz pietistisch geworden war, unter den niederrheinischen Protestanten volkstümlicher als Voltaire und selbst Lessing und wirkte weit über das Rheinland hinaus, und ein Mann wie Jung-Stilling († 1817) hatte trotz aller Absonderlichkeiten diesen Rheinländern vielleicht mehr zu sagen als selbst Goethe.

Auch aus solchen Erwägungen ergibt sich, daß es auch am protestantischen Niederrhein etwas wie einen „Kampf um die Aufklärung“ gegeben hat, und daß das Geistesleben auch hier manch kräftige Farbe aufweist. Nur tritt das alles bei Anlegung eines strengeren literarhistorischen Maßstabs gegenüber den Leistungen anderer deutscher Gebiete stark in den Hintergrund. Es gab gewiß auch weite Strecken, die von jenem „Kampfe um die Aufklärung“ nicht tiefer berührt wurden. Besonders unter dem sanften Regimente des Krummstabes und der lustigen Pfälzer in Düsseldorf entwickelte sich ein beschauliches Stilleben, das den tieferen Zusammenhang mit den großen geistigen Strömungen, von denen das deutsche Mutterland immer wieder bewegt wurde, allgemach einzubüßen drohte: nicht wegen der Einflüsse der spezifisch französischen Geisteskultur, die nirgends in die Tiefe reichten (auch Rousseaus Name wird auffallend selten genannt), sondern unter der kirchlichen und sonstigen Gebundenheit des rheinischen Partikularismus, dem doch auch bei der Bonner Universitätsgründung Ausdruck verliehen worden war.

So reich sich die künstlerische Kultur am Rheine am Vorabend der Französischen Revolution noch einmal entfaltete, so lebhaft andererseits das rheinische Geistesleben von den durch die Aufklärung neu aufgeworfenen religiösen Problemen bewegt wurde: es war am wenigsten auf schöngeistigem Gebiete eine großangelegte, von überragenden schöpferischen Persönlichkeiten befruchtete und getragene und über die engsten Kreise der Eingeweihten und der Kenner und Feinschmecker hinauswirkende Geisteskultur, die die Franzosen antrafen, als sie 1794 am Rheine erschienen.

Um so bemerkenswerter ist der Mißerfolg, den die Franzosen mit ihrer Kulturpolitik trotz zwanzigjähriger Herrschaft im Lande erlitten haben. Während die Franzosenzeit in der rheinischen Geschichte auf dem Gebiete der Politik, der Verwaltung und auch noch auf dem der

Digitized by Google

Wirtschaft einen tiefen Einschnitt herbeigeführt, dem Lande manchen längst notwendigen Fortschritt gebracht und manchen Nutzen gestiftet hat, macht sie in der geistigen Entwicklung nicht in dieser Weise Epoche. Außerhalb der genannten Gebiete vermißt man die neuen schöpferischen Gedanken. Revolution und Empire hatten gewiß auch ihre geistige Kultur. Aber weder der einen noch der andern gelang die Einrichtung einer größeren rheinischen Filiale. Nicht einmal in der bildenden Kunst kam es zu einer stärkeren Beeinflussung. Gewiß haben die Franzosen mit der nach Überwindung der revolutionären Kirchenhetze praktisch verwirklichten Duldsamkeit auch dem rheinischen Geistesleben eine wirkliche Errungenschaft gebracht und damit manchem Aufstrebenden unter den Unterdrückten erst Spielraum geschaffen, wofür besonders auf den anfänglich lebhaften Aufschwung der rheinischen Presse unter französischer Herrschaft zu verweisen wäre, der freilich dann bald von denselben Franzosen durch eine in ihrer Härte selbst altrheinische Gepflogenheiten noch übertreffende Zensur zerstört wurde. Aber davon abgesehen, war doch auch jene Toleranzpolitik für das Rheinland theoretisch nichts Neues. Die Aufklärung hatte ihr auch schon vor den Franzosen wenigstens in den Territorien Bahn gebrochen, während die Reichsstädte allerdings auch hier im Rückstand blieben. Außerhalb der genannten Gebiete wurden der höheren Geisteskultur am Rhein von den Franzosen keine neuen schöpferischen Werte zugeführt. Die fremden Beamten nahmen zwar den Kampf gegen die Machtstellung der Kirche im rheinischen Geistesleben mit großer Heftigkeit auf und führten ihn auch noch unter Napoleon abgeschwächt weiter. Aber es gelang ihnen schließlich doch nicht, diesen Kampf zuungunsten der kirchlichen Kultur zu entscheiden. — Aus einem anderen Grunde verdient allerdings die französische Periode auch in der rheinischen Geistesgeschichte die aufmerksamste Beachtung. In den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende trat nämlich am Rheine mit der Romantik eine neue geistige Macht auf. Aber das geschah nicht durch, sondern ohne und gegen die Franzosen. Wir werden somit durch eine Betrachtung der rheinischen Romantik schon zur letzten Phase der rheinischen Geistesgeschichte, der Periode der preußischen Herrschaft, hinübergeführt.

Es ist allgemeiner Beachtung wert, daß die letzte große geistige Bewegung, die das Rheinland befruchtet hat, in der Zeit der Fremdherrschaft und im Gegensatz gegen sie entstanden ist. Es war eins der letzten großen Ereignisse der rheinischen Geistesgeschichte, daß unter dem Drucke der Fremdherrschaft über die künstlich aufgerichtete politische und wirtschaftliche Rheinbarriere hinweg durch die Romantik der gefährdete Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande wiederhergestellt wurde. Die lange vor dem Einrücken der Verbündeten ins Rheinland aufs kräftigste entwickelte Romantik half die Rückkehr der entfremdeten rheinischen Söhne ins deutsche Vaterhaus erleichtern. Darin liegt vom Standpunkt der deutschen und der rheinischen Geistesgeschichte ihr hohes Verdienst.

Digitized by Google

Die Franzosen wiesen ihr dabei unbewußt und wider Willen den Weg. Die französischen Republikaner eröffneten ihren Feldzug gegen die kostbaren Denkmäler der rheinischen mittelalterlichen Kunst, die zugleich meistens Kultgegenstände und Kultstätten waren. Sie ließen die Marienbilder an den Straßenecken und andere Heiligenbilder entfernen oder zerstören, sie verkauften die Heisterbacher Klosterkirche auf Abbruch und waren geneigt, dem Torso des Kölner Domes, der schon auf Georg Forster bei seiner mit A. v. Humboldt 1790 unternommenen Rheinreise einen tiefen Eindruck machte, dasselbe Schicksal zu bereiten; sie haßten diese ganze Gotik als ein Denkmal der Barbarei.

Dieser kirchen- und kunstfeindliche Feldzug der republikanischen Verwaltung, der auch unter Napoleon nicht ganz zum Stillstande kam, was auch aus den Verwüstungen und Profanierungen des Kölner Kirchenbestandes hervorgeht, gab den äußeren Anstoß zum Erwachen der Barbaren. Jetzt erwachte die Liebe zur mittelalterlichen Kunst, ein sicheres Zeichen für den Anbruch der Romantik. Als ursprünglichste romantische Bestrebung tritt uns am Rheine entgegen: daß man das altrheinische mittelalterliche und besonders das kirchliche Kunstgut vor der allgemeinen Zerstörungswut und Verschleuderungssucht zu retten und der Nachwelt zu erhalten suchte. Dem war die Lebensarbeit von Ferdinand Franz Wallraf und den Gebrüdern Boisserée in Köln und teilweise auch von Joseph Görres in Koblenz gewidmet.

Aber diese und andere Romantiker waren nicht nur Sammler und Konservatoren, Mitbegründer der heute so schön ausgebauten staatlichen Denkmalpflege am Rhein. Sie interessierten sich nicht nur für die bildenden, sondern auch für die redenden Künste. Görres vertiefte sich eifrig in die altdeutsche Literatur und gab im Befreiungsjahre 1813 den Lohengrin heraus. Es war selbst eine dichterische Natur. Auch seine Prosa nahm einen hohen dichterischen Flug, dem wir kaum noch zu folgen vermögen. Um so näher steht uns noch heute der junge Clemens Brentano, von mütterlicher Seite her der Enkel des Kanzlers La Roche, in Ehrenbreitstein geboren und in Koblenz erzogen, als phantasievoller Schöpfer neuer Märchen. Auf seine Gestaltungskraft und nicht auf eine Volkssage geht ja die Lorelei zurück, die Heine erst mit indirekter Benutzung der Brentanoschen Vorlage umgedichtet hat. Auch in der vaterländischen Dichtung der Befreiungskriege tritt Brentano mit frischen Gelegenheitsarbeiten eine Zeitlang hervor. Die Poesie des deutschen Rheines, des rheinischen Lebens und der rheinischen Lebenslust konnte keiner so verkörpern wie er, der die gesegneten Fluren immer wieder durchstreift hatte und, aller Konvention abhold, stets einen reichen künstlerischen Ertrag heimbrachte.

Die Romantik war aber nicht nur eine Kunst-, eine artistische Bewegung. Sie ergriff den ganzen Menschen. Sie predigte eine neue Welt- und Lebensanschauung und hatte vor allem eine nationale Bedeutung. Schon der junge Görres vollzog unter französischer Herrschaft die Abwendung von Frankreich und den Übergang vom Weltbürgertum

Digitized by Google

zu einem hochgestimmten Nationalbewußtsein. In gewaltiger Sprache predigte er die neu erkämpften Ideale 1814 in seinem RheinischenMerkur, den Napoleon als die fünfte Großmacht bezeichnete. Aber auch die Kölner blieben von dem nationalem Aufschwunge nicht unberührt. Sulpiz Boisserée vertiefte sich in den Geist der Zeit von Ernst Moritz Arndt, der später selbst am Rheine das Panier des Deutschtums noch kräftiger entfaltete, zu dessen Träger er schon 1799 bei einer Reise durch das besetzte Rheinland geworden war.

Diese Romantik wurzelte aufs tiefste in der rheinischen Heimat. Ihre Propheten waren alles geborene Rheinländer, Verkörperer rheinischen Wesens, die dem Rheinlande, seiner landschaftlichen Schönheit, seiner altersgrauen Vergangenheit, den spezifischen Werten seines Geisteslebens mit leidenschaftlicher Liebe ergeben waren. Daß sie Rheinländer waren, wurde für sie zu einer für ihr ganzes Innenleben und künstlerisch verklärtes Dasein bedeutsamen Tatsache. Zwar hatten schon die höfischen Dichter des Mittelalters und die humanistischen der beginnenden Neuzeit den Rhein oftmals besungen. Aber bei jenen war das mehr Zufall und nur ein Beweis für die allgemeine Schätzung der hochstehenden mittelalterlichen Rheinkultur; von diesen wurde der Rhein in den überaus weitläufigen klassisch-antiken Apparat eingeordnet, den sie zum Gedeihen ihres Dichterhandwerks für nötig hielten. Sie glaubten den Rhein nicht höher rühmen zu können, als wenn sie laut verkündeten, daß die Tiber jetzt in ihn eingemündet sei. Erst die Romantiker erfaßten den Rhein gewissermaßen in seiner Totalität, indem sie die Lichter seiner Vergangenheit nun weit über die römische Zeit hinaus erstrahlen ließen und damit zugleich die gegenwärtigen Stimmungen ihrer schönheitsdurstigen Herzen erleuchteten.

Aber diese Romantik war doch nicht nur rheinisch und nur aus rheinischen Voraussetzungen zu erklären, und sie war sich dessen, stets von ihrem Deutschtum tief durchdrungen, auch selbst bewußt. Lehrreich dafür sind die innerdeutschen Bestandteile in der Bildungsgeschichte der rheinischen Führer. Sulpiz Boisserée empfing tiefe Anregungen seiner Jugend in Hamburg. Brentano wurde erst in der Berührung mit der Jenenser Frühromantik wirklich zum Romantiker. Görres verdankte der Heidelberger Zeit und seiner Freundschaft mit Arnim, Brentano, den Gebrüdern Grimm und anderen Führern des deutschen Geisteslebens das Beste. Arnims und Brentanos gemeinsame Rheinfahrt 1802 war weit mehr als ein persönliches Erlebnis. Noch später war Simrocks Berliner Aufenthalt in der Epoche der Julirevolution, als er dort mit Chamisso, Franz Kugler, Holtei, Willibald Alexis und Fouqué zusammentraf, für seine Hinwendung zur Romantik außerordentlich förderlich. In demselben romantischen Berlin, das von Brentanos Schwester, Bettina v. Arnim, beherrscht wurde, verlebten aber auch Johanna Kinkel, Alexander Kaufmann und Wolfgang Müller von Königswinter unvergeßliche Jahre. Simrock hatte auch einer Dresdener Reise zu Tieck sehr viel zu verdanken. Andrerseits diente das Wirken des Hannoveraners Friedrich Schlegel in Köln (1804—1808) und der

Digitized by Google

geistige Austausch mit den Kölner Freunden gleich anfangs der größeren Vertiefung der ganzen Bewegung.

Das Verhältnis der rheinischen Romantik zu Friedrich Schlegel wurde für ihre äußeren Anfänge und für ihre innere Charakteristik so bedeutungsvoll, daß man ihm noch einige Worte widmen darf. Wie vor ihm Görres und Wilhelm v. Humboldt war sich zwar auch schon Schlegel während seines zweijährigen Aufenthalts in Paris (1802—1804) seines Deutschtums stärker bewußt geworden. Hier hatte er in seinem Gedichte „Am Rhein" auch schon dem Mittelalter einen „ethischen Inhalt" verliehen. Aber zur mittelalterlichen Kunst hatte er noch keine auf reicher Anschauung beruhende innere Beziehung gewonnen. Die wurde ihm erst durch Kölner Patriziersöhne erschlossen, die übrigens auch die materielle Existenz des Freundes in Paris erleichterten, indem sie philosophische Vorlesungen bei ihm hörten. Es waren Jean Baptiste Bertram und die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée. Schon vorher waren Sulpiz, nachdem er durch Bertram schon 1800 auf die noch dem 18. Jahrhundert angehörenden Programmschriften der innerdeutschen Frühromantik hingelenkt worden war, auf einer holländischen Reise die Augen über die Schönheiten der mittelalterlichen Malerei aufgegangen, obwohl er sich noch von Forsters aufklärerisch-klassizistischen „Ansichten vom Niederrhein" (1791) begleiten ließ. In Paris nun las man zwar auch noch in Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums, der Bibel des Klassizismus. Die Kaiserstadt und die Kunststadt des Empire umgab die jungen Enthusiasten von allen Seiten. Aber in ihrer Kunstanschauung wuchsen sie jetzt über ihre Umgebung hinaus. Von den Kölnern wurde Schlegel nun in die gotische Welt eingeführt. Mitten im kaiserlichen Paris suchten sie das mittelalterliche wieder zu entdecken, wie später, 1812, auch Wallraf um der mittelalterlichen Denkmäler willen nach Paris reiste. Und dann zog es die Freunde zurück nach dem heimatlichen, dem mittelalterlichen Köln. Schlegel schloß sich seinen Wohltätern an, und die Tage gemeinsamen Genießens der Kölner Kunstschätze machten Epoche in der Geschichte der Romantik. Zeitweise als Lehrer an der Sekundärschule gab Schlegel, der auch auf Wallraf eine große Anziehungskraft ausübte, den neuen Anschauungen in Vorlesungen Ausdruck. Zugleich griff er darin über das Gebiet der Kunst weit hinaus, begab sich auf das Feld der politischen Theorie, erörterte Gedanken, wie sie später in Arndts berühmter Flugschrift vom Herbst 1813: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" ausgesprochen wurden, indem er zugleich seiner inneren Abneigung gegen alles Franzosentum immer schärferen Ausdruck verlieh. Es war die Zeit, in der seine Gattin von der Behandlung der deutschen Departements durch die Franzosen einmal schrieb: „Es ist, als ob sie nicht gewiß wären, sie zu behalten, so sehr drücken und saugen sie" . . . Man sieht an der ganzen Episode deutlich die intensive deutsch-rheinische Wechselwirkung, aus der die Anfänge der Romantik am Rheine geboren worden sind. Die Romantik war am Rheine weder nur rheinisch noch nur deutsch, sondern sie bildete von Anfang an

Digitized by Google

einen Tummelplatz für eine deutsch-rheinische Wechselwirkung, die dann auch die ganze weitere geistige Entwicklung bis zur Gegenwart beherrschte. Das zeigte sich auch in der bildenden Kunst: Der Düsseldorfer Peter Cornelius mußte erst eine lange deutsch-römische Lehrzeit durchmachen, ehe er seit 1821 an der von der preußischen Regierung von neuem begründeten Kunstakademie seiner Vaterstadt die glänzende Entwicklung der neueren Düsseldorfer Malerei heraufführte. Auch dem Kölner Dome verhalf doch nicht nur rheinische Begeisterung zu seiner Vollendung. Vielmehr arbeiteten auch bei Durchführung dieses romantisch-vaterländischen Werkes Deutsche und besonders Preußen mit den Rheinländern zusammen. Schon Schinkels Gutachten von 1816 über die Möglichkeit des Ausbaus brachte den Umschwung.

Die rheinische Romantik arbeitete von ihren ersten Anfängen an in engstem persönlichem und sachlichem Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Romantik. Auch abgesehen von dem Inhalte ihrer Bestrebungen verhalf sie damit einem Stücke moderner deutscher Kultur bei den rheinischen Gesinnungsgenossen zu rückhaltloser Anerkennung. Sie befestigte damit von neuem den Zusammenhang des rheinischen mit dem innerdeutschen Geistesleben. Sie wirkte darin für das ganze Jahrhundert vorbildlich; denn nun konnte das literarische Rheinland seine früher, wie wir sahen, sehr weitgehende Isolierung gegenüber allgemeinen deutschen literarischen Strömungen nicht mehr aufrechterhalten. Vielmehr wirkten nun bald auch andere, nichtromantische, Strömungen aus dem inneren Deutschland nach dem Rheinlande hinüber. Die rheinische Literaturgeschichte entfaltete sich im Schatten des Deutschtums, mit dem sie fortan auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Während des 19. Jahrhunderts enthält die deutsche Literatur auch im Rheinland wieder einen kräftigen Zweig. Gewiß gab es einen solchen Zweig schon früher. Aber er drohte gelegentlich zu verkümmern. Das war jetzt um so weniger zu befürchten, als das Rheinland nicht nur der nehmende, sondern auch der gebende Teil war. Gleich mit der Romantik hatte es eigene Werte zu bieten: das innere Deutschland, ja das Ausland gerieten unter seinen Einfluß. Die rheinische Romantik wirkte weit über das Rheinland hinaus. Man sieht das schon an der inneren Entwicklung des jungen ostpreußischen Freiheitskämpfers und Dichters Max v. Schenkendorf, der die letzten glücklichen Jahre seines kurzen Lebens amRheine und im Dienste rheinischer Romantik zubrachte und in seinem „Lied vom Rhein“ der damaligen Stimmung herrlichen Ausdruck verlieh. Besonders an Gneisenaus Tafelrunde in Coblenz (1815) war der Dichter ein gern gesehener Gast. Hier huldigten auch andere außerrheinische Mitglieder des anmutigen Zirkels dem Genius loci, wie der Major Wilhelm v. Scharnhorst, der Oberstleutnant Karl v. d. Gröben, Clausewitz und der Oberpräsident v. Ingersleben: „es war ein schöner harmonischer Kreis begabter, vielfach tätiger und edler Menschen, denen der Ernst des Lebens die innere Heiterkeit erhöht und auch die Lust an froher Geselligkeit nicht zerstört hatte“. In Frau Emma v. Jasmund fand Schenkendorf hier eine

Digitized by Google

verständnisvolle Freundin. Zugleich war auch Goethe durch seine Freundschaft mit den Boisserées und mit dem Kölner auch philosophisch interessierten Romantiker Eberhard v. Groote, dem Herausgeber des Taschenbuchs für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (1816), der dem französischen Kunstraub herzhaft zu Leibe ging, immer mehr in romantische Gefilde geraten. Es erregte berechtigtes Aufsehen, daß nun auch dieser unbestrittene Führer des Klassizismus den neuen Göttern opferte: auch das aber ein Beweis für die weit ins Innere Deutschlands hinüberreichende Einflußsphäre der rheinischen Romantik.

Da ist es nicht wunderbar, daß die rheinische Romantik in der rheinischen Geistes- und besonders in der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts eine beherrschende Stellung einnimmt. Die blaue Blume der Romantik ist am Rheine vielleicht nie ganz verblüht. Fast alle rheinischen Poeten haben, auch wenn sie später eine ganz andere Entwicklung nahmen, ihren Duft geschätzt. Stärker als in anderen deutschen Gebieten kam es am Rheine zu einer Nachblüte der Romantik, und länger als anderswo begegnet man im Rheinlande ihren auch in der bildenden Kunst rastlos tätigen Epigonen, an der Spitze A. W. von Schlegel in Bonn. Freilich hatten diese überaus langen Nachwirkungen auch ihre künstlerischen Gefahren. Je weiter sich die am Rheine in besonders raschem Tempo verlaufende sozial-geistige Entwicklung von den Jahren der ersten Kämpfe und der ersten Liebe, die die Väter der Romantik als begeisterungsfähige Jünglinge unter der Fremdherrschaft verlebt hatten, entfernte, um so mehr verblaßte die ursprüngliche Frische, um so mehr wurde schließlich jedes poetische Bekenntnis zur alten Romantik gewissermaßen der Freibrief für alle möglichen unselbständigen und konventionellen Schöpfungen, die den Tag kaum überdauerten, für den sie bestimmt waren. Der Schätzung der Romantik selbst wurden diese allen anderen Veränderungen zum Trotz festgehaltenen, immer mehr in spielerische Konvention ausartenden Nachbildungen der Epigonen schließlich nur nachteilig. Neue literarische Richtungen brachen sich am Rheine um so schneller Bahn: das Junge Deutschland, die politische und soziale Dichtung und der Realismus mit seinen naturalistischen und impressionistischen Weiterbildungen, bis dann freilich in neuester Zeit Symbolismus und Neuromantik noch einmal in die alte Bahn zurücklenkten.

Ehe der Düsseldorfer Jude Heinrich Heine (geb. 1799) ins Lager des Jungen Deutschlands übertrat und die Romantik mit der ganzen Schale seines rheinischen und seines jüdischen Spottes übergoß, war er in seiner Jugend selbst begeisterter Romantiker gewesen. In Düsseldorf hatte er 1815/16 seine dichterische Laufbahn als gefühlvoller Patriot im Stile Schenkendorfs und als schwärmender Minnesänger im Stile Fouqués begonnen. Als er später, vom Herbst 1819 ab, ein Jahr lang an der von den Preußen völlig umgestalteten neuen Bonner Universität studierte, begegnen wir ihm auf dem Kreuzberge bei der Feier der Leipziger Schlacht. Erst die wachsende Reaktion scheint die vaterländische Gesinnung mitsamt den romantischen Stimmungen in diesem Wand-

Digitized by Google

lungsfähigen allmählich erstickt zu haben. Ein erstes Anzeichen des beginnenden Umschwungs sind vielleicht schon die „Grenadiere", die er im Herbst 1820 gleich nach seiner Rückkehr von Bonn in Düsseldorf unter dem Eindrucke großer napoleonischer Erinnerungen der Vaterstadt gedichtet zu haben scheint. Und doch wird man Mevissens Urteil über Heine nicht vergessen, der ihn (1835) hochschätzt, „weil er als Haupt der rheinischen Lyrik dasteht und diese Lyrik zuerst mit der Gesamtdichtung unseres Vaterlandes in innigere Beziehungen brachte".

Noch weit stärker als bei Heine arbeitete bei Gottfried Kinkel die romantische Unterströmung. Darauf deuten schon seine frühen Beziehungen zur bildenden Kunst und zur Kunstgeschichte, der er später im englischen Exil neue Anhänger gewann. Sie sind nicht nur unter italienischem Himmel, sondern auch im Geiste der alten Romantik und im Verkehr mit Düsseldorfer Malern geknüpft worden. Dieser Geist der Romantik und der „Weltandacht" schwebte auch über dem fröhlichen Bonner Maikäferbunde von 1840, dessen Königin Kinkels Gattin Johanna war. Kinkel richtete zwar schon früh eine poetische Absage an die Romantik und schickte sich an, die politische Bühne zu betreten, auf der er so völlig scheiterte. Aber noch 1846 dichtete er die „rheinische Geschichte" von Otto dem Schütz, mit der er schon wegen ihrer über hundert Auflagen in der rheinischen Literaturgeschichte weiterlebt.

Zu Kinkels vielen echten Freunden gehörte auch Ferdinand Freiligrath, zwar von Geburt kein Rheinländer, aber wegen seines langjährigen Verweilens am Rhein und seiner vielen persönlichen Beziehungen zu den Häuptern der rheinischen Dichtung ihr selbst zuzuzählen. Auch von ihm hieß es mit Recht, daß er sich am Rheine in den letzten Abendstrahlen der Romantik gesonnt habe. Er brachte selbst schon genug davon mit, als er sich im Jahre der Gründung des Maikäferbundes der vaterländischen Rheindichtung zuwandte, und noch weit später, 1873, fand er in einem romantischen Romane Arnims „echte Poesie".

Das sind nur einige Beispiele für viele. Ähnliches ließe sich bei den Wuppertaler Dichtern zeigen, von Schults, Siebel, Roeber an bis hinunter zu Rittershaus, ebenso bei Wolfgang Müller von Königswinter und dem besonders aus Malern bestehenden, aber auch mit Immermann befreundeten romantischen Kreise in Düsseldorf. Dazu kommen dann erst noch eine Reihe von rheinischen Epigonen der Romantik, die man als die echten bezeichnen möchte, weil sie trotz aller sonstigen Verschiedenheit gewisse romantische Voraussetzungen noch unverbrüchlicher festgehalten haben, wie der Aachener Wilhelm Smets und der Bonner Jean Baptiste Rousseau (1825/26 in Aachen Herausgeber der „Rheinischen Flora") und die sonstigen religiösen Lyriker im Verein mit den vielen rheinischen Verehrern der Droste, ferner der Hunsrücker evangelische Pfarrer W. O. v. Horn (Wilhelm Oertel) und vor allem der bekannteste: Karl Simrock († 1876). Noch die neueste schöne Literatur am Rheine läßt die Spuren der Romantik erkennen. Sie bleiben im historischen Roman des Historismus ebenso sichtbar wie in der

Digitized by Google

Butzenscheibenlyrik. Aber auch die moderne Heimatkunst und die am Rheine besonders beliebte Dialektdichtung gehören teilweise noch in den Zusammenhang dieser Gattung, die national auch da noch befriedigt, wo sie künstlerisch auf unfruchtbare Abwege gerät.

An Originalität und Frische konnte sich die rheinische Epigonenromantik mit der alten zwar nicht vergleichen. Aber sie hatte doch wenigstens ein gut Teil der alten Expansivkraft der ganzen Bewegung in veränderte Zeiten hinübergerettet. Die Romantik erlebte ja nicht nur in den redenden, sondern vor allem in den bildenden Künsten am Rheine eine besonders lange und reiche Nachblüte. Und es waren wie in der ersten, so auch in der zweiten und dritten Generation nicht nur die schaffenden Künstler, die nicht müde wurden, immer neue Freunde zu den alten Quellen zu führen, sondern auch Theoretiker, Vertreter einer bestimmten Kunstanschauung und ästhetischen Einstellung, feinsinnige Agitatoren von nicht gewöhnlicher Begabung im Stile der Boisserées. Am bekanntesten wurde der Jurist August Reichensperger. Er veröffentlichte 1840 „Einige Worte über den Dombau zu Köln, von einem Rheinländer an seine Landsleute gerichtet" und brachte dadurch die rheinische Begeisterung für den Ausbau des Domes wieder in Fluß. Bald wandte er sich einer warmherzigen Schriftstellerei über „die christlich-germanische Baukunst" zu und wurde zu einem gerne gehörten Propheten der Neugotik. Andererseits sorgte bei ihm doch schon Görres' tiefer und nachhaltiger Einfluß dafür, daß die Romantik nicht in den artistischen Gedankengängen steckenblieb, sondern abermals auf die ganze Welt- und Lebensanschauung hinüberwirkte, nicht zuletzt auf einen politischen Katholizismus, in dessen Dienste sich August zusammen mit seinem nüchterneren Bruder Peter verzehrte. Ideengeschichtlich ist auch der politische Katholizismus am Rhein von der Romantik aufs stärkste befruchtet.

Man würde jedoch die literarischen Leistungen der Rheinländer im 19. Jahrhundert unterschätzen, wenn man mit dieser leicht vermehrbaren Aufzählung der Ansicht Vorschub leistete, als wären sie aus dem Bannkreise der Romantik mehr oder weniger überhaupt nicht mehr herausgekommen. Vielmehr haben alle späteren, nachromantischen großen Strömungen der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte auch das Rheinland erreicht und bewegt. Schon die gehaltvollen ästhetischen rheinischen Jahrbücher der vierziger Jahre sind als anziehende und lehrreiche Dokumente der allgemeinen literarischen Entwicklung Deutschlands nicht zu übersehen und über J. B. Rousseaus damals schon ein halbes Menschenalter zurückliegende Rheinische Flora nicht unerheblich hinausgewachsen: so das von Simrock, Freiligrath und Matzerath herausgegebene Rheinische Jahrbuch von 1840/41, an dessem ersten Jahrgang auch Freiligraths Freund und Landsmann, der Westfale Levin Schücking, mitarbeitete, während der zweite durch eine Novelle Eichendorffs geschmückt wurde. Nun folgte 1843/44 das von dem auch zum Maikäferbund gehörenden Bonner Dozenten Hein-

Digitized by Google

rich Lersch herausgegebene Niederrheinische Jahrbuch und 1846 Schücking wieder mit einem Rheinischen Jahrbuch, in dem die Namen Gutzkow und Grün als Vertreter des Jungen Deutschlands und der neuen politisch-sozialen Dichtung besondere Beachtung verdienen. Den Beschluß machte 1847 vorläufig Kinkels ähnliche „Am Rhein" betitelte Veröffentlichung, die auch Jakob Burckhardts prachtvolle Verse „An Deutschland" brachte. Eine genauere Untersuchung dieser poetischen „Jahrbücher", die sich auch nach der Revolution immer wieder einstellen („Gruß vom Rhein" 1866), würde einen wertvollen Beitrag zur rheinischen und deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts liefern. Dasselbe gilt von der 1842/43 in Köln erscheinenden Rheinischen Zeitung, an der u. a. auch Herwegh, Prutz, Hoffmann von Fallersleben und Dingelstedt mitarbeiteten, und anderen ähnlichen periodischen Veröffentlichungen, die außer dem politischen auch das allgemeine Geistesleben der Rheinprovinz vielfältig beleuchten.

Gegenüber den mit der Julirevolution kräftiger hervortretenden neuen Strömungen in der deutschen Literatur schien das Rheinland zwar zunächst seine konservative, von der Romantik gestützte Sonderstellung behaupten zu wollen. Es war doch nicht nur Senilität, wenn der alternde Smets 1842 „an einige politische Dichter" eine scharfe poetische Absage richtete; er wird damit auch manchem rheinischen Landsmann aus dem Herzen gesprochen haben. Die Mitarbeiter der bald in jungdeutsches und junghegelianisches Fahrwasser hinübersteuernden Rheinischen Zeitung waren denn auch nur ausnahmsweise Rheinländer, wie die werdenden Sozialisten Marx und Engels und der geistig ungemein regsame Arzt Wolfgang Müller von Königswinter, der sich trotz seiner intimen Beziehung zur romantischen Poesie und zur Düsseldorfer Malerei später dem dichterischen Radikalismus ergab. Schon unter seine „Jungen Lieder" hatte er 1841 eine poetische Verherrlichung des den Rheinländern seit der Napoleonischen Herrschaft in Fleisch und Blut übergegangenen Ideals des allgemeinen gleichen Staatsbürgertums aufgenommen, damals aber den Franzosen noch mit folgenden Versen abgefertigt:

Bleib' nur im West und dresche,
Du windiger Gesell!
Dein kunterbunt Gewäsche
Macht uns den Kopf nicht hell.

Wir sahen auch den Schimmer
Von Deiner Freiheit Glut.
So wollen wir sie nimmer:
Wir wissen, was uns gut!

Aber schon die 1846 noch vor der Revolution erschienenen „Bruderschaftslieder" enthalten unter dem Einflusse Bérangers ein Preislied auf Frankreich und sind ein Zeugnis für das wachsende politisch-pazifistische und sozial-antikapitalistische Interesse des Dichters.

Digitized by Google

Die „Rheinfahrt“ des gleichen Jahres begann er mit einer Verherrlichung des „Freiheitshelden“ Ludwig Börne, um dann auszurufen:

> Die Zeit des Mittelalters ist vorbei,
> Die farbige Romantik ist verblichen. . . . .

Als dann die Revolution kam, brauchte Müller nicht mehr umzulernen. In einem satirischen Prosamärchen griff er die Söhne der unglücklichen Germania: Aristokratikus, Pietistikus, Bureaukratikus und Banknotikus heftig an, und die ‚Oden der Gegenwart‘ eröffnete er mit einem Panegyrikus auf den Freiheitspapst Pius IX., deutete die „Stimme des Volks“ nach dem Grundsatze der Volkssouveränetät und schloß einen Feuergesang mit den Versen:

> Und sind erst die Völker als Völker frei,
> Dann beginnt der frische, blühende Mai,
> Dann wird der Weltbund Feldgeschrei:
> Freiheit! Freiheit! Freiheit!

Nach der Revolution setzen aber bei ihm stärker als bei seinen Gesinnungsgenossen die rückläufigen Strömungen ein, die schließlich zur „Höllenfahrt von Heinrich Heine“ (2. Auflage 1856) führen, in der von ihm mit der ganzen politischen Dichtung auch alte Freunde wie Freiligrath und besonders Kinkel abgelehnt werden.

Übrigens waren die Führer des Jungen Deutschlands mit Ausnahme von dem schon seit 1820 für das Rheinland verlorenen Heine keine Rheinländer und haben sich auch nie länger am Rheine aufgehalten. Der abgesetzte Hoffmann von Fallersleben, Gutzkow und Herwegh verlebten im Herbst 1842 bald nach dem Dombaufeste genußreiche Tage in Köln, stießen aber teilweise beim jungen Mevissen auf Kritik, der übrigens Herwegh vor Freiligrath den Vorzug gab und schon als Hegelianer des letzteren Bildung bemängelte. Wenn sich selbst bei so fortschrittlichen Geistern wie Mevissen und seinen Freunden Bedenken geltend machten, so werden sie sich in allen weiter rechts stehenden Kreisen (und das war die Mehrheit) verstärkt haben.

Und doch würde man schon als natürliche Gegenwirkung gegen die im Lande herrschende Reaktion einen tieferen Einfluß der sehr modern auftretenden, in den Ideen aber stark von der älteren Aufklärung abhängigen jungdeutschen Richtung annehmen müssen, wenn nicht auch direkte Zeugnisse dafür vorhanden wären, besonders bei politisch und sozial interessierten jungen Rheinländern wie bei demselben Mevissen oder bei den Sozialisten, aber auch bei Dichtern, die wie Freiligrath noch lange an einer gewissen Romantik festhielten (schon die Romane des Bonner Kurators Ph. J. Rehfues nahmen jungdeutsche Gedanken vorweg), und überhaupt bei allen, die dann unter dem Eindrucke der deutschen Revolution von 1848, aber auch schon in der vormärzlichen Zeit mit einer neuartigen politisch-sozialen Tendenzpoesie auf dem Plane erschienen, worin sie die besonderen politisch-sozialen Anregungen ihrer rheinischen Umwelt mit gewissen Leitsätzen und Schlachtrufen

Digitized by Google

des Jungen Deutschlands verbanden. Obwohl sich Freiligrath in erbittertem literarischem Kampfe mit Herwegh lange Zeit gegen den Übergang zu dieser mit künstlerischer Reinheit oft in Konflikt geratenden Tendenzpoesie gesträubt hatte, wurde er doch bald einer der lautesten Rufer im Streit, ähnlich Kinkel schon mit seinem Männerliede von 1844, ferner gelegentlich auch Simrock und die Dichter des von den neuen sozialen Erscheinungen besonders erregten Wuppertales.

Was von der Romantik gilt, ist auch für diese politisch-soziale Dichtung richtig: sie kann weder bei den geborenen Rheinländern noch gar bei den längere oder kürzere Zeit am Rheine schaffenden auswärtigen Dichtern, wie Geibel, allein aus rheinischen Voraussetzungen erklärt werden, sondern wird erst vor dem Hintergrunde einer ähnlich gerichteten Dichtung des gesamten deutschen Sprachgebiets verständlich. Bei aller echt rheinischen Eigenart, die sie weder im Inhalt noch in der Form verleugnet, ist sie deutsche Dichtung im höchsten Sinne des Wortes. Mit dem Zusammenbruche der deutschen Revolution wurde zwar auch dieser Dichtung ein jähes Ende bereitet. Aber sie lebte seit Gründung des Nationalvereins (1859) vielfach wieder auf und ist aus dem Gedächtnis der Nation nicht so bald entschwunden: in der geistigen Vorgeschichte der deutschen Einigung beansprucht sie einen Ehrenplatz; abermals hat sich in ihr das rheinländische Deutschtum ein eindrucksvolles Denkmal errichtet.

Manche der im Feuer des politischen Kampfes geborenen Gedichte und Lieder fielen freilich, nachdem sie eine Zeitlang, auch in Einzeldrucken und als Flugblätter verbreitet, eine außerordentliche Volkstümlichkeit erlangt hatten, bald der Vergessenheit anheim, weil sie als politisch-soziale Gelegenheitsdichtungen zu sehr nur auf den Augenblick eingestellt waren. Länger behaupteten sich die nationalen Töne, die angesichts der französischen Kriegshetze von 1840 angeschlagen wurden. Zu großer Berühmtheit gelangte der Bonner, auch mit der Kölner Familie Du Mont verwandte Nikolaus Becker, der, als er damals unter der Überschrift „Der deutsche Rhein" seine kernigen Verse gegen Lamartine dichtete, Gerichtsschreiber in Geilenkirchen war. Sie erschienen zuerst in der Trierer Zeitung. „Der Regierungspräsident v. Schaper, der aus den Ostprovinzen kurz vorher an die Mosel versetzt worden, war ganz überrascht, in der Deutschland noch nicht lange wiedergewonnenen Grenzmark einen so mannhaften Ausdruck deutscher Gesinnung zu finden." Beckers Rheinlied weckte einen gewaltigen Widerhall und hätte noch größere Verbreitung erlangt, wenn sich unter den zahllosen Kompositionen eine durchgesetzt hätte. Besser erging es der „Wacht am Rhein" des Schwaben Max Schneckenburger, im selben Jahre 1840 kurz nach Beckers Rheinliede entstanden: sie wurde vierzehn Jahre später von dem Krefelder Musiklehrer Karl Wilhelm, einem geborenen Thüringer, höchst eindrucksvoll vertont und feierte 1870 und 1914 eine zweimalige Auferstehung. Der „deutsche" Rhein, dem schon die alten Romantiker immer wieder gehuldigt hatten, behauptete

Digitized by Google

sich durch alle Stürme hindurch, obwohl er von Heine jetzt abgelehnt und in Literatur und Publizistik zeitweise durch den „freien“ Rhein verdrängt wurde, dies Wort im innerpolitischen, weniger im nationalpolitischen Sinne verstanden. Und doch blieb auch die politisch-soziale Dichtung aller Fremdländerei ungeachtet noch vielfach im Bannkreise des nationalen Gedankens. Wie der auch am Rheine gefeierte Hoffmann von Fallersleben das flämische Germanentum für Deutschland entdeckte, so wußte Freiligrath die Nöte des Auslandsdeutschtums in packenden Bildern zu verkörpern.

Bleibende Werte wurden schließlich auch von dem Niedersachsen Karl Immermann († 1842) geschaffen, der während seines langjährigen Düsseldorfer Aufenthaltes nicht nur der romantischen Seite des rheinischen Lebens durch seinen Verkehr in Künstlerkreisen nähertrat und in der Festschrift zur Kölner Veteranenfeier von 1838 dem noch nicht erstorbenen Geiste der Freiheitskriege eine charaktervolle Huldigung darbrachte, der sich vielmehr auch durch die am Rhein besonders früh in ihrer Lösungsbedürftigkeit erkannten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen zu seinen großen Zeitromanen, den Epigonen und dem Münchhausen, anregen ließ. Wenn auch die noch immer romantisch gesuchte Einkleidung dieser Werke einem größeren Leserkreise den Eintritt erschwerte, so wurde Immermann mit der Oberhofepisode des Münchhausens doch unstreitig zu einem Begründer nicht der sentimentalen Dorfgeschichte, sondern des großen realistischen Romans, der dann im folgenden Menschenalter in Deutschland seine besten Vertreter fand, und der Heimatkunst, die am Rheine immer wieder die Heimatliebe verklärte. Auch der Wirklichkeitssinn Immermanns machte sich bei jüngeren rheinischen Schriftstellern wieder geltend. Es kann hier nur noch die Tatsache erwähnt werden, daß einer der Führer der über Naturalismus und Impressionismus zum Symbolismus hinüberführenden Literaturrevolution der achtziger Jahre, Heinrich Hart, aus Wesel gebürtig war.

Auch die rheinische Literaturgeschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entfaltet sich im Zeichen ständig vertiefter deutsch-rheinischer Wechselwirkung. Immer mehr kommt sie auch darin zum Ausdruck, daß rheinische Künstler wie Wilhelm Schmidtbonn (geb. 1876) und Herbert Eulenberg (geb. 1876) von rheinischen Stoffen und Anregungen aus ins Allgemeine hinüberwachsen. Rheinische Eigenart verleugnet sich andererseits auch in dieser neuesten Entwicklung unserer schönen Literatur nicht. Das Geschichtliche nimmt nach wie vor einen bevorzugten Platz ein. Zwar brauchen die mehr bloßen Unterhaltungs- oder gar Sensationszwecken dienenden massenhaft auftretenden rheinischen Geschichtsromane hier nicht erwähnt zu werden. Dagegen verdient Beachtung, daß Wilhelm Schäfer (geb. 1868) auf der Suche nach neuen epischen Kunstformen die „Anekdote“ fand und darin rheinisches Leben der Vergangenheit in plastischer Gedrungenheit und starkem Vaterlands- und Heimatsbewußtsein wiedererweckte. Auch Adele

Digitized by Google

Gerhard (Vom Sinken und Werken, Zeitbild aus Alt-Köln 1912) und besonders Klara Viebig (Die Wacht am Rhein 1902) wußten ausgeleierten Instrumenten neue Töne abzugewinnen. Auch an Joseph Lauffs(geb.1855) niederrheinische Romane wäre zu erinnern. Im übrigen hat man nicht mit Unrecht von einer „Rückwirkung gegen das literarische Ostelbien" gesprochen. Rheinische Lebensfreude und Lebensbejahung, rheinische Weltoffenheit und Vaterlandsliebe, rheinischer Wirklichkeitssinn und Optimismus brachen sich im Bunde mit dem rheinischen Humor bei Rudolf Herzog, Walter Bloem, Walter Schulte vom Brühl († 1921) u. a. immer wieder Bahn. In die westlichen Grenzgebiete führte die herbe Kunst Nanny Lambrechts (geb. 1868) hinüber. Auch die neuesten literarischen Strömungen sind am Rheinland nicht spurlos vorübergegangen.

So zeigt die rheinische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, aus der die vorstehende Übersicht nur einiges wenige herausheben konnte, ein anderes Gesicht als in früheren Zeiten. Ganz anders und viel stärker als früher sind darin die deutschen Einflüsse wirksam. Wenn jetzt wieder bedeutendere Leistungen erzielt werden, wenn die literarische Entwicklung wieder zu Höhepunkten führt, so wird das nicht nur dem Rheinlande und den Rheinländern verdankt, sondern dem jetzt ganz anders und viel fester als früher hergestellten inneren, geistigen Zusammenhange mit dem deutschen Mutterland. Wie von der schönen Literatur, so gilt das erst recht von der Musik. Gewiß hat es auch im 19. Jahrhundert bedeutende rheinische Komponisten gegeben, wie Max Bruch (†1920),J. Offenbach, Engelbert Humperdinck,Max Schillings, Leo Blech u. a. Aber das eigentlich Bezeichnende für das rheinische Musikleben des 19. und 20. Jahrhunderts liegt doch nicht in den rheinischen Komponisten, die hinter dem einen Großen, hinter Beethoven, doch zurücktreten, sondern es liegt darin, daß es der deutschen Musik eine durch keinerlei äußere Umwälzung zu erschütternde, ebenso verständnisvolle wie treue Aufnahme bereitet hat, wozu es des längeren Aufenthalts Robert Schumanns und Felix Mendelssohns in Düsseldorf gar nicht bedurft hätte. In unvergleichlicher Weise haben die Rheinländer periodische Musikfeste und dauernde Musikorganisationen geschaffen, die gewiß ohne Engherzigkeit alles zu Worte kommen ließen, was die musikalische Kultur der zivilisierten Völker hervorbrachte, die aber doch, weil es für sie selbstverständlich war, der deutschen Musik und den deutschen Musikern immer wieder einen über das Äußerliche weit hinausgreifenden gastlichen Empfang bereiteten. Diese besondere Note der neuesten rheinischen Musikgeschichte kann als weiterer Beweis für die außerordentliche Rezeptivität des rheinischen Stammes gelten. Für unseren Zusammenhang lehrt sie zugleich ein Gebiet der rheinischen Geisteskultur kennen, das am festesten an das Deutschtum geschmiedet ist. Daß die deutsche Musik, besonders die Oper, vom Rheinland her das Ausland stark beeinflußt hat, bedarf kaum noch der Erwähnung. Sogar kleinere Opern, wie die Aachener, unternahmen schon 1829/1830 Gastspielreisen nach Paris und brachten

Digitized by Google

dort Beethovens Fidelio zur Aufführung, 1841 trotz der herrschenden politischen Spannung sogar nach Südfrankreich.

Ebenso fand auch in der Grenzstadt Aachen das deutsche Theater nach 1815 wachsenden Zuspruch. „Die Aachener Bevölkerung, welche schon zur Franzosenzeit mannhaft für das deutsche Schauspiel eingetreten war, empfand immer deutlicher und peinlicher, wie die Theaterkritik in den Zeitungen hervorhob, die Maniriertheit der französischen Kunst und lehnte sie in steigendem Maße ab.“ Wenn wirklich einmal französische Schauspieler oder Sänger herüberkamen, mußten sie sich der deutschen Sprache bedienen. Wenn aber der Aachener Spielplan damals und später genug seichte französische Modestücke aufwies, so war das fast an allen deutschen Bühnen, zumal in der vormärzlichen Zeit, nicht viel anders, wie sich denn auch im 19. Jahrhundert der literarische französische Einfluß im Rheinland nicht weiter ausdehnte als anderswo.

Das Geistesleben pulsierte am Rheine während des 19. Jahrhunderts noch weniger als früher nur in der schönen Literatur und in der Kunst. Von seinen ersten Anfängen an war das rheinische Geistesleben zu einem beträchtlichen Teile in kirchlich-religiösen Interessen aufgegangen. Das war selbst während des aufgeklärten Jahrhunderts abermals in die Erscheinung getreten. Der „Kampf um die Aufklärung“ war aber beim Beginn der preußischen Herrschaft keineswegs entschieden. Die alte Kirche sah sich vielmehr von außen und von innen bald weiteren Beeinträchtigungen ausgesetzt. Die zum „Kölner Ereignisse“ von 1837 führende preußische Kirchenpolitik mußte die unliebsamen Erinnerungen an das Staatskirchentum der Josephiner und Napoleons von neuem wecken. Dazu gelang der Spätaufklärung im Bunde mit Kant noch einmal ein Einbruch sogar in die kirchliche Dogmatik. Der Bonner Professor Georg Hermes († 1831) erzielte mit seinem „christkatholichen“ Versuche der Annäherung der Kirchenlehre an moderne Philosopheme zeitweise einen außerordentlichen Erfolg. Seine Anhängerschaft umfaßte Priester und Laien in großer Zahl. Auch religiöse Dichter, wie Smets, standen ihm nahe. Durch einflußreiche Verbindungen mit dem auch im Innern Deutschlands damals noch weit verbreiteten rationalisierenden Katholizismus schien die Stellung des Hermesianismus weiter gefestigt zu werden. Ein aufgeklärter Katholizismus ist auch am Rheine eine Zeitlang selbst in denjenigen Familien heimisch gewesen, die später zu Vorkämpfern der wieder erstarkten Kirche wurden, so in der Bonner Familie Kaufmann, wo noch nicht einmal das Kölner Ereignis sofort die gewünschte Gegenwirkung auslöste, so aber auch bei einem Manne wie August Reichensperger, der eben erst 1837 sein Damaskus erlebte. „Wie so viele laue Katholiken jener Zeit“, sagt sein Biograph Pastor, „ward auch er jetzt aus seiner Lethargie aufgerüttelt. Anfangs war es auch sein außerordentlich lebhaftes Rechtsgefühl, das sich aufbäumte; bald aber trat .. das religiöse Moment als solches hervor.“ Und noch 1893 erklärte er Pastor: „Das Wort des Erzbischofs: ‚Es geschieht Gewalt, gelobt sei

Digitized by Google

Jesus Christus!' war der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge . . . Der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht."..

Die alte Kirche setzte sich eben gegen jene beiden Beeinträchtigungen mit Erfolg zur Wehr. Die äußere verschaffte im Kölner Ereignisse ihrem rheinischen Metropoliten den Glanz des Martyriums. Der erste Kulturkampf endete ebenso wie der zweite noch weit heftigere der siebziger Jahre mit einer Niederlage des Staates. Stärkten schon diese Notzeiten überall den streng kirchlichen Geist, so wurde es für die innere Haltung des rheinischen Katholizismus bis zur Gegenwart noch wichtiger, daß es ihm gelang, die hermesianische Aufklärung als lästigen Fremdkörper wieder auszuscheiden. Die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichende, letztlich noch immer von den Idealen der jesuitischen Gegenreformation zehrende und von der Romantik wesentlich vertiefte und gesteigerte katholische Erweckungs- und Erneuerungsbewegung, besonders der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die auch in einer künstlerisch bedeutsamen religiösen Lyrik, ferner in einem umfassenden, schon früh sozialpolitisch interessierten volkstümlichen Schrifttum ihren Niederschlag fand, konnte am Rheine überall mit dem größten Erfolge die Schatten der Vergangenheit beschwören, verschmähte aber auch keineswegs die ausländischen, besonders die belgischen Anregungen. Die neue, von Lamennais inspirierte katholische Demokratie fand am Rheine ebenso Anhang wie der konservative Klerikalismus eines De Maistre und Montalembert. Die Brüder Reichensperger lieferten dem Vicomte Gustave de Failly 1838—1840 das kirchenpolitische Material zu einem preußenfeindlichen Pamphlete von 1842. Aber man beschränkte sich nicht auf Kritik und Negation, sondern es wurde in diesen Kreisen von Anfang an positive Arbeit geleistet. Die Überzeugung von der Notwendigkeit inneren, geistigen Wiederaufbaus rückt diese katholische Restauration des 19. Jahrhunderts in unmittelbare Nachbarschaft der sie überall befruchtenden und vorwärtstreibenden jesuitischen Gegenreformation. Erst mit ihrer nie aussetzenden Hilfe konnte der „Kampf um die Aufklärung" nunmehr zugunsten der Kirche entschieden werden, so daß spätere Wiederholungen im Keime erstickten. Der Klerus wurde mit einem neuen Geiste erfüllt. Wie unter der auf der Höhe propagandistischer Technik angelangten Gegenreformation wurden die Massen von neuem innerlich mit der Kirche verbunden, was für die Kirche im demokratischen Zeitalter ungeahnte neue Vorteile brachte. Die Bestrebungen zur Hebung der katholischen Volksbüchereien und der katholischen schönen Literatur, aber auch zur Förderung des katholischen akademischen Nachwuchses wurden am Rheine immer besonders gefördert. München-Gladbach wurde als Vorort des Volksvereins für das katholische Deutschland zur Hochburg einer neuartigen „organischen" Demokratie, die sich der allmählich als überlebt erscheinenden „formalen" entgegensetzte. So wurden zwar immer wieder erfolgreiche Feldzüge in die weiten Gebiete moderner Weltkultur unternommen; aber das kirchliche Banner wurde dabei doch

Digitized by Google

niemals zusammengerollt oder gar eingezogen. So konnten innere Krisen, an denen es auch seit der Niederwerfung des Hermesianismus nicht fehlte, schließlich doch immer wieder überwunden werden. Die Abspaltungen des Deutschkatholizismus der vierziger und des Altkatholizismus der siebziger Jahre konnten an diesem Gesamteindrucke ebensowenig etwas ändern, wie die durch den politischen und sozialen Katholizismus der neuesten Zeit aufgeworfenen Probleme. Die noch wenig erforschte geistige Entwicklungsgeschichte des rheinischen Katholizismus des 19. Jahrhunderts blieb im Banne altrheinischer Überlieferungen. Erst jetzt konnte der Geist der Gegenreformation seine reichsten Früchte ernten.

Die kirchenpolitische Seite dieser Entwicklung setzte das Einvernehmen zwischen dem katholischen Rheinland und seiner neuen preußischen Regierung öfters schweren Belastungsproben aus. Je weitere Fortschritte aber die innere Festigung des katholischen Geistes am Rheine machte, um so weiter wich der Staat aus der Kampfeszone zurück, um so mehr erinnerte er sich seiner positiven Pflichten auf diesem Gebiete, so daß er sich je länger je mehr den Dank der katholischen Kirche auch am Rheine verdienen mußte. „Gerade wenn man sich vergegenwärtigt, was in den letzten Jahrzehnten von Preußen für die katholische Kirche der Rheinlande getan worden ist, und was diese unter staatlichem Schutz hat leisten können, wird man sagen müssen, daß sie allen Grund hat, ihr: Domine, salvum fac regem, zum Himmel steigen zu lassen, und daß ihr Klerus auch des preußischen Aares dankbar gedenken darf, wenn er allabendlich in der Komplet mit den Worten des siebenzehnten Psalms betet: Sub umbra alarum tuarum protege nos“. Diesem unmittelbar vor dem Weltkriege von einem Kenner formulierten Schlußurteile wird man auch in einer rheinischen Geistesgeschichte einen Platz gönnen.

Auch die protestantischen Interessen wurden durch die Kulturkampfpolitik und ihren Abbau in Mitleidenschaft gezogen. Woran die alte brandenburgische Regierung gescheitert war, das gelang der neuen preußischen: die in Jahrhunderten des Kampfes und der Leiden bewährte synodale Kirchenverfassung wurde in der Kirchenordnung von 1835 mit Elementen des Summepiskopats versetzt. Der synodale Unterbau blieb jedoch durchaus erhalten und trug auch unter den veränderten Verhältnissen zu äußerer Geschlossenheit und innerer Festigung wesentlich bei. Daß die allgemeine Erweckungsbewegung der Restaurationszeit auch von den rheinischen Protestanten, besonders im Wuppertal, Besitz ergriff, kann angesichts der langen und reichen Vorgeschichte der Mystik und des Pietismus in den Gemeinden kaum überraschen. Aber auch außerhalb der Religion verstanden die Gemeinden auf ihre Mitglieder einzuwirken. Die Armenpflege war von Anfang musterhaft entwickelt und wurde das Vorbild der bürgerlichen. Die meisten modernen Einrichtungen protestantischer Liebestätigkeit sind zuerst am Rhein entwickelt worden. Auf die Erziehung eines gutgebil-

Digitized by Google

deten Pfarrerstandes wurde großes Gewicht gelegt. Ohne die Hilfe der preußischen Beamtenschaft wäre auch hier manches nicht erreicht worden. Der Unionsgedanke andererseits war bei den rheinischen Gemeinden schon vor der preußischen Zeit praktisch verwirklicht worden.

Die größten Verdienste der preußischen Regierung um den Aufschwung des rheinischen Geisteslebens während des 19. Jahrhunderts liegen jedoch auf dem Gebiete des Bildungswesens im weitesten Sinne. Hier galt es einmal, die unter der Fremdherrschaft verkümmerten oder gänzlich ausgerotteten hoffnungsvollen altrheinischen Ansätze von neuem zu beleben, und sodann die Verbindung mit dem Deutschtum auch hier herzustellen und zu einer unverbrüchlichen zu gestalten. Alle rheinischen Bildungsanstalten von der Volks- bis zur Hochschule sind der während des ganzen Jahrhunderts immer wieder in Gang gebrachten preußischen Schulreform zu bleibendem Danke verpflichtet. Zum ersten Male in der rheinischen Geistesgeschichte wurde damit ein fester, gleichförmiger Unterbau für höhere Geisteskultur geschaffen. Der preußische Militär- und Beamtenstaat führte auch am Rheine den Befähigungsnachweis, daß er sich auf Kulturpolitik verstand.

Ein Fortschritt in der Volksbildung konnte nach dem Sturze der Fremdherrschaft nur erzielt werden, weil jetzt ein klares volksschulpolitisches Programm vorhanden war und die Macht und der Wille, es zu verwirklichen. Jetzt zum ersten Male wurde seit 1825 der Schulzwang allgemein und restlos durchgeführt. Die Volksschule wurde ferner Staatsanstalt, wenn auch die von den Franzosen abgeschaffte geistliche Schulaufsicht wieder eingeführt wurde. Die Lehrer wurden festbesoldete Staatsbeamte und erhielten in den während der französischen Zeit am Rheine mehr nur von privater Seite, so von J. V. Dewora 1810 in Trier organisierten Lehrerseminaren eine angemessene Vorbildung. Das Mörser Seminar gelangte 1820—32 unter dem erst später in heftigen Gegensatz zur Regierung geratenden Siegerländer Adolf Diesterweg zu besonderer Blüte. „Die Verwaltung der Rheinprovinz verstand es, den edleren Teil des Volkes für die Schule zu gewinnen. Die Achtung und Fürsorge, welche die Bezirksregierungen der Schule und den Lehrern zollten, gab den Lehrern die Liebe für ihren Stand und ihre bedeutsame Arbeit“, zumal da dem freundlichen Geiste Pestalozzis der Eintritt überall erleichtert wurde. Die ausgezeichneten Grundlagen, die schon unter Friedrich Wilhelm III. für die rheinische Volksbildung gelegt wurden, konnten durch die der zweiten, stark kirchlich gefärbten Reaktion seines Nachfolgers entstammenden Stiehlschen Regulative von 1854 (die aber unter der Neuen Ära bereits wieder eingeschränkt wurden) auf die Dauer nicht erschüttert werden. Die abermals von Pestalozzi beeinflußten Allgemeinen Bestimmungen von 1872, verbessert 1901, wirkten auch am Rheine segensreich. 1906 wurde die Kommunalisierung der Volksschule auch am Rheine gesetzlich geordnet.

Digitized by Google

Auch der Fortschritt des höheren Schulwesens unter preußischer Herrschaft kam nicht nur in der Begründung einer festen und doch durchaus ausbaufähigen Organisation unter den 1825 eingerichteten Provinzialschulkollegien zum Vorschein, sondern auch in der Vermittelung eines neuen pädagogischen Geistes, zunächst des Neuhumanismus, der am Rheine unter französischer Herrschaft nur an wenigen, durch die französische Schulpolitik in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmten Anstalten gepflegt werden konnte und sowohl gegenüber dem alten wie dem jesuitischen Humanismus seine Überlegenheit an den Tag legte, da er sich mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums in der Hauptsache für die Zwecke der „formalen Bildung" nicht begnügte, sondern zu dem antiken Geist selbst vorzudringen suchte. Schon im ersten Jahrzehnt der preußischen Herrschaft verdoppelte sich die Zahl der Gymnasien. Auch der schon im 18. Jahrhundert von dem Essener Hecker geförderten Realbildung wandte sich seit der Mitte des Jahrhunderts lebhaftes Interesse zu, wenn auch die Realgymnasien und Oberrealschulen in ihren Berechtigungen erst 1900 den Gymnasien gleichgestellt wurden. Die reiche Entwicklung des höheren Mädchenschulwesens, das heute in der Provinz über mehr als hundert Anstalten verfügt, gehört erst der Zeit nach 1870 an. Eine besondere Erwähnung verdient schließlich noch die Blüte des Fach- und Fortbildungsschulwesens.

Auch dem rheinischen Hochschulwesen brachte die preußische Herrschaft eine völlige Umwälzung und eine gründliche Besserung. An Stelle der von den Franzosen geschlossenen altrheinischen Universitäten, die entweder mit der Zeit nicht mehr Schritt gehalten (der Duisburger „Lehrkörper" erreichte nicht einmal das Dutzend und die Studentenschaft niemals das erste Hundert: „Die prunkvolle Eröffnungsfeier der Universität Halle hatte mehr gekostet, als das sämtliche Vermögen der Universität . . . während der ganzen Zeit ihres Bestehens betrug") oder eine ganz einseitige Entwicklung genommen hatten, schuf die Regierung 1818 in Bonn eine modernen Anforderungen genügende Anstalt, die sich trotz aller ihr von der Regierung selbst bereiteten und anderer Schwierigkeiten bald als eine Stätte wirklicher Wissenschaftspflege und tüchtigen Universitätsunterrichts bewährte. 1870 folgte die Technische Hochschule in Aachen, im neuen Jahrhundert die seit 1919 wieder zur Universität vereinigten Kölner Hochschulen.

Die Geschichte des rheinpreußischen Bildungswesens nennt eine große Zahl bedeutender Pädagogen, Schulmänner, Schulorganisatoren, Männer der Wissenschaft und ausgezeichnete Lehrer von der Volksschule bis zur Hochschule. Rheinländer und Nichtrheinländer haben unter preußischer Herrschaft auf rheinischem Boden in Rheinpreußen zusammengewirkt, um auf diesen Gebieten der Bildung und der Wissenschaft Leistungen hervorzubringen, die teilweise einen europäischen Ruf genießen. Auch das rheinische Bildungswesen konnte während des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts nur deshalb so aufblühen, weil der Zusammenhang mit Deutschland immer enger wurde. Diesen Zusammenhang zu pflegen, erachtete das alte Königlich Preußische Kultusministerium für seine Hauptaufgabe. Schon deshalb gebührt ihm in der rheinischen Geistesgeschichte ein Ehrenplatz.

Der Aufschwung des rheinischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert zeigt sich auch noch auf vielen anderen Gebieten, die hier am Schlusse nur noch aufgezählt werden können: in der Entwicklung der periodischen und nichtperiodischen Presse, besonders der Publizistik, auch der volkstümlichen Literatur, deren Pflege sich beide Konfessionen mit besonderem Eifer angenommen haben. Dazu kommen eine Anzahl gehaltvoller rheinischer Memoirenwerke, die, wie die Erinnerungen Karl Schurzs, als Zeugnisse des geistigen Lebens der verschiedensten Kreise viel mehr Beachtung verdienen, als ihnen gewöhnlich geschenkt wird. Männer der Praxis, der Industrie und des Handels, wären in der rheinischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht nur als Mäzenaten zu erwähnen, sondern auch als geistige Faktoren. Andererseits ist es gewiß kein Zufall, daß das sozialistische Schrifttum in der Rheinprovinz so früh und so stark hervortrat, ja, daß der wissenschaftliche (nicht „utopische") und der praktische Sozialismus größtenteils von geborenen Rheinländern begründet wurde, natürlich nicht von Mitgliedern der Arbeiterklasse, sondern von Mitgliedern der Bourgeoisie. Karl Marx stammte aus einer jüdischen, in Trier ansässigen Familie. Friedrich Engels war der Sohn eines Barmer Fabrikanten. Ferdinand Lassalle war zwar von jüdischen Eltern in Breslau geboren, aber Düsseldorf und das Wuppertal waren die ersten Stätten seiner rauschenden Triumphe. Während der Revolution von 1848 bot die in Köln herausgebrachte Neue Rheinische Zeitung dem Sozialismus vorübergehend auch schon ein periodisches Organ. Schon vorher hatte der Saint-Simonismus Beachtung gefunden.

Wohin man blickt, ist das rheinische Geistesleben des 19. Jahrhunderts in reicher Ausgestaltung begriffen. So enge auch seine Führer mit der Vergangenheit und dem alten Rheinland zusammenhängen: um große Leistungen hervorzubringen, das wissen sie, heißt es: vorwärts blicken, eine Zukunft begründen. Überall findet man das Bestreben, sich über das Bisherige zu erheben und es auch auf geistigem Gebiete den Vorfahren voranzutun, mit ihrem Pfunde zu wuchern. So konnten dank einer bis zum Weltkriege glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung zur Pflege höherer Geisteskultur weit reichere Mittel als früher flüssig gemacht werden. Inzwischen hatte sich ernsthaftes Bildungsstreben und solidere Bildung in ganz anderer Weise als früher verbreitet. Um eine geistige Blüte hervorzubringen, genügte aber die Verbesserung dieser mehr äußeren Entwicklungsbedingungen noch nicht. Es mußten auch innere Quellen zum Springen gebracht werden; es mußte eine allgemeine Lebensluft geistiger Art geschaffen werden, in der das Neue gedeihen konnte. Nur im Bereiche des Deutschtums war sie zu finden.

Digitized by Google

Immer wieder begegnet man bei Betrachtung der einzelnen Zweige des rheinischen Geisteslebens während des 19. Jahrhunderts dem Genius des Nationalen. Unter seiner segensreichen Herrschaft konnte sich eine ständige deutsch-rheinische Wechselwirkung ausbilden, auf deren unverlierbare Anregungen und Bindungen das Beste der geistigen Errungenschaften zurückzuführen ist. So lenkt nach einer langen, hier nur in raschem Fluge ausgeführten Wanderung der Ausgang der rheinischen Geistesgeschichte zum Anfang zurück. Auch mit seiner geistigen Entwicklung hat sich das Rheinland den Ehrennamen der deutschen Westmark verdient.

Digitized by Google

VII.

Die bildende Kunst
von
Edmund Renard.

Es gibt keine Kunst ohne Wechselbeziehungen, ohne Aufnahme und ohne Ausstrahlung; wohl gibt es Perioden ungestörten Ausreifens, aber wenn sie zu lange währen, folgen Erstarrung und Unfruchtbarkeit. Künstlerische Rezeption ist nicht immer Zeichen der Ermüdung, sondern ebenso oft bessere Einsicht. So zeigen auch die künstlerischen Erscheinungen des Rheinlandes im Verlauf einer langen, reichhaltigen Geschichte Eigenstes und Fremdes, starke Anpassungsfähigkeit und bodenständige Kraft in schöpferischer Vereinigung.

Wenn es auch keine unbedingte Parallelität der allgemeinen Geschichte und der Kunstgeschichte gibt, so ist doch die rheinische Kunst selten gesonderte Wege gegangen, fast immer ist sie mitgewandert — mit den Dienern der Kirche und mit den Jüngern Merkurs, auf den kriegerischen und auf den friedlichen Pfaden der Politik. Wer sich der Vielgestaltigkeit ihrer Schöpfungen nähern will, muß es mit der Vorurteilslosigkeit des wahren Historikers tun; er wird sich nicht allein der elementaren geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen aller künstlerischen Zeugungsfähigkeit dauernd bewußt bleiben, sondern er wird ebenso stets im Auge behalten müssen, daß schon durch die geographische Lage die Rheinlande von Natur zu einer Vermittlerrolle im Weltverkehr berufen waren, und daß damit ihnen eine wesentliche nationale Kulturaufgabe vor anderen Gebieten Deutschlands gestellt war. Andernfalls kommt man allzu leicht zu falschen, vielleicht sogar ungerechten Urteilen.

Erstes Kapitel.

Die Kunst der Karolinger und Ottonen.

Karolingische und ottonische Baukunst. — Buchmalerei und Elfenbeinplastik. — Reste der Wandmalerei. — Goldschmiedekunst. — Byzantinische Einflüsse.

Zu allen Zeiten ist es ein besonderer Stolz der Rheinlande gewesen, in ihren engeren Grenzen das Denkmal zu bewahren, das gemeinhin als Ausgangspunkt der deutschen mittelalterlichen Kunst angesehen wird — die Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen. Die Aachener Pfalzanlage wurzelt wie alle ihre karolingischen Schwesteranlagen in den antiken großen Villen- und Palastbauten.

Digitized by Google

Ein großer Binnenhof, der jetzige Katschhof, ist umschlossen südlich von der Kapelle, nördlich von der Aula, dem jetzigen Rathaus, an den beiden anderen Seiten von Nebengebäuden, von denen heute nur noch Reste des Palast und Kirche verbindenden westlichen Ganges erhalten sind. Der zweigeschossige Zentralbau der Kirche — ein Achteck mit umliegendem Sechzehneck und mit einer turmartigen, von Treppentürmen flankierten Westvorhalle, in deren Obergeschoß die Kaiserloge liegt — entstand in den Jahren 798—805; Odo von Metz, ein Deutscher, war der Baumeister. Nicht die mehr oder weniger zufällige Erhaltung dieser stolzen Hofkirche, die Kaiser Karl über den Resten eines jahrhundertelang in Benutzung gewesenen römischen Heilbades und über denjenigen einer bescheidenen älteren fränkischen Anlage errichtete, ist das Entscheidende, sondern der doppelte Umstand, daß hier ein von Anfang bis zu Ende selbständig durchdachtes Kunstwerk entstand, und daß das angestrebte Ziel einer technisch und künstlerisch höchsten Leistung nach dem Willen des Bauherrn erreicht wurde. Sonst wäre der Ruhm des Bauwerkes unerklärlich. Gewiß gehört der Gedanke des Zentralbaues der antiken Kunst an, die antiken Säulen und Kapitelle sind angeblich aus Ravenna herbeigeschafft, die an Ort und Stelle gegossenen Bronzetüren und Gitter, die Profilierungen und die ganze Quadertechnik sind antik, durchaus selbständig aber ist die Durchführung des Baugedankens als zweigeschossige Hof- und Grabkirche, wie denn auch Aachen für Jahrhunderte den Typus der romanischen Hofkirche bestimmt hat. Von den angeblichen Vorbildern — am längsten hat S. Vitale in Ravenna als solches gegolten — ist keines von entscheidendem Einfluß gewesen; der Aufbau der Kuppel, mit der Verstrebung durch die ansteigenden Tonnengewölbe des Emporengeschosses, ist vielleicht sogar eine ganz neue Erfindung des Meisters Odo gewesen. Vor allem auch trägt die völlige Einheitlichkeit der Durchführung, die Beschränkung der Schmuckformen auf das unbedingt Notwendige den Stempel absoluter Klarheit und Selbständigkeit. Epigonenkunst waren die unbedeutenden Flickereien und Herstellungen gewesen, die die Franken z. B. an dem Römerturm oder bei der Herstellung des spätrömischen Dekagons von S. Gereon in Köln vorgenommen hatten, auch die bescheidenen kleinen Grabdenkmäler nach antikem Vorbild in Trier und selbst die barbarische, mit Figuren geschmückte Grabstele aus Niederdollendorf (Bonn, Prov.-Museum). Eigenste fränkische Kunst war Kunstübung der Völkerwanderungszeit, primitive Kleinkunst auf Spangen, Goldschmiedestücken in Bandwerk- und Tiermotiven, hochstehend ausschließlich in der Metalltechnik. Hier aber bei dem Aachener Bau wird unter stärkster persönlicher Beteiligung des Kaisers der entscheidende Schritt zur Monumentalkunst getan; die Ausdrucksmittel konnten freilich nur diejenigen der antiken Welt sein; denn die Vergangenheit der fränkischen Kunst bot so gut wie nichts zu diesem Werke.

Von der Aula ist außer den Fundamenten nur der sog. Granusturm am Rathaus in beträchtlicher Höhe vorhanden; mit seiner über-

Digitized by Google

sichtlichen Treppenanlage zeigt er den gleichen schlichten strengen Formenrhythmus wie die Kirche.

Im Süden und im Norden am Rhein, in Ingelheim und Nymwegen (Valkhof), sind die spärlichen Reste weiterer Pfalzanlagen Karls des Großen erhalten, die grundsätzlich verwandte Anordnung zeigen.

Wohl noch mehr die künstlerischen Vorzüge der Pfalzkapelle wie ihr geschichtlicher Ruhm als Grabstätte Karls des Großen und Krönungskirche der deutschen Könige haben die bis weit in das 12. Jahrhundert hineinreichenden Wiederholungen des Motives von Aachen — oft freilich gemischt mit dem ebenso beliebten Motiv der Grabeskirche in Jerusalem — veranlaßt — die Kapelle der Nymwegener Pfalz (im 12. Jahrhundert stark restauriert) und im 11. Jahrhundert die Nachbildung in Ottmarsheim (Els.) ferner die untergegangenen Wiederholungen Diedenhofen S. Johannes in Lüttich und S. Walpurgis in Groningen sind die wesentlichsten westdeutschen Beispiele. Kunstgeschichtlich am interessantesten aber ist die Ausstrahlung des Aachener Motives nach Essen, wo unter Otto III., dem romantischen Kaiser und glühenden Bewunderer Karls d. Gr., in dem Westwerk des Essener, fast nur von Mitgliedern des Königshauses regierten vornehmen Damenstiftes das System des Oktogons zum Abschluß des Langhauses im Geiste der üppigeren Kunst des Ottonenreiches verwendet worden ist.

Das Aachener Münster ist Hof- und Grabkirche, Luxus- und Repräsentationsbau; als es entstand, war in dem kirchlichen Leben längst die Entscheidung zugunsten der Basilika, d. h. des dreischiffigen langgestreckten Baues mit überhöhtem Mittelschiff gefallen. Von den gut erhaltenen karolingischen Basiliken liegt keine im Rheinland, doch hat fleißige Forscherarbeit einige Anhaltspunkte für die ältesten monumentalen Basilikalkirchen der Rheinlande herbeigeschafft. Nachrichten und eine primitive Abbildung gestatten eine einigermaßen zuverlässige Rekonstruktion der bedeutendsten dieser Bauten, des alten Kölner Domes, den Karls des Großen Freund, Erzbischof Hildebold, noch bei Lebzeiten des Kaisers begonnen hatte — eine mächtige Säulenbasilika mit zwei Querschiffen und doppelter Choranlage (Westchor und Ostchor), eng übereinstimmend mit dem, was von dem ältesten Dom in Fulda und durch das karolingische Idealschema des S. Gallener Klosterplanes bekannt ist.

In St. Castor zu Koblenz, der im Jahre 836 geweihten Stiftskirche außerhalb des römischen Kastells, scheinen wesentliche Teile des Planschemas zum mindesten bei den späteren Umbauten erhalten worden zu sein; in Cornelimünster bei Aachen stehen das schlichte quadratische Atrium und die in den Fundamenten festgestellten drei Apsiden einer ziemlich bescheidenen Basilika wohl in Beziehung zu dem ältesten Massivbau der im Jahre 814 gegründeten berühmten Benediktinerabtei, und ebenso muß der dreischiffige, mit Tonnen überwölbte Westbau der dortigen Pfarrkirche noch als karolingisch gelten. Keine Spuren der ältesten Bauten sind von den bedeutenden anderen

Digitized by Google

karolingischen Gründungen der Eifel, Prüm und Stablo, erhalten. Das ist im Verhältnis zu dem großen kirchlichen Aufschwung des 9. Jahrhunderts recht wenig; namentlich versagen die Römerstädte des linken Rheinufers so stark, weil hier die Römerbauten ein Neubaubedürfnis anscheinend nur in Köln für die Kathedralkirche des neuen Erzbistums aufkommen ließen. Das Stift S. Gereon benutzte den römischen Ovalbau; das Langhaus der bedeutsamen Pippinidengründung S. Maria im Kapitol steht auf einem mächtigen Tempelfundament. In dem zur Frankenzeit so stark eingeschränkten Trier dienten die eine der beiden römischen Basiliken als Dom und bis ins 12. Jahrhundert wahrscheinlich die Ostpartie des Kaiserpalastes als Kreuzkirche; in Pfalzel bei Trier wurde ein römischer Bau am Anfang des 8. Jahrhunderts schon weitgehend bei der Einrichtung eines Nonnenkonventes verwendet.

Um so wichtiger werden daher die Reste der ältesten Anlagen der beiden bedeutenden rechtsrheinischen Gründungen der Karolingerzeit: Essen und Werden. In Werden ist das Grab des Stifters, des hl. Ludgerus († 809), das außerhalb der Kirche lag, noch im 9. Jahrhundert in dieselbe einbezogen worden — eine einfache, rechteckige Grabkammer, der Umgang vielleicht erst bei dieser Kirchenerweiterung hinzugefügt. Der älteste Bestand hat Ähnlichkeit mit dem Servatiusgrab in Maastricht, derjenige mit Umgang mit dem Severinusgrab seiner schon im Jahre 804 genannten Kölner Titelkirche. Von der im Jahre 873 vollendeten Salvatorkirche in Werden sind die Fundamente festgestellt worden; es war eine geräumige dreischiffige Basilika mit Stützenwechsel (in jedem Joch ein Pfeiler, zwei Säulen, ähnlich wie in Aachen), einer großen Westempore und drei Apsiden. Von ähnlich strengem schlichtem Rhythmus war die Kirche des von dem Hildesheimer Bischof Altfrid um 860 gegründeten Essener Stiftes; wenn auch die aufgehenden Langhausmauern wohl erst einem ottonischen Bau angehören, so muß die karolingische Kirche doch die gleichen Abmessungen gehabt haben, und weil der ottonische Westbau in den im heutigen Bestande stark erneuerten Säulenhof des westlich vorgelagerten Atriums hineingeschoben ist, darf man dieses Atrium nach antikem Vorbild als eine der wenigen genauer festzulegenden ältesten Anlagen dieser Art ansehen.

Der Holzbau ist trotz der entgegenstehenden Vorschriften Karls des Großen stark verbreitet geblieben; für die Kirchen auf dem Lande, die im 9. Jahrhundert bei dem schnellen Fortschritt der Bistumsorganisationen in großer Zahl entstehen, dürfen wir die Holzkirche als die Regel annehmen; vielleicht macht eine kleine Kapelle auf einem Vorwerk der Aachener Pfalz — Palenberg —, mit einem seltsam antikisierenden Rest des Chores, eine Ausnahme.

Die Kunst des Karolingerreiches hatte ihre große Aufgabe — Monumentalisierung mit Hilfe der antiken Formensprache — erfüllt; sie hatte dazu dem Kirchenbau in der Basilika ein festgegliedertes Schema gegeben, das mit seinen wesentlichen Einzelheiten: Langhaus,

Digitized by Google

Querhaus, Choranlagen, Krypten, der späteren Entwicklung ihre unabänderlichen Richtlinien vorschrieb.

Die kirchliche Gründungs- und Bautätigkeit der ottonischen Zeit steht derjenigen der karolingischen Epoche keineswegs nach, und besonders das Königshaus war im stärksten Maße wieder an den rheinischen Stiften und Klöstern interessiert, nachdem die ersten Ottonen sich vornehmlich des sächsischen Stammlandes angenommen hatten. Erzbischof Bruno von Köln, der Bruder Ottos des Großen, ist der Gründer von S. Pantaleon, S. Andreas und Gr. S. Martin in Köln; in S. Pantaleon ruht er mit der Gemahlin Ottos II., der griechischen Kaisertochter Theophanu. Otto III., der Romantiker, ruht in dem Aachener Münster; sein Schwager, Pfalzgraf Ezzo, gründet die Abtei Brauweiler, von seinen Söhnen wird der jüngere, Hermann, Erzbischof von Köln, von seinen Töchtern regierten nicht weniger als fünf, z. T. in Kumulation, die bedeutendsten Frauenklöster jener Zeit: Essen und Gerresheim, Dietkirchen und Vilich, Neuß, S. Maria im Kapitol zu Köln, St. Marien in Mainz, Nivelles in Brabant. Essen stand überhaupt ein Jahrhundert lang nur unter der Leitung von Mitgliedern des Königshauses. Theophanu und ihr Sohn Otto III. sind besondere Freunde des Trierer kunstliebenden Bischofs Egbert und Gönner der uralten Benediktinerabtei Echternach. Nie wieder sind in der deutschen Geschichte die Beziehungen zwischen Kirche und Herrscherhaus so eng gewesen; auf diesen engen Beziehungen beruht die außerordentliche Größe und Höhe der Kunstleistungen des 10. und des beginnenden 11. Jahrhunderts.

Die Baukunst steht auch hier wieder als unmittelbarer Ausdruck künstlerischen Wollens und Könnens im Vordergrund. Ottonische Langhausbauten — die Langhäuser der frühmittelalterlichen Kirchen sind von Natur infolge ihrer technisch geringeren Widerstandsfähigkeit stets der Zerstörung und Erneuerung stärker ausgesetzt gewesen — sind am Rhein aber wiederum selten. In Essen gehören dieser Zeit wahrscheinlich noch die äußeren Langhausmauern mit einer durchlaufenden Nischengliederung und das Querhaus mit den seltsam abgeschrägten Ecken an; an der alten Stiftskirche in Zyfflich am untersten Niederrhein (um 1000) und in der zur späteren Zeit überleitenden, wie Zyfflich stark mißhandelten Luciuskirche in Werden (seit 995) hat sich die typisch ottonische Langhausgliederung wenigstens erhalten — Stützenwechsel, die Säulen mit der bezeichnenden Vereinfachung des antiken korinthischen Kapitells, feingliederige Profilierungen. Die einzige im ganzen Umfang erhaltene, wenn auch stark restaurierte große ottonische Stützenwechsel-Basilika ist die nach 1016 begonnene Willibrorduskirche der Abtei Echternach.

Ein besseres Bild geben einzelne Bauteile: Krypten und Westwerke. In Werden wurde im Anschluß an das Ludgerusgrab eine einfache rechteckige Außenkrypta für die Angehörigen des Heiligen errichtet, die erblich in der Abtswürde folgten; sie ist im Jahre 1059 durch einen größeren Neubau mit vier Säulen ersetzt worden; ähnlich

Digitized by Google

die im Jahre 1051 geweihte ältere Krypta in Essen. Eine vielleicht etwas jüngere tiefliegende, aber außen als selbständiger Bauteil an den Chor anschließende Außenkrypta findet man in Susteren im Maastal; die bedeutendste und eigenartigste Anlage dieser Art war die im Jahre 1674 von den Franzosen gesprengte Außenkrypta der Abtei S. Maximin von Trier — im Jahre 952 geweiht, dreischiffig und zweigeschossig, also mit 6 Altären ausgestattet.

Über den ottonischen Westwerken hat ein besserer Stern gewaltet; sie allein können heute am Rhein noch einen augenfälligen Beweis für die Stärke der ottonischen Baukunst geben. Ihre Reihe, gegründet wieder auf den Aachener Westbau Karls des Großen, — rechteckige Vorhalle mit flankierenden Treppentürmen und halbrunder, großer Außennische mit dem Portal — war möglich also nur durch Preisgabe der in der vorigen Periode beliebten Doppelchörigkeit. Der Wunsch nach Ersatz für den wegfallenden Ostaltar sowie der Wunsch nach möglichst zahlreichen Altären haben neben dem Streben nach reicher Gruppierung wohl wesentlich diese Westbauten veranlaßt. Das früheste Beispiel ist die im Jahre 943 geweihte „turris S. Mariae“ in Werden; ein zweigeschossiger Bau mit Emporen und stattlichen Treppen, westlicher Portalnische und mächtigem Zentralturm wird als Pfarrkirche der älteren Abteikirche angefügt. In S. Pantaleon zu Köln begegnet zuerst eine ähnliche Anlage — querschiffartig, so daß der Mittelraum mit dem kurzen schweren Turmaufbau offenbleibt, die Seitenräume mit unteren und oberen Altären emporenartig sich gegen ihn öffnen, nach Westen eine offene Vorhalle mit den beiden hoch über den Mittelturm hinausgeführten Treppentürmen. In einfacherer Form ist das Motiv bei S. Maria im Kapitol und in Brauweiler wiederholt, in fast gleicher Art, vielleicht erst am Ende des 11. Jahrhunderts, in Münstereifel. In Beziehung zur Werdener Pfarrkirche scheint die bis in das 12. Jahrhundert folgende Entwicklung in Westfalen gestanden zu haben; S. Patroklus in Soest — in merkwürdiger Übereinstimmung mit Susteren im Maastal — haben das Motiv mit dem von Emporen umbauten Zentralturm weitergeführt; die einfachere Lösung des von Treppentürmen flankierten, aber des Westportales entbehrenden mächtigen Westturmes ist für die romanischen Kathedralen Westfalens typisch geworden ebenso wie für Sachsen und Teile Westfalens die Anlage eines wenig tiefen, mit Empore ausgestatteten Westbaues, über dessen Baumasse die beiden Ecktürme herauswachsen; in diese Reihe gehört auch die bedeutsame Westchoranlage von Nivelles in Brabant (um 1050). Am Mainzer Dom sind — wie in S. Michael zu Hildesheim — die Treppentürme den Kopfseiten des breiten westlichen Querhauses vorgelegt worden.

Aus den reichen Wechselbeziehungen, die die ganze ottonische Baubewegung beherrscht haben, sind endlich die beiden rheinischen Westwerke erwachsen, deren außerordentliche, auf malerische Belebung gerichtete Gestaltungskraft den Geist ottonischer Baukunst wohl am eindringlichsten zeigen: die Westbauten in Essen und Trier. In dem ottonischen Feudalstift Essen hat man in freierer, eleganterer

Digitized by Google

Nachahmung des Aachener Münsters die Hälfte des dortigen Systemes verwendet, um einen Westabschluß mit Altären in zwei Geschossen zu schaffen — durch die Überschneidung von Aufbau und Lichtquellen eine rein malerische Auflösung des Innenraumes. In Trier hat man unter Erzbischof Poppo (1016—1047) bei der Verlängerung des quadratischen römischen Domes gegen Westen auf den Westchor nicht verzichten wollen, war auch durch das strenge System des Altbaues stark gebunden; so kam man zu dem maßstäblich wundervollen wuchtigen Rhythmus der Westfront — die große Apsis flankiert von den quadratischen Türmen, die in tiefen Blenden die Portale mit doppelter Galerie aufnehmen und wieder durch die auf den Ecken der Türme angeordneten runden kleineren Treppentürme zusammengehalten sind — eine Außenarchitektur, die im Rheinland wohl zu erstenmal ganz auf Kontrast von Licht und Schatten eingestellt ist. Gerade bei dem Trierer Dom zeigt sich auch, wie stark die ottonische Baukunst noch der antiken Formensprache bedurfte, genau so, wie die Innenräume mit der Nischengliederung arbeiten und wie Kapitelle, Profilierung in ihrer grundsätzlichen Anlage der Antike noch folgen. Freilich ist es auch offensichtig, wie die Einzelform verfällt, langsam umgestaltet und von dem Architekten zu freiem Spiel verwendet wird. Die sächsischen Stammlande zeichnen sich dabei durch eine größere Frische, wenn auch größere Derbheit der Einzelheiten aus; im Rheinlande wirkte das Erbe der Antike in größerer Feinheit und konservativerer Gesinnung des Details nach.

In der Frage nach den darstellenden Künsten in der Zeit der Karolinger und Ottonen steht an der Spitze der Streit um die Hofschule Karls des Großen; es fehlt an einem festen Nachweis, wo sie stabilisiert gewesen ist — in Aachen oder auch in Ingelheim. Nach der von Karl ihr gesetzten Aufgabe sollte sie als zentrales Bildungsinstitut Kenntnisse und Fähigkeiten der antiken Kultur erhalten und vermitteln. Das zeigen schon deutlich die „tituli", d. h. Inhaltsangaben monumentaler Wandmalerei-Zyklen, von denen im Original keiner erhalten ist. Man weiß aus den „titulis" Einiges über die Wandmalereien in Aachen, in Kirche und Palast zu Ingelheim; andere werden mit einiger Wahrscheinlichkeit für den karolingischen Dom in Köln in Anspruch genommen, in dessen Apsis demnach um die Mitte des 9. Jahrhunderts schon das ikonographische Schema auf Jahrhunderte hinaus festgelegt gewesen wäre: Der thronende Weltrichter mit zwei Cherubimen, darum Darstellung der vier Evangelisten und der vier Paradiesesflüsse, darunter die zwölf Apostel. Was in Aachen aufgedeckt worden ist, ist wenig — einige Figuren, mit dem Pinsel in roten Konturen flott auf den Putz hingesetzt als Unterzeichnung für die Mosaiken —, immerhin genug, um den Zusammenhang mit den späten Mosaizierungen in Rom und somit mit den Ausläufern der antiken Malkunst darzutun. Wichtig ist, daß im Ingelheimer Palast auch schon Profandarstellungen, eine Serie von Kaiserbildnissen, vorhanden waren.

Digitized by Google

Um so reicher ist der Bestand an illustrierten Handschriften und Elfenbeinschnitzereien. Fürs erste ragt noch als ein Rest alter Kunstbetätigung der Völkerwanderungszeit die Tier- und Bandwerkornamentik weit in die Handschriftenmalerei der karolingischen Epoche hinein; Träger waren die irischen und schottischen Klöster, von denen S. Emmeram in Regensburg und namentlich S. Gallen solche Handschriften geschaffen haben. In Köln war Gr. S. Martin mit irischen Mönchen besetzt. Zwei zweifellos alten rheinischen Besitz darstellende Codices dieser Art finden sich noch in Köln (Dombibliothek und Kunstgewerbemuseum), ein anderer im Essener Kirchenschatz.

Die Verknüpfung gewisser Handschriften mit der Schola palatina ist nicht unbestritten. Eng zusammengehörig und in Beziehung zu Karl stehen das von ihm in Auftrag gegebene Godescalk-Evangeliar und die von einer angeblichen Schwester Karls, der Äbtissin Ada in Mainz, bestellte Prachthandschrift. Für Aachen hat man die nächstverwandte Gruppe in Anspruch nehmen wollen, deren Hauptstück das Evangeliar der Krönungsinsignien ist, auf das die deutschen Könige in Aachen den Eid ablegten, und zu der eine ganze Reihe vom Niederrhein stammender Handschriften gehört — die noch in Aachen befindliche Evangelienhandschrift, zwei aus Xanten stammende Codices in Brüssel und Berlin, einer aus Süchteln in London. Die Metzer Schule und diejenige von Tours zeigen wie die dem Rheinland zugewiesenen Handschriften eine unmittelbare Aufnahme der antiken Malerei; dahin gehören die für Karl den Kahlen geschaffenen Codices und vor allem auch das Evangeliar, das Lothar im Jahre 852 nach Prüm stiftete, als er sich in die klösterliche Einsamkeit dorthin zurückzog. Die Schule von Reims dagegen zeigt als eine ganz neue, selbständige Auffassung in flotter zeichnerischer Darstellung das Streben nach lebendiger Darstellung des Vorganges; Hauptwerke sind der sog. Utrechtpsalter und das Ebon-Evangeliar. Doch scheinen die Rheinlande keinen Anteil an diesem neuen Stil gehabt zu haben. Persönliche Initiative Karls des Großen — das ist das Wichtige für die rheinischen karolingischen Handschriften — scheint auch hier zur strengen Nachahmung spätrömischer Buchmalerei geführt zu haben; es mag ihm der einzige Weg gewesen sein, der aus dem primitiven Zustand der Flächenornamentik zur Darstellung persönlicher Vorgänge führen konnte. So sitzen die Evangelisten, auf deren Darstellung sich die vorherrschenden Evangelienhandschriften beschränken, an ihren Schreibpulten in freier Landschaft bei der Arbeit, in antiker Toga, energische, kurzgeschorene Römerköpfe. Es ist kein ernsthafter Versuch einer künstlerischen Durchdringung oder auch nur einer selbständigen Beobachtung, sondern eine Übertragung klassischer Vorbilder; daraus entspringt auch die zunehmende Roheit mit dem Verfall des Karolingerreiches. Die ältesten karolingischen Elfenbeintafeln ertragen eine genauere Lokalisierung noch weniger als die Buchmalereien; man kann höchstens wegen der Verwandtschaft der Auffassung, in teilweise stark zeichne-

Digitized by Google

rischem Sinne, eine Anzahl von ihnen mit der Gruppe der Ada-Handschrift in Verbindung setzen. Ein Elfenbeindiptychon aus diesem Kreise im Aachener Domschatz mit Darstellungen nach dem Lukas-Evangelium zeigt in dem Bemühen um anschaulichere Darstellung keinen Wesensunterschied gegen altchristliche Sarkophagreliefs oder ein altchristliches, gegenständlich ähnliches Diptychon im Mailänder Domschatz. Eine bestimmtere lokale Zuweisung wird möglich bei der sog. Luithardgruppe; hier trifft man z. B. bei dem Sakramentar des Metzer Bischofs Drogo (826—855) in den Miniaturen und dem Elfenbeindeckel auf ein ähnliches Streben nach malerisch-anschaulicher, stellenweise skizzenhafter Darstellung, wie es die Reimser Miniaturenschule zeigte; diese scheint also auf die Gegend der oberen Maas stark eingewirkt zu haben, namentlich auf Metz, und von hier aus scheinen — unter Lockerung der Abhängigkeit von der Buchmalerei — starke Einflüsse auf das engere Rheinland ausgegangen zu sein.

Mit solchem künstlerischem Rüstzeug trat das Zeitalter der Ottonen die Erbschaft des großen Karolingerreiches an; es übernahm jenen Dualismus der spätkarolingischen Kunst: auf der einen Seite hieratische Auffassung aus der Antike heraus in feststehenden Typen, auf der anderen Seite unwiderstehlichen Drang nach unmittelbarer Verständigung mit dem Beschauer und nach Ausdehnung der Darstellung. Hand in Hand mit der ottonischen Buchmalerei, die in derselben Gegend — Trier und Echternach — einen neuen Brennpunkt bekommt, entwickelt sich die Elfenbeinplastik in der jüngeren Metzer Schule weiter. Zunächst folgt eine Welle eng verwandter Tafeln mit auffallender Bereicherung des Gegenständlichen — vornehmlich Kreuzigungsdarstellungen mit Maria und Johannes, Ecclesia und Synagoge, Sonne und Mond, Okeanos und Gaea. Am Ende des Jahrhunderts erscheint ein Meister, der „in ruhigen, klaren Formen" mit starkem „Schönheitsgefühl" und „Gleichgewicht" der Massen eine Vereinfachung und stärkeren Ausdruck erreicht und damit erst eigentliche plastische Qualitäten erwirbt. Ihm sind der Cruzifixus auf dem Echternacher Codex (983—993, s. u.) und zwei von der Mosel stammende Tafeln der Sammlung Figdor in Wien zuzuschreiben. Die Produktion ist außerordentlich groß gewesen. An Schönheitsgefühl steht eine auf Köln lokalisierte Gruppe dieser Art nicht ganz so hoch wie die genannten Arbeiten: zwei Deckel in Darmstadt und S. Maria Lyskirchen in Köln (beide aus S. Georg in Köln), einer aus S. Gereon im Kölner Kunstgewerbemuseum, zwei weitere Kölner Arbeiten in London und Paris. Vielleicht gehören dahin auch einige etwas unterschiedliche Stücke: der Weihwasserkessel Ottos III. im Aachener Schatz, der Deckel des Theophanu-Codex (Mitte des 11. Jahrhunderts) in Essen und sein Vorbild in Brüssel (früher Sammlung Essingh, Köln), endlich der erst jüngst der Kirche in Kranenburg am Niederrhein entfremdete Weihwasserkessel der Sammlung Pierpont Morgan in London.(?)

In der ottonischen Buchmalerei herrscht zunächst noch ein langes Nachleben der karolingischen Schreibstuben; eine starke Änderung

Digitized by Google

setzt erst im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts ein. Für das Rheinland von größter Bedeutung sind zwei Codices, die in engster Beziehung zu Trier stehen: der Codex Egberti, den das Kloster Reichenau für den Trierer Bischof Egbert hat schreiben lassen, und der wohl unter Beteiligung Egberts im Auftrag der Kaiserin Theophanu und ihres Sohnes Otto III. zwischen 983 und 991 in Trier für die Abtei Echternach hergestellte Codex (s. o. S.373) — beides Prachthandschriften mit einem bislang unerhörten Reichtum an bildlichen Darstellungen. Die Reichenau war zweifellos für die Ottonenzeit das Malerkloster; das beweisen ihre reichen Wandmalereien und beweist namentlich der Umstand, daß das Reichenauer Kloster gerade für das Königshaus eine Reihe wichtiger Handschriften hergestellt hat, u. a. die Evangelienhandschrift, die Otto der Große († 973) um 970 für das Aachener Münster hat herstellen lassen. Es stimmt mit dem Charakter ottonischer Kunstübung überein, wenn Größe und Inhalt sich in auffallender Weise ausdehnen. Der Echternacher Codex mit der Zahl seiner Bilder, mit dem goldenen Einbanddeckel ist vielleicht überhaupt die üppigste deutsche Handschrift des Mittelalters. Die künstlerische Auffassung der Figur bleibt noch nebensächlich; als wichtigstes erscheint dem Künstler — wie in den Elfenbeinen — Anschaulichkeit, Beweglichkeit und Eindringlichkeit des Vorganges, sein hauptsächlichstes Mittel dazu ist Lebendigkeit der Geste. Im unmittelbaren Zusammenhang damit steht die gewaltige Ausdehnung des Gegenständlichen; weit über die Geschichte Christi und der Apostel hinaus macht man jetzt sogar den kühnen und nicht erfolglosen Versuch, zu den Gleichnissen der hl. Schrift vorzudringen. Am bekanntesten sind ob ihrer außerordentlich drastischen Darstellung die Bilder mit dem Gleichnis der Arbeiter im Weinberg.

Die Reichenauer Schule hat anscheinend nach zwei Seiten eine starke Ausstrahlung gezeitigt: einmal nach Regensburg (S. Emmeran), wo sich am Ende der Ottonenzeit eine lebhafte Schreib- und Maltätigkeit entwickelt hat, die hier stärkere Berührungspunkte mit der byzantinischen Kunst fand und dadurch einen mehr repräsentativen Charakter bekommt, — das andere Mal nach Trier wohl durch die Bemühungen des kunstliebenden Bischofs Egbert; das Hauptwerk ist eben der Echternacher Codex. Dann aber, vornehmlich schon im 11. Jahrhundert, ist auch Echternach, das, wie der Bau seiner Kirche unter Erzbischof Poppo erweist, damals seine höchste Blüte erreichte, in den Kreis der wesentlichen westdeutschen Schreibstuben eingetreten. Ob es wirklich möglich ist, die eng verwandten Arbeiten von Trier und Echternach genau zu unterscheiden, mag hier dahingestellt bleiben. Der Trierer Werkstätte werden namentlich das Evangelienbuch der St. Chapelle in Paris und ein Sakramentar aus Lorsch in Chantilly zugewiesen, der Echternacher Schule der Codex aureus aus Speyer im Escorial mit Bildnissen Konrads II. und Heinrichs III., ein Evangeliar Heinrichs III. (?) in Bremen, ein weiteres in Brüssel.

Digitized by Google

Vielleicht sind die entscheidenden Anregungen für die anderen rheinischen Schreibstuben der Ottonenzeit von Trier-Echternach ausgegangen. Die meisten Werke werden der Kölner Gruppe zugewiesen, die sich auf einer gewissen Höhe der Leistungen lange Zeit hält: Lektionar des Erzbischofs Evergerus († 999) in der Kölner Dombibliothek, Evangeliar der Abtissin Hidda in Gerresheim, Evangeliare in Paris, Stuttgart und Köln (Stadtarchiv und S. Maria in Lyskirchen), eines in der Bibliotheca Ambrosiana in Mailand u. a. m. Geringeren Umfanges sind die Arbeiten der Prümer Gruppe (Troparium in Paris) sowie einer Mainzer Gruppe (zwei Codices im Mainzer Domschatz) und die verwandten, aus Essen und Werden stammenden Handschriften: aus Essen zwei Missalien in der Düsseldorfer Landesbibliothek und das Evangeliar der Abtissin Swanhild in Manchester (Sammlung Rylands), aus Werden zwei Handschriften in Berlin, von denen die Vita Ludgeri den Verfall, namentlich die starke Roheit der Ausführung, am deutlichsten bekundet.

Es darf aber nie außer acht gelassen werden, daß die starke Bewertung der Bilderhandschriften für die Kunstgeschichte des Mittelalters auf äußeren Gründen beruht; sie sind in größerem Umfange und in besserer Erhaltung auf uns gekommen als die Wandmalereien. Die Monumentalmalerei hat aber selbstverständlich die Führung gehabt. Das gilt, selbst wenn aus der ottonischen Zeit auch im Rheinland das eine oder andere an Wandmalereien erhalten ist, dennoch von ihr so gut wie von der Karolingerzeit. Ein Vergleich des besterhaltenen und künstlerisch am höchsten stehenden Zyklus ottonischer Wandmalerei — der Darstellung des für die Folge durch Jahrhunderte so wichtigen Jüngsten Gerichtes — in S. Georg zu Oberzell auf der Reichenau mit gleichzeitigen Buchmalereien zeigt die von den Wandgemälden ausgehende Typologie deutlich. Wir wissen auch von dem Inhalt eines großen Wandmalerei-Zyklus in der in den Jahren 942, 949 und 952 geweihten Abteikirche S. Maximin von Trier. In größerem Umfange erhalten sind neben einigen Resten in Köln, S. Maria im Kapitol, Emmerich, S. Martin, Werden, Abteikirche und Münstereifel nur zwei Werke, die Ausmalung des Westchores in Essen und diejenige von S. Lucius in Werden; dazu einige Teile von raumgliedernder Ornamentik, große Mäanderfriese in Echternach sowie in S. Georg und S. Aposteln in Köln, die den kompliziertesten, zur Wandaufteilung in Oberzell verwendeten Friesen dieser Art verwandt sind. Alle diese Werke gehören erst der Mitte oder der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an; das ist aber nicht weiter von Belang, weil die ottonische Malerei als geschlossene Erscheinung sich weit in die Zeit der Salier hinein erstreckt hat.

Beide Zyklen, geographisch einander so naheliegend und aus derselben Zeit (Mitte des 11. Jahrhunderts), erscheinen dem Beschauer doch so gegensätzlich. In den Malereien von S. Lucius in Werden (geweiht 1063) liegt ein streng hieratischer Zug: in den Wandnischen Halbfiguren und Standfiguren, bartlos, noch ganz im Sinne spätantiker

Digitized by Google

Bildnisse in strenger Vorderansicht, also stark byzantinisierend, wie solche Typen sich vereinzelt auch sonst in der deutschen Malerei bis in das Ende des 12. Jahrhunderts hinein zeigen. Die Ausmalung des Essener Westbaues, die wahrscheinlich unter der Äbtissin Theophanu (1039—1056) vorgenommen wurde, gewinnt in mehrfacher Hinsicht besondere Bedeutung für die Kunstgeschichte der Rheinlande. Inhaltlich schließt sie sich der Bestimmung des Westchores genau an: unten um den besonders in der Passionszeit benutzten Petrusaltar die Geschichte Christi nach dem Opfertod, sein Wiedererscheinen auf Erden, im Obergeschoß mit dem Altar des Erzengels Michael, des Patrons der hochgelegenen Turm- und Torkapellen, Engelchöre und Darstellungen aus der Engelgeschichte; beide Darstellungskreise weisen auf die Gemälde der Halbkuppel, die zweite Wiederkehr des Heilandes, der, umgeben von den Engelscharen, Gericht hält. In den Zwickeln der Arkadenteilung Rundmedaillons mit Bildnissen, nicht Heiligen, sondern wohl Bildnisse von Äbtissinnen und vielleicht sogar von um Essen verdienten Mitgliedern des Königshauses. Stilistisch bemerkenswert ist der — namentlich in der ottonischen Buchmalerei so ungewohnte — schlanke Figurentypus; man begegnet ihm freilich in nächster Nähe im Schatz der Kirche. Wie die Rundmedaillons mit Bildnissen auf alte antike Überlieferung zurückgehen und in der byzantinischen Malerei üblich sind, so darf man gerade an dieser Stelle an stärkeren Einfluß aus dem Osten glauben. Fördernd mag dazugekommen sein, daß die durchsichtige Zierarchitektur des Westbaues keine Flächen übrigließ und zu eleganter Einpassung der Kompositionen zwang. Dieses zweite Moment mit dem dritten, einer neuen, durchaus zeichnerisch arbeitenden Technik, die im Gegensatz zu der alten Deckfarbenmalerei die Figuren in Dunkelrot mit dem Pinsel durchkonturiert und ihnen mittels einer dünnen durchsichtigen Farbenbehandlung ihren dekorierenden Charakter und die Einheitlichkeit mit der Mauerfläche sichert, weisen den Weg auf lange hinaus, bis zu den höchsten Leistungen rheinischer Monumentalmalerei im 12. Jahrhundert.

Elfenbeine und Miniaturen sind für den ersten Abschnitt des Mittelalters, dank ihrer äußeren Gleichartigkeit und ihrer großen Zahl, die Träger der Stilentwicklung für die kunstgeschichtliche Forschung geworden; für eine Darstellung der künstlerischen Kultur aber bedürfen sie der Ergänzung durch kostbare Stoffe, durch Goldschmiede- und Emailwerke, Bronzegüsse, die mit ihnen die bedeutendsten rheinischen Kirchenschätze füllen. Die letzten künstlerischen Absichten des Ottonenreiches werden vielleicht erst durch diese Werke klar, die einen besonderen Stolz des Rheinlandes bilden. Der Domschatz in Trier (mit dem bei der Trennung der Diözese leider in den Limburger Dom überführten Teil), der Schatz des Essener Stiftes und der Aachener Münsterschatz geben wohl den stärksten Eindruck von ottonischer Schmuckkunst überhaupt. Edelmetallkunst in Verbindung mit Elfenbeinschnitzereien, Filigran, Fassung meist antiker geschnittener Halbedelsteine und mit den durchsichtigen, zwischen feinen Stegen auf

Digitized by Google

Goldplatten eingeschmolzenen Glasflüssen (Emails) ist in so üppiger und so vornehmer Form nie wieder erreicht worden — Kleinkunst im vornehmsten Sinne des Wortes. Die seltenen kleinen, noch mit Bandwerk und Tierornament geschmückten, z. T. mit Almandinen und rohem trübem Email geschmückten karolingischen Stücke, vornehmlich sog. Taschenreliquiare, wie dasjenige Witekinds aus dem Schatz in Enger (Berlin, Kunstgewerbemuseum), weisen den Weg, der überraschend schnell im 10. Jahrhundert zur Höhe führt. Wie für die Buchmalerei (s. o. S. 374) hat Bischof Egbert in Trier eine reiche Pflegstätte auch der Edelmetallkunst geschaffen. Das Andreasreliquiar, ein goldenes Reliquiengehäuse in Fußform, das auf einem mit Elfenbeinplatten und Goldemailstreifen bekleideten Tragaltar steht, und das Behältnis des hl. Nagels in Trier, der kostbare Einband des Echternacher Codex mit getriebenen Figuren, Emailschmuck und Elfenbein in Gotha (s. o. S. 373 f.) und die goldene Hülle des Petrusstabes (980) in Limburg sind die Hauptstücke der Trierer Werkstätte. Sie hat die importierten byzantinischen Goldemailstücke, die sich vielfach auf rheinischen Stücken finden, fast gleichwertig nachzubilden verstanden. Wo die Essener Prachtstücke entstanden, ist noch ungeklärt; dieser Reichtum des Essener Schatzes läßt erst in vollem Umfang den Charakter dieses feudalen Damenstiftes erkennen: Vier große goldene Kreuze mit Steinen und Email; zwei davon sind Stiftungen der Äbtissin Mathilde (973—1011) und ihres Bruders Otto von Schwaben, ähnlich dem Lotharkreuz im Aachener Schatz, das dritte ist Stiftung der Äbtissin Theophanu (1039—1056); das vierte Kreuz, das Evangelienbuch, auf dessen Deckel Theophanu als Stifterin erscheint, ein Zeremonienschwert in goldener getriebener Scheide und mit Edelsteinen am Griff ergänzen die Reihe kostbarer Werke, die allein unter dieser einen Abtissin dem Schatz zuflossen. Dazu kommt der große siebenarmige Leuchter, der älteste unter den Stücken dieser Art und inschriftlich unter Äbtissin Mathilde (973—1011) beschafft; er wird mit seiner feinen Ornamentik und der nie im Mittelalter wieder erreichten technischen Vollendung des Bronzegusses als byzantinische Arbeit angesprochen. Das Prunkstück ist das $^3/_4$ m hohe Sitzbild der Goldenen Madonna, eine strenge Holzskulptur mit strähnig scharfer Faltengebung, ganz mit Goldblech bekleidet und mit Nymben in Goldemail ausgestattet — die einzige figurale größere Skulptur der Ottonenzeit, zweifellos in der hieratisch strengen, fast morosen Auffassung unter starkem byzantinischem Einfluß entstanden. Man schreibt sie mit annehmbaren Gründen der Regierungszeit der Äbtissin Sophia (1011—1039), einer Tochter Ottos II. und der griechischen Kaiserstochter Theophanu zu. Außer in diesen drei rheinischen Kirchenschätzen sind nirgendwo auch nur annähernd so viele Prunkstücke vereinigt. Stilgeschichtlich bedeutsam ist die Erscheinung, daß die Ornamente und Figuren durchaus einheitlich jene Schlankheit und Eleganz zeigen, die man auch in den Essener Wandmalereien feststellen kann. Zu unterscheiden ist davon deutlich der

Digitized by Google

Stil der lebendigeren und untersetzten Figuren auf den getriebenen Reliefs der von Otto III. dem Aachener Münster als Altaraufsatz geschenkten „goldenen Tafel" und des wohl gleichzeitigen Buchdeckels mit byzantinischem Elfenbeinrelief der Muttergottes.

Immer wieder mußte der byzantinische Einfluß gestreift werden; nach langer, sehr unterschiedlicher Beantwortung scheint in der „byzantinischen Frage" jetzt eine ruhigere Auffassung eingetreten zu sein. Griechische Künstler werden — auch unter den Bauleuten — des öfteren seit der karolingischen Zeit genannt; wir wissen, daß fast dauernd politische und kaufmännische Beziehungen zum Osten bestanden haben, und sehen heute klarer, wie in vielen feinen Verästelungen die Kanäle von dem oströmischen Imperium nach Deutschland hinüberleiteten, daß aber gerade darum manche an byzantinische Kunst erinnernde Erscheinung nicht auf unmittelbarem Einfluß gegründet zu sein braucht, sondern daß ein in stetiger Erneuerung begriffener fester Besitzstand von der Karolingerzeit an in der deutschen Kunst vorhanden war. An Stelle der spätrömischen Kunst war, seit dem Ausgang der Karolinger besonders, die Kunst des fernen, in sagenhaftem Reichtum und Luxus lebenden Ostroms getreten. Diese Auffassung wurde durch direkten Import gestützt, und die Verbindung war am stärksten, als Kaiser Otto II. die griechische Kaisertochter Theophanu heimführte. Es kamen ja auch vornehmlich jene kostbaren Webstoffe herüber, deren Herstellung in Deutschland unmöglich war, und deren das Mittelalter von jeher in Kirche und Palast so stark bedurft hat. Nach den z. T. sehr frühen sassanidischen Stoffen (ein Stück des 7. Jahrhunderts mit einer Jagd des Prinzen Bahram Gor auf Löwe und Wildesel in S. Kunibert zu Köln) waren es später vornehmlich die Gewebe der byzantinischen Staatsmanufaktur; die bekanntesten sind der Elefantenstoff mit den Namen von zwei Aufsichtsbeamten der Manufaktur, der im Jahre 1000, bald nach seiner Herstellung, bei der Eröffnung des Grabes Karls des Großen durch Otto III. über die Gebeine gelegt wurde, und der auf die Jahre 921—931 datierte Stoff mit purpurfarbenen großen Löwen, in den die Gebeine des hl. Anno († 1075) eingehüllt waren. Daß die Kaiserin Theophanu aber die besondere Trägerin einer großen Welle byzantinischen Kunsteinflusses gewesen sei, findet sich gerade in dem unmittelbar auf sie zurückzuführenden Echternacher Codex wie auch in dem ganzen Kunstbetrieb des ihr so nahestehenden Trierer Bischofs Egbert in keiner Weise bestätigt; ihre Heirat mit Otto II. erwuchs aus alten Beziehungen zum Ostreiche, nicht umgekehrt hat diese Heirat die Beziehungen geschaffen. Die deutsche Kunst hat wie jede starke Kunst die byzantinischen Elemente ihren Anschauungen angepaßt und umgestaltet, daher auch recht frei mit ihnen schalten und walten können. Gerade die byzantinischen Einflüsse in der Ornamentik, wie sie besonders an den Werken des Essener Schatzes und etwa an dem Konsekrationskamm des hl. Heribert von Köln († 1024) im Kölner Kunstgewerbemuseum sich zeigen, erweisen diese Verarbeitung deutlich.

Durch das Zeitalter der Karolinger und der Ottonen geht ein

Digitized by Google

dauernd wachsender Wille des deutschen Volkes zur Kunst; die befruchtenden Anregungen, die von der römischen Spätantike anfangs ausgehen, machen allmählich den Einflüssen von Byzanz Platz; diese erreichen ihren Höhepunkt in dem Kaisertum der Ottonen, aber bleiben doch stets antiken Geistes. Übernommenes und Neugeschaffenes gehen in dieser ganzen Periode eng nebeneinander her — in denselben Handschriften die Evangelistenbilder in der strengen hieratischen Form des Thronenden unter antiker Tempelfront mit Vorhängen, daneben die Geschichten der Hl. Schrift, erfüllt von dem starken Drange nach eigenem, nationalem Ausdruck. Auflösung der antiken Kunstform ist der innere Prozeß. Die Rheinlande haben fast dauernd im Mittelpunkt der Entwicklung gestanden, die das große Reich Karls langsam auflöst — und so bleiben ihnen neben der Auswirkung in das östliche Neuland hinein auch die starken Beziehungen zum ganzen Nordwesten.

Essen und sein Schatz sind das ausdrucksvollste Zeugnis für den Geist der Hofkunst unter Otto III., im Rahmen ihrer weiteren Zusammenhänge auch Ausdruck für die enge und der Kirche als eine Art von Staatskirchentum auf die Dauer unerträgliche Verbindung weltlicher und geistlicher Interessen. Der beginnende Kampf der größten geistigen Mächte des Mittelalters bedeutet darum besonders im Rheinland das Ende einer ausgesprochen höfischen Kunst und das Erwachen einer großen nationalen Kunst.

Zweites Kapitel.

Die romanische Kunst.

Fortbildung der ottonischen Baukunst und neue kluniazensische Einflüsse. — Übergangsstil und versteckte Gotik. — Spärliche Monumentalplastik und reiche Goldschmiedekunst. — Blüte und Verfall der Wandmalerei.

Der Weg, den Staat und Kirche gemeinsam zurückgelegt hatten, hatte sie unzertrennlich verbunden. Die von Burgund ausgehenden kirchlichen Reformbewegungen — zuerst die kluniazensische Reform der alten feudalen Stifte der Benediktusregel, dann die neuen Gründungen der Praemonstratenser und der Zisterzienser — sind nicht die einzigen Träger des kirchlichen Kunsteifers geworden. Kirche und Staat sind konkurrierende Gewalten auf diesem Gebiet gewesen — und das Ende der romanischen Zeit sieht als dritte Kraft noch das Bürgertum zur Teilnahme an der Kunst heranwachsen; besonders die Salier waren ja die Förderer des rheinischen Städtewesens.

So konnte die Kirche auch weiterhin der wesentliche Kulturträger bleiben, und es konnten die umgestaltenden Kräfte der kirchlichen Reformen die reiche, spätottonische Bautätigkeit ohne Unterbrechung aufnehmen und durchdringen. Gerade die Bischöfe unter den letzten Ottonen — Heribert d. H. († 1024), Pilgrim († 1036) und namentlich

Digitized by Google

Hermann II († 1059) in Köln, Poppo († 1047) in Trier — hatten z. T. schon enge Beziehungen zu Cluny; der Freund Konrads III., der Kölner Erzbischof Hermann II., ein Ottonensproß, der mit seinen Schwestern im Verein die größte Bedeutung für die Übergänge von der ottonischen zur frühromanischen Baukunst gehabt hat, ging zum Kummer seines Herrn in das Lager von Cluny über und verleugnete damit die Kirchenpolitik der Ottonen vollends.

Am Mittelrhein entfaltet sich unter dem Schutz der Salier die große Bautätigkeit an den Kathedralen Mainz, Worms und Speyer — Mainz begonnen durch Erzbischof Willegis (975—1011), Worms geweiht unter Bischof Burkhard 1018, Speyer, die Grabkirche der Salier, seit etwa 1030 im Bau. Köln bleibt aber trotzdem von überragender Bedeutung; damals, im 11. Jahrhundert, werden die wesentlichen Grundlagen zum „heiligen Köln" gelegt.

Man darf vielleicht von einem Dualismus sprechen: Am Anfang des 11. Jahrhunderts taucht in den ersten großen strengen Pfeilerbasiliken der Kölner Gruppe, deren bedeutendstes Beispiel die unter Heribert und Pilgrim erbaute Apostelnkirche in Köln (wohl um 1035) ist, jener schlichte große Pfeilerbau auf, der dem romanischen Kirchenbau im Rheinland in seiner breiten Masse eigentümlich geblieben ist. Vielleicht allein S. Suitbertus in Kaiserswerth mit seinen großen Verhältnissen, den flachen Decken und dem Mangel an schmückendem Beiwerk kann noch den Eindruck dieses Bautypus ungestört vermitteln. Die Gründungstätigkeit ist nie so stark gewesen wie im 11. Jahrhundert; der Erzbischof Heribert hatte das römische Kastell Deutz zur Benediktinerabtei gemacht und S. Aposteln zum Stift. Die beiden großen Kölner Erzbischöfe, die die stärksten Förderer kluniazensischer Grundsätze waren, Hermann II. und Anno, setzen diese Gründungstätigkeit in erhöhtem Maße fort und führen damit auch unmittelbare formale Einwirkungen von Cluny auf die rheinische Architektur herbei.

Cluny hat im 11. Jahrhundert zwei Ausstrahlungen nach dem Westen gezeitigt: die ältere, noch nicht ganz übersichtliche geht nach Köln, die jüngere, künstlerisch scharf ausgeprägte schafft die Hirsauer Bauschule. Jene ältere aber scheint wesentlich die Bauten unter Erzbischof Hermann beeinflußt zu haben: Brauweiler, die Gründung seines Vaters (1048 begonnen, Krypta 1050, Hauptbau 1061 geweiht), S. Severin in Köln, Neubau der Ostteile bei Einrichtung des Stiftes (1043—1050 etwa), Essen, zweite Krypta, 1051 unter seiner Schwester Theophanu geweiht; Werden, S. Lucius (995—1063) (s. o. S. 369). Hermanns Nachfolger, der hl. Anno, ist Gründer der Benediktinerabteien Siegburg, Grafschaft (Westf.) und Saalfeld, er dotiert Siegburg mit den späteren Propsteien Zülpich und Oberpleis, gründet die Kölner Stifte S. Maria ad gradus (untergegangen) und S. Georg, gestaltet S. Gereon in Köln und S. Cassius in Bonn zu Stiften um. Insbesondere fällt aber in Hermanns und Annos Zeit, die wie für die Anfänge der bedeutendsten Kathedralbauten in Deutschland, so namentlich auch für die kirchliche Baukunst Kölns die wichtigste war, der Neubau des damals gleichfalls

Digitized by Google

von einer Schwester Erzbischof Hermanns, Ida, regierten Damenstifts S. Maria im Kapitol (1065 geweiht).

Für die bedeutendsten dieser Bauten sind verschiedene Momente bestimmend gewesen: die Fortbildung der ottonischen Baukunst in der sächsischen Gruppe, vor allem Hildesheim, die zu weitester verwandter Auswirkung quer durch ganz Deutschland führt —, der wichtigste Bau im Westen mit seinen Beziehungen zu Köln und S. Michael in Hildesheim, auch zu Mainz und Trier um 1050 ist wohl S. Gertrud in Nivelles (Brabant), der auch im Rheintal reich begüterten Pippinidengründung, wieder von einer Schwester Hermanns II. regiert — und die Einwirkungen des älteren Planschemas von Cluny. Das Charakteristische dieses Schemas sind die tiefen Seitenkapellen, die in Säulenstellungen sich gegen das Hauptchor öffnen, weiter die Ausbildung als reine Säulenbasilika gegenüber dem in der ottonischen Baukunst und daher in Sachsen auch weiter beliebten Stützenwechsel. Schon S. Lucius in Werden (s. o. S. 369) hat die typischen Seitenchöre, weiter S. Georg in Köln, das im Jahre 1059 im Bau war und außerdem die einzige romanische Säulenbasilika in der heutigen Rheinprovinz ist. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß die aus dem 13. Jahrhundert herrührende Anlage mit Seitenkapellen in Kaiserswerth auf ein mit dem Langhaus (Mitte 11. Jahrhunderts) gleichzeitiges Planschema zurückgeht. Das Motiv ist auch weiter rheinabwärts gewandert. Die ältesten Teile von S. Martin in Emmerich (2. Hälfte des 11. Jahrhunderts) haben die Seitenkapellen, und am Nordende der kölnischen Interessensphäre zeigen die von Bischof Bernulfus in Utrecht um 1050 erbauten Kirchen S. Peter und S. Johannes die engste Übereinstimmung mit S. Georg in Köln. Im Süden ist Limburg a. d. Hardt (1025—1045) die nächste romanische Säulenbasilika, aber noch ohne die Seitenkapellen, gegen Südosten Hersfeld (seit 1037), im Osten S. Moritz bei Hildesheim (um 1050)—dieses die einzige in dem sächsischen Kreise. Bei dem Hermannschen Bau von S. Severin in Köln erscheinen die Übereinstimmungen mit S. Michael in Hildesheim bedeutsam — die Aufteilung des Querhauses durch Doppelarkaden und die noch ganz spätottonischen Öffnungen der Seitenkapellen mit korinthischen Kapitellen und hohem Kämpferaufsatz, wichtig, weil in diesem ganzen Kreise das in seinem Wesen antike korinthische Kapitell mit Kämpferaufsatz (Gebälkstück) verschwindet, — der letzte Rest der antiken Bautradition. Das Würfelkapitell, das an seine Stelle tritt, entspricht in seiner Strenge und seiner Einfachheit dem herben Geist der neuen Architektur.

Dieser Geist findet seinen Ausdruck vornehmlich auch in den Krypten, die in großer Zahl überkommen sind; denn von nun ab gehört eine geräumige Unterkirche zu jedem bedeutenderen Kirchenbau. Von auffallender Wucht, verstärkt durch die gleichmäßige enge Aufteilung des niedrigen Raumes, sind die eng verwandten Krypten in Brauweiler (geweiht 1050) und S. Maria im Kapitol, von demselben Schema die wohl etwas jüngere Krypta von Oberpleis; dann die einfacheren unter den Langchören von S. Gereon in Köln und S. Cassius

Digitized by Google

in Bonn, diejenigen in S. Georg zu Köln, in Zülpich, in S. Severin, die von Chorbauten der annonischen Zeit allein noch erhaltenen Krypten in M.-Gladbach und Neuß. Eine nicht uninteressante Ausnahme scheint allein die unter dem ganzen Querhaus sich hinziehende Krypta in Annos Lieblingsgründung Siegburg (um 1065) gemacht zu haben — die Rekonstruktion des später niedriger gemachten Raumes ergibt mit seinen Wandnischen eine geräumige und ziemlich hohe Unterkirche — ähnlich etwa den Kapellen S. Stephan in Regensburg und Burg Donaustauf bei Regensburg, entfernter verwandt auch der von „Griechen" im Jahre 1017 für Bischof Meinwerk erbauten Bartholomäus-Kapelle in Paderborn.

Den Höhepunkt der Annonischen Baukunst bildet der Ostbau von S. Maria im Kapitol zu Köln, eine kleeblattförmige Dreiapsidenanlage mit Umgang. Wohl nichts zeigt das Kraftbewußtsein der rheinischen Architektur des 11. Jahrhunderts deutlicher als dieser in die Tat umgesetzte alte idealistische Drang zum Zentralbau und der feste Wille, mit dem der Meister dem ewigen Problem der christlichen Baukunst — Verbindung des Zentralbaues mit der Basilika — zu Leibe geht. Die untere Zeitgrenze ist durch die enge Übereinstimmung der im Jahre 1050 geweihten Krypta von Brauweiler mit derjenigen von S. Maria im Kapitol gegeben; die strengen Details, Würfelkapitelle, schlichte Gesimsschrägen usw. stimmen mit den sonstigen Annonischen Bauten überein, nur am Chor allein gibt der Wechsel von Halbsäule und Pilaster ein etwas reicheres Motiv als die an verwandten Bauten dieser Gruppe(z. B. Zülpich und Graschaft) allenfalls vorkommenden schmalen Lisenen. Der Bau in seiner Gesamtanlage schreit geradezu nach einer Kuppelwölbung über der mächtigen Vierung, und das bezeugt auch in gewissem Sinne den antiken Geist der Idee. Daß die Umgänge stark ausgewichen sind, und daß der Oberbau am Beginn des 13. Jahrhunderts mit Wölbung erneuert wurde, zeigt die Grenze des technischen Könnens, die dem 11. Jahrhundert noch gesteckt war. Eine endgültige und restlos befriedigende Antwort über die Herkunft des Baugedankens ist trotz aller Mühe noch nicht gegeben. Bauten mannigfacher Art in Oberitalien, das sich gerade mit dem Problem der Vereinigung von Basilika und Zentralbau schon so stark beschäftigt hatte, geben die nächsten Parallelen, aber man darf vielleicht auch den römischen Kaiserpalast in Trier heranziehen, dessen Dreiapsidenanlage bis in das 12. Jahrhundert hinein als Kirche in Benutzung gewesen zu sein scheint. Alles dies kann aber den Ruhm des Meisters von S. Maria im Kapitol nicht schmälern, der seiner Zeit weit vorauseilend — so, daß die rheinische Baukunst erst eineinhalb Jahrhunderte später sich wieder stark genug fühlte, seinen Gedanken wieder aufzunehmen, ein Raumproblem von höchster künstlerischer Bedeutung zu meistern unternahm.

S. Maria im Kapitol steht an dem Punkte, an dem sich die Probleme der spätromanischen Baukunst eröffnen. Es scheint, daß erst vom Anfang des 2. Jahrtausends an der Steinbau auf dem Lande allgemein wurde. Älteste seltene Spuren (Keyenberg, Rodenkirchen,

Digitized by Google

Palenberg) zeigen aus der Wende des Jahrtausends noch den ungeteilten Saal im Flächenverhältnis 2 : 1 oder 3:2 mit Apsis, und wohl erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist dieser Bau mit Chorhaus (Chorquadrat und Apsis) und vorgelagertem stumpfem Turm ausgestattet worden; teils stellt sich die Zweischiffigkeit des Langhauses ein, wobei das Seitenschiff meist an der Nordseite liegt (Kriel, Niehl, Muffendorf), und erst im Laufe des 12. Jahrhunderts wird die dreischiffige Pfeilerbasilika mit flacher Decke auch auf dem Lande allgemein üblich. Die stellenweise winzigen Abmessungen der Seitenschiffe bekunden, daß es sich dabei ausschließlich um Reduktionsbau handelt. Diesen Charakter hat der Landkirchenbau in seiner außerordentlichen Entfaltung durchaus bewahrt; im 11.—13. Jahrhundert ist die Mehrzahl der ländlichen Kirchen entstanden und hat im wesentlichen das Baubedürfnis bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts befriedigt. Bauten namentlich in der Euskirchener und in der Düsseldorfer Gegend, sonst am ganzen Niederrhein, westlich im Maastal und besonders in Brabant eine eng verwandte Entwicklung der Dorfkirche, dann östlich auf dem Westerwald und rheinaufwärts bis in den Rheingau. So ging die Kleinkirche den wichtigen baukünstlerischen Fragen für zwei Jahrhunderte aus dem Wege.

Bei den Großbauten liegt das Problematische in der Wölbungsfrage: entweder „Wölbung nach dem gebundenen System“, d. h. mit quadratischen Gewölbefeldern, so daß auf eines im Mittelschiff zwei im Seitenschiff kommen, also auch das Mittelschiff genau doppelt so breit sein muß wie das Seitenschiff — oder aber Überwölbung über Rechteckflächen mit Stelzung oder Drückung der verschieden breiten Bögen. Auch die Großbauten sind dieser Alternative zunächst gerne ausgewichen, indem sie nur die Seitenschiffe einwölbten und dem Mittelschiffe die alte Holzdecke erhielten, ein Konservatismus, der seine gute Berechtigung hatte; denn die Wölbung zerstörte zweifellos den letzten Rest der so ruhigen und großen Raumwirkung der altchristlichen Basilika. Er hatte auch seine praktischen Vorteile; denn bei den Wölbungsmöglichkeiten des 12. Jahrhunderts wäre man zu ziemlich engen Mittelschiffen gekommen. So entsteht das besonders für Köln im 12. Jahrhundert typische Langhausschema mit außerordentlich breiten Mittelschiffen, teilweise bis zur dreifachen Breite der Seitenschiffe. Den Anfang bildet bald nach der Vollendung des Westbaues (1065) das Langhaus von S. Maria im Kapitol, dessen Seitenschiffmauern gegen den Gewölbeschub besonders stark angelegt und tief ausgenischt sind; dem 12. Jahrhundert gehören die nachträglichen Wölbungen der Seitenschiffe von S. Aposteln und Groß S. Martin an, als Neubauten dieses kühlen großzügigen Typus vor allem S. Cäcilien und S. Pantaleon, südwärts S. Castor in Koblenz.

Diese Zurückhaltung war gerade in Köln auf die Dauer nicht möglich; noch unter Heinrich IV. war am Ende des 11. Jahrhunderts die durchgängige Wölbung bei dem Dom in Speier und dann bei dem in Mainz — beide noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf

Digitized by Google

flache Decke angelegt — durchgeführt worden, in Burgund war die Hochburg der Kirchenreform, Cluny, schon vorher dazu gekommen. Es ist bezeichnend, daß im Rheinland eigentlich nur die neuen aus der Klosterreform hervorgehenden Orden die Träger großer einheitlicher Anlagen nach dem gebundenen System gewesen sind. Nicht ganz unbezweifelt steht an der Spitze der Neubau des Damenstiftes Hochelten (1109—1129, die Wölbung vielleicht später); es folgen S. Matthias bei Trier (1131—1143, noch unsicher im System), Herzogenrath (Rolduc) bei Aachen (begonnen 1138), weiter im Norden die Bauten von Groningen und Oldenzaal. Konsequent durchgeführt ist bzw. war das System bei den Prämonstratenserkirchen Steinfeld (begonnen 1142) und Knechtsteden (beg. 1138), auch S. Mauritius in Köln (1144, zerstört). Knechtsteden, noch mit dem sonst aufgegebenen Westchor und dem seltenen Stützenwechsel, ist ganz vereinzelt und scheint nur in der Lütticher Vorortkirche S. Severin aux Condroz ein Gegenstück zu haben; Steinfeld in der kühlen konsequenten Art des Pfeilersystems, darin S. Matthias bei Trier ähnlich, fügt sich eng dem rheinischen Baucharakter ein.

Dieser auch historisch geschlossenen Gruppe gegenüber steht in der Benediktinerabtei Maria-Laach (begonnen anfangs des 12. Jahrhunderts, Weihe 1156, langsame Vollendung bis in das 13. Jahrhundert) ein Bau von der eindrucksvollen Vieltürmigkeit der rheinischen Kathedralen älterer Zeit mit Ost- und Westchor, zwei Querschiffen, zwei Vierungstürmen und vier Flankiertürmen. Das wohl am ehesten fertiggestellte Langhaus (Weihe 1156?) hat jenes andere Wölbungssystem in großzügiger Weise durchgeführt, aber nicht ohne gewisse störende Unschönheiten der Linienführung; möglich, daß es darum seine Fortsetzung zunächst nicht gefunden hat.

So ergibt vorab die Entwicklung der rheinischen Baukunst seit der starken Baubewegung, die mit S. Maria im Kapitol endet, kein besonders klares Bild, vielmehr scheint eine gewisse Nervosität und ein starkes Experimentieren festzustellen zu sein. Das Zeitalter der Salier und Staufer hatte eine hohe wirtschaftliche Blüte, namentlich auch in der Stadtbildung heraufgeführt, die starke Anteilnahme der Erzbischöfe an der Reichspolitik mit ihren italienischen Interessen ergab schon seit dem 11. Jahrhundert mannigfache Beziehungen; auf der anderen Seite liefen die Fäden nach dem Westen, vornehmlich Burgund, aber auch nach den niederländischen Reichsteilen Brabant und Maastal, vielleicht auch nach der Normandie. Treibend sind tektonische und malerische Kräfte, deren Antithese die Rheinlande in dem reichen, spätottonischen Gruppenbau und der strengen Flachdeck-Basilika schon erlebt hatten. Jetzt erneuert sich mit der ungeheuren Ausdehnung der rheinischen Interessensphäre das Verlangen nach reicher äußerer Gestaltung. Die Anfänge einer starken Flächenauflösung lagen auf antiker Grundlage schon in den Ausnischungen der ottonischen Bauten vor (Essen und Brauweiler), sie finden anscheinend zuerst erneute tektonische Auswertung im Langhaus von S. Maria im Kapitol. Die Bekanntschaft mit der oberitalienischen Baukunst, die

Digitized by Google

schon am Anfang des 12. Jahrhunderts in den Details von Maria-Laach beobachtet worden ist, führt vor allem das reiche, für die spätromanische Baukunst am Rhein unentbehrliche Motiv der Zwerggalerie heran (zuerst am Mainzer Dom, um 1135). Die entscheidende technische Neuerung stammt aus dem Westen: das Rippengewölbe und die daraus sich ergebende Spitzbogenform, die in konsequenter gedanklicher Durchbildung revolutionierend auf die mittelalterliche Baukunst einwirken (Gotik). Der Kampf beider Richtungen, der französischen und der kölnischen (Dehio), ist einer der interessantesten in der Kunstgeschichte, sein Schauplatz das Rheintal, und die rheinische Baukunst, materiell auf das stärkste fundiert, hat aus diesem Kampf größten Ruhm davongetragen, wiewohl sie der Logik des neuen Systems, hinter dem eine neue Weltanschauung bürgerlichen Geistes stand, erliegen mußte. Wieweit im einzelnen verschiedene Gegenden Frankreichs an den Einflüssen beteiligt sind, ist umstritten; jedenfalls hat die ganze Bewegung auch in Frankreich selbst kein festes Zentrum gehabt, und von den verschiedenen Provinzen kommen namentlich für die ersten Zeiten noch Burgund und die Pikardie in Frage, dann auch der besonders umstrittene Einfluß normännischer Bauten in Frankreich und England.

Die rheinische Entwicklung — gemeinhin Übergangsstil genannt — umschließt die zweite Hälfte des 12. und das erste Drittel des 13. Jahrhunderts: Überleitung des Gewölbeschubes auf die in den Mauermassen liegenden Pfeiler, daher starke malerische Auflösung der inneren Wandflächen zwischen diesen Pfeilern, also versteckte Gothik letzten Endes, im Äußeren gesteigerte Flächengliederung und malerische Gruppierung. Man sieht, daß in beiden Hinsichten alter rheinischer Besitzstand am Werke ist. Den Auftakt bildet in der Folgerichtigkeit der Durchführung wie auch in der Zeitstellung die Kirche, die Erzbischof Arnold von Wied im Jahre 1151 auf seinem Familiengut Schwarzrheindorf weihte, eine Doppelkapelle, wie sie (z. B. Vianden, Nürnberg) als Burgkirche üblich war; das Erdgeschoß mit stark bewegter Nischengliederung, das Obergeschoß mittels einer Zwerggalerie zurückgesetzt; der zentrale Charakter mit Hilfe des Vierungsturmes, ein nun für die kölnische Gruppe wieder so bevorzugtes Motiv von starkem repräsentativem Ausdruck, ist freilich erst zwei Jahrzehnte später hinzugekommen. Eine Anregung darf man vielleicht in S. Gothard am Mainzer Dom erkennen (s. o. S. 369); anderseits hat Schwarzrheindorf wohl auf den Ausgleich des Geschoßrücksprunges durch eine Zwerggalerie bei dem Ostturm von Maria-Laach eingewirkt, und ähnlich muß man sich den geplanten Abschluß der mächtigen, quadratischen Westhalle mit Nischengliederung und Kuppel an S. Georg in Köln denken (Ende des 12. Jahrhunderts).

Ebenso um die Mitte des 12. Jahrhunderts setzt die wirksame Gestaltung der Westchöre mit hohen Flankentürmen ein, die ein Charakteristikum der spätromanischen Architektur am Rhein geworden ist, zumal da die auf dem linken Rheinufer zahlreicheren Großkirchen nicht gern

Digitized by Google

die Gelegenheit zu malerischer Betonung im Stadtbild sich entgehen ließen. Auch da wird die Zwerggalerie unentbehrlicher Bestandteil. Die frühesten Beispiele sind Bonn und S. Servatius in Maastricht (?), vielleicht von Gerhard von Are, der in beiden Stiften Propst war, ferner S. Gereon in Köln als strenge und konsequenteste Lösung, und so fort, teils zierlicher gestaltet zu kleinen Treppentürmchen am Vierungsturm, teils wuchtig in der älteren Form im ganzen Rheintal bis weit in das 13. Jahrhundert hinein — in Köln allein außer S. Gereon S. Kunibert, S. Maria in Lyskirchen, S. Aposteln, S. Severin, weiter in Brauweiler, Bendorf, Sinzig, Andernach und Lonnig von der gleichen Hand, in Boppard, in Bacharach, in Karden an der Mosel und am Westbau des Trierer Doms.

Die Tektonik der kölnischen Baugruppe — versteckte Widerlager — scheint, namentlich an den Chorbauten, so weitgehende Erfahrungen gesammelt zu haben, daß sie sich gegen Ende des Jahrhunderts zu größten Aufgaben stark fühlte; daß sie dabei auf den Zentralbau von S. Maria im Kapitol zurückgriff, ist bezeichnend für die konsequente Entwicklung, die letzten Endes immer auf die spätrömische Baukunst zurückweist. Wohl im Anschluß an einen Brand von 1185 entsteht die Dreiapsidenanlage von Gr. S. Martin, in den letzten Jahren des Jahrhunderts diejenige von S. Aposteln — Gr. S. Martin mit dem hochragenden Vierungsturm, der in kühner, fast an Leichtsinn grenzender Weise durch Treppentürmchen an den Ecken technisch und künstlerisch zusammengehalten wird, S. Aposteln mit dem breitgelagerten, fast byzantinisierenden achtseitigen Vierungsaufbau. Beide Lösungen sind von tiefem Empfinden für Eingliederung in das Stadtbild geleitet: S. Aposteln in seiner behäbigen Lagerung auf die Ansicht vom Neumarkt her berechnet, Gr. S. Martin in der durch die Lage auf dem Uferrand an der Rheinfront schon gegebenen Bevorzugung war mit der straffen Betonung der Höhenentfaltung die herrschende Note in der schönsten Uferansicht einer rheinischen Stadt, bis im 19. Jahrhundert die Vollendung des Domes ihm Konkurrenz machte. Technisch waren die Leistungen nur dadurch möglich, daß hier in Köln zu der Ausnischung der unteren Partien in konsequenter Weiterführung im Oberbau eine Zerlegung in eine äußere geschlossene Mauerschale und in eine innere Säulenstellung erfolgte, die gemeinsam den Schubwirkungen der Halbkuppeln eine entsprechende Verstrebung entgegensetzten. So allein wurde es möglich, diesen Großbauten die starke Lichtzufuhr zu schaffen und dem Raume die so wundervolle spielende, flüssige Beweglichkeit von Licht und Schatten zu geben, die in rein malerischer Hinsicht ein gothisches Bauwerk nie hat erreichen können. Gr. S. Martin und S. Aposteln haben auch dem Ostbau von S. Maria im Kapitol zur Vollendung geholfen, eine gewisse Enttäuschung nach dem ersten großen Wurf 150 Jahre vorher. Die etwas nüchternen Querarme und die Kuppel gehören vielleicht noch dem 12. Jahrhundert an; der östliche Apsidenaufbau mit Zwerggalerie ist sicherlich erst dem Anfang des 13. Jahrhunderts unter dem unmittelbaren Einfluß jener beiden Bauten ent-

Digitized by Google

standen. Der Gedanke dieser starken Betonung der Vierung im äußeren Bilde hat begeisterte Nachfolge gefunden. Am bedeutendsten sind die Großbauten von S. Quirinus in Neuss (seit 1209) und Liebfrauen in Roermond (1218—1224) — Neuß das Beispiel für reichste Flächengliederung unter wachsender Anteilnahme der kühnsten Spielformen, Fächerfenster, Schlüssellochfenster usw. Aber auch die zum Teil mit älteren Bauten verbundenen Choranlagen und Querschiffanlagen mit Vierungstürmen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sind in diese Filiation zu rechnen, so die eng verwandten Vierungstürme von S. Cassius in Bonn, S. Andreas in Köln und von Gerresheim, vor allem auch der durch seine malerische Einpassung in das Landschaftsbild ausgezeichnete einheitliche Neubau der hochgelegenen Pfarrkirche in Sinzig am Rhein, sämtlich Bauten aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhundert etwa.

Die ein altes rheinisches Erbe darstellende Freude an eindrucksvollen Westbauten im Verein mit der nur auf reichster wirtschaftlicher Grundlage möglichen Schmuckfreudigkeit — es ist die Zeit stärkster Auslandbeziehungen für Köln, namentlich auch nach dem Nordwesten und nach England — bringt nun auch dem Westbau neues Leben, man greift gerne zu der Betonung der Großbauten durch West- und Ostwerke, zu der Vieltürmigkeit der alten Kathedralen zurück. Das führt zur kompakten zweitürmigen Westfront, von der merkwürdigerweise Köln selbst ganz frei geblieben ist; diese Westbauten sind vielfach als einheitliche querhausartige Anlagen in zwei Geschossen ausgebildet, wie der alte Westbau ohne prägnante Turmbildung z. B. auch bei S. Andreas in Köln noch nachlebt, oder noch später (um 1250) das Westquerhaus von S. Kunibert einen kühnen Turm über dem Mitteljoch erhält; nicht ausgeschlossen, daß hier auch Beziehungen zu den Westbauten im Maastal, namentlich Lüttich, bestanden haben. Die Doppelturmfront wird das Übliche, die größte in Xanten (vollendet 1213), im Rheintal namentlich Andernach, Kloster Schönstein, Koblenz, S.Castor, Liebfrauen und S. Florin, Ravengiersburg auf dem Hunsrück, Merten an der Sieg. An letzter Stelle in der spätromanischen Baukunst stehen daher wieder die großen vieltürmigen Gruppenbauten: so war seit der Mitte des 12. Jahrhunderts der reiche Ausbau von Maria-Laach herangewachsen; das reiche Bild von S. Gereon in Köln entstand durch den 1219—1227 erfolgenden mächtigen viergeschossigen Aufbau des Dekagons, und so erwuchs vor allem die Stiftskirche S. Georg in Limburg an der Lahn (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts), in der Siebentürmigkeit und, ähnlich Sinzig, kompakte Grundrißform die malerische Höhenentwicklung bestimmt haben. Gerade Limburg ist noch im Unterbau das Werk eines durchaus in der rheinischen Tradition wurzelnden Meisters; dann aber kommt hier, ähnlich wie in S. Gereon zu Köln, ein Meister zu Wort, der die Kathedrale von Laon gekannt hat, so wie auch in Bacharach eine Einwirkung von Laon über Limburg bei der Fortführung der rheinischen Choranlage anzunehmen ist. Technisch ganz oder fast unwirksame äußere Strebebögen in S. Gereon,

Digitized by Google

Limburg, Bonn, Zülpich sind das erste äußere formale Zeichen der Gotik.

Am konservativsten ist allen Fortschritten gegenüber das Langhaus in der rheinischen romanischen Baukunst gewesen. Zahlreiche Beispiele — Brauweiler, S. Aposteln in Köln usw. — zeigen mannigfache Umbauten: in S. Aposteln zu Köln erst Einwölbung der Seitenschiffe (um 1200), dann des Mittelschiffes mit eingefügten Diensten und sechsteiligen Rippengewölben nach französischem Schema (1219). Eine gewisse Störung der Übersichtlichkeit beruht auch darin, daß die Emporenkirche im Rheintal vom Anfang des 12. Jahrhunderts an eine so starke Entfaltung gezeitigt und damit ein gefügiges Eingehen auf die tektonischen Ergebnisse der sonstigen Entwicklung behindert hat; das hat sicherlich auch zu dem langen Bestand der Flachdecke im Mittelschiff beigetragen (s. o. S. 383). Von S. Ursula in Köln (Anfang des 12. Jahrhunderts) aus hat die Emporenkirche in der Form, daß in der Regel nur die Seitenschiffe kreuzgewölbt sind, namentlich die Pfarrkirchen im Rheintal erobert. Soweit in Köln noch romanische ursprüngliche Pfarrkirchen erhalten sind, sind sie Emporenkirchen (oder wenigstens gewesen) — S. Johann, S. Maria Lyskirchen, S. Columba — und so weiter im Rheintal, wo sich dieser schlichte Typus weit in das 13. Jahrhundert hinein erhalten hat; massiert stehen sie um Koblenz, reichen aber auch bis nach Westfalen, in die Gegend von Düsseldorf und in die Eifel hinein. Die älteste und stattlichste der durchgängig gewölbten Emporenkirchen ist Andernach (etwa 1200—1220), noch fast unberührt von gotischen Baugedanken, breit und kräftig in der Horizontalbetonung des Raumes; alle anderen, vor allem Sinzig, Bacharach, Oberbreisig und Güls an der Mosel (sämtlich zweites Viertel des 13. Jahrhunderts), sind in ihrem stärkeren Vertikalismus ohne gotische Elemente nicht ausgekommen. In Güls wird das romanische Äußere ängstlich gewahrt, im Inneren finden sich versteckte Strebebögen, die an den Gurtbögen des Emporengeschosses sichtbar werden, und in Oberbreisig hat man nach der Ausführung des einen Seitenschiffes mit Emporen in einer äußerst genialen, nicht wiederkehrenden Form, die durchaus den malerischen Raumgliederungen des rheinischen Übergangsstiles entspricht, eine Wölbung des anderen Schiffes mit halben Klostergewölben ausgeführt. Die Gotik hat eine Fortführung dieses Gedankens unterdrückt.

Die eigenartigste, geistreichste, auch in der künstlerischen Durchbildung höchststehende Kompromißlösung, die aus diesem Kampfe rheinischer alter reicher Bautradition und neuer Systematik hervorgegangen ist, war die bis auf den Chor in der französischen Zeit abgebrochene Zisterzienserkirche in Heisterbach (begonnen 1202, Osthälfte vollendet 1227, Westbau vollendet 1237). Das Chor durchsichtig mit gedoppelter Säulenstellung, Umgang und Kapellenkranz in derMauerstärke, darüber massive Strebepfeiler als Widerlager des Apsisgewölbes, also offene Ablehnung sichtbarer frühgotischer Konstruktion; das Langhaus mit zwei Querhäusern in komplizierter, noch stärker an rheinische

Digitized by Google

Baugewohnheiten erinnernder Gliederung mit Nischen und eigenartigen Wölbungen. Die Prämonstratenserkirche zu Dommartin in der Picardie (vollendet 1163) und die vielleicht gleichzeitig mit Heisterbach entstandene Zisterzienserkirche in Pontigny (Burgund) sind die nächsten Beispiele für die Choranlage; Beziehungen in der Wölbungsart bestehen wohl auch zu Maastricht (Liebfrauen).

So sind die Voraussetzungen für die Anwendung der Konstruktionsprinzipien, die die Ostbauten so stark beeinflußt hatten, bei dem Langhaus sehr gering gewesen; das den Chorgalerien im Langhaus entsprechende Bauglied, konstruktiv hier auch nicht so dringend notwendig — das sog. Triforium —, tritt verhältnismäßig spät und erst im Stadium stärkerer frühgotischer Einflüsse in die rheinische Architektur ein. Das Bedürfnis nach Gliederung der leeren Flächen zwischen Seitenschifföffnungen und Fenstern hat man schon früh empfunden, aber rein als künstlerischen Fehler; so kommen blinde Arkaturen an dieser Stelle in der Kölner Gruppe zahlreich vor, zuerst im 12. Jahrhundert bei Brauweiler, später in S. Aposteln, in S. Andreas usw. Wieweit hierbei normannische Einflüsse von Bedeutung gewesen sind, ist eine Streitfrage; manches, wie die in die Arkaden eingestellten Halbsäulen in S. Andreas, spricht dafür; klarer werden diese Einwirkungen da, wo ein Triforium in der Höhe der Obergadenfenster liegt und somit zwei Triforien übereinander erscheinen: im Langhaus von S. Cassius zu Bonn, das mit den hinzutretenden Strebebögen dann freilich seinem ganzen Wesen nach als reine Gotik zu bezeichnen ist — oder auch in Trier, wo bei der Einwölbung des römischen Baues ein solches oberes Triforium in Höhe der Fenster angelegt worden ist. Dieser Fortschritt gehört aber ganz in die tektonischen Gedanken der spätromanischen Architektur Kölns seit der Mitte des 12. Jahrhunderts überhaupt, und man wird die so wichtige Frage nach einem entscheidenden normannischen Einfluß nur beantworten können unter Heranziehung der gesamten Baukunst in den westlichen Gebieten, unter denen z. B. das für die Rheinlande im 12. und 13. Jahrhundert politisch und wirtschaftlich so bedeutsame Herzogtum Brabant in der Breitenentfaltung einen romanischen Kirchentypus zeigt, der sich von der flachgedeckten üblichen Pfeilerbasilika des Niederrheines kaum unterscheidet. Das geht so weit, daß von kleinen Einzeltypen der besonders für die Umgebung von Bonn charakteristische, aber auch in Eifel und Westerwald vorkommende Kleinbau der sog. Ostturmkirchen (d. h. Chor und Turm so in einem Bauglied zusammengefaßt, daß die Turmhalle als Chorhaus dient) in Brabant auch wiederkehrt.

Es gibt selbstverständlich eine ganze Reihe von Bauten, die sich der großen Entwicklung nicht ohne weiteres einfügen. Dahin gehören die nicht dem Aachener Schema einzugliedernden Zentralbauten, zu denen die Grabeskirche in Jerusalem die Anregung gab. An erster Stelle stand die untergegangene Bonner Taufkirche S. Martin, ein ziemlich großer Rundbau mit innerer Säulenstellung (11. Jahrhundert), die vielleicht auch in frühen italienischen Bauten wurzelte, ferner die

Digitized by Google

gleichfalls verschwundene ähnliche Kirche des Doppelklosters Lonnig auf dem Maifeld; an zweiter Stelle der sog. Turm in Mettlach, eine hohe zweigeschossige Achteckkapelle mit Nischengliederung im Erdgeschoß und oberen Umgang, also keine Nachahmung von Aachen, sondern auch auf italienische Coemeterialbauten oder ähnliches zurückgehend. Ein späteres ganz freies Beispiel des Zentralbaus ist der Sechseckbau mit innerer Säulenstellung auf der Burg bei Kobern (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts), mit dem in geistreicher Form wohl auch eine Erinnerung an die Grabeskirche geschaffen werden sollte. Die Beispiele besagen genug, um den Gedankenreichtum der rheinischen romanischen Baukunst dort darzutun, wo es sich um Spezialaufgaben handelte. Der sonst am Rhein nicht übliche Hallenbau (drei gleich hohe Schiffe) hat wieder in der Deutschordenskapelle aus Ramersdorf (jetzt auf dem alten Friedhof in Bonn) um 1230 einen Vertreter von entzückender Grazie und Ausgeglichenheit erhalten, der wohl nur in Verbindung mit dem Klosterbau des Übergangsstiles seine Ergänzung finden kann.

Die wichtige Frage nach der lokalen Umgrenzung dieser ganzen mächtigen kirchlichen Bautätigkeit, deren Mittelpunkt Köln vom 11. bis 13. Jahrhundert gewesen ist, läßt sich heute im wesentlichen schon beantworten; sie umfaßt im wesentlichen das ganze Rheintal bis an die Nahe, das Moseltal und die Eifel bis in die Nähe von Trier, rechtsrheinisch im wesentlichen noch den kirchlich zu Kurköln gehörigen Westerwald. Nach Norden und Nordwesten verschwimmen die Grenzen stark, eine stärkere lokale Note erscheint hier nur im Maastal, anscheinend mit den Vororten Lüttich und Maastricht; einzelne Kirchen im Ruhrtal, Jülich mit seiner offenen Turmhalle, das nahegelegene Barmen mit offener Turmhalle u. a., zeigen offenkundig Beziehungen zum Maastal. Die kirchliche Grenze des alten Bistums Tongern verlief ja dem Wurmbach entlang. Auffallend ist die strenge Absonderung der westfälischen Entwicklung; der Typus der ganz gewölbten Kleinkirchen mit Stützenwechsel — der rheinischen Entwicklung fremd und direkt entgegengesetzt — hat im Bergischen Lande einen Vorstoß im 12.—13. Jahrhundert gemacht, der mit den Bauten der Gummersbacher Gegend, den zierlicheren, etwas jüngeren Kirchlein in Paffrath und Herkenrath, ja selbst mit einer linksrheinischen Kirche, Rheinkassel, bis dicht an die Mauern Kölns reicht. Bedeutsamer ist die sich seit der ottonischen Zeit entwickelnde Sonderstellung von Trier. Im Kleinkirchenbau wird vielfach der oblonge Turm mit Satteldach bevorzugt, bei den gleichfalls hier vorkommenden Ostturmanlagen regelmäßig im Gegensatz zum Niederrhein ohne Apsis. Ob hier Beziehungen zu Lothringen vorliegen, ist noch nicht geklärt. Offenkundig ist dagegen heute der Zusammenhang von Verdun, das einst zum Trierer Sprengel gehörte, mit den wesentlichen Trierer Bauten des 12. Jahrhunderts — voran als erster der Anbau eines polygonalen Chores an der Porta nigra mit schweren Strebepfeilern und flach gedeckter Zwerggalerie (Mitte des 12. Jahrhunderts), bei dem angeblich auch

Digitized by Google

provenzalische Einflüsse mitsprechen; bald darauf der reich gegliederte Ostchor des Trierer Domes unter Erzbischof Hillin und Johann (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) in enger Verwandtschaft mit Verdun, und endlich der Hauptturm von S. Matthias bei Trier, dessen reiche Einzelheiten — akroterienartige Gewächse an den Turmecken, Besatz mit Wellenbändern, Halbkugeln, üppiges antikisierendes Blattwerk — lange als Ergebnis des Umbaues im 18. Jahrhundert gegolten haben, jedoch meist ursprünglich sind und damit den Weg zu dem stärkeren Nachleben der antiken Ornamentmotive im Südwesten weisen. Die Kirchen in Merzig und in Roth an der Sauer (mit Stützenwechsel) deuten ähnliche Beziehungen an, und selbst bei dem mit den typisch rheinischen Rhombendächern versehenen Westbau von Ravengiersburg auf dem Hunsrück lassen sich die Spuren jener Detailbehandlung verfolgen.

Im Süden, in den pfälzischen Gebieten, trifft man auf oberrheinische Beziehungen; der prächtige Quaderbau der Klosterkirche in Sponheim (12.—13. Jahrhundert) ist mit seinen ruhigen, wohlabgewogenen Verhältnissen und dem Mangel der rheinischen Schmuck- und Gliederungsfreudigkeit das bezeichnende Beispiel dafür. Auf seinen Spuren steht der noch in spätromanischer Zeit begonnene Bau der Klosterkirche Offenbach am Glan (begonnen um 1220), dessen weitere Ausführung aber zu den bedeutendsten Werken der Frühgotik im Geiste von Laon gerechnet werden muß. Der einzige größere Klosterbau des 12. Jahrhunderts, Disibodenberg (1108—1143), ist nur in den Untermauern erhalten; es war eine flachgedeckte Pfeilerbasilika mit Anklängen an das Hirsauer Grundrißschema.

Stifte und Klöster sind die einzigen Träger dieser mächtigen Baubewegung gewesen; die Ergänzung der Kirchenbauten durch die Klostergebäude ist aber infolge der vernichtenden Wirkung der Französischen Revolution auffallend dürftig. Abgesehen vom Kloster Eberbach im Rheingau (12.—13. Jahrhundert) kann man sich nur mit Hilfe einer Reihe von Aufnahmezeichnungen (Kölner Klöster und Stifte, Altenberg) noch ein Bild dieser Bauwerke verschaffen. Gerade Köln ist besonders hart getroffen worden; sein einziger romanischer Kreuzgang, S. Maria im Kapitol, ist wesentlich umgestaltet; in Hamborn, Oberpleis, Sayn sind nur dürftige Reste erhalten. Eine stärkere Veranschaulichung bieten nur noch der ganz erhaltene Kreuzgang von S. Cassius in Bonn (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) und derjenige von Rommersdorf mit dem schönen Kapitelsaal (etwa 1220—1230). Hier — schon durchsetzt mit den ersten Spuren der Gothik — kommt die Entfaltung des starken Schmuckbedürfnisses, mit dem die rheinische Entwicklung endet, zu glänzendem Ausdruck, besonders in der außerordentlich fein durchdachten Gliederung. Das Empfinden ist durch ganze drei Jahrhunderte vorwiegend tektonisch geblieben; daher allein war es möglich, der andringenden Gothik so lange standzuhalten. Über allen malerischen Neigungen und aller Auflösung der Architektur, über aller Betonung des äußeren und inneren Bildes, über der wachsenden Menge von Lisenen, Halbsäulen, bizarren Fensterformen usw. stand doch stets ein unverrück-

Digitized by Google

bares Gefühl für Raum- und Massenwirkung. Dies sichere Gefühl für Verhältnisse und Maßstäbe bis zum Kleinsten hat die Schönheit der Kleinarchitektur um die Wende des 13. Jahrhunderts allein ermöglicht, und der konsequente Fortschritt von der Strenge der Annonischen Baugruppe macht es erklärlich, daß die Antike — im Gegensatz zur französischen Entwicklung — so geringe Spuren hinterließ. Die Frage der Bauornamentik ist noch gar nicht geklärt. Neben dem fortlaufenden stillen Zufluß byzantinischer Elemente während des 12. Jahrhunderts sind sicherlich zuerst lombardische Einwirkungen, dann seit 1200 etwa bei dem reichen Pflanzenornament mit Tier- und Menschendarstellungen nordfranzösische Einflüsse wesentlich am Werke gewesen (z. B. Köln: S. Andreas, Maria-Laach: Vorhalle. Bonn: Münster, Trier: Dom, Seitenaltäre am Choraufgang usw.). Am Ende zeigen sich — wie in den charakteristischen Fensterformen — allerlei Versuche barocker Tendenz, z. B. in dem Zackenbesatz der Gurtbögen in der Vorhalle von S. Andreas in Köln; die merkwürdigste derartige Schöpfung ist der Baldachin über dem Stiftergrab in Maria Laach: sechs einwärts geneigte Säulen mit einer durchbrochenen Kuppel aus volutenartigen Ranken, das Ende romanisch-tektonischer Gesinnung. Möglich sind solche Erscheinungen nur auf Grund höchsten technischen Könnens und praktischer Erfahrung als Resultat einer äußerst intensiven Baubetätigung. Von den streng rhythmischen Maßverhältnissen in Grundriß und Aufbau — Ergebnis eines Suchens nach dem Gesetz — ist einiges schon festgestellt, weniger ist uns bekannt über die sicherlich weitgehende Verwertung optischer Täuschungen, Verringerung der Arkadenbreiten (Neuß), der Schiffbreiten (Roth an der Sauer), fallender Fußboden mit gleichmäßig fallenden Scheitelhöhen der Arkaden in der Blickrichtung (Maria-Laach) — Dinge, denen die Kunstgeschichte im wesentlichen erst wieder in der Kunst eines Bernini begegnet.

Im Profanbau und im kirchlichen Wohnbau — Klostergebäude, Burg und Patrizierhaus — trifft man in der ganzen romanischen Zeit auf äußerste Beschränkung des Steinbaues. Von Klosterbauten bewahrt Karden an der Mosel in dem Zehnthaus und in dem Klosterflügel mit dem für den Anfang des 13. Jahrhunderts typischen Wechsel von Rund- und Kleeblattbögen um die Doppelfenster die besten Beispiele; dazu treten vereinzelte Reste. Im Burgenbau, der seit der Mitte des 12. Jahrhunderts mit den schnell entstehenden kleinen und kleinsten Dynasten- und Lehnsburgen emporwächst, kommt es teils zum engen festen Steinhaus (Friesdorf, Geisbuscherhof), teils zum stumpfen, breiten Wohnturm — die wichtigsten und interessantesten Beispiele aus der Zeit und in der Technik des Trierer Westchores (Mitte des 11. Jahrhunderts) sind die kleinen Trierischen Stadtburgen, der Frankenturm vor allem, teils zum hochragenden runden, im Mittelgebirge mit Vorliebe zu dem fünfseitigen Bergfrid, der seine massive Schneide der Angriffseite zukehrt. Massive Palasanlagen scheinen neben dieser Gattung nur im beschränkten Umfang vorhanden gewesen zu sein, (Kobern, Nürburg), der Typus war aber wie in der Großanlage schon fertig ausgebildet.

Digitized by Google

Das stolzeste Beispiel dafür in der Dynastenburg, der Saalbau der Schwanenburg in Kleve, ist untergegangen, und nur die reich ornamentierten Portale zeigen hier in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine selten reiche, künstlerische Durchbildung.

Erst am Ende des romanischen Stiles erwächst das stolze steinerne Patrizierhaus, wichtig durch die repräsentativ-künstlerische Gestaltung und die Normierung des Staffelgiebels auf Jahrhunderte hinaus, deutliches Dokument für die Bedeutung des großstädtischen Patriziates am Beginn des 13. Jahrhunderts (sog. Overstolzenhaus in Köln, Dreikönigenhaus in Trier, Abbildungen untergegangener Kölner Häuser).

Jedenfalls tritt der Wunsch nach künstlerischer Ausbildung gegen solche Baugesinnung bei der Burg durchweg stark zurück, und auch die einzige unmittelbar staufische Anlage am Rhein, Friedrich Barbarossas Pfalz in Kaiserswerth, scheint im Gegensatz zu seinen sonstigen Bauten auf reiche Durchbildung verzichtet zu haben. Freilich — erhalten sind nur die beiden Untergeschosse des im Wasser liegenden mächtigen Rechtecks mit Turm und kleinem Binnenhof, großer bequemer Treppe in der Mauerstärke, eine Mauermasse aus stärksten Basaltsäulen, Trachytquadern und den wohl auf lombardische Einwirkung zurückgehenden ältesten rheinischen Ziegeln, von größtem Ernst und äußerster technischer Solidität; der erst darauf sitzende Saal aus Tuff mit großen Fenstern ist vernichtet.

Der Zeit der um das rheinische Städtewesen so verdienten Hohenstaufen gehören auch die ältesten Stadtbefestigungen an. Der schlichte ältere Typus läßt sich noch lange Zeit verfolgen: einfache Mauern, sofern es überhaupt zu solchen kam, und die Tore als Mauerpforten mit einem massiven Überbau (Reste: Neuß, Obertor; Andernach, Rheintor; Trier, Neutor, abgebrochen, 12. Jahrhundert). Der entscheidende Anstoß zu stolzerer Gestaltung bei der Anlage der unerhört umfänglichen Stadterweiterung Kölns (um 1180) ist von den starken konstantinischen Befestigungsanlagen ausgegangen; wenigstens sind die charakteristischen Kölner Torburgen mit den halbrunden Flankentürmen der Tore und die Halbtürme der Mauerstrecken nicht anders erklärlich. Gegenüber stand um die Heribertsgründung, die Abtei Deutz, das konstantinische Kastell noch vollkommen intakt. So ist Kölns Befestigung auf Jahrhunderte hinaus das Vorbild geworden, die mächtigste in Deutschland; sie konnte das werden, weil gleichermaßen von der Römerzeit bis ins späte Mittelalter die elementaren Grundlagen — Angriffsmittel von geringer Rasanz und dagegen ausreichende Abwehr durch Überhöhung des Verteidigers — eine nennenswerte Änderung nicht erfahren hatten. Für die künstlerische Formengestaltung in der romanischen Zeit ist der Profanbau stets der Empfangende gewesen.

Das eminente Übergewicht der tektonischen und raumschöpferischen Kräfte bedingen die Stellung der darstellenden Künste, den Mangel an monumentaler Plastik wie die willige Unterordnung der Monumentalmalerei. Für die Plastik bezeichnend ist der Umstand,

Digitized by Google

daß die Datierungen des ersten größeren Werkes, der Holztür in S. Maria im Kapitol zu Köln, zwischen dem Vollendungsdatum der Kirche (1065) und der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts schwanken — dicht gedrängte, glotzäugige, untersetzte Figürchen, die mit ihren unbeholfenen Gesten keine Fortentwicklung über die spätottonische Kunst zeigen, am ehesten verwandt dem im Jahre 1129 fertiggestellten Schrein des Xantener Domes. Die wenigen spezifisch kölnischen Großplastiken — Tympanon aus S. Pantaleon, Skulpturen in S. Maria im Kapitol, Retabel in Brauweiler und vor allem der ausdrucksvolle große Kruzifixus im Dom — zeigen offenkundige Beeinflussung durch die sog. byzantinische Renaissance, die damals ja einen erheblichen Export von Elfenbeinen auch nach dem Rheinland gehabt hat; in dieser Gruppe liegen auch die nächsten Berührungspunkte mit der Monumentmalerei. Die andere Gruppe knüpft stärker an die ottonische Kunst an und hat starke Zusammenhänge mit dem Maastal, sie ist z. T. derber, aber doch von frischerer Auffassung: Tympanonreliefs aus der Kirche zu Egmond a. d. Maas (um 1130), vom Neutor in Trier, in S. Caecilien zu Köln, das ähnliche Retabel in Maastricht, S. Servatius, die Chorschranken in Gustorf bei Grevenbroich, ein jüngst gefundenes Relief in der Abtei Siegburg und das Retabel in Oberpleis; dahin gehören in der Kleinplastik auch die meisten der Sitzfiguren aus Holz, auf die sich diese Darstellungen damals wesentlich beschränken. Auf dem Wege über das Maastal sind wahrscheinlich auch, gleichzeitig mit den Einwirkungen auf die Bauornamentik, die geringen französischen Elemente in die rheinische Plastik gekommen; das einzige im Inhalt und Stil bedeutsamere zyklische Werk, das Jüngste Gericht im Hauptportal der Andernacher Kirche (Anfang des 13. Jahrhunderts), ist nur in Bruchstücken erhalten (Andernach und Bonn, Provinzialmuseum). Jedenfalls bleibt der Mangel an plastischem Empfinden auffällig, auch die meistens recht derbe Ausführung.

Reichen Ersatz bietet die nun heraufziehende große Zeit rheinischer Goldschmiedekunst; ihr Charakteristikum ist die Abwendung von den Kleinwerken der ottonischen Zeit in hochwertigem Material und der Übergang zu malerisch-repräsentativer Gestaltung des Reliquiars in Schreinsform unter fortschreitender Architektonisierung. Die Goldemailtechnik ist nicht verlorengegangen, wie die allein vom Severinusschrein in Köln (11. Jahrhundert) erhaltene Platte und Stücke um 1200 am Dreikönigenschrein beweisen, die Ausdehnung der Reliquienbehältnisse verlangte aber billigeres Material — vergoldetes Kupfer und Silber — sowie eine einfachere Technik (Einschmelzung der Glasflüsse in ausgestochene Vertiefungen an Stelle der mühselig aufzulötenden feinen Stege: Grubenschmelz statt Cloisonné).

Auf der spätottonischen Kunst basieren die Arbeiten des scharf zeichnenden Stiles des Rokgerus von Helmershausen, die auch in die Rheinlande hinein wirken (um 1100); ihnen folgt die beglaubigte Persönlichkeit des Eilbertus Coloniensis (seit etwa 1125 tätig) mit Tragaltären im Welfenschatz, in Siegburg, M.-Gladbach, Darmstadt — kurze

Digitized by Google

derbe Figürchen in Gravur oder Email, in rechteckige Felder gesetzt. Das entspricht durchaus dem Stand der Miniaturmalerei Kölns, z. B. dem Kodex des Erzbischofs Friedrich I. im Kölner Dom, wie nun überhaupt die Zusammenhänge der Miniaturen mit der Goldschmiedekunst fast stärker sind als diejenigen mit der Monumentalmalerei.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts setzt eine neue Gruppe ein, die man mit dem Pantaleonsmönch Fridericus in Verbindung gebracht hat; der Figurencharakter ändert sich nicht wesentlich, aber es zeigt sich die Neigung, mit einem feinen, zackigen Blattwerkornament von byzantinischer Herkunft die Flächen zu überspinnen, und gleichzeitig beginnt eine der Architekturentwicklung entsprechende Tektonisierung der Reliquienbehältnisse — Tragaltäre in Siegburg, S. Maria im Kapitol zu Köln, Xanten, Berlin, das ältere Turmreliquiar in Darmstadt und im 7.—8. Jahrzehnt die stattlichen Reliquiare in London (aus Hochelten) und im Welfenschatz in Form von Vierungstürmen über kreuzförmigem Hauptbau, diese beiden nun auch unter stärkster Heranziehung der Elfenbeinschnitzerei, die stilistisch bestimmt ist durch die Skulpturen jener Maas-rheinischen Gruppe (s. o. S. 394).

Inzwischen hatte die kölnische Goldschmiedekunst nämlich einen stärkeren Anstoß von dieser Seite erfahren, indem der Schrein für den hl. Heribert in Deutz (um 1155) einem Künstler von der Maas, wahrscheinlich Godefroy de Claire, in Auftrag gegeben war. Die Schreine in Maastricht (S. Servatius), Stavelot, Visé, Huy, kleinere Reliquiare und Hausaltärchen im Brüsseler Museum, Trierer Domschatz, London, bei Pierpont Morgan (aus Stavelot) und dem Herzog von Arenberg gehören seiner Werkstätte an; bezeichnend ist die Abneigung gegen die in Köln angestrebte Architektonisierung der alten Sargform der Schreine, aber entscheidend für die Aufnahme seiner Kunst war wohl die glänzende technische Fähigkeit, nun große Platten mit ineinander verlaufenden Emailfarben unmittelbar malerisch zu behandeln, so die Szenen aus dem Heribertusleben auf dem Dach des Deutzer Schreines. Ebenso überzeugend mußte in Köln die auf der angedeuteten Linie entwickelte Konzeption von Treibfiguren in plastisch-vornehmer Auffassung wirken.

Die Verschmelzung dieser Maaseinflüsse mit der kölnischen Tradition bringt die höchsten Leistungen rheinischer Goldschmiedekunst hervor; dieser jüngeren Fridericusgruppe gehören die schönen Schreine aus S. Pantaleon in S. Maria in der Schnurgasse an, der Ursulaschrein, vor allem als höchste Qualität im Bronzeguß, in der Ornamentik und im Email unter den Siegburger Reliquienschreinen derjenige des hl. Anno (nach 1183); in gewissem Zusammenhange steht der Altaraufsatz aus S. Castor in Koblenz im Cluny-Museum.

Köln hat in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts nochmals von dem größten Meister der Maasschule, Nikolaus von Verdun, einen starken Anstoß erhalten durch seine Anteilnahme an dem stolzesten Werk unter den kölnischen Schreinen, demjenigen der hl. Dreikönige im Kölner Dom; ausdrücklich beglaubigte Werke sind der Klosterneuburger Altar von 1181 und der Marienschrein in Tournai von 1215.

Digitized by Google

Den Höhepunkt an dem Kölner Schrein, und überhaupt in der spätromanischen Goldschmiedekunst, bilden die Nikolaus von Verdun zugewiesenen Apostel- und Prophetenfiguren: dramatisch bewegte Sitzfiguren, die reiche Gewandung streng durchdacht unter sorgsamer Beachtung des darunter verborgenen Körpers und — zum erstenmal — prächtige Charakterköpfe mit dem unverkennbaren Verlangen nach Ausdruck des in ihnen vorgehenden geistigen Prozesses. Nikolaus von Verdun hat deutliche Spuren seiner Tätigkeit hinterlassen; die hohe zeichnerische Qualität des Klosterneuburger Altars spiegelt sich deutlich in dem Gravurenschmuck der beiden um 1225 geschaffenen freien Nachbildungen des byzantinischen Limburger Kreuzreliquiars in Mettlach und Trier (S. Matthias). Die figuralen Metallplastiken an den späteren Kölner Arbeiten — Dreikönigenschrein in Köln, Karlsschrein (1215) und Marienschrein (vollendet 1238) in Aachen — fallen in ziemliche Unbeholfenheit zurück; schon stark mit frühgotischen Elementen durchsetzt und durch höchste plastische Qualitätssteigerung ausgezeichnet sind die jüngere Seite dieses Aachener Marienschreines und vor allem der um 1250 vollendete Elisabethschrein in Marburg; den Abschluß der stolzen Reihe der rheinischen Schreine bildet der gleichfalls noch in diese Entwicklungsreihe gehörige Suitbertusschrein vom Jahre 1264 in Kaiserswerth.

Die Malereien des Essener Westchores (s. o. S. 375) gelten als Ausgangspunkt der rheinischen romanischen Wandmalerei; zwischen ihnen und den großen Malereizyklen in Schwarzrheindorf und Brauweiler aber liegt mehr als ein Jahrhundert, das nur wenige fragmentierte Werke aufzuweisen hat. Für die Stilentwicklung ist es darum nötig, die übrigen Künste heranzuziehen; da kommt die prägnante Zeichnungsart in den Gravuren und in der Kleinplastik der Goldschmiede, auch in der Elfenbeinplastik fast noch mehr in Betracht als die Buchmalerei. Eine solche Zusammenfassung weist den Maaseinflüssen — vor allem z. B. in dem vornehmlich zeichnerischen Schmuck des von Friedrich Barbarossa in das Aachener Münster gestifteten Kronleuchters des Goldschmieds Wipert — in jener Entwicklung eine besondere Rolle zu. Die Ausmalung der Unterkirche in Schwarzrheindorf (etwa 1160—1170) enthält Darstellungen in enger Anlehnung an die Visionen des Ezechiel, wichtig für die Erweiterung des Darstellungskreises und im Hinblick auf die Bearbeitung des Gegenstandes durch Abt Rupert von Deutz, den bedeutendsten unter den nicht gerade zahlreichen Schriftstellern des 12. Jahrhunderts im Rheinland. Die Gewölbefelder des Kapitelsaales in Brauweiler zeigen den Sieg des Glaubens nach Szenen des Alten und Neuen Testamentes sowie Heiligenlegenden. Der farbige Vortrag hat eine vollkommene Wandlung durchgemacht; in der spätottonischen Malerei die warme Harmonie von Braun, Gelb, Rot, in der um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen Ausmalung des Knechtstedener Westchores eine Zerlegung dieser Töne in der Art, wie der Emailmaler seine Farben nebeneinandersetzte, jetzt aber braunrote Konturierung und lasierende Füllung der zeichnerisch

Digitized by Google

zusammengehaltenen Flächen, die angesichts der immer bedeutsameren Auflösung des Raumes die Unterordnung unter die raumbildenden Elemente nie vergißt. Diese Unterordnung des flüssigen zeichnerischen Stiles war aber auch bedingt durch die geringen Flächen, die die starke Raumgliederung übrigließ — das ist das stärkste mit dem Essener Westchor gemeinsame Moment; fördernd scheinen hinzugetreten zu sein ebensowohl die dauernd wirksamen Einflüsse der byzantinischen Renaissance — dafür ist die hieratische Strenge der Knechtstedener Malerei ein Beweis — wie auch die in gleicher Weise wirksamen Beziehungen zur Maasschule.

Zu Schwarzrheindorf und Brauweiler treten eng verwandt Ausmalungsreste im Hochchor von S. Gereon in Köln: Einzelfiguren, z. T. wie in den Nischen der Unterkirche von Schwarzrheindorf, aber in einer gewissen Fortbildung schon nicht mehr Personifikationen der Tugenden im Geiste der Scholastik eines Rupert von Deutz, sondern Heilige, die über die Laster triumphieren. Mit diesen Werken hat die rheinische Wandmalerei die Entfaltung eines höchsten Schönheitsgefühls in der freien fließenden Darstellung erreicht. Bei gleichzeitigen Werken in Köln, namentlich einem Tympanon in S. Pantaleon, fällt der stärkere byzantinische Einfluß auf, er deckt sich mit dem Charakter der kölnischen Plastik um 1200 durchaus (s. o. S. 394); auch die ganz verrestaurierten Malereien im Bonner Münster und in Boppard, S. Severus, gehören hierher, wiewohl sie noch weit in das 13. Jahrhundert hineinreichen. In dieser Periode liegen die letzten starken Einflüsse byzantinischer Kunst auf Deutschland überhaupt, ihr Weg ging über Italien; sie äußern sich nicht allein in stilistischer Hinsicht, sondern vor allem auch in dem Gegenständlichen. Die Engeldarstellungen wie die hieratisch strengen repräsentativen Gruppen in den Apsishalbkuppeln und den Tympanen der Portale sind ihr vornehmstes Betätigungsgebiet gewesen. Auch in der Buchmalerei ist dieser Dualismus in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verfolgen; am deutlichsten spricht das Byzantinische aus einem Evangeliar aus S. Pantaleon, wichtig, weil auch die dortigen Wandmalereien am stärksten die östlichen Kunsteinflüsse vertreten und die gleichen Einwirkungen auch in der Emailgruppe des Fridericus, die man auf S. Pantaleon genauer lokalisieren möchte, sich zeigen. Den flüssigen Stil zeigen besonders ein Evangeliar aus M.-Gladbach in Darmstadt, ein Kölner Lektionar in Paris und die Deutzer Chronik in Sigmaringen.

Die letzte Phase der romanischen Wandmalerei wird von zwei Momenten entscheidend bestimmt: dem Sieg des vornehmlich zeichnerischen Stiles und dem Aufkommen eines festen Systems der Architekturdekoration. Es ist kein Zweifel, daß für den zeichnerischen Stil die Zusammenhänge mit der Maaskunst ausschlaggebend waren (s. o. S. 395) und deren Beziehungen zu Nordfrankreich. Auf der Grenze stehen Werke, in denen deutlich der byzantinische Einfluß wirkt, aber, besonders in den Gewandsäumen, eine stärkere Bewegung sich ankündet: Boppard, Limburg an der Lahn und die späteren

Digitized by Google

Malereien in S. Pantaleon zu Köln. Eine seltene Fülle von Werken dieses Stiles hat sich erhalten, wenn auch meist in stark ergänzter Form, vielfach sogar große einheitliche Zyklen: in Köln S. Gereon (Dekagon und Taufkapelle), S. Maria in Lyskirchen, S. Kunibert; Limburg, Linz, Nideggen usw. Das Charakteristikum ist die starke Bewegung der Gewänder in vielfacher Knitterung; je weiter die Zeit fortschreitet, um so unruhiger und unmotivierter wird diese Gewandbehandlung. Sie endet in einem starken Manierismus, als die Gotik längst gesiegt hatte; bezeichnend dafür sind aus der Zeit um 1275 die Ausmalung der frühgotischen Taufnische in S. Kunibert zu Köln, diejenige des Chores in Nideggen und Einzelfiguren in dem späten, 1275 geweihten Nachzügler der Übergangsarchitektur, der Abteikirche in Werden. Die rheinische Buchmalerei steht mit dieser Entwicklung in vollem Einklang; die aus Aachen stammende Chronica regia in Brüssel, Kölner Handschriften in Hannover und Köln selbst bezeugen das. Kunstgeschichtlich wichtig aber wird die Tatsache, daß diese Entwicklung ihre Kreise weit über die Rheinlande hinaus gezogen, so daß man von einem Zeitstil reden könnte; denn er hat fast ganz Deutschland im 13. Jahrhundert erobert und ist in seiner wesentlichen Auffassung immer noch stark mit byzantinischem Einschlag durchsetzt. Er beherrscht Westfalen, wo er in den Altaraufsätzen aus Soest ein langes Nachleben gehabt hat, ebenso wie Sachsen, wo er in der Decke von S. Michael in Hildesheim (um 1200) am meisten gebunden, 30 Jahre später in Goslar (Frankenbergkirche) schon ganz in wilder Phantastik der Gewänder aufgelöst erscheint. Es ist derselbe barocke Geist, der aus dem Laacher Baldachin spricht und auch die Architektur zu malerischer Formenlösung führt, und aus dem nur die Formenbindung durch die Gotik wieder herausführen konnte. Die letzte Erklärung dieser stilgeschichtlich wichtigen Erscheinung ist noch nicht gegeben.

Die spätromanische Glasmalerei, vor allem der reiche Bestand von S. Kunibert in Köln (um 1250), die Scheiben aus Dietkirchen an der Lahn mit dem Bildnis des Malers Gerlachus in Kappenberg, die frühen Fenster in S. Elisabeth zu Marburg, hatte infolge ihrer technischen Gebundenheit dem Stil der Wandmalerei nicht bis zum Letzten folgen können. Diese äußere Gebundenheit ist der Klarheit und Vornehmheit namentlich der Fenster in Köln und Marburg besonders zugute gekommen.

Der Architektur ist es von Natur verwehrt, sich solch voraussetzungsloser Formenphantastik hinzugeben; das traditionelle tektonische Empfinden der Rheinlande hat daher die Malerei vor dem Letzten lange Zeit bewahren können, indem sie das dekorative System mit fester Hand dem Baugedanken und dem Raumbild unterordnete: kräftige, dunkeltonige Behandlung der konstruktiven Bauteile, Pfeiler, Lisenen, Dienste, Bögen, Gewölberippen, Schlußsteine, leichte helle Tönung der füllenden, unkonstruktiven Glieder, Wand- und Gewölbeflächen. Die Tönung der Pfeiler usw. in Grau oder Rot deutet die Absicht einer Nachahmung von Trachyt oder Sandstein an; die Farbenskala beschränkt

Digitized by Google

sich durchweg auf Grau, Rot, Gelb, erst später tritt Erdgrün stellenweise hinzu. Große Blattwerkfriese (Boppard) sind das einzige, das man allenfalls als gemaltes Architekturglied einzufügen wagt; die Gewölbe- und Wandflächen sind stets durchaus flächig behandelt, entweder mit Quaderung oder Streusternen, höchstens um die Schlußsteine eine kleine ornamentale Auflösung. Später kommt für Rippen und Wülste auch eine flächige unregelmäßige Musterung hinzu. Boppard, Andernach, Nideggen, Bacharach, Limburg, Oberbreisig, Bendorf, die meisten Kölner Kirchen, Brauweiler sind Beispiele dieser streng gebundenen Dekorationssysteme, aber auch fast in jeder romanischen Dorfkirche findet man ihre elementaren Grundlagen unter der Tünche.

Die Periode von den Ottonen bis zum Ausgang der Staufer ist die Zeit, in der die Rheinlande mehr denn je Weltgeltung hatten, und die goldene Zeit größten selbständigen Kunstschaffens. Köln ist damals die Weltstadt gewesen, die Rheinlande waren das Kronland aller wirtschaftlichen und kulturellen Bestrebungen. Die Rheinlande danken viel den salischen und staufischen Kaisern, diese vielleicht nicht weniger dem Rhein, seinen Städten und seinen Bischöfen. Noch standen der Reichsgewalt keine Territorialherren von Bedeutung gegenüber; wohl aber künden die Selbständigkeitsgelüste einer so potenzierten wirtschaftlichen Macht wie Köln gegenüber ihrem Bischof die kommende Entwicklung an; Köln hat nach dem Ende der Staufer bei den Wahlen Wilhelms von Holland und Richards von Cornwallis sich stark an der Reichspolitik beteiligt. Das ist auch die Zeit, in der die rheinische, speziell die kölnische Kunst kaum noch wirtschaftliche Beschränkungen zu kennen schien. Jene Politik aber bewegt sich durchaus in den Bahnen wirtschaftlicher und völkischer Zusammenhänge. Maastal und Brabant gehören unbedingt, Lothringen zum größten Teil wenigstens zum niedergermanischen Kulturkreise. Die Kunst des Maastales geht weich in diejenige der engeren Kölner Gruppe über; sie entfernt sich davon nicht wesentlich weiter als die in Trier zeitweise so wirksame lothringische Kunst, und man ist, weil sich aus der mehr oder weniger willkürlichen neueren Gestaltung der politischen Grenzen heraus ein allgemeiner, historisch nicht begründeter Auslandbegriff gebildet hat, doppelt erstaunt, in einer jüngeren Zusammenstellung z. B. die kirchliche romanische Baukunst Brabants, namentlich auf dem Lande, mit derjenigen des Rheinlandes durchaus übereinstimmend zu sehen, und noch darüber hinaus gehen die Zusammenhänge mit Nordfrankreich, namentlich der Normandie, und England, die noch durchaus nicht genügend geklärt sind, die jedenfalls aber die Einheitlichkeit des in der Frühgotik erscheinenden nordwesteuropäischen, also germanischen Kulturgebietes vorzubereiten scheinen. Die Romanisierung Lothringens und erst recht diejenige weiter Teile des heutigen Belgien gehören einer späteren Zeit an. Für die spätromanische Kunst in jenem Gebiet hat nach den ganzen Zusammenhängen und Auswirkungen aber wohl der Niederrhein mit Köln die Führung gehabt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die Gotik.

Französische Frühgotik und deutsche Hochgotik, Spätgotik am Mittelrhein und am Niederrhein in der Baukunst. — Gotischer Profanbau. — Frühgotische Plastik und Trennung zwischen Mittel- und Niederrhein. — Kölner Malerschule und niederrheinisch-westfälische Malerei.

Zwei gewaltige Mächte geistiger und realpolitischer Art geleiten den neuen Stil: hier das Evangelium der Liebe, das Franz von Assissi in die Welt hinausschrie, und die Lehre vom Verdienst der guten Werke, die die hl. Elisabeth durch praktische Übung predigte, dort ein Emporschnellen neuer weltlicher Gewalten, Städte, Fürsten in erfolgreichem Kampf gegen die zerfallende Reichsgewalt und in dauerndem Hader untereinander, dazu wachsender politischer Druck von den Randstaaten auf das Rheinland. Die Gotik hat ihren Siegeszug in die Welt angetreten nicht als künstlerischer Ausdruck jener Geistesmächte, sondern ist deren Symbol erst im Laufe der Entwicklung geworden; sie kam vielmehr als Resultat einer im Grunde sehr realen, scharf logischen Überlegung: größter Effekt im Bauwerk mit geringstem Materialaufwand. Indem sie die Strenge des Ordensbaues künstlerisch zu veredeln verstand, war sie einer so formenfreudigen bodenständigen Baukunst wie dem rheinischen Übergangsstil, der in seinem Rahmen schon den logischen Konsequenzen des gotischen Konstruktionssystems sich nicht hatte verschließen können, überlegen.

Die älteste Straße zur Heimat der Gotik ging von Trier aus (s. o. S. 390). Im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts entstehen Kreuzgang, Kapitelsaal und Dormitorium von S. Matthias bei Trier in den strengen wuchtigen Formen der lothringisch-burgundischen Frühgotik mit einzelnen Beziehungen zu Vezelay und Soissons, wenige Jahre später (etwa 1240—1253) die Liebfrauenkirche neben dem Trierer Dom mit dem Domkreuzgang. Liebfrauen ist ein Zentralbau, entstanden durch Verdoppelung des Chormotives von S. Yved de Braisnes bei Soissons (vollendet 1216), dessen Charakteristikum die schräggestellten Seitenchöre sind. Diese Verdoppelung ist freilich ein ganz unfranzösischer Bauvorgang und ungotisch; Liebfrauen ist der einzige gotische Zentralbau in Westdeutschland geblieben. Die ungewöhnlich klare und lichte Konzeption, die gehaltenen Einzelformen von schwellender Kraft müssen von überzeugender Wirkung gewesen sein. So entsteht die kleine Gruppe Trierischer Werke ganz im Geiste von Soissons: die nur in Resten erhaltene Marienkapelle bei S. Matthias (um 1250), die Abteikirche in Tholey (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) und in loserem Zusammenhange die Chorpartie von S. Arnual bei Saarbrücken (etwa 1255).

Das Vordringen der Frühgotik erfolgt nicht in breiter Front und nicht von einem Zentrum aus, sondern durch mehr oder minder zufällig bedingte Einzelbeziehungen. Die hessische Frühgotik mit den im 4. Jahrzehnt begonnenen Bauten des Wetzlarer Domchores und der

Digitized by Google

Elisabethkirche in Marburg zeigt gleichfalls die Abhängigkeit von Soissons, wie Trier aber auch gewisse Kenntnisse der Reimser Eigentümlichkeiten. Die Klarheit der Abstammung beginnt schon bald sich zu verwischen — der feine kleine Chor in Hirzenach am Rhein (um 1250) zeigt Beziehungen zur hessischen und zur trierischen Gruppe wie Kenntnis von Reims. Die Klosterkirche Altenberg an der Lahn (um 1250) folgt eng der hessischen Gruppe; die Zisterzienserabtei Marienstatt im Westerwald (seit 1243) und diejenige von Altenberg bei Köln (seit 1255) folgen dem allgemeinen Ordensschema, vor allem wohl dem Kathedralschema von Ourscamp und Longpont in Frankreich — Marienstatt noch mit halbrunden Chorkapellen, Altenberg in rein gothischen Formen. Erst in dem langsamen Fortschritt der Bauausführungen gewinnen örtliche (bei Altenberg kölnische) oder fremde (bei Marienstatt nordfranzösische) Elemente Einfluß.

Die Kathedrale von Laon hat — wie noch weiter den Magdeburger Dom — vereinzelt im Rheinland außer Limburg den Aufbau von Offenbach a. Glan beeinflußt (s. o. S. 391). Für andere früheste Elemente der Gotik, wie die noch ohne Stabwerk gegliederten Fenster des Dekagons von S. Gereon in Köln, fehlt noch eine bestimmte Ableitung.

So mag es auch mehr oder weniger Zufall gewesen sein, daß ein in Amiens geschulter Meister zu der Planung der bedeutendsten rheinischen Kathedrale berufen wurde, wie es wohl Zufall war, daß Erzbischof Engelbert d. H. († 1225) nur durch seinen Tod von Mörderhand an dem Beginn des Neubaues des Kölner Domes, der dann ein größtes Werk des rheinischen Übergangsstiles geworden wäre, verhindert worden ist. So wird der Kölner Dom der letzte der großen rheinischen Kirchenbauten und der einzige des neuen Stiles. Der Meister Gerhard ging im Jahre 1248 in engster Anlehnung an den Chor von Amiens (1218—1228) an das Werk. Mit der Vielzahl der Chorkapellen und der konsequenten Durchführung der Strebepfeiler hat er den Vertikalismus des Kölner Domes festgelegt; als er nach Vollendung des unteren Kapellenkranzes um 1268 ausschied, war in der stärkeren Schmuckbildung auch die Weiterentwickelung über Amiens hinaus festgelegt. Unter seinem Nachfolger Arnold († 1301) scheint die künstlerisch freiere Art von Straßburg einige Bedeutung für den Kölner Bau erlangt zu haben, unter Meister Johannes († 1330) aber, der im Jahre 1322 den Chor vollendete, siegt der Doktrinarismus, besonders in der Häufung der Strebewerke, gegen die der Übergangsstil sich so lange gewehrt hatte, nachdem schon vorher der künstlerisch schwächste Punkt von Amiens, die schmalbrüstige Stelzung des Chorpolygons infolge der Vielzahl der Kapellen, hier in noch empfindlicherer Weise festgelegt war. So vollzieht sich auf deutschem Boden das Schicksal der Gotik — der Sieg des Rechnerischen über das Künstlerische —, so auch entsteht das Deutsche der Gotik. Wohl nur die starke Erschlaffung der Bautätigkeit im 14. Jahrhundert hat Frankreich vor einer ähnlichen Erscheinung bewahrt. Es liegt im

Digitized by Google

Rahmen einer solchen Konsequenz, daß um die Mitte des 14. Jahrhunderts, wohl unter Dombaumeister Michael, die Fortführung der Fünfschiffigkeit des Chores für das Langhaus und dementsprechend die Turmfront mit der Einengung des Kernteiles auf Mittelschiffbreite und Ausdehnung der Turmbreiten auf diejenige von je zwei Seitenschiffen beschlossen wurde — der Tod der eindrucksvollen breiten Lagerung der französischen Kathedralfronten. Ausgeführt sind damals von diesem Plan nur verhältnismäßig geringe Teile: um 1325 ein Stück des Langhauses, bis zum Jahre 1388 die beiden nördlichen Seitenschiffe, seit etwa 1350 der Unterbau des Nordturmes und von etwa 1400 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts der Südturm bis auf Hauptgesimshöhe des Chores. An die vier Jahrhunderte hat seitdem der stille Domkran auf die Stadt zu seinen Füßen hinabgeschaut — Symbol des Schicksales dieser Stadt und Symbol des Geschickes des hochstrebenden Geistes der Gotik zugleich.

Jene künstlerische Gesinnung des 14. Jahrhunderts aber konnte sich immer berufen auf das Logische im Geiste der Gotik, und sie hat in ihrem Sinne recht behalten; denn nur so ist es möglich geworden, daß auf fest umgrenzten Bahnen noch das folgende Jahrhundert im alten Geiste das Werk fortsetzen und die Begeisterung der Romantik im 19. Jahrhundert es vollenden konnte. Von himmelanstrebender Größe eines in Stein umgesetzten kirchlich-geistigen Ideals und von abstrakter Durchdenkung deutscher Art gibt trotz allem kein anderer Bau eine gleichwertige Vorstellung.

Der Kölner Dom hat die Zukunft nicht allein der rheinischen, sondern der ganzen niederdeutschen Gotik vorausbestimmt; freilich hat der Begriff einer unmittelbaren Schule der Kölner Dombauhütte starke Einschränkungen erfahren. Das Baubedürfnis war — namentlich auf dem Lande — gerade damals äußerst gering (s. o. S. 383). Unmittelbar in den Einzelheiten zeigen nur das Chor der Abteikirche in M.-Gladbach (vollendet 1275), das auf Grund der Nennung des Kölner Dombaumeisters Gerhard im Nekrologium der Abtei mit Sicherheit dem Meister selbst zugewiesen wird, und die Chorpartie der Pfarrkirche in Siegburg (Ende 13. Jahrhunderts) die Formen der Domhütte. Gerade in Köln selbst haben die ersten Jahrzehnte der Dombauhütte keine Spur hinterlassen; das liegt an den sprunghaften und sporadischen Ausstrahlungen der französischen Gotik und an der Breitenentfaltung der frühgotischen Ordensbaukunst, die ihre gesonderten Wege ging. Denn Träger einer geschlossenen frühgotischen Baubewegung waren nur die Vorkämpfer der neuen kirchlichen Ideale, die Bettelorden; die Kraft des Zisterzienserordens war nach jenen wenigen Schöpfungen des französischen Kathedralschemas erschöpft. Die Stellung der Bettelorden zur Baukunst ist die gleiche wie bei allen Reformorden: vornehme, aber durchaus kühle, über das unmittelbare Bedürfnis nicht hinausgehende Nutzbauten. Ohne daß ein dahinzielendes Programm, wie früher bei den Zisterziensern, vorgelegen hätte, treten sie deren Erbe in der Baukunst an; bei der Vereinfachung ihrer gottesdienst-

Digitized by Google

lichen Ansprüche reduzieren sie Größe und Form auf das Notwendigste. So entsteht eine scharf begrenzte Baugewohnheit, aufgebaut auf den elementarsten Formen der Frühgotik, für die ein Anlaß zu nennenswerter Änderung auch im 14. Jahrhundert nicht eingetreten ist; nur in kleinen Details, Maßwerken, Rippenprofilen usw., finden sich Unterschiede. Der Stil hat dadurch etwas Ausgeglichenes bekommen; Einheitlichkeit besteht auch im Grundriß: Dreischiffigkeit in den größeren, Zweischiffigkeit (ein schmales kurzes Seitenschiff) in den kleineren Städten, regelmäßig das langgestreckte Chor, anfangs durchweg Basilikalbau, seit dem 14. Jahrhundert mit Vorliebe Hallenbau, alle Bauten nur mit schlankem Dachreiter. Diesen Typus zeigen sämtliche Bettelordenkirchen des Rheinlandes, in der Hauptsache diejenigen in Köln, Bonn, Aachen, Wesel, Duisburg, Trier, Kreuznach, Wetzlar, Oberwesel, Andernach, Boppard, und noch die letzten gotischen Kirchen z. B. in Kleve (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts) und in Düren (etwa 1470 bis 1535), tragen diesen künstlerischen Ausdruck einer erstarrten Frühgotik. Es scheint, daß allenfalls die Minoritenkirche in Köln (Chor geweiht 1260), die mit ihrem durch die Strebepfeiler führenden äußeren Laufgang an die Abstammungslinie Soissons-Trier-Hessen erinnert, für eine Reihe von Bauten von starkem Einfluß gewesen ist — nicht überall; der feine Chor der Augustinerkirche in Trier (Ende des 13. Jahrhunderts) z. B. scheint wenig Beziehung zur Trierischen Frühgotik zu haben. Wenn man nach der einzig erhaltenen frühen Dominikanerkirche — in Koblenz (begonnen etwa 1245) — urteilen darf, da die bedeutendste frühe Kirche dieses Ordens in Köln untergegangen und keine Abbildung erhalten ist, so haben die Bauten dieses Ordens vielleicht eine etwas abweichende Stellung eingenommen. Die eindrucksvolle Geschlossenheit des Bautypus hat die Erkenntnis der stilistischen Einzelvorgänge bislang zurückgehalten.

Wenn aber schon die Bettelorden den wesentlichen Teil der frühgotischen Neubauten schufen, so darf man ihrer Bautätigkeit auch einen stärkeren Einfluß zumuten; es wird erklärlich, daß z. B. der dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts angehörende lichte Chor von S. Ursula im Detail nicht der Kölner Hütte folgt. So kommt es auch sonst zu sich durchkreuzenden Einflüssen; die wichtigste Erscheinung darunter ist die Übertragung des Chorschemas von S. Yved de Braisne von der Liebfrauenkirche nach Ahrweiler (beg. 1269) und nach Xanten (beg. 1263). Man darf darum doch die Auswirkung des Kölner Domes nicht unterschätzen, namentlich für die Verbreitung der Gotik. Eine starke Einflußwelle nach Holland war immer vorhanden, und wenn der im Jahre 1254 begonnene Chor des Domes in Utrecht auch nicht Kölner Schularbeit ist, so kann seine fünfschiffige Anlage grundsätzlich doch kaum anderswo ihren Ursprung haben als in Köln, und auch später wirken kölnische Elemente in einzelnen Großkirchen der Zuydersee-Gegend noch nach. Und wenn auch die Chorpartie der Xantener Viktorskirche eine trockenere Durchbildung als Köln zeigt, so ist ebenso hier die Programmänderung von dem dreischiffigen zum

Digitized by Google

fünfschiffigen Langhaus nur auf den gleichen Vorgang bei dem Kölner Dombau zurückzuführen, wie denn überhaupt im weiteren Fortschreiten dieser Bau der niederrheinischen Archidiakonatskirche sich nicht wohl dem Einfluß der Bauvorgänge bei der Kathedralkirche hat entziehen können.

Erst seit Beginn des 14. Jahrhunderts kann man eine stärkere Auswirkung der Hütte feststellen, die sich vornehmlich auf die zarte, liebenswürdige Detailausbildung und die nun erreichte stärkste Auflösung der Mauermassen erstreckt. Gleichzeitig etwa mit der Chorvollendung (1322) entsteht der feine Sakristeibau von S. Gereon in Köln — fast nur Strebepfeiler, Fenster oder entsprechende Blendmaßwerke. Im weiteren Verlauf des 14. Jahrhunderts ist auch an einzelnen Ordensbauten — bei den Westabschlüssen des Altenberger Domes und verschiedenen Minoritenkirchen — der kölnische Einfluß zu beobachten. Von den beiden wesentlichen Ausstrahlungen erstreckt sich die eine westwärts: die Kirche in Kreuzau, die Ostpartie der Dürener Annakirche und namentlich die reizvolle kleine Kirche in Frauwüllesheim, endlich der im Jahre 1355 begonnene Chor des Aachener Münsters, ganz in den starren späten Schulformen; bezeichnend ist die bei dieser mächtigen Anlage bis zum äußersten durchgeführte Auflösung in Fenster und Strebepfeiler.

Die andere Auswirkung geht rheinaufwärts in das alte kölnische Interessengebiet; der Chorschluß der Wernerskapelle auf der Stadtmauer in Oberwesel (Ende des 13. Jahrhunderts), das Südportal der dortigen Liebfrauenkirche (beg. 1307), namentlich aber die in Ruinen liegende Wernerskapelle in Bacharach (Chor 1293—1337) zeigen die Kölner Hütte in ihren schönsten und selbständigsten Leistungen, auf der Grenze zwischen höchster Eleganz und beginnender Schematisierung und Verödung des Details. Weiter südlich liegende verwandte Erscheinungen (Katharinenkirche in Oppenheim) gehen wohl eher auf die allgemeine, durch den Wandertrieb der Steinmetzen stark geförderte Ausgleichung der gotischen Formen des 14. Jahrhunderts zurück.

Über dieser Entwickelung zur Hochgotik aber sind höchst reale Kräfte am Werk gewesen; Köln hatte sich im Jahre 1288 von der Bischofsgewalt befreit, die weltlichen Herren waren emporgekommen und suchten Abrundung ihrer Rechte auf territorialer Grundlage und meist auf Kosten der Kirche und des Reiches, die Bischofsgewalten werden zu starker Gegenwehr gezwungen und bemühen sich gleichfalls um die territoriale Organisation ihres Besitzes, fast die sämtlichen Reichsstädte gehen an die neuen Einzelstaaten verloren, das Ausland, besonders Brabant und England, nehmen stärkstes politisches und wirtschaftliches Interesse an den Rheinlanden. Es sind unruhige, gärende Zeiten; sofern sie überhaupt ein starkes künstlerisches Interesse besaßen, war es weltlicher Tendenz und bestimmt durch machtpolitische Ziele. So schiebt sich der Profanbau in der Hochgotik stark in den Vordergrund, die kirchliche Baukunst blieb von dieser Nützlichkeitsgesinnung nicht unberührt. Um so stärker hat dafür der

Digitized by Google

transzendentale Zug der kirchlichen Gesinnung, namentlich die Mystik, in der darstellenden Kunst Entschädigung suchen müssen.

Die Entwickelung des 14. Jahrhunderts ist infolgedessen immer mehr durch politische Momente bestimmt; während Kurköln am Ende des 13. Jahrhunderts schon in schwerem Kampfe steht, nimmt Kurtrier den mächtigen Anlauf zu territorialer Geschlossenheit und Erwerb festen Besitzstandes im Rheintal. Erzbischof Balduin, der Bruder Heinrichs VII., der große Organisator des Erzstiftes, führt in engem Zusammenhang mit der luxemburgischen Hauspolitik die Festigung des Kurstaates im wesentlichen zu Ende. Kurtrier schiebt sich wie ein Riegel quer durch die Rheinlande; der südliche Besitz von Kurköln, Bacharach, ist damit der von Süden vordringenden Pfalz ausgeliefert. Es tritt — das ist für die ganze weitere Kunstgeschichte der Rheinlande das Entscheidende — eine mehr oder weniger saubere Trennung zwischen Süd und Nord ein.

Die unmittelbare Einwirkung politischer Momente auf künstlerische Entwicklung zeigt sich wohl selten so prägnant wie in Oberwesel, der im Jahre 1312 an Kurtrier verpfändeten und bald darauf abgetretenen Reichsstadt, und in Bacharach, das im Jahre 1356 an die Pfalz überging; sofort verschwinden an der Wernerskapelle und Liebfrauen in Oberwesel, an der Wernerskapelle in Bacharach die kölnischen Bauformen, und an ihre Stelle treten die verstandesmäßigen kühlen Formen der trierischen Hochgotik mit der ihr eigentümlichen Steigerung der Größenverhältnisse. Vorbereitet ist dieser Weg schon in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts durch den klaren ruhigen Rhythmus der basilikalen Langhäuser in Karden a. d. Mosel und Münstermaifeld, die am ehesten aus der vereinfachten trierischen Frühgotik zu erklären sein dürften. Die trierische Entwickelung des 14. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch die außerordentliche Höhenentwickelung — der einschiffige Bau der Kyllburger Stiftskirche (Gründung 1276, Schiff Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen), namentlich in Oberwesel die Liebfrauenkirche (Chor 1308—1331, dann Langhaus) und S. Martin (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts), Lorch (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) u. a. m. Charakteristisch für die Ablehnung reicherer Gestaltung sind die außen rechteckig ummauerten Seitenchöre an Liebfrauen zu Oberwesel und Kyllburg — vielleicht auch eine Anlehnung an die Bettelordenskirchen. Dieser doktrinäre nüchterne Geist hat im Süden der Rheinlande bis in das 15. Jahrhundert hinein den Kirchenbau beherrscht, so die neuen Choranlagen der Koblenzer Kirchen S. Florin (1356) und Liebfrauen (1404—1431).

Im Zeitalter der Spätgotik bleibt jene Trennung von Süd und Nord wirksam; wenn auch die Bereicherung des künstlerischen Ausdruckes nach der malerischen Seite dem 15. Jahrhundert im Blute lag, so bedurfte es doch in formaler Hinsicht eines Anstoßes, der nun bezeichnenderweise von dem Süden kam. Die ganze mittelrheinische Kunst des 15. Jahrhunderts bleibt südlich orientiert. Den Übergang bildet der große Westturm der Schloßkirche in Meisenheim a. Glan

Digitized by Google

(1377—1414), eine Variante des Freiburger Münsterturmes; das Neue ist noch nicht die malerisch-lineare Auflösung und Schmuckbereicherung, sondern eine stärkere Häufung der Bauglieder. Meisenheim hat überdies den einzigen durchbrochenen Steinhelm, den die Rheinlande zustande gebracht haben; auch die jüngeren Massivhelme, Münster bei Bingen und Sobernheim (15. bis 16. Jahrhundert), gehören ausschließlich dem Nahegau, dem typischen Steinmetzenland, an. Das ist wichtig für die spätgotischen reichen Netzgewölbe, die nun am Mittelrhein üblich werden. Eigentlich große Aufgaben hatte das bürgerliche Jahrhundert der Spätgotik dem Kirchenbau aber nicht zu stellen; das Schwergewicht liegt jetzt überall auf der malerischen Raumgestaltung, während besonders stark am Mittelrhein eine gewisse Gleichgültigkeit dem äußeren Bilde gegenüber eintritt mit der einen Ausnahme, daß dem Turm eine reiche Lösung mit Galerie, Ecktürmchen, beschiefertem Aufsatz, Schmuck durch Bleikrabben und Kreuzblumen gegeben wird. Mit dem andersgerichteten Raumgefühl ist auch der Sieg der Hallenkirche, gegen die die Rheinlande sich wohl am stärksten und am längsten ablehnend verhalten haben, entschieden; es vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit der enge Anschluß an die oberrheinische Spätgotik, soweit es dessen überhaupt noch bedurfte. Denn das Nahetal und ein großer Teil des Hunsrück waren kirchlich alter Besitzstand von Mainz und politisch Teile des pfälzischen, stetig wechselnden Staatenkonglomerates.

So dringt seit etwa 1440 allenthalben die Hallenkirche mit Netzgewölben durch — im Saargebiet entscheidend wohl mit S. Wendel (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts), im Rheintal S. Goar (1444), Oberdiebach (1454—1482), im Rheingau Bingen (15. und 16. Jahrhundert), Rüdesheim, Eltville mit dem schönsten spätgotischen Turm (Mitte des 15. Jahrhunderts), Totenkapelle S. Michael (um 1440) und Pfarrkirche (1481) in Kiedrich, Geisenheim mit reicher Emporenkirche. Im Nahetal, das damals eine starke Neubautätigkeit entfaltet hat, sind die spätgotischen Kirchen dicht gedrängt: Münster bei Bingen, Sobernheim, Monzingen, Kirn und das Langhaus der Meisenheimer Schloßkirche (1479—1504), auf dem Hunsrück die Bauten in Kirchberg und Simmern. Namentlich die beiden pfälzischen Grabkapellen an den Kirchen in Simmern und Meisenheim zeigen in dem teilweise freihängenden, überreichen Rippenwerk eine Bravour und Phantastik des spätgotischen Deckenabschlusses, die dem Rheinland sonst fremd sind.

Mosel und Eifel sind — wie noch heute — das Land der Kleinkirchen. Größere Hallenkirchen einheitlicher Durchführung sind selten — Enkirch, katholische Kirche (zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts), Wallfahrtskirche Clausen (1456 bis etwa 1510), Schleiden (1518—1525); dafür häufiger infolge Verwendung von alten Bauteilen unregelmäßige Hallenkirche mit reizvollen Innenräumen und oft malerisch glänzender Einpassung in Orts- und Landschaftsbild (Steeg bei Bacharach, Gondelsheim bei Prüm, Ediger a. d. Mosel). Die typische Erscheinung der Kleinkirche ist bis zum Ausgang der Gotik, also von

Digitized by Google

etwa 1450 bis 1540, die symmetrisch zweischiffige Kirche in der ganzen Eifel geworden — bei geringstem Bedarf von etwa quadratischer Grundrißform mit einem dünnen mittleren Achteckpfeiler und geschickter Netzwölbung, behaglich, praktisch, ausgezeichnet durch ein reizvolles Raumbild und im höchsten Grade wirtschaftlich rationell. Die kleinsten Beispiele dieser echten Dorfkirchen gehen bis auf ein Lichtmaß des Langhauses von 7 × 7 Meter hinunter. Eines der ältesten Beispiele ist die Kapelle des Cusanus-Hospitals in Cues a. d. Mosel (1450—1458), das größte wohl Neuerburg i. d. Eifel; viele sind durch Erweiterung und Umbau romanischer Kirchen entstanden (Meckel, Mechernich, Namedy), oft auch hat man lediglich ältere Saalbauten — das romanische Schema mit Flachdecke hatte in den seltenen Neubaufällen sich bis weit in das 14. Jahrhundert hinein erhalten — nur mit einer derartigen Auswölbung in der Spätgotik versehen (Wollersheim bei Zülpich daher vierschiffig, Valwigerberg).

Ein Blick auf den Xantener Dom, die zeitlich weitgreifendste und größte Bauunternehmung am Niederrhein, zeigt sofort den Unterschied zwischen Süd und Nord. Die Bauausführung hat diejenige des Kölner Domes um ein halbes Jahrhundert überdauert und ist erst um 1550 völlig abgeschlossen. Die kühle Tonart des frühgotischen Chores hat an Nüchternheit dauernd zugenommen; die Zwangsläufigkeit des Systems hat Xanten mit dem Kölner Dom, und wohl überhaupt mit der Gotik auf deutschem Boden, gemein. Einzig das große Südportal vom Jahre 1493 versucht einen etwas wärmeren Ton in das Gesamtbild zu bringen; im übrigen aber konzentriert sich die Schmuckfreudigkeit ausschließlich auf die Ausstattung. Das ist echt niederdeutsch; allein Xanten gibt heute noch den starken Eindruck einer solchen reichen Stiftskirche, nachdem Bildersturm und Revolution über die ähnlichen Bauten der Niederlande hinweggegangen sind.

Diese Kühle des architektonischen Ausdruckes wird wesentlich verstärkt durch das neue, minder gestaltungsfähige Backsteinmaterial, das seit dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts obsiegt. Für die konservative Gesinnung des Niederrheines spricht auch seine Abneigung gegen die Hallenkirche, die sich erst am Ende der Gotik und dann noch nicht entscheidend durchgesetzt hat. Die Trennung von der Hochgotik des Kölner Domes beginnt in der zweitürmigen Stiftskirche zu Kleve (Chor begonnen 1341, Schiff begonnen 1380), ebenso der Übergang vom Tuffziegel zu dem gleichwertig behandelten Backstein; wichtig ist Kleve vor allem durch den Kompromiß im System zwischen Basilika und Hallenkirche — der Obergaden ragt nur wenig über die Seitenschiffdächer hinaus, er hat im Inneren weit hinabreichende Maßwerkblenden, und nur deren Krönungen sind als Fenster wirklich geöffnet gewesen. Das wird eine am Niederrhein beliebte Form; oft erscheint aber nur das Hauptgesims über den Seitenschiffdächern ohne Lichtquelle. Der reine Basilikalquerschnitt kommt neben dem der reinen Hallenkirche vor. Für das Äußere wird jene Gliederung durch langgestreckte Maßwerkblenden seit der Wende des 14. Jahrhunderts

Digitized by Google

allgemein üblich, besonders auch für die hohen Turmbauten. Der anscheinend älteste Repräsentant dieser Gattung steht seltsamerweise in Köln, der Turm von S. Severin (1393—1411), die um ein Jahrhundert jüngeren Beispiele am Niederrhein zeigen kaum eine Fortbildung.

Auf diesen künstlerischen Grundlagen erwächst die Fülle jener mächtigen Backsteinkirchen, die als Repräsentationsbauten, getragen von einem derbstolzen Bürgersinne, über den Häusermassen der zahlreichen Städte weit in das Land hineinschauen. Eine Scheidung zwischen Niederrhein und Holland ist unhistorisch; von den vier Quartieren des Herzogtums Geldern liegt nur das Oberquartier Geldern in der heutigen Rheinprovinz, die drei anderen begrenzen sie im Norden und Westen. Die Gesinnung dieser Bauten hat Dehio treffend mit den Worten gezeichnet: „Ästhetisch waren die Holländer schon im 15. Jahrhundert für den Calvinismus reif.“

Die Bautätigkeit hat — auch infolge der langen Pause nach der romanischen Zeit und des um die Mitte des 14. Jahrhunderts aufkommenden billigen bodenständigen Backsteines — auf guter wirtschaftlicher Grundlage einen außerordentlichen Umfang angenommen, am linken Niederrhein Erkelenz, Gangelt, Heinsberg, Linnich, Waldfeucht, Bracheln, sämtlich aus dem 15. Jahrhundert, weiter nördlich, wo die Entwickelung schon am Ende des 14. Jahrhunderts einsetzt, Straelen, Geldern, Goch, Sonsbeck, Rheinberg aus der Zeit um 1400; am Ende der Entwickelung stehen als typische Repräsentanten der außerordentlichen lichten Kühle der Raumgestaltung die Pfarrkirche von M.-Gladbach (1469—1533) als Basilika und die Stadtkirche von Kalkar (1409—1470) als Hallenbau, mit ihrer reichen Ausstattung das besterhaltene Beispiel der stolzen, von den Bürgern getragenen kirchlichen Bautätigkeit, darin ähnlich den süddeutschen Stadtkirchen jener Zeit. Die Stadtpfarrkirche von Kalkar und die Kirche des uralten Stiftes Xanten bilden am Niederrhein in eindrucksvoller Antithese das schönste Beispiel kirchlicher Kunst der Spätgotik.

Ähnlich folgen am rechten Ufer des Niederrheines die spätgotischen Stadtkirchen, beginnend mit S. Lambertus in Düsseldorf (seit 1374), dann Duisburg, Salvatorkirche (seit 1415), Emmerich, S. Martin (Umbau) und S. Aldegundis (bis 1483), Wesel, Matena (1429—1500) und namentlich S. Willibrordus (1424—1470), der umfänglichste einheitliche spätgotische Kirchenbau des Niederrheines, fünfschiffig mit Querhaus und Kapellenkranz.

Auch auf dem Lande hat am Niederrhein im 15. Jahrhundert diese ungewöhnlich starke Bautätigkeit geherrscht, so daß hier der Bestand an romanischen Kirchen am geringsten ist. Einzelne Gruppen lassen sich unschwer aus der Masse herauslösen: im Jülicher Lande, namentlich an der Erft, liebenswürdigere Kleinbauten, die ähnlich den Baugewohnheiten der Maasniederung das Altmaterial der romanischen Tuffkirchen mit dem Backstein in wechselnden Schichten zu malerisch farbiger Gestaltung benutzen, an der Westgrenze eine Gruppe

Digitized by Google

von unregelmäßig zweischiffigen Landkirchen, die aus einem schnell entwickelten lokalen Baubedürfnis einheitlich entstanden zu sein scheinen, weiter nach Norden wieder die holländische Kühle, die hier von der Dorfkirche teilweise zu stadtartigen Großbauten führt, die über das unmittelbare Bedürfnis weit hinausgegangen zu sein scheinen (Weeze, Nieukerk).

Im 14. Jahrhundert, in der Lücke zwischen der von kirchlich-geistigen Mächten getragenen frühgotischen Kirchenbautätigkeit und dem auf weltlich-bürgerlichen Anschauungen gegründeten Wiederaufleben des Kirchenbaues im 15. Jahrhundert, stehen als das baukünstlerische Resultat des großen Interessenkampfes Burg und Stadt; aus ihnen folgen, nach dem Sieg des Bürgertums, am Ende des Mittelalters Rathaus und Bürgerhaus.

Die Höhenburg wächst aus dem alten romanischen Kern — Bergfrid oder Wohnturm — durch massive Umwehrung und Wohngebäude (Palas), anfangs in der romanischen Zeit oft noch massig aufgebaut mit kleinem Binnenhof (Brömserburg in Rüdesheim, Ende des 12. Jahrhunderts), den Hof erweiternd als gestreckte Rechteckanlage mit Turm an einer Schmalseite und an die Wehrmauer angelehnten Wohngebäuden (Gutenfels bei Kaub, Mitte des 13. Jahrhunderts). Daneben bleibt der alte Wohnturm, vergrößert, in Geltung. Das ist im wesentlichen das Bild der Burg am Mittelrhein unter Erzbischof Balduin von Trier († 1356); von seinen eignen Bauten zeigt in Antithese Baldeneck auf dem Hunsrück in engem Tal den Wohnturm, das nahegelegene Baldenau in breitem Wiesental die gestreckte Form mit Turm an der Schmalseite und Binnenhof. Die künstlerische Durchbildung bleibt beschränkt; nur im Trierischen und pfälzischen Sandsteingebiet ist eine solche in stärkerem Maße möglich (Wohnturmanlage Ramstein bei Cordel, von Erzbischof Dietrich von Nassau, Ende des 13. Jahrhunderts). Im übrigen hängt alle weitere Gestaltung der Höhenburg von dem Gelände ab (Zwingeranlagen, Vorwerke usw.). Ein besonders wirksames Bauglied in den mittelrheinischen Burgen des 14. Jahrhunderts bilden die gut vertretenen Anlagen von Schildmauer und Hohem Mantel gegen die Angriffsseite (Langenau, Schönburg, Trutzeltz, Rheinfels, schmal von zwei Türmen flankiert in Frauenburg a. d. Nahe). Die anziehendsten Beispiele der „romantischen“ Burg erwachsen in ihrer Vielgestaltigkeit fast regelmäßig aus dem Gemeinschaftsbesitz; ein frühes einfaches Beispiel des 13. Jahrhunderts ist die langgestreckte Doppelburg Thurant a. d. Mosel, halb kölnisch, halb trierisch. Die reicheren sind ein Konglomerat von Burghäusern, im genau geregelten Besitzverhältnis der einzelnen Familienglieder, die Wehranlagen, Kapelle usw. meist gemeinsam genießen und pflegen — Ganerbenburgen. Zu ihnen rechnen die schönsten und wenigen Höhenburgen, die den meist sinnlosen Zerstörungen der Raubkriege entgangen sind, Bürresheim mit seinen barocken Einbauten und Eltz, die bis zum Brande des Jahres 1920 fast unberührt erhaltene und gepflegte rheinische Gan-

Digitized by Google

erbenburg von idyllischster Lage, von reichster Geschichte, nie zerstört und nie dem Besitz der Familie gleichen Namens entfremdet, „für uns Deutsche die Burg schlechthin“ (Dehio).

Die Burg des Flachlandes hat andere Voraussetzungen, fast keine aus der Verschiedenartigkeit des Geländes erwachsenden Sonderbedingungen und als Ersatz für geringere Überhöhung des Verteidigers das Wasser als Abwehrmittel. Nach einzelnen frühen Erdwerken im Nordwesten und den ähnlichen, später massiv umgestalteten Anlagen (Randerath, Linn, Hülchrath, Vischering i. W. u. a.) scheint der Ursprung der niederdeutschen Wasserburg in der „Motte“ zu liegen, d. h. dem künstlich geschaffenen Rundhügel, um den sich infolge des Erdaushubes der Wassergraben bildet. Für die Weiterentwickelung scheint das Zusammentreffen von Verteidigungsaufgaben und Wirtschaftszwecken bestimmend gewesen zu sein; denn die niederrheinische Burg ist fast ausnahmslos auch Ackerhof. Daher scheint sie die geschlossene fränkische Hofform angenommen zu haben, in reicherer Form das Wohnhaus von dem hufeisenförmig davor liegenden Ackerhof durch einen Quergraben getrennt. Diese Gestaltung ist der Flachlandburg dauernd verblieben; der Bergfrid ist dabei seltene Erscheinung.

Anlagen vor dem Aufkommen des Massivbaues aus Backstein im 14. Jahrhundert sind nicht erhalten; für die Vorburg bleibt der Holzbau dauernd gebräuchlich, im späten Mittelalter ist vielfach nur die Außenseite der Vorburg massiv, Ecktürme und Tortürme werden seit dem 14. Jahrhundert für die reicheren Anlagen unerläßlich. Für die Hochburg gibt es zwei Typen; der einfachere zeigt die Form des festen Turmhauses, seit dem 15. Jahrhundert gerne mit Kragtürmchen ausgestattet (Loersfeld, Raaf bei Aachen usw.). Der reichere Typus entwickelt die Hochburg wieder zur rechteckig ummauerten Hofform mit Ecktürmen an Haus und Wehrmauer; im 14. bis 15. Jahrhundert ist die Winkelanlage beliebt, d. h. an zwei Seiten das Wohnhaus in Winkelform, an den beiden anderen die Wehrmauer (Konradsheim, Engelsdorf, besonders Trips mit hoher Wehrmauer und großem Bergfrid an der freiliegenden Ecke). Den Beschluß bilden die — durch dauernde praktische Benutzung freilich meist veränderten — großen Herrensitze am Niederrhein (Veynau, Wissen, Haag, Ringenberg, Moyland, Hueth, Krieckenbeck, Heimerzheim, Adendorf, Nörvenich, Bergerhausen usw.), die nach Bedarf durch eine zweite Vorburg, durch mit Gräben umschlossene Gärten, Mühlenanlagen usw. den Grundtypus erweitern.

Künstlerische Bedeutung erreicht die Burg aber überhaupt erst mit der kurkölnischen Landesburg am Niederrhein. Der Unterschied gegen die kurtrierischen Burgen Balduins ist auffällig; der Mangel eines großen Palas erweckt den Anschein, als seien dessen Burgen kaum zu Residenzzwecken bestimmt gewesen. Von den kurkölnischen Burgen scheinen die romanischen (Nürburg, Altenahr) freilich auch keine bedeutsamen Saalbauten gehabt zu haben. Die Aufnahme und

Digitized by Google

Durchbildung dieses Motives zur Hauptsache gehört erst der Zeit nach dem Verlust der Stadt Köln und der dortigen romanischen Residenz, des „Saales", an — zuerst in der Godesburg (Anfang des 14. Jahrhunderts) ein stattlicher Erdgeschoßsaal mit spitzbogigem Holzgewölbe; gleichzeitig in Lechenich noch ein mächtiger Wohnturm aus Backstein um 1310. Den entscheidenden Schritt hat vielleicht der stolze erste Herzog von Jülich und Pair von England mit dem Bau des riesigen, feingegliederten Palas von Nideggen um 1350 getan; der Bau fügt sich eng dem Bilde dieses bedeutendsten Territorialherrn und seiner ausländischen Beziehungen ein. In der Breitenentfaltung und der künstlerischen Durchbildung des niederrheinischen Backsteinbaues aber beherrscht der starke Reorganisator des Erzbistums Köln, Kurfürst Friedrich von Saarwerden (1382—1414), den Profanbau des Mittelalters am Niederrhein durchaus. Die Schlösser Zülpich, Lechenich, Linn, Kempen, Zons, Brühl, die Stadtbefestigungen von Kempen, Xanten, Linn, Zons, vielleicht auch die einheitliche Ummauerung von Rhens bei Koblenz zeigen die enorme Anstrengung, das ganze, rettungslos zersplitterte Gebiet der kölnischen Kirche in letzter Stunde durch ein künstliches System von Befestigungs- und Verwaltungsbauten zusammenzuschweißen. Groß und vornehm in der flächigen Behandlung des Backsteins, mit den strengen kräftigen Hausteingliederungen ganz im Sinne der kölnischen Hochgotik, werden diese vieltürmigen Schloßbauten zum bedeutendsten Denkmal des mittelalterlichen Profanbaues am Niederrhein, vor allem Lechenich mit seinem schönen Saalbau und Linn als eine auf alte Grundlage zurückgehende systematische Polygonalanlage. Die Beziehungen der Rheinlande sind um diese für die Menschheitsgeschichte so bedeutsamen Wendepunkte am stärksten ausgeweitet; es kann kein Wunder nehmen, wenn nach Ost und West sich Fäden auszuspinnen scheinen; manches, wie die Pfeiler als Träger der Ecktürmchen und Wichhäuser (Zons; Kempen, Kuhtor; Lechenich), deuten auf Beziehungen zur französischen Fortifikationsarchitektur, und andererseits zeigen sich Auswirkungen gerade der kölnischen Bauten bei dem Deutschorden im Osten; Claus Fellenstein († um 1425), dessen umfassende Bautätigkeit für den Deutschorden in dem Hochmeisterpalast der Marienburg gipfelt, war Koblenzer.

Die Stadtbefestigungen haben seit der entscheidenden Typisierung durch die Kölner Anlage am Ende des 12. Jahrhunderts (s. o. S. 393) keinen entscheidenden Fortschritt gemacht bis zu ihrem Zusammentreffen mit den Burgenbauten Friedrichs von Saarwerden. Das von zwei Halbtürmen flankierte Tor und der Halbturm in der Mauer — beide stets nach innen ohne massiven Mauerabschluß — beherrschen die Frühgotik entscheidend, namentlich in Kurköln (Bonn, Neuß, Andernach, Ahrweiler); auch in den Burgenbau ist dieser Torbautypus mit den Flankentürmen vielfach übergegangen (Welschbillig, Mürlenbach, Kasselburg), seine Vereinfachung zu kompakterer Grundrißmasse würde sich durch eine Zusammenstellung leicht feststellen lassen; der bedeutendste Bau in dieser wohl auch mit Frankreich

Digitized by Google

zusammenhängenden Entwicklung ist das Marschiertor in Aachen (um 1300). Die Entwickelung endet in dem viereckigen Torturm, eventuell mit massiven runden Eckanlagen (Reifferscheid, Burgen in Zievel und Satzvey). Ausbau und Wandlung der Oberweseler Stadtmauer (Ende des 13. bis Anfang des 15. Jahrhunderts) geben das anschaulichste Bild des Fortschrittes, auch die anderen mittelrheinischen Stadtbefestigungen, die mit Vorliebe einen gewaltigen Rundturm an die Rheinfront setzten (Oberwesel, Ochsenturm, um 1400, und Andernach, Runder Turm, 1448). Die reichste gelöste Form stellen die am Niederrhein ehedem besonders häufigen Doppeltoranlagen, d. h. mit einem Torhof über dem Graben und zweitürmigen Außentor dar, wie sie — wieder in Verbindung mit Friedrich von Saarwerden — am schönsten in Xanten und Zülpich, ferner in Aachen und Andernach erhalten sind. Hier zuerst am Ende des 14. Jahrhunderts — das ist wichtig für den Umschwung der ganzen Anschauung — ist der entscheidende Wendepunkt zu künstlerisch-repräsentativer Gestaltung der Stadtbefestigungen zu beobachten. Freilich hatte sich die städtebildende Kraft der Rheinlande damals schon erschöpft.

Rathaus und Bürgerhaus treten gleichfalls — nach den seltenen ersten Beispielen der spätromanischen Zeit (s. o. S. 393) — erst in der Gotik in den Kreis der baukünstlerischen Aufgaben, am frühesten das kleine Aachener Stadthaus (Grashaus) von 1267, das noch festungsmäßig nach außen geschlossen und durch eine obere Reihe von Blenden mit Figuren geschmückt ist. Das Rathaus ist grundsätzlich an die alte Saalform gebunden wie der Palasbau der Burgen, zweigeschossig mit Kaufhalle usw. im Erdgeschoß und oberem Saal, im Notfall mit mittlerer Stützenreihe und fast regelmäßig — wie Palas und noch spät die Burgbauten — mit äußerer Holztreppe (Linz, Gürzenich in Köln); Zinnenkranz und Ecktürmchen werden unerläßliche Schmuckteile. An der Spitze steht das etwa 1330—1350 auf den Grundmauern des karolingischen Palas entstandene Aachener Rathaus, seltsamerweise in beiden Geschossen auf mittlerer Pfeilerreihe gewölbt, wichtig vor allem dadurch, daß es in erstmaliger gleichmäßiger Gliederung durch Maßwerkblenden von strenger Rechteckform den spätgotischen Typus festzulegen scheint.

Der Kölner Rathaussaal (Hansasaal) hat ein Menschenalter später noch den einschiffigen Raum mit Spitzbogentonne (wie auf der Godesburg) gewählt, aber durch den repräsentativen Skulpturenschmuck der einen Schmalwand einen nie wiederkehrenden Reichtum gebracht, und das stolzeste Dokument für den Sieg der Demokratie ist der Kölner Rathausturm mit seiner reichen Außengliederung (1406—1414), der einzige seiner Art in den Rheinlanden. Die Beziehung zu den flandrischen Repräsentationstürmen ist ohne Zweifel, darüber hinaus aber eröffnet sich die Frage der englischen Beziehungen und nach ihrem Verhältnis zu diesen hochgotischen Maßwerkgliederungen der Außenflächen. Nie sind die englischen Beziehungen zum Festland ja so eng gewesen wie im 14. Jahrhundert, ein großer Teil Frankreichs stand förmlich unter

Digitized by Google

englischer Herrschaft; der stärkste Vertreter dieser Verbindung war Wilhelm von Jülich, Pair von England, der Erbauer des Nideggener Palas. Rheinische, speziell kölnische Hochgotik klingt stark in englischen Kirchen um die Mitte des 14. Jahrhunderts an, namentlich in der Kathedrale in York, auch in den darstellenden Künsten begegnet man ähnlicher Verwandtschaft (s. u.). Um seiner englischen Handelsinteressen willen geriet Köln mit der Hanse in schwere Differenzen.

Die damals für den öffentlichen Profanbau (einschließlich der Festungsbauten) gefundene Form hat auch das 15. Jahrhundert beherrscht, am deutlichsten in dem Tanzhause Gürzenich in Köln (1452), dem die Kaufhäuser am Rhein noch 100 Jahre später folgten. In sinngemäßer Vereinfachung sind die Rathäuser des 15. bis 16. Jahrhunderts allgemein diesem Typus der zweigeschossigen Anlage mit Ecktürmchen gefolgt, namentlich wo sie frei liegen konnten (Trier, Kalkar, Mitte des 15. Jahrhunderts, Koblenz, Schöffenhaus und Kaufhaus, 1472 und 16. Jahrhundert, Linz, um 1500, Erkelenz mit offener Erdgeschoßhalle, 1541). Sonst kehren sie gerne die Schmalseiten zwei Straßenzügen zu (Neuß, Emmerich, namentlich Wesel mit schöner spätgotischer Front). Das kleine spätgotische Rathaus des nördlichen Niederrheins nimmt den schlanken niederländischen Treppenturm mit eleganter Haube — als Ersatz für die hölzerne Außentreppe — auf (Kalkar mit jüngerem Treppenturm, Rheinberg, Rees).

Das bürgerliche Giebelhaus bleibt im Rahmen der gesamten deutschen Bürgerhaus-Architektur. Verfolgen läßt es sich nur bis dahin, wo es in Trier zuerst in größerem Umfang seit dem Ende des 14. Jahrhunderts einen festen Typus bildet, ausgezeichnet durch Fenstergruppen mit Maßwerkblenden darüber. In Köln hat sich noch länger der Fachwerkbau gehalten, mit massiven Brandgiebeln und ausgekragten Geschossen; mit der Verbreitung des Steinhauses schafft das Dielenhaus mit Kreuzfenstern und Staffelgiebel den für Jahrhunderte noch gültigen Typus, der in reichen Beispielen vom öffentlichen Profanbau auch die Ecktürmchen, seltener auch den Zinnenkranz entlehnt (Köln, Plasmannsches Haus in Tuff; Goch, Haus zu den fünf Ringen als schönstes Backsteinhaus). Hier nähert sich auch der Typus am stärksten dem kleineren Burghaus. Jedenfalls hat das Bürgerhaus, so geschickt und feinfühlig es der allgemeinen Entwickelung auch folgen mochte, nie in irgendeiner Weise die Führung an sich genommen.

Für Plastik und Malerei hat die Gotik grundsätzlich veränderte Grundlagen geschaffen; der starke Anstoß von außen hat hier auch den Unterschied zwischen Mittel- und Niederrhein nicht so stark hervortreten lassen. Mehr als in der Baukunst mußten sich die ausgedehnten Beziehungen des Rheinlandes geltend machen; über den auf den geistigen Grundlagen des 14. Jahrhunderts sich entwickelnden Zeitstil hinaus hat die rheinische Kunst — wie schon in der Baukunst — Fühlung mit Westfalen (Soest) und mit dem Ordenslande gehabt. Eine zweite Verbindung wird durch die luxemburgische Hauspolitik mit Böhmen

Digitized by Google

geschaffen. In der Süd-Nord-Richtung wandern starke italienische Einwirkungen; eine der bedeutendsten, noch keineswegs klar umschriebene scheint über Avignon zu gehen, vielleicht auch über Burgund, und trifft von da wohl ebenso unmittelbar den Oberrhein, wie über das Maastal die Niederlande und den Unterrhein. Die Stellung von Malerei und Plastik hat sich gleichfalls stark verschoben; besonders für die Malerei fehlen nun die Gelegenheiten zu großen zyklischen Darstellungen, und auch bei der Plastik verschiebt sich das Schwergewicht mit der Zeit immer stärker zur Einzelfigur und zum Schnitzaltar.

Unmittelbarer französischer Import ist die Plastik der trierischen Bauten. Der Kopf eines Verkündigungsengels aus S. Maximin scheint mit seinem archaistischen Lächeln im Stile der älteren Reimser Skulpturen dem im Jahre 1228 geweihten Chor von S. Maximin angehört zu haben. Offenkundig Reimser Schularbeit ist in Anlage und Form der Skulpturenschmuck von Liebfrauen (bald nach 1250); eine nennenswerte Auswirkung hat die kleine Trierer Skulpturengruppe nicht gehabt.

Die zweite Welle im Geiste der reifen Frühgotik Nordfrankreichs trifft den Niederrhein erst um die Wende des 13. Jahrhunderts, vielleicht auch nicht unmittelbar, sondern über das Maastal; dort, wie in Flandern und am Niederrhein, bildet sich eine ziemlich einheitliche Formensprache. Schulbeziehungen, wie sie nach Paris, Amiens, Laon herzustellen versucht worden sind, haben wohl nichts unbedingt Bindendes. Immerhin läßt sich — wie in der Baukunst — ein schnelles Schwinden des unmittelbaren französischen Einflußes feststellen. Das ornamentale Chorgestühl von Xanten (um 1270) steht noch durchaus im Banne der Formensprache eines Villart de Honnecourt; die Chorstuhlwangen von Wassenberg nahe der Maas (um 1300 — die Herrschaft fiel 1288 an Brabant), eine Reihe von Sitzmadonnen mit stehendem Kind in Köln, im Germanischen Museum, am Niederrhein, auch eine aus Bingen im Darmstädter Museum bekunden in Motiv und Auffassung starke Einwirkung von Nordfrankreich; einzelne Elfenbeinskulpturen werden wechselnd Maas, Rhein und Nordfrankreich zugeschrieben. Der Umschwung zu einer selbständigen rheinischen Formensprache scheint sich in den Apostelreihen der Chöre von Xanten (nach 1300) und Köln (um 1330) am deutlichsten zu vollziehen; die Gruppe der Visitatio in Xanten, vor allem aber die Figuren Mariae und Johannis in Köln, zeigen noch die stärksten Beziehungen zur nordfranzösischen Plastik (zu Amiens ?). In den teilweise ziemlich derben übrigen Figuren des Xantener Domes, besonders aber in denjenigen zu Köln, zeigt sich — wieder wie in der Architektur — die zeichnerisch scharf unterstrichene Form, in Köln sogar mit gesteigerten dekorativen Absichten in der seitdem üblichen starken Ausbiegung. Die Holzplastik bekundet eine verwandte Entwicklung in Köln: um die Jahrhundertwende außerordentlich schlanke Typen mit eng anliegender Gewandung, deren Lokalisierung auf Köln freilich nicht unumstritten ist, die aber darin jedenfalls den frühesten, stark französischen Wandmalereien der Gotik, in S. Cäcilien, verwandt sind (Figuren im Schnütgenmuseum,

Digitized by Google

Madonna in Münstereifel usw.). Ihnen folgen bald die Skulpturen am Chorgestühl von S. Gereon mit den scharf unterschnittenen Falten, und es baut sich weiter die große Gruppe der kölnischen Plastik um 1350 auf, besonders die zahlreichen Muttergottesfiguren, in denen ziemlich konservativ dieser kölnische Stil sich lange gehalten hat, und zuletzt auch noch einmal in den Leibungsfiguren des Petrusportales (um 1420) und in gewissem Sinne auch noch in den Figuren des Aachener Münsterchores (um 1430) zum Ausdruck kommt. In diese Reihe gehören auch die beiden großen Altäre in strenger kölnischer Architekturaufteilung aus Marienstatt (um 1325, jetzt in Wiesbaden) und in Oberwesel (um 1350, deutlich von zwei Händen), die Apostelstatuetten in S. Aposteln zu Köln u. a. m.

Dieser etwas schematisierende Stil aber wird besonders seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts von einem starken Streben nach breiterer, malerischer, im ganzen auch liebenswürdigerer Gestaltung durchsetzt, das wiederum enge Beziehungen zur kölnischen Malerei hat und seinen stärksten Ausdruck in der reichen Ausstattung des Kölner Domchores (etwa 1325—1360) findet. Die Herkunft ist noch nicht ganz geklärt; die naiv-freundliche kirchliche Auffassung, die den weltlich-bürgerlichen Instinkten des 14. Jahrhunderts stark entgegenkam und in den überschwänglichen Vorstellungen des Mystizismus endet, äußert sich vornehmlich auch in den Drolerien, den lustigen kleinen Tierdarstellungen, dem gutmütigen Spott über kirchliche Einrichtungen usw., wie sie namentlich die Chorstühle und die Chorschrankenmalereien des Kölner Domes füllen. In Verbindung mit dem breiteren malerischen Vortrag, der dem ganzen Nordwesten — Maastal, Brabant, Flandern — damals gemein ist, hat man auf Grund der engen Beziehungen Englands zum Kontinent und unter Hinweis auf englische Miniaturen speziell auch England herangezogen. Daß es die Führung gehabt hat, scheint damit nicht ausgemacht, aber sicherlich bildete es mit dem Nordwesten Europas damals einen Kulturkreis (s. o. S. 412). Was an niederländischen Skulpturen bekannt ist, unterscheidet sich nicht wesentlich von den niederrheinischen Arbeiten.

Französische Einzelwirkungen auf das ganze Gebiet bleiben natürlich bestehen; am interessantesten ist die auf die ältesten Grabdenkmäler in Sayn (jetzt Nürnberg), Altenberg a. d. Lahn, Laach usw. folgende Gruppe von Tumben, die in breiter liebenswürdiger Typisierung in Hochrelief die Figuren der Verstorbenen tragen. Man hat mit Recht auf die Beziehungen zu dem großen nordfranzösischen Grabmalplastiker Pepin von Huy hingewiesen, also einem Niederländer. Die rheinische Gruppe weist bis nach Westfalen — Denkmäler in Roermond, Kleve (aus Bedburg), Kappenberg und Bielefeld, verwandt dasjenige in Münstereifel. Ein starker Anstoß zum Realismus scheint bei dem eigenartigen Meister des untergegangenen Kölner Hochaltars (um 1360) vorzuliegen; untersetzte Marmorfigürchen, in dem Streben nach anschaulicher Lebendigkeit lebhaft gestikulierend, breitschulterig mit übergroßen Köpfen und — ziemlich unplastisch —

Digitized by Google

stark auf malerische Vorderansicht berechnet. Entscheidenden Einfluß hat er nicht gewonnen; die älteren Hochgräber im Kölner Dom und in Altenberg (seit 1350 etwa) zeigen meist eine etwas langweilige Durchbildung in der kölnischen Art. Wirksamer wird ein erneuter Anstoß, der vielleicht vom Mittelrhein kam und auf die burgundische Plastik in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückgeleitet wird. Das Werk, das am stärksten die Wirkung des außerordentlichen Schönheitsgefühles eines Jean de Marville und Claus Sluter in Dijon fühlen läßt, sind die Seitenfiguren am Denkmal Friedrichs von Saarwerden (um 1414) im Kölner Dom; die ersten großen freien Gewandfiguren, die Muttergottes in der Verkündigung zum erstenmal von liebreicher Jugendlichkeit bürgerlichen Stiles wie bei Stephan Lochner (s. u.), die Männer mit prächtigen Charakterköpfen, ähnlich denen der Aachener Chorapostel (um 1430). Die lebendigere naturalistische Art der Seitenfiguren an den Tumben — am Rhein nicht immer die burgundischen „Pleurants"—zeigt sich sonst auch an dem einen oder anderen Grabmal im Kölner Dom und an dem Denkmal des Grafen Adolf IV. († 1394) in Kleve. Eine gewisse Vorbereitung scheint gegen Ende des 14. Jahrhunderts in einzelnen Skulpturen von außerordentlich breit angelegter weicher, die Figur tast erstickender Gewandung zu liegen (Köln, Dreikönigenpförtchen, Madonnen in Weeze und Zons); jetzt aber kommt der starke Schwung burgundischer Art hinein. Dahin gehören einige Muttergottesfiguren von starker inbrünstiger Beziehung zwischen Mutter und Kind, diejenige in S. Maria in Lyskirchen zu Köln, diejenige im Bonner Provinzialmuseum (Sammlung Thewalt) und die mit ihr eng übereinstimmende Figur in Thorn. Dadurch eröffnet sich, wie in der gleichzeitigen Baukunst, wieder der Ausblick auf die starken Zusammenhänge der rheinischen Kunst mit dem Ordensland, die neuerdings Gegenstand der Untersuchung gewesen sind; hier stellen sich auch zuerst stärkere Beziehungen zur mittelrheinischen Kunst ein, die gleichen Wandlungen unterliegt: Die Kruzifix- und Pietà-Darstellungen mit den reich drapierten Gewandsäumen, mit dem derben Hilfsmittel eindrucksvoller Gestaltung der plastischen Blutstropfen und Tränen, daneben aber auch die von großem Schönheitsgefühl und starker Zurückhaltung des Ausdruckes getragenen Tonskulpturen vom Anfang des 15. Jahrhunderts (Wien, Sammlung Figdor und Lorch, Limburg und Karden). Über die reichen Skulpturen des Rheingaues, in Mainz und Frankfurt hinaus ergeben sich die Berührungspunkte mit der in ähnlicher Bewegung befindlichen Bildhauerkunst am Main und in Franken.

Der Wirklichkeitssinn, der gleichzeitig — nachdem der große idealistische Schönheitsrausch der burgundischen Kunst verflogen — in der niederländischen Malerei siegt, erfaßt auch schnell die Plastik; mit verblüffendem Naturalismus setzt er ziemlich genau um die Mitte des 15. Jahrhunderts bei dem Denkmal der letzten Heinsberger Grafen in der dortigen Stiftskirche ein. In Köln hat er so schnell nicht Fuß fassen können; es ist für die auf ihrer Höhe angelangte Stadt charakteristisch, daß sich hier noch lange eine plastische Kunst von jenem

Digitized by Google

weichen Schönheitsgefühl behauptet (Verkündigung in S. Kunibert, 1439, Tympanon der Rathauskapelle, Michaelsfiguren in S. Andreas und S. Aposteln). Dann aber dringt der niederländische Realismus nach der Mitte des Jahrhunderts doch durch (Steinfiguren in der Hardenrathkapelle in S. Maria im Kapitol, Einzelfiguren in S. Kolumba und S. Ursula, Seitenaltar in S. Kunibert usw.). Auch niederländische Wandermeister wirken am Rhein, so Nicolaus Gerhaert van Leyden in Trier, während in S. Arnual die dreiteilige Tumba der Grafen von Nassau-Saarbrücken noch den Zusammenhang mit den schönen Gräbern in Dijon wahrt.

Mit dem Anschwellen der niederländischen Schnitzwerkstätten in Antwerpen und Brüssel in engster Verbindung, übernimmt dann für das Ende des Mittelalters der Niederrhein die Führung. Der malerische Stil eines Rogier van der Weyden mit dem Kontrast zwischen dem freien Spiel einer faltigen, bauschigen, schweren Gewandung und dem gehaltenen, wahrheitsgetreuen, ruhigen Ausdruck des Kopfes, oder auch der plastische Stil eines van Eyck zeigen ihre Beziehungen zur niederrheinischen Holzplastik. Emmerich und Kleve scheinen zunächst die wesentlichen Werkstätten aufgenommen zu haben; der „Meister von Emmerich" ist der stärkere Plastiker, mit eckigen harten Falten (Figuren in S. Aldegundis in Emmerich); in Kleve scheint eine mehr malerische Auffassung mit weicherem Faltenwurf geherrscht zu haben (Gestühl in der Klosterkirche, Einzelfiguren). Mit dem schnellen Schwinden plastischer Grundsätze zu Gunsten einer mehr malerischen Auffassung, an der der den ganzen Niederrhein überschwemmende Export von Antwerpener und auch Brüsseler Altären beteiligt ist, tritt die Weseler Gruppe stärker hervor. Kalkar wird seit 1475 etwa — aus dem Verlangen nach reichster Ausstattung — Sitz einer Reihe bedeutender Meister bis weit in das 16. Jahrhundert hinein, die auch den Xantener Dom mit Altären gefüllt haben, ohne daß dadurch eine „Kalkarer Schule" im eigentlichen Sinne erwachsen wäre. Meister Arnt († 1491 in Zwolle), Everhard van Monster, Meister Loedewich, der mit Jan van Haldern und Derick Jäger 1489—1500 den Kalkarer Hochaltar erstellt, Derick Bogaert (Annenaltar in Kalkar 1490), Meister Bernt aus Wesel (Marienleuchter und Chorgestühl in Kalkar), Heinrich Douvermann, der zur Renaissance überleitende Schnitzer (Sieben-Schmerzenaltar Kalkar, Marienaltar Kleve, Marienaltar und Teile des Hochaltars in Xanten 1535) sind die Hauptmeister. Aus dem wirren unplastischen Gedränge des Kalkarer Hochaltars Meister Loedewichs und der Importaltäre löst sich ein starker Drang zu grossplastischer Gestaltung, der in Bogaerts Kalkarer Annenaltar fast barock anmutet, in dem Altar der Weseler Fraterherrenkirche — mit mancherlei Anklängen an die Dünweggeschen Gemälde — malerische Schönheit anstrebt. Dieses Ringen nach Ausdruck zeitigt manche Gegensätze — in den Werken Douvermanns die Bravourstücke wildesten Rankenwerkes mit darin eingeschlossenen Figuren neben seinen von südlichem Schönheitsgefühl angehauchten sauberen Kompositionen — und noch in der Frührenaissance, bei den beiden Kalkarer Altären aus der Zeit

Digitized by Google

um 1530 oder dem Meister der Figuren und des Lettnerbogens in Siersdorf hat der plastische Gestaltungsdrang jener Übergangszeit mit dem Bizarr-Phantastischen zu kämpfen; immer wieder droht die Freude am Barock-Malerischen — eines der charakteristischen Stücke ist der flandrisch-spätgotische Lettner in S. Pantaleon zu Köln (1502 bis 1514) — das Plastische zu ersticken.

Der Mittelrhein ist damals ärmlich im Verhältnis zum Niederrhein gewesen; weither vom Süden scheinen die Einflüsse zu stammen, die für ein Altärchen in S. Martin in Oberwesel und einem Altar aus Enkirch (im Handel) bestimmend gewesen sind, und es mutet sonderbar an, in Lendersdorf bei Düren einen Schnitzaltar ausgesprochenen schwäbischen Charakters anzutreffen. Andererseits aber reicht auch der flandrische Einfluß weit nach dem Süden; der prachtvolle Hochaltar von Klausen bei Trier (1490) scheint Brüsseler Herkunft zu sein. Jedenfalls setzt nach der Blüte der mittelrheinischen Plastik in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein neuer Aufschwung erst mit der Frührenaissance ein.

Die Übergänge von dem spätromanischen Stil zur Frühgotik in der Malerei, der nun für zwei Jahrhunderte die schwierige Aufgabe der Erfassung seelischer Momente an Stelle der alten Veranschaulichungszwecke gestellt wurde, vollziehen sich nicht ganz einheitlich. Angesichts der Unruhe der letzten Wandmalereien des alten Stiles bedeutet die Gotik etwas durchaus Gegensätzliches, das zeigt der letzte große Wandmalereizyklus romanischer Anordnung in S. Caecilien zu Köln (um 1300) mit seinen fast überschlanken gotischen Figuren, denen die Parallelen in der Plastik nicht fehlen. Andererseits aber gewinnt in der Frühgotik die Glasmalerei eine Bedeutung für die zeichnerische Form wie wohl nie wieder; gerade die Rheinlande mit Köln an der Spitze zeigen, wie hier in einer fest die Hand des Künstlers führenden, zu Einfachheit und Größe zwingenden Technik mehr als in der Wandmalerei der neue Stil zu seinen besten monumentalen Leistungen geführt wird. Gerade die Technik aber hat auch wesentlich dazu beigetragen, daß hier außerordentlich weiche Übergänge entstanden.

Schon bei den beiden klein aufgeteilten äußeren Fenstern der Apsis in S. Kunibert zu Köln kündet sich in den Köpfen der neue Stil an (um 1250); für die Folge bleibt das Aufteilungsschema zunächst bestehen und führt eine Reihe bedeutsamer Großwerke mit Bibeldarstellungen herauf, das Chorfenster in M.-Gladbach, Reste der gleichzeitigen Chorfenster aus der Dominikanerkirche im Dom zu Köln, Stücke im Xantener Dom, sämtlich wohl aus dem 8. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts, außer Resten in S. Florin zu Koblenz das derbe, gut erhaltene Bibelfenster in Limburg a. d. Lahn. Von allen Werken dieser Frühzeit erreicht wohl keines so sehr die ganze Grazie der französischen Frühgotik wie die Fenster aus der Kölner Dominikanerkirche im Dom. Unmittelbar darauf folgen die Architekturfenster der Chorkapellen des Kölner Domes, vor allem dasjenige mit der Anbetung

Digitized by Google

der Könige, und um 1320 die Verglasung der oberen Fenster, in deren mächtigen Königsfiguren die monumentale Glasmalerei der Hochgotik ihren Höhepunkt erreicht. Wie in den spätromanischen Glasmalereien, so herrscht auch hier noch durchaus der Grundsatz einer stark farbigen mosaikartigen Komposition vornehmlich in Blau, Rot und Gelb; die leuchtende tief gestimmte Pracht dieser riesigen Glasflächen vermag uns erst vollends ein Bild der künstlerischen Absichten der Raumschöpfung zu geben. Die Zahl frühgotischer Glasmalereien in Köln ist — namentlich wenn man die enormen Verluste um 1800 einrechnet — ganz außerordentlich gewesen; zu den Figurenfenstern treten die noch zahlreichen Ornamentverglasungen (Altenberg, Kölner Dom usw.), neben die zahlreichen kleinen Figurenreste in Köln namentlich Sakristei von S. Gereon, Kapellenfenster im Oppenheimschen Hause, Fenster aus S. Gertrud zu Köln in Schloß Kappenberg, diejenigen aus Dausenau a. d. Lahn ebendort, weitere Reste in Xanten, die Fenster in Heimersheim a. d. Ahr u. a. m. So läßt sich auch die Stilentwickelung hier am genauesten verfolgen, besser jedenfalls als in den nicht sehr zahlreichen und oft nicht qualitätsreichen Handschriften dieser Zeit (Gradualien des Kölner Minoriten Johannes von Falkenburg in Köln und Bonn, 1299, andere Kölner Handschriften in Dombibliothek und Stadtarchiv zu Köln, in Landesbibliothek zu Düsseldorf, Prümer Missale in Berlin). Der Übergang zu den breiteren weicheren Formen, die der Plastik eigen sind, läßt sich auch hier beobachten; auch bleibt die Unmöglichkeit einer engeren Umgrenzung oder gar Lokalisierung auf Köln. Nicht nur das ganze Rheinland hat an dieser Entwickelung teil, sondern auch der ganze Nordwesten des Festlandes. Die mächtigen gravierten Kupfergrabplatten, die von Flandern aus der ganzen Nordküste bis in den Osten sich erstrecken (Schwerin, Thorn usw.), und die man teils mit Köln, teils mit Flandern in Verbindung gebracht hat, zeigen fast genau die Zierarchitektur der Kölner Domfenster; gerade Köln aber besitzt kein Beispiel mehr, nachdem die Platte des Bischofs Wiebold von Kulm in Altenberg untergegangen ist. Der Bestand an Wandmalereien ist gering; er gibt keine neuen Aufschlüsse und steht vielfach nicht auf besonderer Höhe. Am interessantesten ist die noch zyklische Ausmalung der kleinen Kirche in Marienhagen bei Gummersbach (um 1320), ganz im Stile der Kölner Arbeiten, aber noch mit romanisierenden Ornamenten; die anderen Werke bis nach der Mitte des 14. Jahrhunderts (Ahrweiler, Köln, S. Andreas, Koblenz, S. Florin, Oberbreisig usw.) zeigen ziemlich willkürlich verteilte Einzelbilder, allenfalls geschlossene Darstellungsreihen in zonenförmiger Aufteilung größerer Spitzbogenfelder, ähnlich der Komposition hochgotischer Tympanon-Skulpturen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts übernimmt die Tafelmalerei in Köln die Führung bis in das 16. Jahrhundert hinein, eine fortschreitende Entwickelung, die man unter dem Namen der Kölner Schule zusammengefaßt hat. Entscheidend sind wohl die um 1350 entstandenen kleinfigurigen Darstellungen auf den Chorschranken des

Digitized by Google

Kölner Domes; noch ganz in der reichen Zierarchitektur der Fenster zusammengehalten, haben diese Werke in ihrer reinen Deckfarbentechnik wenig mehr mit der Wandmalerei zu tun; der nie wieder in diesem Umfange vorkommende Reichtum an Drolerien nähert sich zugleich mit der Feinheit der Ausführung den besten Miniaturen des Nordwestens. Besonders aber ist — in Weiterführung des familiären Charakters der frühgotischen Muttergottes-Plastiken — hier alles Repräsentative geschwunden; der Meister müht sich auf das stärkste um eine starke Verbindung der handelnden Figuren, er sucht scharf Würde der repräsentativen Figuren von dem häuslich-liebenswürdigen Charakter des Marienlebens, gute und schlechte Menschen voneinander zu scheiden. Eine kleine Gruppe von Tafelgemälden im Kölner Museum, Altarflügel in Schloß Braunfels, vielleicht am meisten ein Diptychon der Berliner Museen, zeigen die gleiche Bewegung. Dieser Drang nach anschaulicher Wiedergabe des seelischen Vorganges aber bedurfte im höchsten Maße verstärkter malerischer Mittel und einer Aufgabe des überwiegend zeichnerischen Vortrages. Das Ziel scheint für das Erste erreicht in der das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts füllenden kölnischen Malerei, die unter dem Namen Meister Wilhelms geht. Das Hauptwerk ist der viel umstrittene Klarenaltar des Kölner Domes, dessen Originalbestand mit den um 1370 entstandenen Malereien eines älteren, mit den Resten der Ausmalung des Rathaussaales zusammen zu nennenden Meisters (Meister Wilhelm ?) etwa um 1400 einer Übermalung im Geiste der fortgeschrittenen natürlich-malerischen Auffassung unterzogen worden ist. In dieser Periode gewinnt die kölnische Malerei höchsten Ruhm als intensivster Ausdruck des kirchlichen Mystizismus mit seinen überschwänglichen Bildern von Himmelsschönheit und Glückseligkeit. Hierher gehören die Madonnen mit der Erbsenblüte in Nürnberg und diejenige mit der Wickenblüte in Köln — und als höchste schon leicht weltliche Form des Liebreizes der weiblichen Heiligen und eines vollendeten Schönheitsgefühles die Veronika in München. Es liegt in der Weltstellung Kölns, in seiner kirchlichen Bedeutung und in dem heraufkommenden Stillstand seiner Entwickelung begründet, daß dieser Stil für eine so unverhältnismäßig lange Zeit sich hat behaupten können; es ist freilich auch ein Zeugnis für seine künstlerische Höhe, daß alle die fremden und einheimischen Meister Kölns im 15. Jahrhundert sich der Tradition der Kölner Malerei gefügt haben. Die Schulauswirkung der Meister-Wilhelm-Gruppe ist außerordentlich stark, die Produktivität Kölns im ganzen 15. Jahrhundert erstaunlich.

Indessen war nach dem Abschluß der Kolonisierung im Osten und Südosten und seit der Teilnahme der Kolonialländer an den Kulturaufgaben die ganze geistige Verfassung des Reiches wesentlich verändert und auf eine einheitliche Grundlage gestellt; reiche Beziehungen gehen nach allen Seiten. Wie in Plastik und Architektur, bestehen auch in der Malerei starke Beziehungen zum Norden und Osten, es gibt Bilder, die strittiges Eigentum zwischen Köln und dem unter den Luxemburgern stark emporgeblühten Böhmen sind; mit der west-

Digitized by Google

fälischen Kunst, namentlich Soest, haben sich stärkste Verbindungen angeknüpft, ja man möchte in seinem Hauptmeister, Konrad von Soest, die stärkste treibende Kraft jener zuerst einen ausgeprägten Zeitstil schaffenden Periode sehen, in der von den letzten Resten des kirchlichen Repräsentationsbildes aus über die stärkeren menschlichen Gefühlsregungen hinweg der Weg zum persönlichen Kunstwerk sich eröffnet. Um das, was man darstellen wollte, wiederzugeben, war Naturtreue unentbehrlich.

Die stärkere realistische Richtung am Mittelrhein, die sich schon in der Architektur ankündigte, ist auch in den wenigen Resten der Malerei zu beobachten. Es ist nicht uninteressant, daß die bedeutendsten Werke der Buchmalerei wieder mit dem Trierer Erzbischof Balduin von Luxemburg († 1356) eng zusammenhängen; namentlich die große Bilderhandschrift des Romzuges Heinrichs VII. und seines Bruders Balduin, in des letzteren Auftrag um 1320 entstanden, zeigt zwar noch Stil und Auffassung ihrer Zeit, aber doch schon durchsetzt von starkem Verlangen nach Ausdruck. Vor allem unterscheidet die Tatsache, daß hier ein Vorgang der jüngsten Zeit in einer großen Bilderfolge genau festgelegt werden konnte, das Balduineum grundsätzlich von allen kölnischen Handschriften auch der Folgezeit. Das derb realistische Titelbild des Evangelistars des Trierer Erzbischofs Kuno von Falkenstein († 1388) vom Jahre 1380, in dem der Bischof dargestellt ist, erscheint mit seinem Drange nach getreuem lebendigem Abbild als natürliche Fortsetzung jener im Balduineum zuerst fühlbaren Richtung, die so enge innere Berührungspunkte mit der Realpolitik Kurtriers im 14. Jahrhundert hat. Gewiß ist die Kunst des „goldenen Mainz" auch von den mystischen Einflüssen nicht unberührt geblieben, aber ihr gleichfalls so hoher Schönheitsdrang ist infolge der Beziehungen zu Burgund, zu Franken und Böhmen doch nie so weltabgewandt gewesen wie derjenige der Kölner Malerei. Die Verbindung der zum Teil jetzt in Darmstadt befindlichen großen Altarwerke aus Friedberg (Schotten) Frankfurt (Petruskirche), Siefersheim mit der dramatisch bewegten Kreuzigung über der Tumba des Kuno von Falkenstein in S. Castor zu Koblenz, liegt ziemlich klar zutage, wie in dem Bornhofener Altar des Bonner Provinzialmuseums und in Resten von Wandmalereien zu Rüdesheim die fränkischen Einflüsse im Rheingebiet ausklingen.

Dieser Wahrheitsdrang ließ sich sehr wohl mit dem Schönheitsgefühl der Kölner Malerei vereinigen; gerade die Mainzer Kunst mit dem Memorienportal des Domes, dem in Mainz entstandenen Ortenberger Altar, dem Frankfurter Bild des Paradiesgärtleins zeigen am Anfang des 15. Jahrhunderts ebenso wie die schöne Madonna in Solothurn den ganzen Rhein entlang diese gemeinsamen künstlerischen Ziele der Zeit. Das ist auch die Atmosphäre, aus der heraus Meister Stephan Lochner aus Meersburg am Bodensee († 1451) um 1420 der Kölner Malerei neues Leben einflößen sollte, ohne sie ihrer alten Auffassung untreu zu machen. Er stellte seine Figuren fest auf die Füße,

Digitized by Google

gab ihnen plastische Rundung und warmes Kolorit. Es ist bezeichnend, daß das Jüngste Gericht auf seinem ältesten Kölner Werk, dem Muschel-Metternich-Altar, am stärksten mittelrheinisch-drastische Wirkungen zeigt, während seine Madonna mit den Veilchen und sein Dombild, das er im Auftrag der Stadt für die neue Ratskapelle schuf, in dem großen repräsentativen Zug und der Lieblichkeit der Muttergottesdarstellung sich ganz der kölnischen Tradition einfügen — das Dombild freilich nur noch in der Gesamtauffassung; in der Konzeption und den malerischen Werten der Außenflügel mit der Verkündigung liegt etwas wie ein Ahnen der Größe der niederländischen Malerei.

Die starke Einwirkung der niederländischen Malerei auf Köln seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts ist nicht allein willige Anerkennung der neuen Errungenschaften eines starken künstlerischen Geistes, sondern letzten Endes auch Anerkennung des wirtschaftlichen Vorranges der Niederlande. Köln lebt von seinem alten Reichtum; der äußere Glanz verhüllt zunächst noch den bevorstehenden Verfall. Van Eycks Mann mit der Nelke scheint nach der Verwendung der Darstellung in einem Bilde des Kölner Sippenmeisters vom Anfang des 16. Jahrhunderts alter Kölner Besitz gewesen zu sein, Rogier van der Weyden hat seinen Münchener Altar (aus S. Columba in Köln) für den Kölner Patrizier van dem Wasserfaß gemalt. Rogier und Dirk Bouts sind für die kölnische Malerei der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestimmend geworden; die Interessengemeinschaft zwischen den Niederlanden und dem Niederrhein, auch die völkische Gemeinschaft ist so groß, daß man nicht — wie es vielfach geschieht — von Gegensätzen sprechen kann, sondern höchstens von Unterschieden; die kölnische Kunst bleibt durch ihre Vergangenheit wesentlich nur in Äußerlichkeiten — z. B. den typisch-kölnischen Engelchen der Meister-Wilhelm-Gruppe — gebunden. Neben dem schwächeren und unsicheren Meister der Georgslegende erscheint als energischer, wenn auch etwas robuster Vertreter der neuen Malerei der Meister der Verherrlichung Mariae; seine Werke sind hart, aber klar durchdacht; darin ist er grundsätzlicher Gegner der Lochnerschen Kunst. Das offene und vollkommene Bekenntnis zu Dirk Bouts tut seit 1460 etwa der Meister des Marienlebens. In der festen Vereinigung von Menschen und Landschaft, in dem zu großen Komplexen zusammengefaßten Kolorit, in der gemessenen Ruhe ist er durchaus Schüler des großen Löwener Meisters, äußerlich gibt er die kölnische Tradition aber nicht auf. Der Meister des Marienlebens hat eine große Schulwirkung ausgeübt — am nächsten steht ihm der derbe Meister der Lyversberger Passion —, und zuerst zeigt auch die weitere Umgebung Werke seiner Hand und seiner Schüler (Cues, Hospitalkirche, Linz, Sinzig usw.); auch in der Wandmalerei sind seine Spuren deutlich zu verfolgen, nicht allein in der ihm nahestehenden Ausmalung der Hardenrathkapelle von S. Maria im Kapitol zu Köln, sondern auch in den abgelegenen Kirchen des Bergischen Landes (Müllenbach, Marienberghausen usw.).

Der Meister des Marienlebens ist auch von entscheidendem Ein-

Digitized by Google

fluß für die beiden großen Werkstätten geworden, die die kölnische Malerei bis weit in das 16. Jahrhundert hineingeleiten, diejenigen des Meisters der heiligen Sippe und des Meisters von S. Severin. Der Sippenmeister ist vielgestaltig, vielerlei niederländische Einflüsse scheinen in seinem Werke mitzusprechen, aber er ist auch bald an eine koloristisch stark zurückbleibende Typik gebunden. Noch mehr ist das bei dem Meister von S. Severin der Fall, dessen Grundstimmung in stärkerem Maße noch spezifisch holländische Eigentümlichkeiten zeigt, und dessen zahllose Schulwerke bei zunehmender Leere manche Häßlichkeiten aufgenommen haben. Das Verhältnis der an beide Meister anknüpfenden produktiven Schulgruppen zur letzten Blüte der kölnischen Glasmalerei bleibt größtenteils noch zu klären; dem Sippenmeister selbst sind die großen Nordfenster des Kölner Domes, vielleicht auch die Bernwardsscheiben aus Altenberg zuzuschreiben, und man verspürt seine Wirkung auch noch in den feinen Bildnissen der Frührenaisancefenster von S. Peter in Köln (s. u.).

Es kommt im letzten Jahrzehnt noch einmal zu einem technisch-glänzenden, aber doch krampfhaften Versuch, die Kölner Malerei aus der Nüchternheit und Leere, in die der niederländische Einfluß geführt hatte, zu erretten und ihr den alten spezifisch kölnischen Gehalt wiederzugeben. Der Meister des heiligen Bartholomaeus ist von Geburt Oberdeutscher; aber was einst Ausfluß des Mystizismus war, wird nun zur Ekstase. Die glänzende Technik, die gebrochenen emailartig glänzenden, fein ineinander verarbeiteten Töne, der reiche goldschmiedeartige Schmuck, Bravour der Zeichnung und gezierte, nervöse Grazie können über das Aussichtslose eines solchen Versuches nicht hinwegtäuschen; hier auf der Grenze zweier gegensätzlicher Weltanschauungen war ein Kompromiß unmöglich. Wichtig ist, daß bei dem Werke des Meisters des heiligen Bartholomaeus die stilistischen Berührungspunkte nicht mehr nach Flandern, sondern nach Holland weisen. Seine Pikanterie findet am ehesten bei Jakob Cornelisz in Amsterdam und bei Cornelis Engelbrechtsen in Leiden verwandte Erscheinungen, in der Plastik bei dem Meister von Siersdorf; das ist bemerkenswert wegen der Übereinstimmung der Erscheinungen in der niederrheinischen Architektur, wichtig auch vor allem wegen der noch nicht ganz geklärten niederrheinischen Malerei des 15. Jahrhunderts.

Der Niederrhein hat sich nämlich allmählich fest gegen Köln abgegrenzt. Xanten, das alte kölnische Bollwerk am Niederrhein, besitzt aus dem Mittelalter kein kölnisches Gemälde in seiner reichen Ausstattung; die für die Kölner Gegend und den Mittelrhein wichtige Schule des Marienlebenmeisters ist weiter nördlich nicht festzustellen. Dagegen haben die führenden niederdeutschen Meister der Zeichnung, der Meister E. S. und Israel van Meckenen, wohl einen bedeutsamen Einfluß auf die Kunst am nördlichen Niederrhein gehabt.

Nach zwei Seiten gehen die Beziehungen der niederrheinischen Malerei damals. Einmal nach dem Zentrum der holländischen Malerei um 1500; Jan Joest von Kalkar, der Maler der großen Altarflügel in

Digitized by Google

Kalkar (1505—1508), der bedeutendste am Niederrhein, ist in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens (1509—1519) in Haarlem ansässig geworden. Andererseits liegen die engsten Beziehungen zu Nieder-Westfalen vor. Der Meister des Schöppinger Altares, der innerhalb des westfälischen Realismus den Weg zu einheitlich großer Bildauffassung zu gehen versucht, hat den Altar für Haldern (jetzt im Kölner Dom) geschaffen. Der dramatisch bewegte Tod Mariä in Kalkar (um 1460) mit seinen etwas ungefügen Figuren stammt von einem Vorläufer der Viktor und Heinrich Dünwegge, der Dortmunder Meister, die mit ihrem Schüler, dem Meister von Kappenberg, die mittelalterliche Malerei Westfalens beschließen und mit wachsender Geschicklichkeit sich der hergebrachten westfälischen Derbheit entledigen. Dahin gehören die wohl dem älteren Dünwegge zuzuweisenden Tafeln aus Rheinberg (in Münster) und von der Hand des jüngeren das schöne Gerichtsbild in Wesel mit den prächtigen Charakterköpfen, das wieder in so engem Zusammenhang mit den Weseler Schnitzwerken der Zeit steht (s. o. S. 477), von dem Meister von Kappenberg die wesentlich gefälligeren Flügelgemälde an dem Antonius- und dem Sippenaltar im Xantener Dom. Eine gewisse mangelnde Ausgeglichenheit aber bleibt den niederrheinischen Gemälden aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; das angeborene Künstlerwerkzeug des Niederrheins war das Schnitzmesser, nicht der Pinsel.

Viertes Kapitel.

Die Renaissance.

Niederländische Frührenaissance am Rhein. — Italienische und niederländische Meister der Hochrenaissance. — Einfluß der Florisschule. — Rheinische Kleinkunst.

Der Klassizismus der Renaissance ist etwas rein äußerlich auf die Kunst der deutschen Spätgotik Übertragenes; man hat so gerne mit dem Namen „Barock" für die letzten Äußerungen der Gotik gespielt, aber malerische Formenauflösung ist doch etwas anderes als plastische Formenkonzentration. Jene Formenauflösung in der Spätgotik aber ist etwas durchaus Deutsches; Frankreich ist darum nur mit seinen nördlichsten Gebieten daran beteiligt, und in den Rheinlanden bleibt die verschiedenartige Orientierung des 15. Jahrhunderts noch lange bestehen — diejenige des Mittelrheines nach dem Süden, die von Köln nach Flandern, die des nördlichen Niederrheines nach Holland und Westfalen. Die Reformationskämpfe des 16. Jahrhunderts haben diese Kräfteverteilung nur noch unterstreichen können. Zweimal geht der Sturm der Reformation über die Rheinlande; einmal unter Kurfürst Hermann von Wied (1542—1547) als eine Fortsetzung der ehrlichen Reformierungsversuche des 16. Jahrhunderts scheitert die Bewegung an der Unklarheit der Ziele. Das zweitemal — verknüpft mit recht weltlichen politischen Zielen und der Scheidung der Nieder-

Digitized by Google

lande in das katholische Flandern und das reformierte Holland — ist der Reformation ein Teilerfolg im Süden und im Norden (pfälzische Staaten) beschieden gewesen. Die Hochburg der alten Kirche, Köln, ist nach hartem Kampfe dem Katholizismus erhalten geblieben.

Köln behauptet trotz allem seinen Vorrang am Rheine dank der habsburgischen Reichs- und Hauspolitik, und dieser Vorrang wird ihm weiter gesichert durch die Erhaltung Flanderns bei der alten Kirche. Der Weg Köln-Antwerpen hat bis heute die wirtschaftliche Bedeutung bewahrt, die er am Ausgang des 15. Jahrhunderts gewonnen; für die kulturellen Zusammenhänge und die Bedeutung Kölns auf diesem Wege ist Albrecht Dürers Reise über Köln nach Antwerpen im Jahre 1520 symptomatisch wertvoll. Ein Vlame, Nicasius Hackeney, der Rechenmeister Karls V. in Köln, ist der größte Mäzen am Anfang des 16. Jahrhunderts in Köln, er ist der Stifter des in Mecheln 1523—1524 für S. Maria im Kapitol hergestellten Lettners, er ist der Auftraggeber der beiden von Joos van Cleef (Meister vom Tode Mariae) hergestellten Flügelaltäre mit dem Tode Mariae (München und Köln). Hackeney gilt auch nach alter Überlieferung als Vermittler des nun für das Kölner Patrizierhaus typischen schlanken flandrischen Wendeltreppenturmes.

In der Malerei wirkt Joos van Cleef, der Maler vom Tode Mariae, vornehmlich durch seinen treuesten Nachfolger, den wohl aus Köln stammenden Bartholomaeus Bruyn (1493—1557). Er ist keine feste künstlerische Persönlichkeit, aber von ungeheurem Fleiß und von feinem Instinkt für die Weiterbildung der großen vlämischen Malerei seiner Zeit. So findet er auch seinen Weg von den koloristisch feinen, zart gestimmten Fleischtönen zu kräftiger Inkarnation, namentlich in seinen großen Altarwerken in Essen (1522—1525) und Xanten (1529); das letztere ist schon auffallend stark von Motiven der Rafaelschule durchsetzt. Es folgen die besten seiner zahlreichen Bildnisse mit kräftigem Inkarnat und mit starken Anklängen an Scorels Bildnismalerei, und wie er vielleicht durch den aus Italien zurückkehrenden Scorel die entscheidenden Anregungen zum Romanismus erfahren, so ist für seine letzte Phase in den Bahnen des niederländischen Manierismus vielleicht Heemskerk von Bedeutung für sein Werk gewesen. Bartholomaeus Bruyn d. J. († um 1608) unterliegt vollends dieser Richtung, in der neben ihm gleichfalls als Bildnismaler hauptsächlich der Antwerpener Geldorp Gortzius († um 1616) in Köln tätig gewesen ist.

Köln bewahrt auch seine Anziehungskraft, daher kommt eine Verbindung mit dem an Malerei damals so armen Mittelrhein in der Person des in jungen Jahren mit seinem Vater Jaspar Woensam aus Worms um 1510 in Köln eingewanderten Anton Woensam († 1541). Den Weg bezeichnen einzelne Wandbilder, namentlich mit genauen Stadtansichten in mittelrheinischen Kirchen (Oberwesel; Andernach, Kreuzgang; Oberbreisig), von denen eines mit einem dem Woensamschen ähnlichen Monogramm in Oberwesel vielleicht dem Meister selbst zuzuschreiben ist. Die etwas massige Haltung und das etwas schwere dumpfe Kolorit

Digitized by Google

weisen zuverlässig auf den Mittelrhein, ebenso die starke Verwendung Dürerscher und Holbeinscher Motive. Woensams größte Bedeutung liegt aber in seiner großen Tätigkeit für das jetzt stark aufblühende Kölner Verlagswesen; da ist er auch der Vermittler der süddeutschen Kleinmeisterornamentik, die in der Kölner Frührenaissance-Keramik entscheidend war, und seinem mit außerordentlicher, wenn auch ziemlich trockener Treue gezeichneten Holzschnittprospekt der Stadt Köln vom Jahre 1532 hat der deutsche Holzschnitt der Frührenaissance nichts Gleichwertiges zur Seite zu stellen.

Man hat Anton Woensam, im Hinblick auf kleinere Scheiben seiner Hand, u. a. in S. Maria in Lyskirchen, auch mit den letzten großen Äußerungen der Kölner Glasmalerei, der Verglasung von S. Peter in Köln, in Zusammenhang gebracht (1525 bis etwa 1540); das trifft höchstens für die reiche Ornamentik zu, die — im Gegensatz zu der Tafelmalerei und namentlich zur Plastik — mit der Kleinmeisterornamentik Berührungspunkte hat. Gerade die figürlichen Teile scheinen hoch über der Art Woensams zu stehen, ohne daß bislang diese auf Köln jedenfalls zu lokalisierende reiche Frührenaissancegruppe (Düren, Drove, Schleiden, Kyllburg, Norwich [aus Mariawald], Altenberg [verteilt] usw.) nähere Klärung erfahren hätte, aber auch keinem unter den anderen Kölner Malern jener Jahre würde man die bedeutsamen Stifterbildnisse der Fenster in S. Peter ohne weiteres zuweisen können, nur Zusammenhänge mit der Bildniskunst des Sippenmeisters auf Grund der Domfenster scheinen bislang festzustehen.

Was die spätgotische Plastik aus der flandrischen Frührenaissance gerne übernahm, waren Dekorationselemente; so bleibt bei starkem Zurücktreten des Figürlichen die Plastik zunächst verkappte Spätgotik, wie der Übergangstil verkappte Frühgotik war. Diese Durchdringung wurde fertig mit den flandrischen Exportschnitzaltären übernommen (s. o. S. 477); auch das älteste Kölner Dokument, das feine Gelbgußepitaph im Dom von 1517, eine mabuseartige Anbetungsgruppe in entzückendem Frührenaissancegehäuse, ein Geschenk des Fürstbischofs von Croy an den Dom, gehört dahin, und ebenso sind der Lettner von S. Maria im Kapitol (s. o. S. 425), der durchbrochene Steinaltar in der Krypta von S. Gereon (1530—1540) nichts anderes als in Renaissance übersetzte Gotik. Die feine Arabeskenornamentik ist diejenige, die sich seit etwa 1520 von Flandern aus über ganz Niederdeutschland ausgebreitet hat. Noch im 6. Jahrzehnt wirkt ein verspäteter Meister dieser Art in S. Georg (Anno-Grabstein, Sakramentshäuschen); von einem fortgeschritteneren Meister, der im Sinne des Utrechter Meisters Colyn de Nole arbeitet, stammen kleinere Arbeiten im Dom, in S. Gereon, das Sakramentshäuschen in S. Andreas u. a. Das Schwergewicht liegt auf dem bescheidenen Wandepitaph; die große Reihe dieser Arbeiten im Kreuzgang des Xantener Domes gibt wohl das beste Bild der Stilabwicklung. Bezeichnend für das Schwinden künstlerischer Gestaltungskraft in Köln und am ganzen Niederrhein ist der auffallende Mangel an Monumentalplastik.

Digitized by Google

Ebenso bezeichnend ist der Umstand, daß das von der Reformation am wenigsten berührte Trier schon im dritten Jahrzehnt mit drei Prachtstücken einsetzt — dem Wandepitaph des Kurfürsten von Greiffenklau († 1531) aus den Jahren 1525—1527, dem heiligen Grab in Liebfrauen vom Jahre 1531 und dem Wanddenkmal des Kurfürsten von Metzenhausen vom Jahre 1542 —, eine Reihe kleinerer verwandter Werke nicht eingerechnet. Alle Werke sind wieder erfüllt von dem Reichtum feinster Frührenaissanceornamentik; zwischen dem ersten Werk mit seiner lebendig bewegten Kreuzigungsgruppe und dem noch unsachlichen, fast spielerischen Aufbau der Architektur und dem dritten, nur um 15 Jahre jüngeren Metzenhausen-Denkmal mit der vornehmen lebensgroßen Figur als Mittelstück des strengen dreiteiligen Triumphbogenschemas Venetianer Art (Sansovino-Typus) liegt ein gewaltiger Schritt zum Klassizismus. Dazwischen steht — noch ohne feste Erklärung — das außerordentlich fein gegliederte triumphbogenartige freistehende heilige Grab aus Liebfrauen in Trier, Stiftung des Domdechanten Grafen von Rheineck, am ehesten vielleicht an die so stark mißhandelten Kunstschöpfungen am Hof der niederländischen Regentin, der Margaretha von Österreich († 1528), erinnernd, ein Werk also wieder aus dem Grenzgebiet von Frankreich und Flandern.

Jedenfalls in Beziehungen zu den Trierer Hauptwerken stehen die Frührenaissance-Grabplastiken der Koblenzer Gegend; eines der frühesten Beispiele ist der Grabstein des Laacher Abtes de Petra († 1512), Breitbachsche Epitaphien aus Laach in Bürresheim, die Eltzischen Epitaphien in Münstermaifeld und Boppard, die Burgdornschen Grabsteine in Koblenz (Liebfrauen) u. a. m. Vereinzelte Fremdlinge kommen vor, so das zierliche Eltzsche Wandepitaph des Eichstätter Meisters Loy Hering von 1519 in Boppard.

Die alte Scheidung der Kulturkreise im Rheinland findet erneut ihre Kräftigung durch die rheinabwärts gehende starke Ausstrahlung der mit der fränkischen Kunst sich so eng berührenden Werkstätte des Hans Backofen in Mainz († 1519). Dem Meister selbst darf man wohl einige Werke am Mittelrhein zuschreiben, vor allem das Grabmal des Kanonikus Lutern in Oberwesel († 1515); seiner Schule gehören die typischen Kalvarienberge im Rheingau (Eltville, Hattenheim) und der Rest eines solchen an S. Martin zu Oberwesel. Vor allem aber zeigt die Grabmalplastik durchweg bis nach Trier hin, wo das Metzenhausendenkmal und das von derselben Hand stammende Breitbachepitaph im Domkreuzgang sich eng mit der Backofenschule berühren, den starken fränkischen Einschlag und die Backofensche Vorliebe für das Barocke — auch in den Epitaph-Bekrönungen — Weniger ist das der Fall bei dem mit Jacob bezeichneten Denkmal eines Simmernschen Pfalzgrafen von 1522 in Simmern, bei den feinen Doppelepitaph Ottenstein in Oberwesel (nach 1520) usw., stärker bei dem Meister der schmerzbewegten Figur des Wild- und Rheingrafen Philipp († 1521) in S. Johannisberg a. d. Nahe, ähnlich dem Dalbergdenkmal in Oppenheim und dem Vetzerdenkmal in Gauodernheim.

Digitized by Google

Diese Unterschiede der stilistisch längst noch nicht ausreichend gesonderten Backofenschule setzen sich auch noch weiter fort — die nervös-knitterige Gewandbehandlung bei der Schönengelmadonna in Oberwesel und bei einer Reihe von Epitaphien mit knienden oder stehenden Rittern in Castellaun, Gemünden usw. aus dem vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts.

Die Auswirkungen erstrecken sich mit einer ruhigeren Auffassung der Figuren, einer gewissen Ernüchterung der Architektureinfassung und des Ornamentes im Rheintal aber noch bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts; diese Linie, etwa von dem Oberweseler Ottenstein-Epitaph (nach 1520) und dem Geisenheimer Stockheim-Denkmal (um 1530) zu den Werken der Mitte des Jahrhunderts (Feldhauptmann Joh. Hilchen in Lorch († 1550), Heinrich Brömser († 1543) in Rüdesheim usw.), wird sich wahrscheinlich noch feststellen lassen. Auch in der Holzplastik des Rheintales und des Rheingaues sind die Wirkungen Hans Backofens und seiner Schule allenthalben zu beobachten.

Als Gesamterscheinung bietet im Gegensatz zu den vorhergehenden und den späteren Jahrhunderten die rheinische Baukunst des Renaissancezeitalters eine arge Enttäuschung. Die Kirchenbautätigkeit, die sich aus naheliegenden Gründen von der Spätgotik nicht trennen konnte, erlischt um 1540 vollkommen; wo es zu kleinen Flickereien und seltenen Erweiterungsbauten kommt, handelt es sich um dürftigstes Nachleben spätgotischer Formen noch im ganzen 16. Jahrhundert. Tastende Versuche, wie das für die Unsicherheit bezeichnende archaistisch-romanische Südportal an S. Georg in Köln (1539), bleiben vereinzelt. Auch die flandrische Frührenaissance kann als Dekorationsstil in die stärker am Boden haftende Baukunst bei weitem nicht so stark eingreifen wie in die darstellenden Künste. Das Wohnhaus bleibt seinem Wesen nach gotisch, daran können die niederländischen Schweifgiebel auch nichts ändern. Die schöne zweigeschossige Arkade an Burg Binsfeld vom Jahre 1533 — nach flandrischem Muster — ist noch spätgotisch, ebenso der Unterbau der Altermarktfront des Kölner Rathauses und sein kleiner sogenannter Löwenhof vom Jahre 1541, auch wenn Meister Lambert Kronenberg die Brüstungen „up antix mit welschem krut und eppeln" verziert. Wie bei dem Kölner Wohnhaus so bleibt auch bei dem Burgenbau der Staffelgiebel im allgemeinen erhalten; der im Jahre 1354 bis auf Sockelhöhe geschleiften und im Jahre 1548 wiederaufgebauten Burg Konradsheim merkt man — abgesehen von dem Renaissanceerker — den fast zweihundertjährigen Zeitunterschied kaum an; so auch in anderen Fällen, in denen diese nun beliebten großen Erker vorkommen (Nörvenich 1565, Burgau Mitte des 16. Jahrhunderts usw.). Stärkere Anwendung von klassischen Formen zeigt damals auch noch nicht der Mittelrhein (Hilchenhaus in Lorch, 1546—1548).

Ziemlich genau um die Mitte des 16. Jahrhunderts tritt ein Umschwung ein; ihn auf unmittelbare italienische und damit die klassi-

Digitized by Google

zistischen oberitalienischen Einflüsse zu gründen, geht nicht an. Denn Alessandro Pasqualini, der vielleicht schon um 1540 nach Jülich berufene Architekt und Festungsbaumeister, bleibt eine vereinzelte Erscheinung wie sein Landsmann Thomas Vincidor, der Erbauer des nassauischen Schlosses in Breda (1536). Vielleicht darf man Joist de la Cour noch dazu rechnen, den angeblichen Meister des Arkadenhofes in Bedburg, dessen zierlich-strenge Gliederung den italienischen Schloßhöfen in Jülich und Breda, auch dem untergegangenen in Schloß Hambach eng verwandt ist. Kapellenausbau und ein reicherer Risalit mit Tordurchfahrt — ganz im Sinne der Veroneser Militärarchitektur Sanmicheles — sind die wesentlichen Zeugnisse, die der Architekt Pasqualini in dem Jülicher Schlossbau hinterließ. Im Süden ist der Rote Turm des Trierer Palastes ein ganz vereinzeltes Stück oberitalienischer strenger Spätrenaissance. Der Einfluß dieser Werke war aber nicht stark genug, um die überwiegende Bedeutung der Niederlande auszuschalten; die rheinische Spätrenaissance mußte sich vielmehr in noch erhöhtem Maße auf die Kunst der Niederlande stützen. Für die um 1550 auch dort zu beobachtende schärfere Erkenntnis des Tektonischen — es ist die Zeit der Vitruvausgaben — ist der Übergang von der naiven Freude an der Arabeske zur Grotteske und Kartusche äußerlich bezeichnend; an die Stelle der Schule des Colyn de Nole in Utrecht tritt Frans Floris in Antwerpen mit seiner ungewöhnlichen praktischen und theoretischen Wirkung; er unternimmt damals seinen Siegeszug der Nordküste entlang bis nach Königsberg.

Im Rheinland bekundet selbst in seinen kärglichen Resten Schloß Horst bei Essen (seit 1558) den derb auftrumpfenden, überreichen und sinnlichen Charakter der neuen weltlich gestimmten Kunst am stärksten. Der Bauherr, Rütger von der Horst, Marschall der Kölner geistlichen Kurfürsten, ist dem Protestantismus gewogen; neben der Fülle von Gleichnissen und Bibelsprüchen spricht aus der unerhörten und nie wiederkehrenden Schmuckhäufung die für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts typische Sinnenfreude der Renaissance. Humanistische Neigungen allein können das nicht erklären; Venus und Bachus haben in Deutschland ja nie so hoch in Ansehen gestanden wie damals.

In dem Bau von Horst, der eine Menge von Werkleuten heranzog, treffen die verschiedenen Tendenzen der nordwesteuropäischen Kunst des 16. Jahrhunderts in interessantester Weise zusammen. Aus dem Kreise des Colyn de Nole in Utrecht, der für den am Niederrhein aus dem Geldernschen Streite in üblem Andenken stehende Condottiere Martin van Rossum in Utrecht eine ähnlich reiche untergegangene Residenz, das Teufelshaus, geschaffen hatte, kommen der leitende Baumeister Arnt Johanssen aus Arnheim und der später in Westfalen vornehmlich tätige Laurenz van Brachum als seine Gehilfen. Hierher rühren die reichen Bandwerkverzierungen in der Flächenbehandlung der niederwestfälischen Schlösser Hovestadt, Overhagen, Assen, vereinzelt auch Schloß Frens (um 1565).

Joist de Cour (s. o.) verkörpert den französischen Einschlag

Digitized by Google

in Horst; vielleicht darf man in der Architektur die Lukarnengliederung als sein Eigenstes ansehen. Er ist aber namentlich der Meister der feinen, meist ganz unrheinischen Kaminaufbauten (z. T. jetzt in Schloß Hugenpoet), die in ihrer stellenweise fast ängstlichen und spärlichen Gliederung an französische Möbel im Stile François I. erinnern, und deren Stärke überwiegend in den fast klassischen Reliefs liegt. Joist de la Cour ist auch Schloß Rheydt (etwa 1567—1581) zugeschrieben worden — mit allerlei guten Gründen; sollte es so sein, dann wäre der Wandlungsprozeß von dem Bedburger Schloßhof zu den Arbeiten in Horst und endlich zu der Arkadenfront in Rheydt mit dem Kartuschwerk von stärkstem Interesse. Der kräftige Romanismus der vlämischen Renaissance würde — wie in der Malerei — so auch hier in Architektur und Bildhauerkunst den nordfranzösischen Meister Joist de la Cour genau so bezwungen haben, wie Johannes Pasqualini, der Sohn des bolognesischen Meisters, nach den wenigen Nachrichten über sein Werk (untergegangene Schloßteile in Kleve usw.) sich den niederländischen Einflüssen hat beugen müssen.

Die dritte Gruppe von Meistern in Schloß Horst wird gebildet durch Heinrich Vernukken und seinen Sohn Wilhelm, die seit 1559 in Horst tätig, 1564 ihren Wohnsitz endgültig von Kalkar dorthin verlegten. Dem Vater Vernukken gehören die einfacheren Kamine mit Historien an (in Horst und Hugenpoet), die auch ihn schon ganz im Sinne der flandrischen Spätrenaissance tätig zeigen. Der Sohn ist berufen, einer der wichtigsten, vielleicht der beste Vertreter dieses Stiles im Rheinlande zu werden. Entscheidend sind auch für Köln die Anregungen, die direkt von Antwerpen und dem schon um die Mitte des Jahrhunderts in Königsberg und Kopenhagen wirksamen Cornelis Floris († 1575) ausgehen. Die Epitaphien der beiden Erzbischöfe Schauenburg im Kölner Dom (um 1560), strenge Aufbauten mit Sarkophag nach dem Sansovino-Schema, könnten von Floris selbst stammen. Bezeichnend ist auch hier, wie bei Schloß Horst, die Verbindung des reformationsfreundlichen Erzbischofs mit der Floris-Umgebung, bezeichnend aber für Köln auch, daß bei dem seit 1557 bestehenden Verlangen nach einer zugleich als Treppenhaus dienenden Vorhalle am Kölner Rathaus der Rat nur auswärtige Meister heranzuziehen wußte — Hendrik van Hasselt, Lambert Sudermann in Lüttich (1562), C. F. (Cornelis Floris?) (1557) —, und daß Wilhelm Vernukken die Ausführung dieses architektonisch feingegliederten, hie und da sogar schon etwas nüchternen Baues mit seinem reichen Skulpturenschmuck zufiel (1567—1575). Vernukkens Einfluß läßt sich noch bei dem Kölner Zeughaus verfolgen (1580—1592); in den wenigen folgenden Aufgaben der Stadt (Portal am Zeughaus, 1592, von Peter Kronenberg, spanischer Bau am Rathaus 1608) lebt die niederländische Spätrenaissance in Köln sich aus. Der Meister selbst († 1607 in Kassel) hat seinen Weg an den hessischen Hof gefunden und dort seit 1577 eine reiche Tätigkeit in Schmalkalden (Wilhelmsburg), Rotenburg, Kassel entfaltet; sein reifstes plastisches Werk gehört infolge der

Digitized by Google

dynastischen Beziehungen doch wieder dem Rheinland an: das Grabmal des Landgrafen Philipp II. in St. Goar, in dem noch einmal der alte Typus des Sansovino-Grabes im Verein mit dem für die Spätzeit Vernukkens typischen feinen Flächenornamente auflebt. Das Grabmal, die wesentliche Aufgabe der reformatorisch-weltlich gestimmten Kunst des späteren 16. Jahrhunderts, hat aber nach dem verheerenden Kölnischen Krieg dennoch keinen Aufschwung im Norden der Provinz mehr genommen; ein verstümmeltes Denkmal in Alpen und das architektonisch nicht sehr geschickte Grabmal Herzog Wilhelms des Reichen in Düsseldorf (1595) von einem Kölner Meister und wohl Vernukken-Schüler Scheben sind die einzigen bedeutsameren Beispiele.

Um so stärker konzentriert sich in dem von den Reformationskämpfen kaum berührten Süden die Kraft künstlerischen Gestaltungsdranges auf Grabmal und Altar; die Werkstätten des Ruprecht Hoffmann in Trier (etwa 1545—1616) und des Johann von Trarbach in Simmern († 1586) beherrschen den Mittelrhein neben vereinzelten noch nicht näher zu umschreibenden Mainzer Einflüssen (Wiltbergsches Epitaph aus Alken im Bonner Provinzialmuseum, 1572). Entscheidend ist auch in Trier mit dem Ableben der Frührenaissance Cornelis Floris; der Lettner in der 1674 zerstörten Abtei S. Maximin (um 1560) scheint seinem Lettner in Tournai (1566) eng verwandt gewesen zu sein. Im übrigen aber — darin liegt der Todeskeim — wirkt Floris in der Werkstatt Ruprecht Hoffmanns fast ausschließlich durch seine Stiche wie diejenigen der Rafaelschule und der niederländischen Romanisten. Diesem Mangel persönlicher Durcharbeitung und dem allgemeinen, auf derbe Schmuckhäufung und Veräußerlichung hinstrebenden Geisteszustand des ausgehenden 16. Jahrhunderts erliegen diese so fruchtbaren Werkstätten in kurzer Zeit. Die vollkommen oberflächliche Verwendung von Stichvorlagen ist wohl zum erstenmal für die Trierer Werkstätte Hoffmanns in ihrem außerordentlichen Umfang nachgewiesen worden; die starke Geschicklichkeit kompositioneller Art und eine seltene technische Routine täuschen zu leicht über den Mangel an innerem Gehalt dieser stolzen reichen Altäre und Denkmäler. Die Produktion der Trierer Werkstätte ist so groß gewesen, daß sie bis in das Rheintal hinein der Mosel entlang das Innere der Kirchen vielfach noch heute beherrscht, vor allem auch das Innere des Trierer Domes. Von Hoffmann selbst im Dom die Kanzel (1570 bis 1572), der Dreifaltigkeitsaltar und Johannesaltar (1585—1600), der Allerheiligenaltar (1614), auf dem Markt der Petersbrunnen (1595). Dem Sohn Henrich Hoffmann († 1623), dem Schüler Joh. Mantenach und dem Enkel Joh. Ruprecht Hoffmann gehören die immer derberen zahlreichen, bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reichenden Schulwerke, besonders in den ländlichen Kirchen, an.

Die schneller erloschene Werkstatt des Simmerer Bürgermeisters und Bildhauers Johann von Trarbach († 1586) hat vom Hunsrück aus eine bis weit nach dem Oberrhein und Schwaben reichende große Tätigkeit, namentlich für die kleineren Dynastenfamilien, entfaltet,

Digitized by Google

so für die Grafen Erbach in Michelstadt, die Grafen von Hohenlohe in Öhringen, die Markgrafen von Baden-Durlach in Pforzheim, die Grafen von Wertheim in Wertheim; rheinabwärts scheint jegliche Wirkung bezeichnenderweise zu fehlen. Nach seinem frühesten Werk (1558) haben vielleicht Beziehungen zu den barock-unruhigen Elementen der Backofenschule vorgelegen, die mit einer ganzen Reihe von Erscheinungen am Mittelrhein einer Klärung noch bedürftig ist; die niederländischen Einwirkungen scheinen erst später bei Trarbach sich geltend zu machen, als die Zeit der großen Monumente kommt, bei denen er die Verstorbenen im Profil, kniend zu beiden Seiten des Kreuzes mit Vorliebe darstellt (am ehesten erscheint das Motiv wohl bei dem Assendelft-Denkmal in Breda um 1550), oder auch in ziemlich derber, vielleicht dem Wunsch der Besteller entspringender, etwas bramarbasierender Feldherrenpose. Im Rheinland geben die Wittelsbachischen Grablagen in Simmern und Meisenheim, die Rheingräfliche in S. Johannisberg den besten Eindruck; das nach dem Tode Trarbachs im Jahre 1589 erst vollendete große Reichardsgrab in Simmern — für das charakteristischerweise der selbständige Trierer Meister Hoffmann auf Bestellung eine Reihe figurenreicher Reliefs geliefert hat — ist schon stark überladen und durch die tektonischen Mängel den Hoffmannschen Werken unterlegen. Überhaupt geben die architektonisch umrahmten kleineren Denkmäler der Beamten in diesen Grabkapellen vielfach den künstlerisch befriedigenderen Eindruck. Den schnellen Verfall der Simmerner Werkstätte — bis zu größter Roheit — zeigen die in das zweite Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts hinein reichenden Schmidtburger Denkmäler in Gemünden; auch die einem anderen Kreise angehörigen Denkmäler der Grafen von Saarbrücken in S. Arnual bekunden einen ähnlichen qualitativen Niedergang, während vereinzelt schon das Frühbarock in dem feinen Denkmal der hessischen Landgräfin Anna Elisabeth († 1609) in S. Goar einen neuen Aufschwung der Plastik ankündigt, der an ein Pforzheimer Denkmal und namentlich an Einzelheiten in Heidelberg erinnert. Zur Entfaltung dieser Knospe ist es freilich im Rheinland nicht gekommen; mit dem Geist der Renaissance schwand auch der Anlaß zu dem repräsentativen monumentalen Grabdenkmal für das erste fast vollkommen.

Außerhalb jener wenigen kostbaren Bauwerke aus der Mitte des Jahrhunderts, in denen unter reicher Verwendung der Plastik sich italienische und niederländische Einflüsse vermengen, folgt die Baukunst dem alten gotischen Grundschema, nicht allein in den städtischen Bürgerhäusern, an denen besonders Köln noch immer reich ist, sondern namentlich auch im Schloßbau, der vermutlich vom Maastal über den Niederrhein bis nach Westfalen hinein seit etwa 1560 bis um 1630 einen festen niederdeutschen Typus des Backsteinbaues mit Hausteinbändern ausgebildet hat. Seine schönsten und reichsten Beispiele nehmen dabei das Motiv des italienischen Binnenhofes aus den vorhergehenden Schloßbauten auf, neben dem Volutengiebel hält sich aber

Digitized by Google

auch noch immer der alte Staffelgiebel (Nörvenich, Harffer Burg 1565; Schloß Leerodt, 1616; Schloß Schaesberg und Schloß Hoensbroech im Maastal, auch Kornhaus in Düren, 1588, usw.).

In den Tälern des Mittelrheines und der Mosel gewinnt mit Hilfe des vielfach aus der Steinarchitektur übernommenen Schmuckes das rheinische Fachwerkhaus gleichfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seine schönste Ausbildung. Vielleicht darum sind monumentale Renaissanceformen im 16. Jahrhundert hier so selten. Schloß Friedewald im Westerwald (1580—1582) steht als strenger klassischer Bau mit Anklängen an das Heidelberger Schloß ganz vereinzelt da.

In der durchaus weltlichen Tendenz des 16. Jahrhunderts liegt es auch begründet, daß dieses Zeitalter in so starkem Maße dasjenige einer Kleinkunst geworden ist, die von der gleichen Freude an Schmuckhäufung erfüllt war wie die Plastik. Diese Entwicklung fügt sich zwanglos dem Gesamtbilde ein; die reiche Exportkeramik, die von Köln um die Mitte des 16. Jahrhunderts auswandernd die Töpfereien von Frechen, Raeren, Siegburg und Höhr-Grenzhausen zu so großer Blüte führt, die Kölner Glasindustrie, die in ihren Nachbildungen mit der Venezianer Glasbläserei in Konkurrenz tritt, die Goldschmiedekunst mit Köln als Vorort (Pokale der Stadt Wesel) und nicht an letzter Stelle die Möbelkunst. Hier wiederholt sich im Kleinen der Kampf zwischen Süd und Nord wie in der führenden Plastik; neben das niederländische solide Möbel, das auch in Köln so reich vertreten ist, tritt mit seinen farbigen Intarsien der sogenannte Kölner Schrank, dessen entscheidende Anregungen aus der italienischen Renaissance heraus anscheinend den direkten Weg über Süddeutschland zum Rhein gefunden haben; man darf unter Umständen sogar in der Heranziehung eines Mainzer Meisters, Melchior von Rheydt, zu den schönsten Arbeiten dieser Art im Kölner Senatssaal (1602) eine Art von Beweis sehen. Immerhin ist es für die alte Bestimmung Kölns zur Mittlerrolle wichtig, daß die Berührung dieser beiden Elemente dort ihre schönsten Blüten getrieben hat an einer Zeitenwende, die für die alte rheinische Metropole wenig Verheißendes hatte.

Fünftes Kapitel.

Barock, Rokoko und Klassizismus.

Klevisch-brandenburgisches Barock. — Kunst der Gegenreformation. — Italienisch-klassizistisches Barock. — Barock und Rokoko in Kurköln. — Fränkisches Barock am Mittelrhein. — Sieg des Klassizismus.

Religiöse und politische Momente in engster Wechselbeziehung sind für die künstlerische Kultur der Rheinlande vom 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bestimmend gewesen; das 17. Jahrhundert gehört der Kunst der Gegenreformation, das 18. Jahrhundert der höfischen Kunst. Kurmainz, Kurtrier und Kurköln waren dem Katholi-

Digitized by Google

zismus erhalten geblieben; am nördlichen Mittelrhein und in Kurpfalz herrschte dagegen das reformierte Bekenntnis. Die starke Verschiebung zugunsten des Katholizismus tritt aber schon bald im 17. Jahrhundert ein durch die Rückkehr der kurpfälzischen Linien zum alten Glauben. Alle ihre Territorien behielten einen gemischtkonfessionellen Charakter; eine starke Stütze fand infolgedessen der Protestantismus im Rheinland nur an Kurbrandenburg und den alten engen kulturellen Beziehungen des Niederrheines zu Holland. Die starke Reichspolitik Brandenburgs im 17. und 18. Jahrhundert hängt auf das engste mit seinen niederrheinischen Interessen zusammen. Indem die katholischen Interessen der Habsburger zusammen mit den politischen Interessen des Reiches den engen Verband mit den Kurstaaten Trier und Mainz suchten, deren Stühle immer mehr in die Hände des mittelrheinischen und fränkischen Feudaladels kamen, konnten dennoch sich von Fall zu Fall in der Abwehr gegen westliche Angriffe jene beiden Mächte zusammenfinden; in kultureller Hinsicht sind sie gesonderte Wege gegangen.

So konnte namentlich die Kunst in dem klevisch-brandenburgischen Gebiet sich scharf und dauernd absondern; ihre Zusammengehörigkeit mit der Kunst der nördlichen Teile der Niederlande, Holland, stand schon im 15. Jahrhundert fest, die äußeren und inneren Vorgänge der Reformation einschließlich des Bildersturmes haben dieses Band nur noch enger geknüpft. Die Verbindungen innerhalb des andernfalls zu hohen Aufgaben auch kultureller Art berufenen niederrheinischen Großstaates Jülich-Kleve-Berg waren nicht andauernd genug gewesen, um den Zerfall in zwei, in gewissem Sinne getrennte Kulturkreise zu verhindern, nachdem die politische, wie auch die konfessionelle Trennung eingetreten war. Kleve, der Musterstaat des späteren Mittelalters, wird die Brücke zwischen den Niederlanden und Brandenburg; die künstler'schen Beziehungen gehen über Kleve zum holländischen Viertel in Potsdam und selbst zum neuen Palais Friedrichs des Großen in Potsdam. Die Schwanenburg in Kleve wird unter dem Statthalter Moritz von Oranien-Nassau um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit den großen strengen Arkaden in holländischen Klinkerbacksteinen ausgestattet; rings um Kleve entstehen die großen Alleen und Parkanlagen in den exakten Formen des holländischen Gartens. Der „Prinzenhof“ des Statthalters ist ein typischer nüchterner Backsteinbau von hohen Geschossen. Im klevischen Lande werden die alten „Kasteele“ fast sämtlich im 17. und 18. Jahrhundert in diesem Sinne umgestaltet (Moyland, wo Friedrich d. Gr. seine erste Begegnung mit Voltaire hatte, Wınnenthal, Hueth, Ringenberg usw.), oder es entstehen auch einzelne Neubauten dieser Art (Haus Hertefeld in Weeze, Borghees bei Emmerich). In den Städten herrscht der holländische Giebel mit steifer Barockornamentik (Haus Nägele in Kleve). Auch die neuerworbenen Gebiete, Teile von Geldern mit Geldern selbst und die Grafschaft Moers, nehmen das klassizistische Barock auf, dessen steifer schwerer Prunk auch im Inneren der Bauten herrscht

Digitized by Google

(Stuckdecken mit fast vollrunden lebensgroßen Figuren in Kleve und Emmerich, Gobelinräume in Schloß Haag).

Im öffentlichen Profanbau tritt der Klassizismus um so stärker hervor, als die protestantischen Fürsten im weitesten Umfange hugenottische Architekten herangezogen hatten, — Daniel Marot am Hofe Wilhelms von Oranien, Paul Du Ry an demjenigen in Kassel, Jan de Bort (1670—1745) am Berliner Hof. Bodt kommt als Festungsbaudirektor nach Friedrichs I. Tod nach Wesel. Der allein noch erhaltene Mittelbau des Berliner Tores in Wesel (1718) mit schweren Emblemengehängen im Schlüterstil gibt das bezeichnendste Bild dieser brandenburgisch-holländischen Baukunst am Niederrhein. So gehört auch der Entwurf zu dem Geldernschen Rathaus (1724) mit dem reich durchbrochenen Dachreiter und den vier Ecktürmchen, einem echt holländischen Motiv, dem Schöpfer der nüchternen Berliner Zentralkirchen, Philipp Gerlach (1679—1748), an, der sich hier holländischer Baugewohnheit eng anpassen mußte.

Der Kirchenbau suchte und fand den Anschluß an die holländischen Bauten um so mehr, als bei der Zersplitterung der Bekenntnisse die reformierten Gemeinden des Niederrheines auf holländische Hilfe angewiesen waren; Berliner Einfluß liegt höchstens in der ganz einfachen Weseler Garnisonkirche vor. Aus jenen Gründen aber hat auch der Kirchenbau keine großen Aufgaben zu stellen; die größeren Stadtkirchen gehen wohl sämtlich auf holländische Vorbilder zurück. Emmerich (1697—1715), auf quadratischer Grundfläche mit oberem Kreuzbau und hohem Dach, steht als strenge Zentralanlage mit Amsterdamer Bauten in Verwandtschaft; Rees (1624), ein zweischiffiger Saalbau mit mittlerer Arkadenstellung, folgt dem Schema von Deventer; Kleve (1677), das eine ähnliche Saallösung mit umlaufenden Emporen und zwei frei im Lichtraum stehenden Steinsäulen zeigt, dürfte sich gleichfalls auf ein holländisches Vorbild wohl zurückführen lassen. Die durchweg sehr kleinen Landkirchen — wie die Stadtkirchen regelmäßig ohne Turm — bieten manche hübsche Lösung, sind aber künstlerisch ohne weiteren Belang. Das Innere ist — soweit die letzten Jahrzehnte nicht grundsätzlich einen anderen Geist hineingetragen haben — von puritanischer Strenge, nur Kanzel und Orgel tragen schweres Barockornament. Bis zu seiner Wiederherstellung zeigt auch S. Willibrord in Wesel mit seinen riesigen gekälkten Räumen, dem zentralisierend nachträglich eingebauten Gestühl, Kanzel und Schranken die feinen Stimmungswerte der holländischen Kathedralen, die den holländischen Architektenmalern des 17. Jahrhunderts ein so beliebtes Darstellungsobjekt geboten haben.

Das 18. Jahrhundert ist am Niederrhein — wie in Holland — vorbeigegangen, ohne an dem äußeren Bilde etwas Wesentliches zu ändern; denn eine irgendwie selbständige Entfaltung des Rokoko ist den Niederlanden nicht beschieden gewesen; die vereinzelten Rokokoschnörkel an Türen und Fenstern, Decken und Kaminen haben den steifen Klassizismus des holländischen Barock nicht wirksam umge-

Digitized by Google

stalten können. Auch heute noch zeigen die niederrheinischen Kleinstädte, soweit sie nicht zu industriellem Leben auferwacht sind, diesen konservativen Charakter in den fein gestimmten ruhigen Straßenbildern, und soweit das 19. Jahrhundert nicht revolutionierend gewirkt hat, werden auch die reichen Privatsammlungen der öfters noch holländischen Familien gehörigen Herrensitze mit ihren Gemälden, Möbeln, Keramiken durchaus von der holländischen Kunst des 17. bis 18. Jahrhunderts bestimmt. Das im 18. Jahrhundert von Kleve sich der Festung Wesel zuwendende preußische Interesse hat es verschuldet, daß von den großen Sammelinteressen des Statthalters Moritz von Oranien eigentlich nur eine Minerva von Artus Quellinus in Kleve noch Kunde gibt; um so stärker kündet dafür das in Grün gebettete alte Stadtbild den Ruhm dieses stärksten Mäzens am unteren Niederrhein.

Dem „alten heiligen Köln" ist die Gegenreformation zur Retterin geworden. Noch immer war Köln der Mittelpunkt der Rheinlande; mit sicherem Blick hatte der Jesuitenorden nur wenige Jahre nach der Ordensgründung seinen Sitz im Jahre 1544 hier aufgeschlagen und war in stiller zielbewußter Arbeit erstarkt; es folgte, seitdem die Wittelsbacher den kölnischen Stuhl innehatten, ebenso in Stille die sittliche und wirtschaftliche Sanierung des Weltklerus und der Seelsorge. Als im Jahre 1613 Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, Herzog in Jülich-Berg, zum Katholizismus übergetreten war und durch seine Heirat dem Kurhause Wittelsbach und damit der katholischen Liga eng sich verbunden hatte, tritt fast mit einem Schlage auch die künstlerische Auswirkung der Gegenreformation zutage. Seitdem fließt dem künstlerischen Leben am Niederrhein aus zwei Quellen neues Leben zu: aus den alten Beziehungen zu Antwerpen, dessen zweite hohe Kunstblüte wie diejenige Kölns auf der Gegenreformation gegründet ist; der andere Weg führt über Kurbayern nach Oberitalien. Flandrisch-italienisches und süddeutsch-italienisches Barock werden bestimmend für die Kunst der Gegenreformation am Rhein.

Beide Richtungen scheinen programmatisch festgelegt in den bedeutendsten ersten Kirchenbauten des Jesuitenordens am Rhein, der Kölner Kirche (1618—1629) und der Düsseldorfer Kirche (1622 — 1637). Die Düsseldorfer Ordenskirche S. Andreas ist eine Kopie der als protestantischer Emporenbau angelegten Hofkirche in Neuburg a. d. Donau (1607—1616), deren Urheberschaft zwischen dem Hofbaumeister Doctor, dem Graubündner Vältin und dem Jesuiten Kurrer, dem Baumeister der Luzerner Hofkirche, noch strittig ist. Auch der Meister des Düsseldorfer Bauwerks ist nicht zweifellos festgestellt, nur der Meister der reichen Stukkierung, Johann Kuhn aus Straßburg. Es ist nicht ohne Bedeutung für den höfischen Einfluß auf den Bau, daß eine Stukkierung in Knorpelornamentik vlämischen Charakters schon begonnen, dann aber zugunsten der klassischen Barockformen aufgegeben wurde.

Um so deutlicher ist die Kölner Jesuitenkirche Ausfluß eines starken und zielbewußten künstlerischen Willens des Ordens. Wenn

Digitized by Google

dieser auch niemals — wie der Düsseldorfer Bau zeigt — sich auf ein Schema festlegen wollte, so hatte sich doch inzwischen in Nordfrankreich und Flandern unter den Ordensbaumeistern Hoeymaker und du Blocq eine bestimmte Art herausgebildet: bei dem ersten eine Fortsetzung des spätestgotischen niederländischen Kirchenbautypus, Hallenkirche mit dünnen Rundpfeilern und Holzgewölben, wie ihn ein vereinzelter Nachzügler, Embken bei Zülpich, um 1550 auch im Rheinland z. B. zeigt, — bei du Blocq Fortbildung mit leichter Netzwölbung und stellenweise auch Emporen. Seine Kirchen in Luxemburg (1613—1621) und in Arras (1612—1617) sind unmittelbare Vorläufer der Kölner Kirche. Es ist nicht ohne Interesse, daß gegenüber drei bayerischen Vorschlägen, von denen einer dem Bau in Neuburg entlehnt war, das belgische Schema siegte. Christoph Wamser, anscheinend kein Ordensmitglied, hatte in den Jahren 1615—1617 den ersten deutschen gotisierenden Jesuitenbau zu Molsheim im Elsaß errichtet; er ist auch der Baumeister der in den Jahren 1618—1629 entstandenen Kölner Kirche, jedoch bleibt ein starker Qualitätsunterschied. Nicht allein die künstlerische Handhabung des spätgotischen Details gegenüber dem anscheinend auch von der Frühgotik noch beeinflußten Molsheimer Bau, sondern namentlich die Fortbildung des Typus von Luxemburg und Arras zu eindrucksvollster Raumgestaltung bedeuten bei dem Kölner Bau einen gewaltigen Fortschritt. Durch Aufnahme des basilikalen Querschnittes und Einfügung eines Querhauses ergibt sich eine fein abgestimmte Belichtung von fast berückendem Stimmungsgehalt, wie ihn in dieser Absichtlichkeit wohl keine der mittelalterlichen Bauten Kölns erreicht hat; aus dem Halbdunkel der Seitenschiffe mit der reichen Barocktäfelung und den eingebauten Beichtstühlen über die mit Apostelfiguren besetzten Säulen und die helleren Emporgeschosse hinweg endet der Blick in dem stark belichteten lebendigen Netzgewölbe. Von Westen nach Osten ergibt sich die gleiche Steigerung — aus dem dunklen Westraum über die hellere Vierung zu dem leuchtenden Chor mit dem in drei Geschossen sich aufbauenden weißen Hochaltar. Gewiß ist die vlämisch-rheinische Jesuitenbaukunst aus dem Nachleben der Gotik herausgewachsen, aber diese sichere Vereinigung zweier wesensverschiedener Elemente, die aus dem schweren vlämischen Barock emporwachsende gotische Linienkunst, bezeugt eine eminente künstlerische Fähigkeit. An diesem letzten hohen Lied der Gotik ist alles gewollt; nur so ist die ganze Wucht des stimmungerzeugenden Eindruckes zu erklären.

Die Kölner Jesuitenkirche steht nicht vereinzelt; schon kurz vorher entstand der ähnliche kleine Bau in Koblenz mit seinem reichen Spätrenaissanceportal (1612—1617), gleichzeitig die etwas einfachere Aachener Kirche (1618—1628); zu ihrer Gefolgschaft gehören die beiden westfälischen Kirchen in Coesfeld (seit 1673) und namentlich in Paderborn (seit 1682), wo man bezeichnenderweise einen Plan von Petrini ablehnt, endlich auch die Ordenskirche in Bonn (1686—1698) mit den dem Kölner Vorbild genau folgenden romanisierenden Flankentürmen.

Digitized by Google

Der große Einfluß der Jesuitenbautätigkeit am Rhein hat sicherlich verschiedene Gründe gehabt. Nur dieser Orden hatte ein starkes Baubedürfnis, er nahm sich der modernen Fortbildung des Kirchengebäudes an; denn die heute unentbehrlichen Ausstattungsstücke einer Kirche — festes Gestühl, Kommunionbank, Orgel, Kanzel usw. — sind in der Hauptsache erst von dem Orden eingeführt worden. Vor allem aber scheint der Orden — nach dem absoluten Mangel einer kirchlichen Kunst im 16. Jahrhundert — durch die Wiederbelebung und Modernisierung der Gotik eine ähnliche Anschauung von der alleinigen Gültigkeit mittelalterlicher Formen für die kirchliche Kunst erzeugt zu haben, wie noch einmal im 19. Jahrhundert, und genau wie im 19. Jahrhundert konnte eine solche Anschauung im Rheinland angesichts der ganzen geistigen und wirtschaftlichen Lage Anerkennung finden. Zudem hatte die gotische Baukunst ein so festes handwerksmäßiges System in langer Arbeit herausgebildet, dessen Formen sich lange halten mußten. So erhält die alte Abteikirche S. Pantaleon zu Köln im Jahre 1622 ihr der Jesuitenkirche ganz ähnliches gotisches Netzgewölbe, in ähnlichen Formen wird im Jahre 1656 die Deutzer Abteikirche wiederhergestellt, so entsteht z. B. in der Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz bei Leutesdorf im Jahre 1622 ein rein gotischer Bau. Vor allem aber sprechen für die starke Auswirkung der rheinischen Jesuitengotik die besonders in der Kölner Gegend bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts in die flachgedeckten mittelalterlichen Landkirchen eingebauten gotisierenden Holzgewölbe. Daß endlich ein Kölner Jesuit des 17. Jahrhunderts den Ausbau des Kölner Domes gefordert hat — in einer Zeit, da Süddeutschland zu seinen monumentalsten Barockleistungen im Kirchenbau sich anschickt, — fügt sich diesem Bilde vielleicht als stärkste Note ein.

Auf der Linie Antwerpen-Köln vollzog sich auch der Einzug der anderen Orden der Gegenreformation; die Wiedererweckung der Gotik bleibt auf den Jesuitenorden beschränkt. Ein bezeichnendes Werk für die vlämischen Beziehungen ist die Kirche der aus Spanien kommenden Discalceatessen S. Maria in der Schnurgasse (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) mit ihrer charakteristischen, freilich erst im Jahre 1716 vollendeten Fassade, daneben als seltsames Einzelvorkommen die streng gegliederte Fassade der Diskalzeatenkirche „Im Dau“ (1629), Putzbau mit der ebenso vereinzelten Verwendung der Niedermendiger Lava, in spanischen Spätrenaissanceformen. Die anderen Ordenskirchen des 17. Jahrhunderts, z. B. die der Karmeliter in Koblenz (1662—1668), der Kapuziner, etwa in Bingen (1640), die sich in großer Zahl im Rheinland erhalten haben, sind in ihren schlichten Saalanlagen und einfachsten Barockformen künstlerisch meist belanglos — oft, wie die Bauten der Franziskaner-Rekollekten, sogar von direkter Ärmlichkeit.

Das Schwergewicht liegt hier wie bei den im Laufe des 17. Jahrhunderts sich allmählich erholenden Landkirchen durchaus auf der Ausstattung. Auch da ist die Kölner Jesuitenkirche das glänzende

Digitized by Google

Vorbild für die unmittelbar den kirchlichen Aufgaben dienstbar gemachte Kunst. Auf diesem Wege hat wohl auch das schwellende Knorpelornament von Flandern aus seinen Siegeszug über ganz Norddeutschland angetreten. Fast die gesamten alten Kölner Kirchen müssen im Inneren damals ein ähnliches Aussehen wie die Jesuitenkirche bekommen haben; gut erhaltene Beispiele, wie etwa die Ausstattungen der Klosterkirchen in Deutz und in Steinfeld i. d. Eifel sind selten geworden. Die Revolution hat einen großen Teil der damals geschaffenen reichen Barockausstattungen in die Landkirchen der Umgebung verstreut, wo man ihnen noch vielfach begegnet; der Restbestand in Köln, etwa in S. Gereon, ist immer noch groß trotz der verheerenden Wirkung der puristischen Neigungen des 19. Jahrhunderts, die besonders den Kölner Dom so hart getroffen haben. Auch die kleinen Kirchen haben durchweg noch in den letzten Jahrzehnten an stimmungsvollen künstlerischen und geschichtlichen Werken starke Einbuße erlitten, und man kann sich angesichts der vereinzelten Altäre mit ihren gewundenen Säulen und Gemälden, der Baluster-Kommunionbänke, der barocken Beichtstühle, Orgelgehäuse, Emporen im Einzelfalle nur schwer noch ein Bild von dem Reichtum machen, den die Kunst der Gegenreformation auch der bescheidensten Dorfkirche gebracht hatte. Das Barocke hat sich — einmal als Ausdruck kirchlicher Kunst fest eingebürgert — ohne grundsätzliche Änderung bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein erhalten, und auch dann noch ist in der Landkirche die Ausstattung mit wenigen Ausnahmen ein mit Rokokoformen bekleidetes Barock geblieben.

Im Verein mit den bestimmenden Einflüssen auf die Kirchenausstattung behält Flandern im 17. Jahrhundert auch den überwiegenden Einfluß auf die darstellenden Künste. Die Plastik ist vollkommen beherrscht von dem großen dekorativen Charakter der vlämischen Kunst, die Einzelmeister treten zurück, weil sie ihre Arbeit dem Gesamtwerk unterordnen müssen. Ihr Wirken erstreckt sich vornehmlich auf die Altäre, Wandfiguren usw. Die Bedeutung Flanderns für die durch die römische Schule gegangene dekorative Plastik bleibt noch durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch bestehen, geschickte Anpassung läßt die Meister mit dem allgemeinen Stilfortschritt mitgehen, ohne den barocken Charakter ihrer Arbeit zu opfern; Routine herrscht in höchstem Maße. Wir kennen daher kaum einen Meister der zahlreichen Marmorreliefs der Altäre, erst recht nicht der großen dekorativen Holzplastiken. Erst um die Wende des 17. Jahrhunderts treten einzelne Namen hervor, die die niederländische Vorherrschaft nur bestätigen, wie Martin Vinx aus Mecheln und Johann van Damm aus Antwerpen (1695), van der Ka aus Antwerpen, der Meister der Kommunionbank in der Jesuitenkirche (1724), und namentlich Joh. Franz van Helmont (1691—1748), der Meister des Machabäer-Altares in S. Andreas und der lauretanischen Kapelle in S. Maria in der Kupfergasse.

Klarer liegt der Einfluß der vlämischen Malerei auf den Westen;

Digitized by Google

der größte Maler der Gegenreformation, P. P. Rubens, steht nicht allein in unmittelbarer Beziehung zum Rhein, sondern hat auch durch seine Schule die Produktion bis in das 18. Jahrhundert hinein beherrscht. Für Köln, wo er seine Jugend zum Teil zubrachte, malte er in die Kapuzinerkirche um 1617 die Stigmatisation des heiligen Franciscus im Kölner Museum; die im Auftrag des Bankiers Jabach für seine alte Pfarrkirche S. Peter gemalte Kreuzigung Petri war bei dem Tode des Meisters erst eben vollendet. Einer seiner begeistertsten und ihm besonders nahestehenden Verehrer und Auftraggeber war Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg; aus diesen Beziehungen heraus sind einige der besten Gemälde von Rubens in der alten Düsseldorfer Galerie (Münchener Pinakothek) entstanden. Von Rubens direkten Schülern hat Gerard Seghers († 1651) eine Reihe von Altarblättern für die Kölner Jesuitenkirche gemalt; Wolfgang Wilhelm schickte seinen Hofmaler Johann Spielberg (Hochaltar der Bonner Minoritenkirche) zu Rubens, den Spielberg jedoch nicht mehr am Leben traf; Georg Geldorp, der Sohn des vielbeschäftigten Bildnismalers Geldorp Gortzius (s. o. S. 425), vermittelte den Auftrag für Rubens' Kreuzigung Petri in Köln; von dem Rubensschüler Abraham Diepenbeck stammen Altargemälde in Oberwesel und Aachen. Auch die in Köln angesessenen, noch wenig beachteten Maler des 17. Jahrhunderts, der Vlame Cornelis Schut (Altar in S. Peter), Joh. Hulsmann und J. Tousseyn (Werke in S. Kunibert, S. Gereon, Jesuitenkirche, S. Aposteln), J. W. Pottgießer, J. G. Klaphauer usw. stehen mehr oder weniger unter dem Rubensschen Einfluß, wie die Barockaltäre der kleineren Kirchen bis in das 18. Jahrhundert hinein mit Rubens-Kopien ausgestattet worden sind.

Auch im Kölner Profanbau lassen sich wenigstens hie und da die Ausstrahlungen von Antwerpen beobachten (Hausfassaden am Stadthaus und Unter Goldschmied).

Die Einwirkungen des süddeutsch-italienischen Barock auf das Rheinland bleiben vorab noch sehr beschränkt. Vornehmlich Kurköln bedurfte einer so starken Gesundung, daß die Kurfürsten aus dem Wittelsbachischen Kurhause im ganzen 17. Jahrhundert zu größeren künstlerischen Unternehmungen nicht die Kraft gefunden haben. In Bonn hatte Kurfürst Max Heinrich († 1688) die Residenz zum Teil neu geschaffen — Nachrichten von einem Grottenhof usw. deuten engere Beziehungen zur Münchener Residenz an —, aber der Kampf mit Frankreich um den kölnischen Stuhl hat in den Jahren 1688 und 1689 alles wieder zerstört. Max Heinrichs Schloß Hirschberg bei Arnsberg ist ein ganz schlichter Nutzbau.

Auch in Kurtrier boten die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges keine günstige Grundlage; wohl besteht ein stärkerer Wille, aber alles bleibt künstlerisch doch in bescheidenen Formen. Es ist mehr eine einfache Spätrenaissance als ein ausdrucksfrohes Barock, das die kurfürstlichen Bauten und auch die nicht undedeutende Bautätigkeit an Domkurien und Adelshöfen in Trier und Koblenz heherrscht — die Trierer

Digitized by Google

Residenz mit dem Peterstor unter Lothar von Metternich (um 1620) und die große, in der Revolutionszeit untergegangene Philippsburg am Fuß des Ehrenbreitstein (1626—1632), Vorderhaus der Trierer Dompropstei (1654) u. a. m.

Einem stärkeren italienischen Einfluß unterliegt nach der Mitte des Jahrhunderts nur der pfälzische Hof in Düsseldorf. Der „welsche Baumeister“ Johannes Lollio genannt Saddeler († 1679) baut in den Jahren 1660—1667 für die Gemahlin Philipp Wilhelms, Elisabeth Anna, das wieder untergegangene Lustschloß Benrath, einen dreigeschossigen Bau mit oberitalienischer Lisenengliederung, mitten im Wasser stehend und mit dem Lande beiderseits durch Galerien verbunden. Erhalten ist nur der Außenhof mit den Resten einer prächtigen, etwas jüngeren Stuckdekoration (1680—1690); eine Decke in Schloß Winnenthal scheint von derselben Hand. Das Schlößchen führt als neuen Typus das italienische Kasino im Rheinland ein — den Typus des von Agostino Barelli seit 1663 errichteten ältesten Bauteiles in Nymphenburg wie des bei Schleißheim im Jahre 1684 von Zuccali erbauten Schlößchens Lustheim oder noch Schloss Favorite bei Ludwigsburg von Nette, Retti und Frisoni (1708—1718) — Damenkunst; denn wie Benrath für Anna Elisabeth, so entstand Nymphenburg für die um die Einführung des oberitalienischen Barock so bemühte Gemahlin Ferdinand Marias, Adelheid von Savoyen.

Die Kämpfe des Reiches und Frankreichs um das Rheinland in seiner weitesten Ausdehnung während der letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts führen einen überwiegenden politischen Einfluß auf die künstlerische Zukunft des Westens herauf. Wie die Pfalz, so waren namentlich Kurköln mit dem Verlust seiner sämtlichen Residenzen, Kurtrier mit schweren Schäden aus dem Kampf hervorgegangen. Die Absichten Frankreichs auf den Rhein hatten eine Sammlung zu starker Abwehrpolitik herbeigeführt. Die alten dynastischen Verbindungen vom Süden zum Norden in den Wittelsbachischen Staaten bleiben zwar lebendig; daneben treten aber die stärkeren Auswirkungen der Reichspolitik von Wien über Franken und Mittelrhein bis nach den österreichischen Niederlanden und als Gegenwirkung die Ausströmungen der französischen Kultur unter Ludwig XIV., XV. und XVI., also Kampf des Barock gegen den Klassizismus. Dieser Kampf hat gerade im Westen zu den interessantesten und reichsten künstlerischen Erscheinungen geführt; die Kunst der Kirche ist das Barock geblieben, die führende höfische Kunst wird dagegen von den verschiedenen Strömungen stark ergriffen, ohne dem Stil Ludwigs XIV. und XV. einen entscheidenden Sieg zu bringen. Erst als der Klassizismus — nicht zuletzt durch deutsche Geistesarbeit (Winckelmann) — Ausdruck einer neuen Weltanschauung wird, ward ihm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Sieg auf der ganzen Linie zuteil.

Das Barock geht am Niederrhein auf seinem Wege weiter. Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg (1690—1716), schon seit 1679 Regent in Jülich-Berg, in erster Ehe mit dem Kaiser, in zweiter mit Toscana

Digitized by Google

verschwägert, ist von den größten Plänen erfüllt, die seine Lieblingsresidenz Düsseldorf zum Brennpunkt der künstlerischen Kultur im Rheinland gemacht hätten, wenn nicht auch seinem Mäzenatentum Grenzen gezogen gewesen wären

Johann Wilhelm sammelt in Düsseldorf eine große Künstlerkolonie um sich, neben dem führenden Baudirektor Matteo Graf de Alberti die Baumeister Aloysius Bartolus, Domenico Martinelli u. a., den Bildhauer Gabriel von Grupello, Schüler des Artus Quellinus, die niederländischen Maler Jan Weenix, Eglon Hendrik v. d. Neer, Adriaen v. d. Werff, v. d. Meyn, Gottfr. Schalcken, Joh. Franz Douven, die Italiener Antonio Bernardi, Domenico Zanetti, Antonio Pellegrini, Antonio Bellucci, teils zu dauerndem, teils zu vorübergehendem Aufenthalt. Einen ganz besonderen Eifer verwendete Johann Wilhelm auf die Zusammenbringung einer erlesenen Kunstsammlung, deren hohe Qualität in starkem Gegensatz zu der jüngeren Sammlung des Kurfürsten Clemens August in Bonn stand; sie bildet — zusammen mit den Arbeiten des Kunstkabinetts — den wertvollsten Teil der heutigen Münchener Sammlungen.

Wohl selten ist das Schicksal mit den Schöpfungen eines so kunstbegeisterten Fürsten so unglimpflich verfahren wie mit denjenigen Johann Wilhelms; sein Bruder und Nachfolger, Karl Philipp, hat sein ganzes Interesse Mannheim zugewendet, dessen Neuschöpfer er geworden ist. Das Projekt de Albertis zu einem riesigen Schloß für die Düsseldorfer Neustadt, das die Residenzen von Mannheim, München oder Ludwigsburg an Ausdehnung weit übertroffen hätte, ist Projekt geblieben— ein italienischer viergeschossiger Attikabau mit einer riesigen Cour d'honneur und sieben großen Binnenhöfen. Das zentrale Treppenhaus, 225 Fuß hoch, 125 Fuß breit, sollte auf den Brüstungen seiner vier gleichmäßigen Treppenanlagen 158 Statuen tragen.

Der einzige wichtigere erhaltene Bau Johann Wilhelms ist Schloß Bensberg, in den Jahren 1705—1720 von Graf de Alberti und Aloysius Bartolus ausgeführt, ein kühler, gestaffelter, dreiflügeliger Bau um einen Ehrenhof. Von seiner reichen Ausstattung, die am Ende des 18. Jahrhunderts trotz des Verfalles das Entzücken Goethes hervorrief, sind nur kümmerliche Reste erhalten, nachdem das Schloß in den Jahren 1838—1842 eine vandalische Umgestaltung erfuhr. Auf dem Markt in Düsseldorf steht noch das unvollendete bronzene Reiterbild des Kurfürsten von Grupello (1703), das einzige in Deutschland neben Schlüters Großem Kurfürsten, wuchtig und streng, sonst in Düsseldorf nur noch einige Büsten. Die bei dem Tode Johann Wilhelms vorhandenen zahlreichen Modelle Grupellos sind zugrunde gegangen, anderes — darunter die entzückend graziöse, vorausdeutende marmorene Galathea und der massige bronzene Trophäenaufbau — ist nach Schwetzingen und Mannheim überführt worden. Die Galerie fand im Jahre 1805 ihren Weg nach München. Die Zeugnisse von Johann Wilhelms Wirken im Düsseldorfer Stadtbild wurden in den letzten Jahrzehnten immer schneller verwischt, so daß von

Digitized by Google

der stärksten und jüngsten unmittelbaren Äußerung des italienischen Spätbarock im Rheinland verhältnismäßig geringe sichtbare Zeichen übriggeblieben sind.

Mit dem Nachlassen der Antwerpener Kunstblüte sind auch in Köln gewisse Einwirkungen des klassizistischen oberitalienischen Barocks zu spüren, sie bleiben bei der Stille der Stadt beschränkt auf wenige Bauten — Ursulinerinnenkirche (1713), angeblich von Matteo de Alberti, S. Maria in der Kupfergasse (1705—1709), den ehemaligen Nesselroder Hof am Neumarkt (1727—1729), den sogenannten Cantobau (Waisenhaus) (1710) u. a. m.

Die Höfe von Bonn und München bleiben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts künstlerisch eng miteinander verbunden, wie sie auch politisch gemeinsame Schicksale zu tragen hatten. Der Italiener Enrico Zuccali, der Meister von Schleißheim, ist Erbauer der Bonner Residenz (1697—1703), eines mächtigen Viereckbaues mit Ecktürmen und zwei Binnenhöfen, im äußeren noch kühler als Bensberg. Der Türkensieger Max Emmanuel von Bayern und sein Bruder Joseph Clemens von Köln aber erfuhren dann infolge ihrer französischen Bündnispolitik in zwölfjähriger Verbannung in Frankreich (1703 bis 1715) die unmittelbaren Einwirkungen französischer Hofkunst. Das ist die äußere Veranlassung zu der Tätigkeit französischer Künstler in West- und Süddeutschland — Boffrands, Delamaires und namentlich des Baudirektors Robert de Cotte, der im Jahre 1715 die Oberleitung des Bonner Bauwesens übernimmt, dem Bonner Schloß durch Erweiterung den breitgelagerten französischen Charakter gibt, es mit dem feinen Zentralbau des Poppelsdorfer Schlosses (1715) nach dem Vorbild von Karls V. Palast in Granada in Verbindung bringt. Das meiste ist Projekt geblieben, die schöne Pariser Ausstattung des Bonner Schlosses später durch Brand untergegangen; die Verbindungen mit anderen Pariser Künstlern, dem Architekten Gilles Marie Oppenord, dem Blumenmaler Desportes sind nicht wirksam geworden. Das wenige Erhaltene, auch die städtebaulichen Verbesserungen im Bonner Stadtbild, zeigen den gemessenen, kunstregelnden Stil des frühen Rokoko in Verbindung mit eleganter Dekoration (Stuck in Schloß Poppelsdorf). Von Robert de Cottes Vertretern ist Michael Leveilly in Bonn geblieben, Guilleaume Hauberat als Erbauer des Palais Thurn und Taxis in Frankfurt, des einzigen unverfälschten Pariser Adelshofes auf deutschem Boden, und als Innenarchitekt des Mannheimer Schlosses wichtig für die Ausbreitung des Frührokoko geworden.

In Bayern und Kurköln steigern sich Kunstsinn und vielleicht noch mehr Luxusbedürfnis unter Max Emmanuels Söhnen, Karl Albert (Karl VII.) und Clemens August von Köln (1723—1761), auf das höchste, aber es ist bezeichnend, daß nicht die strenge Gemessenheit und der Etikettenzwang des eigentlichen Rokoko in Frankreich, sondern die dekorative Gestaltungskraft eines von den französischen Klassizisten stets so stark bekämpften Meisters wie Gilles Marie Oppenord für die deutschen Fürsten die größere Anziehungskraft besessen hat —

Digitized by Google

das Barock lag dem Süden und Westen Deutschlands doch im Blute —; ebenso bezeichnend, daß Gilles Marie Oppenord und der ihm geistesverwandte François Cuvilliés aus Soignies im Hennegau, der nun für die Höfe in Bonn und München der führende Künstler wird, keine Vollblutfranzosen waren, sondern niederdeutsches Blut in ihren Adern hatten. Die Beziehungen zum Pariser Hofe haben darum doch nie dem französischen strengen Rokoko zum Siege verhelfen können; hatte doch Frankreich selbst nicht seine schlechtesten künstlerischen Kräfte aus dem nördlichen Grenzlande bezogen. Um so stärker war der Hang zur malerischen formbildenden Kraft in der Kirche und im Volke. Das Rokoko klassisch-strenger Form ist in Deutschland nur lückenhaft Hofkunst geworden, weit mehr hat das Barock seinen starken, lebhaft bewegten Ausdruck durchzusetzen verstanden.

Für die Kreuzung beider Richtungen ist die kölnische Sommerresidenz Brühl (1725—1766), nicht allein unter den zahlreichen rheinischen und westfälischen Bauten des Kurfürsten Clemens August in Bonn, Poppelsdorf, Clemenswerth, Münster, Neuhaus, Herzogsfreude usw. der besterhaltene und reichste, sondern in seinem gleichmäßigen Fortschreiten auch das klare Zeugnis des Rokoko-Dekorationsstiles in Deutschland von seinen Anfängen bis zu seinem Ende. Ein junger westfälischer Baumeister und Genieoffizier, Joh. Conrad Schlaun (1694—1773), hervorgegangen aus der westfälischen Barockschule eines Quinken, Pictorius, Corvey u. a., hat den barocken Rohbau in den Jahren 1725—1728 errichtet. Die Verbindung der militärtechnischen und baukünstlerischen Tätigkeit ist dem deutschen Barock eigentümlich (Sebastiani, Corvey, Welsch, Balth. Neumann); erst später hat sich Schlaun in einer dem künstlerischen Aufstieg Neumanns durchaus verwandten Form zum großen Architekten entwickelt und das westfälische Barock zur schönsten Blüte geführt. Diese Werke, die zum Teil für Clemens August und seinen Nachfolger Max Friedrich entstanden, vor allem das Clemens-Hospital und das Schloß in Münster, seine Tätigkeit für den westfälischen Adel (Erbdrostenhof in Münster), gehören aber nur zum geringsten Teil dem Rheinland an. Im Jahre 1728 tritt bezeichnenderweise der junge Münchener Hofarchitekt François Cuvilliés (1695—1768) für die Innendekoration des Nordflügels (1728—1734) an Schlauns Stelle und errichtet gleichzeitig das nahegelegene Jagdschlößchen Falkenlust (1729—1737). Cuvilliés erscheint in diesen einfachen Räumen noch ganz als Meister einer zarten strenglinigen Flächengliederung Pariser Stiles; erst die bis in die fünfziger Jahre reichenden einfacheren Nebenräume deuten auf den Meister der rein malerischen Auflösung des Ornamentes, der aus der Nymphenburger Amalienburg und aus seinen Stichfolgen bekannt ist. Bedeutsam als Vorläufer seiner in der Amalienburg triumphierenden Koloristik ist Falkenlust, eine klare zarte Symphonie in Blau-Weiß, den Wittelsbacher Wappenfarben und den Farben des Falkenjagdkostüms blau-silber, die in den Bildnissen als einzigem Surportenschmuck gleichmäßig durchgeführt sind. Ein kleines Kabinett in Gold

Digitized by Google

und Weiß mit gemalten Panneaus macht die Ausnahme, ohne aus dem Rahmen zu fallen — die letzte unmittelbare Beziehung des Bauherrn zu Frankreich, denn der Meister ist Gilles Marie Oppenord 1736—1737).

Um 1740 taucht ein neuer Stern auf, Balthasar Neumann (s. u.). Gerade in Franken und am Mittelrhein haben die fürstlichen Bauherren in dem Streben nach dem reichsten und besten die kollektivistische Bauleitung so stark bevorzugt (Würzburg, Bruchsal). Auch Clemens August sichert sich den auf der Höhe seines Ruhmes angelangten Meister für den echt fränkischen, malerisch bewegten Fassadenbau der heiligen Stiege auf dem Kreuzberg bei Bonn und das Prunkstück des Brühler Schlosses, das Treppenhaus (1743—1748). Es ist das schönste Treppenhaus des 18. Jahrhunderts, lichtdurchflutet, von elegantem Formenschwung, ausklingend in den unendlichen Äther. Daran ist nichts Französisches mehr, sondern es ist leichtest beschwingtes deutsches Barock; die Abstammung dieses Kunstwerkes von den barocken Palästen des Wiener Adels über Dientzenhofers Treppenhaus in Pommersfelden und diejenigen Neumanns, namentlich in Bruchsal, liegt klar zutage.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kämpft der erwachende Klassizismus, vertreten durch den Pariser E. Dupuis und den in Paris ausgebildeten F. Roth, die Meister der wieder strengeren Architektur- und Flächengliederung in dem Gartensaal und dem Musiksaal, gegen die Dekorateure, die das Rokoko schnell seinem Ende zuführen. Ihr Werk sind die Räume im Südflügel des Schlosses (1750—1766). Die von Oppenord, Meissonnier, Cuvilliés gepredigte Selbstherrlichkeit des Ornamentes war zur Herrschaft gekommen; es schießt in Fontainen empor, umrankt oder durchlöchert die Architektur wie Schlinggewächs, setzt Wandteilungen und Gesimse in rhythmische Bewegung, es schillert in allen Farben, in vierfarbigem Gold umschließt es lüsterne Watteauscenen von blaugrünem Akkord. Darüber hinaus war eine Entwickelung nicht möglich; die Stunde des Klassizismus war gekommen.

Die übrigen Leistungen des um Clemens August versammelten Künstlerkreises treten gegen Brühl stark zurück: Leveillys Koblenzer Tor und Rathaus in Bonn, die Adelssitze und Landkirchen, Roths untergegangenes Jagdschloß Herzogsfreude u. a. m. Der Hof war dem Johann Wilhelms in Düsseldorf ähnlich, und doch fehlte ihm augenscheinlich der starke einheitliche Kunstwillen. Die Künstler werden gern von München entliehen, so der Lenôtre-Schüler Girard, der Meister des Brühler Schloßgartens, und der französische Bildnismaler Vivien († 1735 in Bonn). Seine Nachfolge fiel dem vielgewandten Schweden, dem produktiven Piazetta-Schüler und Münchener Hofbildnismaler Georg Desmarée (1697—1776) zu. Aus Süddeutschland kommen die Deckenmaler Nic. Stuber, Adam Schöpf, Joh. Holzer, aus Venedig der Theatermaler P. Gaspari und der für Altarbilder von dem Kurfüsten geschätzte Piazetta, weiter die Italiener Carlo Carlone, Bigari und Vannelli. Unter den Stukkateuren stehen die Mitglieder der seit dem Anfang

Digitized by Google

des 17. Jahrhunderts in Deutschland tätigen Familie Castelli an erster Stelle. Tiermaler, Kabinettsmaler, Vedutenmaler, Blumenmaler vervollständigen die Künstlerschar. Denselben Geist atmete die große, anscheinend ziemlich willkürlich zusammengebrachte Gemäldesammlung des Kurfürsten, die in den Jahren 1764—1768 zum Verkauf kam; nur einzelne bedeutende Werke lassen sich daraus noch nachweisen. Kunstfreude und Luxusbedürfnis des Rokoko hat in Clemens August Persönlichkeit den stärksten Ausdruck im Rheinland gefunden; sein Tod bedeutet darum hier auch das Ende des Rokoko.

Nicht ohne Reiz ist die Entwicklung an der Westgrenze des Niederrheines, eine Sondererscheinung. Hier in u d um Aachen, das damals elegante Badestadt und Zentrum der Tuchindustrie zugleich wird, werden die alten Beziehungen zu dem Maastal und der steifen niederländischen Barockarchitektur durchdrungen von dem Rokoko Lütticher Färbung. Der Lütticher Gilles Doyen (Umbau des Rathauses) und Laurenz Mefferdati (Kirchen in Eupen und S. Peter in Aachen, Abtei Cornelimünster, Corneliusbad) führen im ersten Viertel zu der großen Bautätigkeit der herrschenden Meister Aachens des 18. Jahrhunderts, Joh. Jak. Couven (1701—1763) und seines Sohnes Jak. Couven (1735—1812). Sie haben nicht allein Aachen den heute noch das Stadtbild beherrschenden Ausdruck gegeben, sondern auch die Adelssitze und wichtigeren Profanbauten auf dem Westrand der Eifel (Eupen, Montjoie, Malmedy) wie in großen Teilen der Maasniederung neu gestaltet. Joh. Jak. Couven ist immer stärker in das elegante Rokoko hineingewachsen; sein Name hatte so guten Klang, daß Karl Theodor von der Pfalz den Jägerhof in Düsseldorf (1752) von ihm errichten ließ; Couvens Kirchen und Kirchenausstattungen (Aachen-Burtscheid usw.) gehören zu den besten Leistungen des 18. Jahrhunderts im Rheinland. Der Sohn Couven (Kurhaus 1782—1785) hat den von dem strengen Spätrokoko beeinflußten Aachener Stil bis zur Wende des 18. Jahrhunderts fortgeführt.

Die im 13. Jahrhundert beginnende Trennung zwischen Süd und Nord erhält im 18. Jahrhundert eine erneute starke Ausprägung auf politischer Grundlage; die Reichspolitik der Habsburger hat seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sich zur Abwehr der aus dem Westen drohenden Gefahr gesammelt und hatte zu diesem Zweck sich vor allem auch den fränkischen und mittelrheinischen reichsunmittelbaren Adel eng verpflichtet, aus dessen Kreisen gewohnheitsmäßig die Kurstaaten Mainz und Trier wie die Bistümer Speyer, Würzburg, Bamberg usw. besetzt wurden — die Schönborn, Hutten, Ingelheim, Eltz, Metternich, von der Leyen, Walderdorff usw. So nimmt der Mittelrhein auf das stärkste an der Entwicklung des fränkischen Barock teil; die große Welle freudigster Gestaltungskraft, die von dem kaiserlichen Wien seit der Abwendung der Türkengefahr ausgeht, bricht sich an der Westgrenze des Reiches in Trier.

Zunächst herrscht im Trierischen — wie auch sonst — ein ober-

Digitized by Google

italienisches trockenes akademisches Barock, dessen Meister, Baudirektor J. C. Sebastiani († 1704), und sein Nachfolger Phil. Ravensteyn († um 1730) dem Stadtbild von Koblenz nach der Zerstörung von 1689 seine charakteristische Gestaltung mit den barocken Turmhelmen, den Adelshöfen usw. gaben; die weitere Umgebung, namentlich die Trierer Gegend, verdankt diesen Meistern die außerordentlich soliden gewölbten, schlichtbarocken Kirchenbauten. (Von Sebastiani: Pagerie in Ehrenbreitstein 1690—1692, Koblenzer Jesuitenkolleg 1694—1698. — Von Ravensteyn: Schatzkammer am Trierer Dom 1702—1709, Kreuzkirche in Ehrenbreitstein 1704—1708, Kirche in Wittlich 1709, Kesselstattsches Schloß Bekond 1710). Ravensteyns Gehilfe J. G. Judas († 1726) hat in ähnlich strengen Formen die Umgestaltung des Trierer Domes zur Kreuzform durchgeführt und die für diese Richtung typische nüchterne Abteikirche in Prüm neu erbaut (1721—1730). Ähnlich kühlen Charakters sind die Werke des Nassau-Weilburgischen Oberstleutnants J. J. Rottweil in Weilburg und sein freilich nach französischer Art schon aufgelöster Schloßbau in Neuwied (1707—1716).

Zum erstenmal klingen der bewegte Rhythmus und das stärkere Relief des österreichischen Barock wohl in dem Dalberger Hof in Mainz (1715—1718) von dem noch wenig bekannten, auch im Trierischen tätigen J. C. Herwarthel an; im dritten Jahrzehnt aber ist, durch die überwiegende Bedeutung der Schönborn vornehmlich, die enge Verbindung auf der Linie Wien-Franken-Trier und Mainz geschaffen. Immer stärker tritt im Westen die Bedeutung des Mainzer Generals Maximilian von Welsch († 1745), des Architekten der Marly nachgebildeten untergegangenen Favorite bei Mainz, der Orangerie in Fulda, des Zeughauses in Mainz und der Kirche in Amorbach, bei den grundlegenden Arbeiten in Bruchsal und Würzburg hervor. Welsch hat in Mainz Schule gemacht; eine Reihe bedeutender Architekten dürften auf ihn zurückzuführen sein, vor allem Anselm Frhr. Ritter von Grünstein, der Baumeister des Deutschordensschlosses in Mainz (1720—1734) und des Ritterschen Familiensitzes in Kiedrich (um 1730), sowie Valentin Thomann, der Erbauer des Kesselstattschen Palais in Trier mit seiner genialen Ecklösung und des Osteiner Palais in Mainz.

In Kurtrier zieht mit Franz Georg von Schönborn ein Schönbornischer Werkmeister, J. G. Seiz aus Wiesentheid († 1739), ein, Gehilfe Neumanns bei den dortigen Bauten. Sein Sohn Johannes Seiz (1717—1779) ist der treueste Schüler Neumanns und das ausführende Organ seiner Pläne im Trierischen geworden und hat seit Neumanns Tode (1753) ganz in seinem Geiste weitergearbeitet. Bis zu Neumanns Tode ist der Anteil beider Meister oft gar nicht genau zu scheiden; von dem Würzburger Architekten selbst stammen jedenfalls der Dikasterialbau in Ehrenbreitstein (1739—1748), ein strenger echter Neumannscher Bau, die Pläne für die Abtei Prüm, vor allem auch das untergegangene Schloß Schönbornslust bei Koblenz (1748—1752) mit seinem mächtigen aufwendigen Treppenhaus. Von den Werken

Digitized by Google

des Johannes Seiz sind der verstümmelte Trierer Palast (seit 1758) mit seiner fränkischen Treppenanlage und den wild bewegten Balkonen, Figuren, Giebelaufsätzen, weiter das schon strengere Lustschloß in Engers (seit 1758) die besterhaltenen Werke. Seiz war es aber auch, der in einer unermüdlichen Wirksamkeit den Städtebildern von Trier und Koblenz, den zahlreichen Landkirchen mit ihrer Ausstattung den stark fränkischen Charakter gegeben hat.

Im Südwesten der Provinz machen sich aber noch andere Einwirkungen des Spätbarock bemerkbar, die über Mitteldeutschland letzten Endes doch wieder aus dem österreichischen Barock abzuleiten sind. Gerade ein Teil der Klosterbauten — die einzigen großen Barockkirchen der Rheinlande gehören der Trierer Gegend an — zeigt solche aus dem fränkischen Barock herausfallende Erscheinungen: S. Paulin in Trier (seit 1732) von einem Augustinerpater Walter, die in Ruinen liegende riesige Klosterkirche in Himmerod in der Eifel (1735—1750), die ähnliche Motive aufweist, die verspätete Barockkirche von Springiersbach (1765—1772), das Werk eines Straßburger Meisters Paulus Stehling, und die von dem Sachsen Christian Kretschmar seit 1728 errichtete Abtei Mettlach a. d. Saar. Die interessanteste Persönlichkeit dieses Kreises ist der gleichfalls aus Sachsen stammende, durch die Berliner Schule von Broebes und Gerlach gegangene, dann von Welsch in Mainz beeinflußte Joachim Friedrich Stengel (1694—1787); er hat S. Johann und Saarbrücken im eigentlichen Sinne als Stadtbilder neu geschaffen und in dem Zentralbau der Ludwigskirche in Saarbrücken (1762—1774) nicht allein sein Bestes, sondern auch den imposantesten und wichtigsten evangelischen Kirchenbau den Rheinlanden gegeben.

Der Ausdruck des freudigen fränkischen Barock lag dem Süden des Rheinlandes am nächsten; Neumann und Seiz haben seine Verbreitung bis in die kleinste Eifelkirche hinein veranlaßt, indem sie die Kunsthandwerker in seinem Sinne erzogen. Das erstreckt sich auf die große Schar der an den höfischen Bauten tätigen Meister, voran den in Trier und Engers tätigen glänzenden Stukkateur Michael Eytel, wie auf das einfachste ländliche Möbelstück der Moselgegend mit seinen geschweiften Füllungen und dem schweren bewegten Gesims, in dem dieser Stil bis in das 19. Jahrhundert fortgelebt hat. Der Sohn des Münchener Piazetta-Schülers Johannes Zick, Januarius Zick (1732 bis 1797), ist mit seinen von Tiepolo beeinflußten großen Deckengemälden in Engers (1760), im Koblenzer und im Mainzer Schloß (andere Werke in Schwaben) der letzte Vertreter der rheinischen Monumentalmalerei geworden, auch gewissermaßen Haupt der kleinen interessanten, in die bescheidene, aber feine klassizistische Malerei der Aufklärungszeit ausmündenden Ehrenbreitsteiner Künstlerkolonie der Foelix, Beckenkamp, Manskirsch usw. Für die Plastik ist Ferdinand Diez, der Bildhauer der Gartenfiguren in Würzburg, Veitshöchheim, Seehof, mit seinen Werken für den Trierer Palast, Engers usw. der einflußreiche Meister malerisch bewegtesten Skulpturenschmuckes im Trierer Lande

Digitized by Google

geworden. Vor allem hat aber Johannes Seiz selbst in dem großen Kampf gegen die französischen Klassizisten bis zum letzten Atemzug für die Freudigkeit des fränkischen Barock gefochten, freilich einen ganz aussichtslosen und im achten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts längst zu seinen Ungunsten entschiedenen Kampf.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der rheinischen Kunst überhaupt ist das allmähliche Eindringen des französischen Klassizismus im Rheinland. In Köln und Bayern konnte er frühzeitig auf Grund enger politischer Beziehungen sich Geltung verschaffen, aber immer wieder griff das volkstümlichere Barock zur Gegenwehr. In Kurtrier war kein Boden dafür, solange der Franke Franz Georg von Schönborn († 1756) lebte; sein Nachfolger, von Walderdorff, ließ das untergegangene Schlößchen in Wittlich (1761) von dem in Metz und Toul tätigen Architekten Jean Antoine, nicht von seinem Baudirektor Seiz, erbauen. Der französische Einfluß ist getragen von der Hofetikette, für die Frankreich das glänzende Vorbild seit Ludwig XIV. gab. So waren dem französischen Rokoko die Wege geebnet; langsam hat es sich schon in den marlyartigen Bauten von Rottweil und Welsch durchgesetzt, und es ist bezeichnend, daß am Mainzer Hof der Hofmann und Architekt Frhr. Ritter von Grünstein sein stärkster Vertreter ist. Man nahm die graziösere Ornamentik gerne, man erkannte auch die aus der Etikette heraus entwickelte Grundrißdisposition an, aber gegen die nüchterne Fassadenbildung ohne Relief hat sich der Mittelrhein so lange gewehrt, bis der Klassizismus der Blondelschule um die Mitte des 18. Jahrhunderts künstlerischer Ausdruck der weltumspannenden Aufklärung wurde. Alle die deutschen Architekten, die um 1750 aus höfischen Anforderungen heraus in die Blondelsche Privatakademie geschickt wurden, sind Vorkämpfer des Klassizismus in Deutschland geworden.

Aber nur dem Niederrhein war unter Karl Theodor von der Pfalz eine stärkere Blüte beschieden; bestimmend wurde hier der im Jahre 1748 nach Mannheim berufene Nicolaus von Pigage (1723—1796). Neben seinem deutlichen Einfluß auf die Bautätigkeit in Düsseldorf steht sein Hauptwerk, Schloß Benrath bei Düsseldorf (1755—1770). Schon die nach außen so bescheidene Lustschloßform eines eingeschossigen Baues mit Mansarddach von neun Achsen, der aber im Inneren eine Fülle von etwa 45 raffiniert ineinandergeschachtelten Sälen, Zimmern und Zimmerchen entspricht, bekundet den Umschwung der Auffassung. Benrath ist die Vollendung des unter Ludwig XV. sich ausbildenden Typus der kleinen Schloßanlage, der Maison de plaisance. Der prächtige Ausbau von Benrath, an dem die besten Düsseldorfer und Mannheimer Künstler beteiligt waren — die Bildhauer P. A. Verschaffelt, M. van den Branden, Augustin Egell, die Stukkateure G. A. Albuzio und Joseph Pozzi, die Maler Lambert Krahe, F. A. Leydensdorff und J. M. Metz aus Bonn —, hat für die Entwicklung des Klassizismus die Bedeutung, die Brühl für den Weg der Rokokodekoration besitzt; von dem schweren strengen Spätrokoko

Digitized by Google

der Blondelschule geleiten die reichen und vornehmen Räume zum strengsten Klassizismus.

Nirgendwo sonst im Rheinland gibt es ähnlich klare Zusammenhänge; Barock und Rokoko leben im Bürgerhause nach, nur langsam und nicht in einheitlicher Linie dringen die Louis XVI.-Formen in die bescheidenen Wohnhaustypen ein. Düsseldorf zeigt die stärkste Ausstrahlung des neuen Stiles, z. B. in dem jungen Industriestädtchen Mülheim am Rhein, aber schon bei dem bodenständigen Schieferhause des aufblühenden fleißigen industriellen Bergischen Landes (Barmen, Elberfeld, Remscheid, Solingen, u. s. w.) läßt sich ein starker Kampf der Formen erkennen, der zu einem interessanten Mischstil führt; Louis XV. und Louis XVI. haben sich hier mit den alten Beständen an niederländischen Barockformen abfinden müssen. Am ehesten hat daneben am Niederrhein das preußische Krefeld mit seiner Seidenindustrie ein klassizistisches Gesicht angenommen — ob unter unmittelbarer Einwirkung friderizianischer Architekten, steht noch dahin. Kurköln hatte sich ganz erschöpft. Die Herstellung des Bonner Schlosses nach dem Brande von 1777 war mehr ein Abbruch, die Oberleitung durch den Hofarchitekten J. F. Chalgrin († 1811), den Meister des Arc de triomphe in Paris, wohl nur Formsache — höchstens, daß die neue Schloßkapelle seine Hand verrät. Von den beiden letzten aufgeklärten Kurfürsten, Max Franz in Bonn und Clemens Wenzeslaus in Koblenz, zeugt in Kurköln nur die Redoute der Badegesellschaft in Godesberg (1790), in Kurtrier, wo die Seiz-Schüler die kleineren Aufgaben noch länger beherrschen, das kleine Badehaus in Bertrich und die neue Koblenzer Residenz (1777—1786), ein fast unerfreulich nüchterner Bau. Seine Geschichte ist charakteristisch; der alte Barockmeister Seiz hat in starkem Kampf die Stellung des Franzosen d'Ixnard aus Straßburg erschüttert; die Pariser Bauakademie gab seinen Einwendungen im wesentlichen recht und sandte einen noch strengeren Klassizisten aus Paris in der Person von A. F. Peyre († 1823) zur Fortführung und Vollendung des Bauwerkes. Der geschickteste unter den klassizistischen Baumeistern war Charles Mangin, der Meister des reizenden Schlößchens Monaise bei Trier (1779), dessen Verwandtschaft mit dem Petit Trianon Marie Antoinettes in Versailles offenkundig ist, und der 1793 bei der Beschießung von Mainz schon wieder untergegangenen Mainzer Dompropstei (1786), die das Entzücken Goethes hervorrief.

Eine gewisse Tradition des Klassizismus, die bei dem Zusammenbruch der alten Reichsverfassung nach außen auch wirksam geworden ist, schuf fast ausschließlich die Düsseldorfer Kunstakademie. Johann Peter Lange, der Schüler und Nachfolger Lambert Krahes, ist der erste Direktor der Münchener Akademie geworden, und gleich ihm hat eine ganze Zahl von Malern von hier aus ihren Weg genommen — Johann Georg Ziesenis, Joh. Georg Schütz, Lorenz Quaglio, Moritz Kellerhoven, Egidius Mengelberg, Friedrich Bury und vor allem Peter Cornelius. Unter den Architekten hat es wohl nur Peter

Digitized by Google

Krahe (1758—1840), der Sohn Lambert Krahes, als letzter Kurtrierischer Hofbaumeister (Theater in Koblenz 1787) und dann sehr produktiver Architekt in Braunschweig, zu größerer Bedeutung gebracht. Es schien so, als sollte hier im pfälzischen Düsseldorf auf den von Nicolaus von Pigage geschaffenen Grundlagen ein bodenständiger rheinischer Klassizismus sich aufbauen; die Zertrümmerung des alten Reiches hat es verhindert.

Sechstes Kapitel.

Die rheinische Kunst im 19. Jahrhundert.

Klassizismus und Romantik in der Baukunst. — Die historischen Baustile. — Plastik. — Romantische Malerei am Mittelrhein. — Die Düsseldorfer Malerei.

Die rheinische Kunst trat unter wenig günstigen Auspizien in die Neuzeit ein. Die Aufklärung hatte einen durchaus nivellierenden Einfluß ausgeübt, dessen Ergebnis der etwas flaue Klassizismus war. In den geistlichen Kurstaaten hatte sich eine feste Tradition nicht bilden können — am allerwenigsten in Kurköln, dem Vorort westlicher Einflüsse. Die günstigsten Aussichten boten am Ende des 18. Jahrhunderts die kurpfälzischen Staaten am Mittel- und am Niederrhein, aber schon der Anfall von Kurbayern an die Linie Pfalz-Zweibrücken und endgültig die neue politisch-geographische Gestaltung am Anfang des 19. Jahrhunderts entzogen den einigermaßen bodenständigen Elementen die Existenzmöglichkeit — die Kunst des 18. Jahrhunderts war eben zu sehr Hofkunst gewesen —, und die bedeutsameren Künstler aus Düsseldorf und Mannheim sind dem Hof nach München gefolgt. Zum Mittelrhein bleiben anfänglich noch lose Beziehungen bestehen, diejenigen zu Düsseldorf brachen mit der Überführung der Galerie nach München im Jahre 1805 vollständig ab.

Vor allem fehlte den bis in die Tiefen erschütterten Rheinlanden die eigene Kraft, Stetigkeit und Einheitlichkeit als Voraussetzung einer künstlerischen Auswirkung. Es ist bezeichnend, wie geringe künstlerische Spuren die 20 Jahre französischer Herrschaft hinterlassen haben. Die alten Residenzstädte mußten damals und noch in den Anfängen der preußischen Zeit um das nackte Leben kämpfen; eine Bautätigkeit war in den Jahren ausgeschlossen, in denen unter dem Schatz an großen öffentlichen Gebäuden rücksichtslos aufgeräumt wurde. Nur Kleinkunstwerke des französischen Empire, Möbel, Bronzen, Tapeten, sind spärlich in wohlhabende Kaufmannsfamilien und politisch tätige Adelsfamilien damals eingedrungen. Die großherzoglich bergische Residenz Düsseldorf und das industrielle Aachen bilden allein eine gewisse Ausnahme (s. u.).

Dem Klassizismus war im weiteren Deutschland schon am Ende des 18. Jahrhunderts in der Romantik ein starker Gegner erwachsen, der freilich zunächst nur literarischen Charakter hatte. In dem Augen-

Digitized by Google

blick aber, in dem am Rheine der Klassizismus als künstlerischer Ausdruck rationalistischen französischen Geistes erkannt wird, stellt sich auch die Gegnerschaft auf künstlerischem Gebiete ein. Bei Clemens Brentano fehlen solche Tendenzen noch; sie gewinnen ihre Bedeutung in der Kölner Zeit Friedrich von Schlegels und dessen Einwirkung auf die Boisserée, Wallraf usw. Deutsch und Mittelalterlich werden fast synonyme Begriffe.

Jener Dualismus, Klassizismus und Romantik, erfüllt auch den führenden preußischen Künstler, den Oberbaudirektor Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), dessen große Informationsreise im Jahre 1816 ihn sofort mit den künstlerischen Fragen der Rheinlande, namentlich der Schicksalsfrage des Kölner Domes, in engste Berührung bringt. Die erste Welle der Neugotik war schon in seinen Jugendjahren auch über Berlin hinweggegangen — und zwar in der durch England bestimmten Klangfarbe von äußerlich-dekorativen Eigenschaften. Jetzt erfährt Schinkel einen neuen Anstoß in dieser Richtung durch das bewegliche Werben der Boisserée angesichts des Kölner Domes. Die Vernunft predigte andrerseits für die praktischen Bauaufgaben des Staates den rationalistischen Klassizismus. Es ist fast wunderbar, wie viel der so stark belastete Staatsarchitekt noch selbst an Entwürfen auch für das Rheinland geschaffen hat; freilich ist das Bild stark verwischt durch den Untergang des Düsseldorfer Gymnasiums (1820) und seiner Bautätigkeit an dem dortigen Regierungsgebäude. Erhalten sind der Elisenbrunnen in Aachen (1822), die Sternwarte in Bonn (1820) und die Anatomie in Bonn.

In Aachen und Düsseldorf, den Städten einer stärkeren klassizistischen Bautradition, hat Schinkel seine besten Mitarbeiter gefunden. In der ersteren Stadt hatte seit dem jüngeren Conven (1735—1812) der Wohnhausbau sich konsequent weiterentwickelt, stärker und besser als etwa in anderen rheinischen Städten, namentlich Köln. In Düsseldorf konnte sich die Bautätigkeit auf die letzte Stadterweiterung unter Karl Theodor stützen, in Koblenz bei geringerem Bedürfnis an die Anlage der Neustadt unter dem letzten Kurfürsten und die kurze Wirksamkeit seines jungen Baudirektors Peter Krahe. Wie dort schon im 18. Jahrhundert, so waren auch jetzt die Aufgaben wesentlich städtebaulicher Art — dort Vollendung der Neustadt und Umgestaltung des aufgegebenen Festungsgeländes, in Aachen Platzgestaltung am Elisenbrunnen und bei dem neuen Theater. In allen diesen Fällen bedurfte es daher der Mitarbeit der Gartenarchitekten; Peter Joseph Lenné (1789—1866) und Max Friedrich Weyhe (1775—1846), die führenden Meister, sind beide aus uralten Gärtnerfamilien des Bonner Hofes hervorgegangen. Weyhe hat den Ruhm, Düsseldorf durch die geistvolle Umgestaltung des Festungsgeländes zur Gartenstadt gemacht zu haben; er ist der Schöpfer des Lousberges in Aachen und sein feinstes Kabinettstück der kleine englische Garten in Benrath. Lenné wurde der einflußreiche preußische Hof-Gartendirektor, der Meister der Anlagen in

Digitized by Google

Koblenz und der Umgestaltung des Brühler Schloßparkes, des Gartens in Stolzenfels usw.

Der bedeutendste der architektonischen Mitarbeiter Schinkels ist der noch im älteren rheinischen Klassizismus wurzelnde, auch kurze Zeit in Paris tätige Peter Joseph Cremer (1785—1866). In Aachen, wo er den Elisenbrunnen nach Schinkels Plänen ausführte, rühren die besten der klassizistischen Bauten in dem neuen Viertel von ihm her, aber auch in dem aufblühenden Elberfeld (Rathaus, 1826) und Trier (frühere Orgelbühne im Dom) hat er eine rege Tätigkeit entfaltet. In Düsseldorf hatte der aus Münster als großherzoglich bergischer Baudirektor berufene Adolf von Vagedes aus Bückeburg (geb. 1785) die führende Rolle; bei ihm hatte auch der junge Cremer zunächst gearbeitet, der ihm an architektonischer Gestaltungskraft doch überlegen war. Vagedes' Werke in Düsseldorf werden leider auch immer seltener — Ratinger Tor, Hofgartenhaus und einige Privathäuser sind heute das einzige.

In noch allgemeineren, wenig prägnanten Formen zeigt sich der Klassizismus in den anderen rheinischen Städten — in Köln und Aachen wirkt die alte Bonner Baumeisterfamilie Leydel — namentlich Michael Leydel (geb. 1760 oder 1782, † 1841), der mit seinem Vater die Godesberger Redoute geschaffen hatte, in Köln auch Matthias Biercher (1797—1869), der Erbauer des Kasinos und der etwas ärmlichen Regierung, und der Stadtbaumeister J. P. Weyer (1794—1864).

Das ergibt im ganzen kein sehr reiches Bild — wie aber hätte es in den plötzlich aus seinen alten Bahnen gerissenen Rheinlanden anders sein können! Und doch staunen wir heute über das ausgesprochene Gleichmaß jener schlichten Fassaden und jener bescheidenen Raumausbildungen; hier wird langsam ein reiches Erbe, das in strenger Schulung erarbeitete Gefühl des 18. Jahrhunderts für Maßstab und Rhythmus, aufgezehrt — und zwar restlos aufgezehrt. Das zeigen das völlig mangelnde Verständnis der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die elementaren Voraussetzungen guter bürgerlicher Wohnhausarchitektur und vielleicht noch mehr die rücksichtslosen Eingriffe in die besten Städtebilder jener älteren Zeit. Bezeichnend für die Mühseligkeit der Baukunst am Beginn des 19. Jahrhunderts scheint es auch, daß zwei talentvollen Söhnen des alten Köln die Heimat keinen Raum gewähren konnte — Franz Christian Gau (1790—1853) und Jakob Ignatz Hittorf (1793—1867) haben in rascher Laufbahn entscheidenden Einfluß auf die französische Hauptstadt gewonnen — nicht allein als schöpferische Meister, sondern auch als bedeutsame Lehrer und Archäologen haben sie wieder stark auf das Rheinland zurückgewirkt.

Auf der anderen Seite steht die Neugotik als Ausfluß der Romantik — auch hier ist Schinkels Bemühen um den Kölner Dom der Ausgangspunkt. Diese künstlerischen Ideale der Spätromantik wachsen auf recht verschiedenen Grundlagen empor — im Rheinland selbst bilden kirchliche und politische Momente in ihren mannigfachen komplizierten Beziehungen wohl das wichtigste Element, von außen kommt der noch

Digitized by Google

lange nicht geklärte Einfluß der englischen Gotik, der vielleicht in der Baukunst weniger direkt als in der Malerei über Berlin ging. Vor allem aber wird man nie die Bedeutung des Einflusses unterschätzen dürfen, den der Kronprinz und nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. mit jener eigenartigen und kaum entwirrbaren Mischung von kirchlichen, politischen, romantischen Idealen durch Jahrzehnte hindurch auf die rheinische Kunst ausgeübt hat. Der Kölner Dom wird — in vieler Hinsicht weit über die Rheinlande hinaus — das Fanal der ganzen geistigen Bewegung; nicht mehr der Wunsch nach Erhaltung des Bestehenden wird ausgesprochen, sondern die Vollendung des größten mittelalterlichen kirchlichen Baudenkmales wird zur Forderung aller Kreise. Mit der Inangriffnahme des Fortbaues im Jahre 1842 hat die Spätromantik endgültig den Sieg errungen; die Worte, die der König bei der Feier sprach, werden stets das charakteristische Dokument für die ganzen geistigen Kräfte bleiben, aus deren mannigfachen Wechselbeziehungen der Gedanke einer archäologisch exakten Vollendung der vom Mittelalter als Torsen und hinterlassenen Kathedralen erwuchs. Was damals angesichts der öffentlichen Meinung gerechtfertigt war, hat sich epigonenhaft leider auch später bei anderen deutschen Kathedralen ohne diese innerlichen Grundlagen wiederholt.

Lange nach dem Tode der Romantik, im Jahre 1880, war das Werk vollendet; man ist gewohnt, daran zu mäkeln — ein Zeichen, daß noch nicht allgemein der zur historischen Auffassung notwendige Abstand gewonnen ist. Vielleicht auch mit daraus erklärt sich der seltsame Umstand, daß die Geschichte keines anderen bedeutsamen mittelalterlichen Bauwerkes im Rheinland so wenig bekannt ist wie diejenige des Kölner Domes — wenigstens seiner jetzigen äußeren Gestalt. Es sind, z. B. an den alten Anfängen des Nordportales, bei dem Fortbau sehr wesentliche Veränderungen im Sinne einer stärkeren Schematisierung vorgenommen worden. Das Fortschreiten des Baues ist eine Geschichte der rheinischen Neugotik — im engeren Sinne die Überwindung des äußerlichen Dekorationsstiles der englischen Gotik und die Erarbeitung der gesetzmäßigen Erkenntnis der hochgotischen deutschen Formensprache. Am Anfange gilt die Gotik noch keineswegs als allein gültiger kirchlicher Baustil — erst in der nachromantischen Zeit, als der Dom seiner Vollendung entgegenging, hat die Gotik bezeichnenderweise solche Ansprüche erheben können. Gerade Friedrich Wilhelm IV. hat viel in der Stilfrage experimentiert, Normalien gothischer und byzantinisch-romanischer Landkirchen angestrebt. Die starke Kirchenbautätigkeit im Süden der Rheinprovinz vom 3. bis 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts spiegelt diese Versuche in den Werken des hier führenden, ungerechterweise vielfach geschmähten Koblenzer Bauinspektors J. C. von Lassaulx wider. Lassaulx hat nicht allein den Berliner Normaltyp der altchristlichen Basilika, wie er später in der Wiederherstellung der Trierer Basilika und dem Neubau der Kölner Trinitatiskirche durch Stüler herrscht, schon einzuführen versucht, sondern gerade auch in der freien Verwen-

Digitized by Google

dung von romanischen und gotischen Formen und mit bemerkenswerten Ansätzen zu einer großzügigen Raumgestaltung eine große Reihe von Kirchenneubauten, so namentlich in Vallendar, Treis, Güls, geschaffen. Der Klassizismus durfte sich dabei auf eine gute Tradition in der Hand der älteren Meister am Niederrhein, Vagedes usw. stützen; die oft etwas künstlich und gewaltsam belebte Stimmung für den Kölner Dombau hat wohl am meisten seinen im Kirchenbau um 1850 eintretenden Tod befördert.

Bezeichnend ist die Wandlung der Auffassung. Der im Jahre 1826 zur Herstellung des Chores an den Kölner Dom berufene Bauinspektor Ahlert († 1833) und sein bedeutender Nachfolger, der Schinkelschüler Ernst Friedrich Zwirner († 1861), sind durch die Schule der englischen Gotik gegangen. Zwirners Kirche auf dem Apollinarisberg bei Remagen (seit 1839), sein Schloß Herdringen i. W., seine Wiederherstellungen in Lechenich, Zülpich, Schloß Argenfels, Schloß Moyland usw. zeigen das ganz klar, ebenso wie die Burgenherstellungen anderer Berliner Meister in Rheinstein, Stolzenfels usw. Die Aufgaben am Kölner Dom zwangen direkt dazu, über jenen äußerlich dekorativen Charakter der englischen Gotik zur sachlichen Durchdringung und zur Erkenntnis der struktiven Grundlagen der hochgotischen Form vorzudringen, womit der so oft beklagte schulmeisterliche Zug der Durchbildung freilich sich wohl einstellen m u ß t e. Es scheint, daß vor allem dem späteren Wiener Dombaumeister Friedrich von Schmidt (1825—1890), der als Domwerkmeister mit der Leitung der Dombauhütte betraut war, das wesentliche Verdienst zufällt; jedenfalls bedeutet Schmidts Wohnhaus Erben (1847) hier den entscheidenden Schritt und steht in der Erkenntnis der Formgesetze hoch über den Zwirnerschen Arbeiten. Neben Schmidt stehen Vincenz Statz (1819—1910), dessen mit Ungewitter in Kassel herausgegebenes „Gotisches Musterbuch" den Umschwung zur systematischen Gotik geleitet, und der älteste Schüler Ungewitters, Heinrich Wiethase (1833—1893), der für den inneren Ausbau des Gürzenich nach Köln berufen wurde und später eine außerordentlich reiche Kirchenbautätigkeit im Rheinland entfaltet hat. Andererseits laufen z. B. bei Felten und bei Claassen in Köln (Wallraf-Richartz-Museum) die Nachwirkungen der englischen Gotik noch lange nebenher.

Jene Erkenntnis der konstruktiven Formengesetze mußte angesichts der bei dem Kölner Dom gestellten Aufgaben sich in den Bahnen der kühl reflektierenden rheinischen Gotik des 14. Jahrhunderts bewegen, und, indem diese Erkenntnis zum hohen Ziel wurde, mußte sie mit starker Zurückdrängung der künstlerischen Intuition auch zu jener Orthodoxie führen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den rheinischen Kirchenbau völlig beherrscht hat, die die Steinmetzformen des 14. Jahrhunderts auch jedem anderen Material, jedem Möbel und sonstigen Kirchengerät aufzwang und die — in der Form eines rücksichtslosen Stilpurismus — einen wahren Vernichtungsfeldzug gegen die reichen barocken Kirchenausstattungen, namentlich in Köln, geführt hat. Ebensowohl eine große Zahl von Architekten,

Digitized by Google

die meist aus dem Werkbetrieb am Kölner Dom hervorgingen, der spätere Straßburger Dombaumeister Franz Schmitz, Aug. Lange, Mengelberg, Rinklake u. a., sondern auch begeisterte Kunstfreunde wie Aug. Reichensperger und Alex. Schnütgen sind in diesem Sinne wirksam gewesen. Es gab freilich auch Meister, wie H. Wiethase, denen die gotische Form nicht etwas unveränderlich Feststehendes, sondern wandlungs- und fortbildungsfähiges Ausdrucksmittel war — und durch sie lebt die Gotik auch heute noch im rheinischen Kirchenbau fort — und wird als programmatischer Kirchenstil bei den katholischen Kirchenbauten trotz aller kunsttheoretischen Bedenken und Einwände noch nicht so bald an ihrem Ende angelangt sein.

Eine unbestrittene Herrschaft hat die Gotik am Rheine ja nie gehabt — ebensowenig wie der aus der fortschreitenden archäologischen Erkenntnis erwachsende neuromanische Stil, dem für öffentliche Verwaltungsgebäude die zentralistische staatliche Bauverwaltung noch in den letzten Jahrzehnten einen gewissen prinzipiellen Anspruch im Rheinland zuzuerkennen geneigt war. Der stärkere Austausch mit der Hauptstadt, namentlich unter Friedrich Wilhelm IV. und seinem Baudirektor Stüler, der das Koblenzer Schloß ausbaute, andererseits die durch Gau und Hittorff geförderten Beziehungen zu Paris waren bestimmend für die Einführung der Renaissance am Rhein. Köln hat auch dabei eine überwiegende Bedeutung. Die Staatsbauaufgaben vermitteln den typischen Kompromißstil der Berliner Bauakademie, aber die Vergangenheit wirkt doch stark zurück. Otto Raschdorff (1823—1914) hat als Stadtbaumeister in Köln sich mit der Gotik und der niederländischen Renaissance als Restaurator des Gürzenich und des Rathauses befassen müssen, in dem Apostelngymnasium einen romanischen und in der Gymnasialschulverwaltung einen französischen Renaissancebau geschaffen; erst später in Berlin wurde er zum Meister der italienischen Hochrenaissance. Der stark beschäftigte Privatarchitekt Hermann Pflaume (1830—1901) ist der Schöpfer einer großen Reihe von Privatbauten geworden, von denen die schon wieder untergegangenen Wohnhäuser Deichmann die besten waren. Der in Paris lebende Kölner Architekt Hofmann ist der stärkste Vertreter der französischen Spätrenaissance geworden, daneben freilich schuf er in der Drachenburg und in der Kommende Ramersdorf auch schon rein archäologisch erfundene überreiche und unruhige frühgotische Bauten.

Damit war die Bahn frei für alle Stilarten in möglichst exakter Kopierung der Einzelform, aber nicht in dem Geist verflossener Stilperioden. Es war ein Unglück, daß die bis dahin in der Baukunst führende Stadt, Köln, gerade damals um 1880 sich infolge der Stadterweiterung im ganzen Umfang dieser von allen Grundlagen wahrer Baukunst so weit sich entfernenden Stilarchitektur erschloß. Die Kölner Ringstraße ist ein trauriges Dokument dafür — und doch darf man dem einzelnen Architekten keine Schuld dafür aufbürden. An Können und Wissen steckt oft sehr viel mehr in jenen Werken als in unseren modernen Wohnhausbauten; die künstlerische Empfindung

Digitized by Google

der Allgemeinheit war auf dem Irrwege. Damals auch erst traten die anderen rheinischen Städte, Düsseldorf, Aachen, Barmen und Elberfeld, Koblenz, die bis dahin eine große Schlichtheit des Wohnhausbaues bewahrt hatten, in den tollen Reigen der Stilarchitektur ein. Die Beziehungen zur französischen, freilich ganz stagnierenden Baukunst sind endgültig gelöst worden — bis auf vereinzelte, wohl aus einem nicht ganz richtigen Gefühl erwachsene Aufträge rheinischer Magnaten.

Die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts bedeuten den Wendepunkt, der angesichts der äußerlichen Formenfülle schnell kommen mußte. Ein Anstoß ging vom englischen Wohnhaus aus, wurde aber auch schnell überwunden. Die neuzeitliche Baukunst als ausgesprochener Zweckstil, die aus ganz natürlichen Gründen immer noch ein wenig zur Biedermeierzeit hinüberschielt, ist keine spezifisch rheinische Entwicklung mehr, aber insofern ist sie doch stark mit rheinischem Blute durchsetzt, als sie im niederrheinischen Industriegebiet aus dem reinen Bedürfnis heraus ihre stärkste und schnellste Ausbildung erfahren hat. Neben die gigantisch wachsenden Städte Köln und Düsseldorf mit ihren City-Bildungen und Villenvorstädten ist in einem ungeahnten scharfen Vordrängen die Stadt der Kohle, Essen, getreten. Was die jüngste Zeit baukünstlerisch anstrebt — im Städtebau wie im Geschäfts- und Wohnhausbau —, offenbart gerade aus der Rapidität der Entwicklung heraus darum diese jüngste Riesenstadt des Rheinlandes wohl am offenherzigsten und am deutlichsten.

Von rheinischer Plastik des 19. Jahrhunderts zu reden, lohnt kaum der Mühe. Schon dem 18. Jahrhundert hatte hier eine feste Tradition gefehlt; die bedeutsamsten, an den rheinischen Fürstenhöfen tätigen Meister waren aus Süddeutschland von Fall zu Fall herangezogen worden. Der Boden war denkbar ungünstig, weil es an Monumentalaufträgen fehlte. Die nicht ungeschickten zahlreichen Mitglieder der Bildhauerfamilie Imhoff in Köln waren auf Grabdenkmäler und auch auf Tonfigurenherstellung beschränkt; um die Mitte des Jahrhunderts zog die Rauch-Schule in Berlin alle bedeutenderen Kräfte zur Hauptstadt — besonders den Kölner Meister Gustav Blaeser (1813—1874), den Schöpfer der Reiterstatuen auf der Kölner Rheinbrücke (1861) —, und für den Rest des Jahrhunderts ist dieser überwiegende Einfluß Berlins unbestritten geblieben.

Wenn von rheinischer Malerei des 19. Jahrhunderts die Rede ist, so denkt man gemeinhin an die „Düsseldorfer Schule“; das führt leicht zu einem zwiefachen Irrtum. Düsseldorf ist Lehranstalt und Produktionszentrum gewesen, aber hat vielleicht gerade darum eine „Schule“ mit einheitlicher Tendenz nie bilden können — und ebensowenig trifft die beliebte Identifizierung der Düsseldorfer Malerei mit romantischer Malerei das Richtige. Man darf viel eher unterscheiden zwischen der das Rheinland nur an der Peripherie berührenden roman-

Digitized by Google

tischen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Mannheim, Heidelberg, Frankfurt als Heimstätten und der innerlich nicht so gefestigten, aber durch die von Preußen stets so stark geförderte Düsseldorfer Kunstakademie bestimmten akademischen Richtung.

Die mittelrheinische Entwicklung ist bis heute erst für Heidelberg einigermaßen fest umrissen, das gerade in den Jahren, da die Brüder Boisserée mit ihrer Sammlung sich hier niederließen und Goethe wieder mit der mittelalterlichen Kunst Fühlung nahm, die wichtigste Heimstätte der romantischen Bewegung war. Es zeigt sich, wie stark die Romantik in der malerischen Tradition des 18. Jahrhunderts wurzelt. Das gilt von Frankfurt und von Mannheim, ja selbst von dem kleinen Ehrenbreitstein mit seinen Zick und Manskirsch. Auch die romantische Landschaft baut sich auf der Vedutenmalerei des ausgehenden 18. Jahrhunderts auf; die englischen Einflüsse gerade auf die Illustration der Rheinreisebeschreibungen sind nicht zu unterschätzen; von den dabei beteiligten Stechern führt ein direkter Weg zu Wallis und Turner in Heidelberg. Die deutsche Überlieferung, z. B. bei dem Frankfurter Schütz, bleibt zunächst noch sachlicher und trockener — so auch bei der Mannheimer Akademie mit Friedrich Müller, Karl Kuntz und den verschiedenen Kobell und Quaglio, die aber meist schon bald auch den Weg nach München genommen haben. Heidelberg hat, wenn auch vielfach nur für kürzere Zeit, eine große Reihe von auch nichtpfälzischen Meistern angezogen und die romantische Landschaft aus seiner ganzen geistigen Verfassung heraus so stark gefördert durch die zum Teil erst jüngst bekannt gewordenen Meister wie Georg Philipp Schmitt, Karl und Daniel Fohr, Georg Wilhelm Issel, Friedrich Rottmann, dessen Sohn Karl Rottmann der große Meister der heroischen Landschaft wurde. Auch die mittelrheinischen Verleger Artaria, Engelmann usw., mit ihrem großen Stab von Mitarbeitern, den Kuntz, Fries, Roux, Xeller, Lasinsky usw. müssen hier wegen ihrer Verdienste um die Popularisierung der romantischen Rheinlandschaft genannt werden.

In Düsseldorf zeigt der jähe Abbruch der künstlerischen Überlieferung durch die Überführung der berühmten Galerie im Jahre 1805 nach München, wie viel weniger fest fundiert die Düsseldorfer Kunstakademie gegenüber derjenigen in Mannheim war. Preußen hat 15 Jahre später hier ganz von neuem anfangen müssen; sein wohlgemeinter und großzügiger Versuch, die Tradition durch die Berufung des schon damals unbestrittenen größten Monumentalmalers, des geborenen Düsseldorfers und Schülers der alten Akademie, Peter Cornelius (1783—1867), wieder aufzunehmen, scheiterte, und Cornelius zog im Jahre 1825 die meisten seiner Schüler mit sich nach München. Die Cornelius-Schule hat darum im Rheinland auch kaum ernsthafte Spuren hinterlassen — als einziges Monumentalwerk in stark Rafaelischem Sinne die blaßblütigen Fresken der Bonner Universitätsaula von Götzenberger u. a. (1834).

Der neue Leiter der Akademie, Wilhelm Schadow (1789—1862),

Digitized by Google

wurde zum Nachfolger von Cornelius berufen, wohl ebenso wegen seiner Zugehörigkeit zum Kreis der Nazarener von S. Isidoro in Rom wie als bewährter Lehrer der Berliner Akademie, und tatsächlich folgte ihm eine Reihe von Schülern wie Lessing, Sohn, Hildebrandt, Bendemann, Mücke, die zu den bedeutendsten älteren Düsseldorfern zählen sollten. Im Kreis der Nazarener war Schadow der trockenste, vielleicht darum aber auch der außerordentlich tüchtige Lehrer, dem die Düsseldorfer Akademie ihren glänzenden Aufschwung verdankt. Die Romantik tritt auch bei den ersten zu Lehrern berufenen Schülern, Karl Sohn und F. Theod. Hildebrandt, keineswegs stark hervor; Schadow war sogar ein besonderer Feind des romantischen Genres. Viel stärker ist von Anfang an die Anlehnung an bestimmte historische Vorgänge; freilich ist diese Düsseldorfer Historienmalerei mit romantischem und genrehaftem Einschlag, wie sie die reiche illustrative Tätigkeit Düsseldorfs vor der Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt, und wie sie der Popularisierung der Düsseldorfer Malerei so förderlich war, in diesen Werken viel erträglicher als in dem Freskenzyklus, den seit 1829 Graf Spee in Schloß Heltorf von Heinrich Mücke, Hermann Plüddemann und als Bestem von Fr. C. Lessing ausführen ließ. Aus diesem Kreise aber ging neben dem früh verstorbenen J. M. Niederée und dem im Jahre 1859 zur Ausschmückung des Kapitols in Washington dorthin zurückkehrenden Carl Leutze der Meister hervor, der die Historienmalerei von den aus Romantik und Genre ihr anhaftenden Schlacken befreien und zu wahrer Monumentalität führen sollte, Alfred Rethel (1816—1859). Seine damals so heiß umstrittenen Fresken aus der Geschichte Karls des Großen im Aachener Rathaussaal (1847—1853) und sein bedeutendstes graphisches Werk, der Totentanz (1849), sichern Rethel, der schon im Jahre 1853 dem Wahnsinn verfiel, den höchsten Ruhm in der rheinischen Malerei des 19. Jahrhunderts.

Die Düsseldorfer Nazarener bilden eine eng geschlossene Gruppe — zeitlich, weil ihre Wirksamkeit erst kurz vor der Mitte des Jahrhunderts einsetzt, und künstlerisch, weil sie, mit Ausnahme des führenden Ernst Deger, sehr bald einer allzu süßlichen, dem kirchlichen Geschmack breiter Massen sich unterordnenden Auffassung verfallen. Ihren Ursprung nehmen sie von Schadow und seinem leicht zu elegischen Schüler und Nachfolger in der Akademieleitung, Eduard Bendemann (1811 bis 1889). Ernst Deger (1809—1885) ist der ernsteste und strengste unter ihnen, künstlerisch seinen Genossen Franz Ittenbach, Karl Müller und Andreas Müller weit überlegen; das Hauptwerk bildet der von ihnen gemeinsam ausgeführte Zyklus in der Apollonariskirche bei Remagen (1843—1851), daneben stehen Degers Ausmalung der Kapelle auf Schloß Stolzenfels und zahlreiche Altargemälde.

Die spätere Auswirkung dieser beiden Arten der Figurenmalerei ist nicht immer als glücklich zu bezeichnen. Das Historienbild, dessen Zusammenhänge mit der französischen und der belgischen Geschichtsmalerei noch nicht ganz geklärt sind, wird unter dem Druck der all-

Digitized by Google

gemeinen naturalistischen Tendenz gar zu leicht Kostümmalerei. Es hat namentlich unter Peter Janssen (1844—1907) auch dank der großen Staatsaufträge eine besondere Entfaltung gezeitigt — durchweg von glänzender Maltechnik, aber bei dem Übermaß von historischer Treue in Technik und Auffassung kaum von der Monumentalität eines Alfred Rethel. Die religiöse Malerei hat zum Teil mit Eduard von Gebhardt (geb. 1838), der von den Nazarenern ausging, in ähnlich glänzender Technik eine Annäherung an die realistische Historie versucht, zum Teil aber in der Gefolgschaft der schwächeren Nazarener besonders weitgreifend jene Massenproduktion süßlicher und oberflächlicher Werke heraufgeführt, die den größten Teil der katholisch-kirchlichen Kunst auch heute noch beherrscht und für die Kunsterziehung der breiten Masse so verhängnisvoll gewesen ist.

Ein dritter Weg führte — zum Verdruß von Schadow — zu dem Genrebild, das sich wohl ob seiner Anspruchslosigkeit im Publikum so großer Vorliebe erfreuen sollte. In der Düsseldorfer Illustration nimmt es einen breiten Raum ein, wo es hier aber Freiligrath und andere Epigonen der Romantik illustriert, ist es zum Teil von geschmackloser Sentimentalität. Rein und harmlos in ihrem Humor behaupten allein der Maler der Weinprobe, J. P. Hasenclever (1810—1853), und Adolf Schrödter (1806—1875) mit dem Pfropfenzieher im Monogramm, der Meister der Arabeske neben Neureuther, auch heute noch ihren Platz. Teilweise darf man auch den schwer zu umschreibenden genialen Theodor Mintrop (1814—1870) hierher rechnen. F. Th. Hildebrandt und Karl Sohn, die ältesten Schadowschüler, bedeuten für Düsseldorf das romantische Genre — mit starken Ansätzen jedoch zum realistischen volkstümlichen Genrebild, wie es durch Henry Ritter (1816—1853), Rudolf Jordan (1810—1887), dann mit dem nordischen Bauernbild einer großen Zahl kürzer oder länger in Düsseldorf ansässigen Maler, Tidemand, Fagerlin usw. stärkste Popularität gehabt hat. Es wurde abgelöst in den auf die Mitte des Jahrhunderts folgenden Jahrzehnten durch das süddeutsche Bauernbild, namentlich von Ludwig Knaus (1829—1910) und Benjamin Vautier (1829—1898). Die große Produktion für den Markt aus den Händen einer Menge von Nachläufern hat auch hier dem Ansehen Düsseldorfs schwer geschadet und trotz einzelner später Ansätze, etwa bei te Peerdt, Gerhard Janssen, Adolf Schönnenbeck, ist die künstlerische Durchdringung des Genrebildes im Geiste und Sinne Leibls nicht mehr möglich geworden.

Man darf darüber nicht ungerecht werden. Die ausgezeichnete altmeisterliche Qualität dringt bei den führenden Meistern überall da als ein Erbe der gründlichen Schule Schadows durch, wo die Klippen der im Zeitgeschmack begründeten Gedankenmalerei nicht im Wege stehen, also namentlich im Bildnis. Es ist immer wieder eine helle Freude, von allen jenen Malern Porträts aus dem Privatbesitz auftauchen zu sehen, die dem malerischen Können eines Hildebrandt,

Digitized by Google

Leutze, vornehmlich eines Karl Sohn und weiter eines Ludwig Knaus und Peter Janssen das beste Zeugnis ausstellen.

Die Düsseldorfer Landschaft sieht in Karl Friedrich Lessing (1808 bis 1880) und Wilhelm Schirmer (1807—1863) ihre Begründer; Lessing wird in Düsseldorf durch die struktive Entdeckung der Eifellandschaft vom Romantiker zum Naturalisten, Schirmer durch seine feinen Studien zum Begründer der Stimmungslandschaft, und erst später, als beide Meister den Weg nach Karlsruhe nahmen, deren Landschaftsmalerei in ihnen ihre Gründer sehen darf, in Italien zum Meister der historischen Landschaft. In Düsseldorf traten Andreas Achenbach (1816—1911) und Oswald Achenbach (1827—1905) ihr Erbe an — vor allem der erstere, der als Schüler der alten niederländischen Malerei auf die Düsseldorfer Stimmungslandschaft — ohne je eine Lehrtätigkeit gehabt zu haben — den entscheidenden Einfluß ausübte bis in die jüngste Zeit — über Seibels, Theod. Hagen, Richard Burnier, Albert Flamm bis zu Georg Oeder und Ernst Dücker. Aber auch gerade hier hat der die Produktion zum äußersten anstachelnde Kunstmarkt dem Ansehen Düsseldorfs schwer geschadet, und immer mehr genießen die feinen intimen Studien den Vorzug vor den in die öffentlichen Sammlungen frühzeitig eingegangenen großen Werken.

Die Vielseitigkeit eines solchen Bildes zeigt deutlich genug, daß es eine „Düsseldorfer Schule“ im engeren Sinne nicht gibt; den Angelpunkt bildet die Lehrtätigkeit der Akademie. Eine Menge der besten deutschen Meister, die nicht zu den Düsseldorfern rechnen, sind durch diese Schule gegangen, und es wird sich erst langsam herausstellen, was und wieviel sie Düsseldorf verdanken. Immer wieder aber wird man sich hüten müssen, die allgemeine Kunstware zum Maßstab für den Anteil Düsseldorfs an der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts zu nehmen. Die neueste Malerei und Plastik haben spät zwar und unter Kämpfen, aber dennoch ihr Heimatrecht in Düsseldorf gefunden. Düsseldorf ist nun einmal die Stätte der bildenden Kunst im Rheinland, wenn auch nicht mehr so unbestritten wie im 19. Jahrhundert, und es will bedünken, daß auch in den neuesten Erscheinungen von so anders gearteten künstlerischen Zielen ein Stück von der guten alten Malkultur Düsseldorfs lebendig bleiben soll.

Das eine aber künden die letzten Erscheinungen der bildenden Kunst, die einer historischen Betrachtung noch widerstreben, deutlich: daß die Entwicklung die Grenzen einer provinziellen Beschränkung endgültig durchbrochen hat. Das 19. Jahrhundert ist auch für die Kunst die Epoche einer engen Verschmelzung des weiteren Vaterlandes gewesen. Der Nutzbaustil in der Architektur unserer Tage hat ebensowenig wie die jüngste Plastik und Malerei etwas spezifisch Rheinisches mehr. Das mag bedauerlich erscheinen, aber jede solche Betrachtung wird unfruchtbar bleiben. Der Gang der Entwicklung hat sich in langen Jahrhunderten, in denen immer wieder den Rheinlanden die Vermittlerrolle zwischen Ost und West, Süd und Nord zufiel, langsam vor-

Digitized by Google

bereitet; der Weg, den andere Nationen schon vor Jahrhunderten gegangen sind, mußte auch die deutsche gehen — auf dem Kulturgebiet der Sprache schon früher, auf demjenigen der Kunst später. Das sind Unabänderlichkeiten der Menschheitsgeschichte; da mag die alte Erkenntnis der Kunstgeschichte zum Trost gereichen, daß gute Kunst als schönste und höchste Schöpfung des menschlichen Geistes unabhängig ist von solchen Wandlungen.

Digitized by Google

Orts- und Personenregister.

Abkürzungen: St. = Stadt; T. = Territorium: MA. = Mittelalter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Sachregister.

Zur Ergänzung ist das Orts- und Personenregister heranzuziehen.

Digitized by Google

L.

Digitized by Google

Digitized by Google

S.

Digitized by Google

T.

U.

V.

W.

Digitized by Google

Digitized by Google



Subskriptionsexemplar. Unverkäuflich.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPARTMENT
THE GENERAL LIBRARY

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

REC'D LD MAR 28 '72 -2 PM 7 3
OCT 10 1972 8 0
REC'D LD JUN 28 '73 -11 AM 5 3
IRVINE
INTERLIBRARY LOAN
OCT 9 1973
11-5
OCT 27 1976 7 4
MAY 22 1978
REC. CIR. MAR 30 '78
AUG 3 1979
INTER-LIBRARY
LOAN
MAY 1 1977
NOV 16 1977
... 02 1997
RECEIVED
MAR 02 1997

LD 21-40m-2,'69
(J6057s10)476—A-32
General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google